PB
3
A5
Bd. 63
c. 1
ROBA

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXIV. JAHRGANG, 63. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1880.

PE
3
A5
Bd.63

20996
e

Inhalts-Verzeichniss des LXIII. Bandes.

Abhandlungen.

	Seite
Zu Molière's Don Juan. Von Dr. Mahrenholtz	1
Neues zur Tell-Sage. Von Adalbert Rudolf	13
Eine lateinisch-italienische Grammatik. Von Felix Zvérina	29
Mittheilungen aus einer französ. Handschrift des Lambeth Palace zu London. Von Robert Reinsch	51
Die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur. Von J. E. Riffert	129
Eine französische Bearbeitung der Don-Juan-Sage vor Molière. Von Dr. Mahrenholtz	177
Das Lied von „Billings mey". Uebersetzt und erläutert von Werner Hahn	187
Die Orthographiereform in England. Von Dr. M. Schilling	223
Die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur. Von J. E. Riffert. (Schluss)	241
Der Verfasser der Fameuse comédienne? Von Dr. Mahrenholtz	333
Zur Etymologie hauptsächlich westfälischer Fluss- und Gebirgsnamen. Von Dr. Lohmeyer	347
Die Alliteration in den Schillerschen Dichtungen. Von H. Schults	379
Zur französischen Schulgrammatik. Von Ph. Plattner	395
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen	423

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum herausgegeben von Dr. H. Schweitzer. 1. Heft. Biographisches vom Herausgeber. (Dr. Mahrenholtz)	237
Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. Von Eduard Müller. (H.)	238
La Natura, libri VI di T. Lucrezio Caro Tradotti da Mario Rapisardi	240
Grammatica italiana dell' uso moderno compilata da Raffaello Fornaciari	240
Herr Professor von Raumer und die Deutsche Rechtschreibung. Ein Beitrag zur Herstellung einer orthographischen Einigung von Paul Eisen. (G. Michaelis)	428
Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen, von Dr. Fr. Brinkmann. I. Band. Die Thierbilder der Sprache. (C. Z)	433
Abriss der mittelhochdeutschen Laut- und Flexionslehre zum Schulgebrauche. Von E. Bernhardt. (R.)	439
Adolf Gaspary, Die sicilianische Dichterschule des 13. Jahrhunderts	440
H. Michaelis, Dizionario completo italiano-tedesco e tedesco-italiano, parte prima: italiano-tedesco	441
Eduard Wölfflin, Lateinische und romanische Comparation	443
Alart, Études sur l'histoire de quelques mots romans, rana ran ranar randa randar	444

Seite

Bartolomeo Malfatti, Degli idiomi parlati anticamente nel Trentino e dei dialetti odierni 445
N. Caix, Sul perfetto debole romanzo 446
Albert Stimming, Bertran de Born, sein Leben und seine Werke. Mit Anmerkungen und Glossar 447
Hermann Suchier, Aucassin und Nicolete. Neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar 448
Ernst Windisch, Kurzgefasste irische Grammatik mit Lesestücken. (H. Buchholtz) 449
Altfranzösische Bibliothek, herausgegeben von Dr. W. Förster. Erster Band: Chardry's Josaphaz, Set Dormanz und Petit Plet, herausgegeben von John Koch 450
Altfranzösische Bibliothek, herausgegeben von Dr. W. Förster. Zweiter Band: Karls des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel, herausgegeben von Eduard Koschwitz. (R.) 451
Robert Reinsch, Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der roman. und german. Literatur. (H.) 452
Die Flexion im Cambridger Psalter. Grammatische Untersuchung von Dr. Emil Fichte 458
On the Language of the Proverbs of Alfred. Inaugural-Dissertation von Ernst Gropp 458
Traité de la langue du poète écossais William Dunbar. Par Johannes Kaufmann 459
The Frisian Language and Literature: A Historical Study. By W. T. Hewett 460
Ueber Sprache und Quellen des mittelenglischen Heldengedichts vom Sowdan of Babylon. Von Emil Hausknecht 460
Ein spanisches Steinbuch. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Vollmüller 461
Bibliotheca Normannica. Denkmäler normannischer Literatur und Sprache herausgegeben von H. Suchier 462
Histoire et théorie de la conjugaison française par Camille Chabaneau . . 464
L'art poétique de Boileau dans celui de Gottsched. Eine literarhist. Studie von Dr. O. Wichmann. (R.) 464
Les Unités d'Aristote avant le Cid de Corneille. Etude de littérature comparée par H. Breitinger 466
Französisches Lesebuch Anfangs- und Mittelstufe. Von Alb. Benecke und Fr. d'Hargues. (Wolpert) 467
Systematische Grammatik der englischen Sprache nebst zahlreichen Uebungs- und Lesestücken von Dr. W. Bischoff. (K. Hottenrott) 467
Englische Studien. Organ für englische Philologie unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts auf höheren Schulen. Herausgegeben von Dr. Eugen Kölbing 470
Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Karl Bartsch herausgegeben von Dr. Otto Behaghel und Dr. Fritz Neumann. (Dr. David Asher) 470
Erwiederung auf Herrn Dr. Sonnenburg's Vorwort zum Englischen Uebungsbuche. (Dr. Bernhard Lehmann) 471

Programmenschau.

Das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachformen. Vom Oberl. Dr. A. Ziemer. Progr. des Domgymn. zu Colberg . . 97
Die deutsche Prosalectüre in den oberen Classen des Gymnasiums. Vom Subrector August Fink. Progr. des Gymn. zu Ratzeburg 98
Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigand's deutschem Wörterbuche. (Fortsetzung.) Vom Oberl. Dr. A. Gombert. Progr. des Gymn. zu Gross-Strelitz 99

Seite

Die Laute der Werdener Mundart in ihrem Verhältniss zum Altniederfränkischen, Altsächsischen, Althochdeutschen. Vom ord. Lehrer Dr. Franz Koch. Progr. des Gymn. zu Aachen 100
Die Namen der wirbellosen Thiere in der Siegerländer Mundart, verglichen mit denen anderer deutscher Mundarten und germanischer Schriftsprachen. Von Dr. Heinzerling. Progr. der Realschule I. O. zu Siegen . . . 100
Die Entwicklung der Balladendichtung in der deutschen Poesie. Von Dr. Paul Blume. Progr. der höh. Bürgerschule zu Lauenburg a. d. Elbe . 100
Romanze und Ballade. II. Theil. Vom Oberl. Dr. Jos. Hense. Progr. des Gymn. zu Warburg 101
Die Abstammung des Ulfilas Vom Oberl. Dr. C. P. V. Kirchner. Progr. der Realschule I. O. zu Chemnitz 102
Das Ludwigslied, das Hildebrandslied und die beiden Merseburger Zaubersprüche ins Neuhochdeutsche übertragen und mit einem Commentar versehen vom Prorector Prof. Dr. Nestor Girschner. Progr. des Gymn. und der Realschule I. O. zu Colberg 102
Das Ludwigslied. Von Ed. Samhaber. Progr. des Gymn. zu Freistadt in O.-Oesterr. 103
Ueber die culturgeschichtliche Bedeutung der älteren religiös-ethischen Dichtungen in der deutschen Literatur. Progr. der Realschule zu Darmstadt . 103
Vergleich, Metapher, Allegorie und Ironie in dem Nibelungenlied und der Kudrun. Von Dr. Groth. Progr. des Gymn. zu Charlottenburg . . 105
Vorwort zu einem kritischen Versuch über die mythischen Grundbestandtheile der Nibelungensage. Von Dr. Ernst Snell. Progr. des Gymn. zum heiligen Kreuz zu Dresden 105
Die Kudrun-Dichtung nach Wilmann's Kritik. Von Dr. El. Kolisch. Progr. der städtischen Real-Lehranstalt zu Stettin 106
Die Darstellung des Wolfram'schen Humors. Von Christian Stark. Progr. des Gymn. zu Schwerin 106
Ueber den Wigalois von Wirnt von Gravenberg und seine altfranzösische Quelle. Von Dr. Albert Mebes. Progr. der Realschule zu Neumünster . 107
Priester Konrad's deutsches Predigtbuch. Von Johann Schmidt. Progr. des Staatsgymn. im 3. Bezirke zu Wien 107
Luther's Einfluss auf die deutsche Literatur. Von J. Weiss. Progr. des Gymn. zu Cilli 108
Martin Luther's Sendbrief vom Dolmetscher. Zum Schulgebrauch herausgegeben vom Dir. Prof. Dr. E. Grosse. Progr. des Gymn. zu Memel . 108
Daphne, das erste deutsche Operntextbuch. Von Dr. Otto Taubert. Progr. des Gymn. zu Torgau 109
Die Gedenkfeier des 25. October 1878. Festrede des Rectors J. A. F. Vollbrecht. Progr. der höheren Bürgerschule zu Otterndorf 110
Wie denkt Schiller über Religion? Vom ord. Lehrer Blaskowitz. Progr. der höheren Bürgerschule zu Gumbinnen 110
Grillparzer's Selbstbiographie. Von Ad Fänlhammer. Progr. des Gymn. zu Troppau 111
Studien über die dramatische Sprache der „Ahnfrau" Grillparzer's. Von Hans Schwetz. Progr. des Gymn. zu Horn in Niederösterreich . . 111
Die patriotische Dichtung der Deutschen seit Klopstock (Schluss). Von C. Düwell. Progr. der Realschule zu Spremberg 113
Ueber die Kriegslieder aus der Zeit der Befreiungskriege 1813 bis 1815 und des deutsch-französischen Krieges 1870 bis 1871 1. Theil. Vom Lehrer Eberhardt. Progr. der höheren Bürgerschule zu Strausberg . 113
Die Kaiseridee des deutschen Volkes in Liedern seiner Dichter seit dem Jahre 1806. Vom Dir. Dr. Jos. Scherer. Progr. des Gymn. zu Arnsberg 113
G. Koerting: De voribus latinis, quae apud Joannem Malalam chronographum Byzantinum inveniuntur. Vorwort zum Lectionsverzeichniss der Akademie zu Münster 113

Seite

Friedrich Jacobs über Molière und die Classiker aus der Zeit Ludwig's XIV. I. Molière. Vom Oberl. Dr. Humbert. Progr. des Gymn. und der Realschule I. O. zu Bielefeld. (Hölscher) 114

Münch: Bemerkungen über die französische und englische Lectüre in den oberen Realclassen. Progr. der Realschule I. O. zu Ruhrort a. Rh. . 116

R. Tamm: Bemerkungen zur Metrik und Sprache Villon's. Progr. der höheren Bürgerschule zu Freiburg in Schl. (Dr. G. Willenberg) . 117

Miscellen.

Seite 120—128.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 474—478.

Verzeichniss der Vorlesungen an der Berliner Akademie für moderne Philologie. Sommersemester 1880 479

Zu Molière's Don Juan.

Von

Dr. Mahrenholtz.

I. Ueber Villiers' Festin de Pierre ou l'Athée foudroyé.

Mit den Vorstudien zu einer Geschichte der dramatischen Bearbeitungen der Don-Juan-Erzählung beschäftigt, fand ich auf der Kgl. Bibliothek zu Dresden Villiers' Festin de Pierre. Das Werk gehört zu denen, die viel genannt und wenig bekannt sind, denn die meisten französischen und deutschen Commentatoren wissen von dem Stücke wenig mehr, als den Titel anzugeben, und selbst ein Artikel der Revue des deux Mondes* begnügt sich, eine Stelle aus der Vorrede anzuführen, ohne auf die Sache selbst näher einzugehen.

Der Pariser Schauspieler de Villiers spricht auf der zweiten Seite der Préface über das Verhältniss seines Stückes zu den vorhergehenden dramatischen Bearbeitungen desselben Stoffes in wenig klarer, aber doch nicht missverständlicher Weise. „Les Français à la Campagne, les Italiens à Paris, qui en ont fait tant de bruit, n'en ont iamais fait voir qu'un imparfait original, que nostre Copie surpasse infiniment.“ Da Villiers' Stück 1660 zu Amsterdam im Druck erschien und vorher (ausser der dem Villiers scheinbar unbekannten, wenigstens von ihm nirgends angedeuteten Komödie des Tirso di Molina: El Bur-

* Jahrg. 1847, S. 565.

lador) nur Onofrio Giliberti's: Convitato di Piedra, die von einer italischen Truppe in Paris aufgeführte Harlekinade und endlich Dorimond's 1658 in Lyon gegebener Fils criminel existirten, so kann hier die Bezeichnung „imparfait original" nur auf die beiden letzteren Theaterbearbeitungen sich beziehen, die eine nicht wortgetreue und genaue, aber durch selbständige Zusätze erweiterte Reproducirung des italischen Stückes sind.* Diesen „originalen" Bearbeitungen gegenüber bezeichnet Villiers sein eignes Stück als blosse Uebersetzung, wie denn auch auf dem Titel das „traduit de l'Italien" nicht fehlt. Wir haben hier also den wortgetreuen Text der 1652 erschienenen italischen Komödie, die seit längerer Zeit vergebens in französischen und ausserfranzösischen Bibliotheken gesucht worden und beinahe als verloren anzusehen ist, und können aus diesem Stücke auf das Verhältniss des Italiäners zu Tirso di Molina und zu Molière schliessen. Dieser Umstand allein kann dem Stücke, das keinen selbständigen Werth beansprucht und darum weder „mehr Verve" noch einen „schlechteren Geschmack", als Dorimond's Arbeit verrathen kann, wie Laun (Einl. zu Don Juan, 7) behauptet, eine hohe literarische Bedeutung verleihen.

Ohne auf die höchst charakteristische Vorrede Villiers' zunächst einzugehen, eile ich, den Inhalt dieses auf deutschen Bibliotheken fast ausgestorbenen Buches anzugeben, um den daraus gewonnenen ästhetischen Eindruck mit der Art von Kritik zu vergleichen, die Villiers selbst an dem Stücke übt.

Amarille, eine schüchterne Liebende, spricht mit ihrer dreisten, die Herrin bewundernden Dienerin Lucile von ihrer heissen Liebe zu Philippe. Wir erfahren, dass Amarille's Vater von der Sache nichts wissen will, weil er auf Philippe's Kriegsruhm eifersüchtig sei. Stellen wir uns danach den Philippe als einen ritterlichen Kriegshelden vor, so erscheint er in der folgenden Scene doch nur als verliebter, wortreicher Cavalier à la mode. Da hören wir nach einer Anzahl schwülstiger Liebesphrasen, dass er eher sterben — als Vater und Tochter vereinigen wolle, und nach diesem Theatercoup muss denn das furchtsame,

* Der Ausdruck „les Français à la Campagne" kann nur auf französische Schauspieler ausserhalb Paris gehen, wie die Gegenüberstellung des „Italiens à Paris" zeigt.

scheue Liebchen ewige Treue schwören und ein Fenster-Rendezvous zu abendlicher Stunde concediren. Da erscheint Don Juan, ein weitläufiger Bekannter* des Philippe, und kündigt sich uns als gefährlicher Herzensdieb an. Scene IV hören wir ein Duett zwischen Alvaros, dem Vater Don Juan's, und Philippin, dem Hanswurst des Stückes. Während Alvaros in rührender Weise sein Unglück als Vater schildert, macht Philippin schlechte Witze und spielt, zur Ruhe verwiesen, den treuesten Verehrer seines leichtfertigen Herrn.** Scene V. Zankscene zwischen Vater und Sohn, der sich als offenen Atheisten bekannt, seinem Vater das Pietätsverhältniss aufkündigt und das ganze Sünden- und Lasterleben mit seiner heissblütigen Jugend entschuldigt. Endlich verbittet sich der Sohn die „insolence" seines väterlichen Tugendpredigers und giebt dem Alten eine Ohrfeige, nachdem ihn dieser freilich vorher dazu aufgefordert. Alvaros bittet die Götter erst um Rache, dann um Besserung des Verirrten.

Act II. Don Juan ermordet den Vater der von ihm betrogenen Amarille, während Philippin hungrig und vor Furcht zitternd im Dunkel Wache hält. Im Sterben macht der Ermordete den einst zurückgewiesenen Don Philippe zu seinem Schwiegersohn. Die Tochter eilt herbei, weint und klagt und ruft endlich die Gendarmen zu Hülfe. Später trifft Don Philippe auf dem Schauplatz der Mordthat ein, schwört dem Mörder, den er übrigens nur „wenig gesehen", ewige Rache und theilt uns ganz beiläufig mit, dass Don Juan sich ihm bei dem abendlichen Rendezvous substituirt und so die keusche Amarille entjungfert habe. Im Folgenden komisches Duett zwischen dem furchtsamen Lakaien, der vor lauter Furchtsamkeit des eignen Herrn Schandthaten ausplaudert, und dem weder Hölle noch Teufel fürchtenden Bramarbas Don Juan. Letzterer entreisst endlich dem kläglich jammernden und winselnden Diener sein Gewand, um sicherer entfliehen zu können. Inzwischen hat Amarille den renommistischen Prévost und die ebenso bramarbasirenden Archers zur Rache an Don Juan aufgestachelt. Mitten im besten Renommiren treffen die Herren von der Polizei auf den Pseudo-

* II, 2. J'ai si peu vu ce traistre.

** Z. B.: Je ne puis ni manger ni boire pendant la folie et tout ce badinage. Je veux sauver mon fils u. a.

Don Juan. Der furchtsame Bediente wird vor der drohenden Gefahr plötzlich keck und beherzt, giebt sich für einen Comte und Gebieter der Polizei aus. Seine Verfolger ziehen sich ehrfurchtsvoll zurück, Pseudo-Don Juan bewundert seinen plötzlichen Muth und reisst dann schleunigst aus.

III. Ein Pilger singt uns in rührenden Weisen die Herrlichkeit des Lebens in Gott. Don Juan und Philippin kommen hinzu. Ersterer, nachdem er in falstaffartiger Weise mit seinem Muthe renommirt, erklärt, dass er in ferne Länder gehen und als gefeierter Kriegsheld einst zurückkehren wolle. Der Diener theilt ihm den Tod seines Vaters mit, Don Juan, der erst Hölle und Teufel verhöhnt, sieht in dem Ereigniss eine Strafe der Hölle und fängt an, sentimental zu werden. Nachdem er dem Diener, der nicht länger mit ihm hungern will, aus einander gesetzt, dass er Geld genug für sie beide habe, hört er in aller Gemüthsruhe Philippin's entsetzliche Strafpredigt an.* Doch schon in der folgenden Scene ist Don Juan's reuige Sentimentalität vorbei, er entreisst dem Pilger sein Gewand, um sich seinen Bedrängern darin zu verbergen, droht den Widerstrebenden zu tödten und hat es nur der Vermittlung seines naiv schlauen Dieners zu danken, dass er einen Mord weniger auf dem Gewissen hat. In seiner Verkleidung trifft nun Don Juan den Don Philippe, der die Götter angefleht, ihn und Amarillen an dem Verführer und Mörder zu rächen. Don Juan spielt eine Zeit lang den gottesfürchtigen Pilger, mahnt den Gegner von der Rache ab, „welche die Götter verbieten", verräth sich aber so gründlich, dass nur Philippe's gänzlicher Mangel an Geistesüberfluss nichts merkt. Endlich „des trocknen Tones satt", entreisst er dem Feinde das Schwert und stösst ihn nieder.

IV. Don Juan, aus einem Seesturme glücklich gerettet, ist warm und weich im Hause des Bauern Philemon. Dieser und seine Frau Macette merken, dass Don Juan etwas auf dem Gewissen habe, sprechen auch von Pedro's Ermordung, doch Don Juan weiss geschickt zu heucheln, und beschliesst endlich, durch gute Handlungen „die Gunst des Himmels zu ertrotzen".

* Philippin wirft ihm u. a. vor, dass er seine Schwester entehrt und seinen Bruder ermordet habe.

Unmittelbar darauf — verführt er eine Schäferin Béline, während deren Schwester entrinnt. Philippin sucht die letztere zu trösten, indem er die Namen der von Don Juan Entehrten aufzählt oder vielmehr aus einer Papierrolle abliest. Plötzlich trifft Don Juan ein, ist wieder ganz der Alte, entschuldigt alle seine Schandthaten. Im Weitergehen gelangt er mit dem Diener vor Don Pedro's Grab und lässt dessen Statue zum Gastmahl durch Philippin einladen.

Der letzte Act zeigt uns Don Pedro's Schatten, als Gast Don Juan's. Letzterer, ganz wieder der arge Sünder, zwingt den abergläubischen, gespensterscheuen Diener, den Geist durch frivole Liebesgesänge zu höhnen, und weist Pedro's Besserungsversuche kategorisch zurück. Der Geist ladet beim Abschiede Don Juan zum Revanchediner ein. Don Juan sagt zu, verführt unterwegs noch eine Braut, die er vor den Augen des Bräutigams und der Eltern wegraubt, und stellt sich mit Philippin, der auf alle Weise zu entfliehen sucht, bei dem Todten ein. Die feierlichen Ermahnungen und Drohungen des Gastgebers verspottet Don Juan in frivolster Weise und stirbt mit dem Bekenntniss des offenen Atheismus und raffinirter Schurkerei. Inzwischen haben die Eltern der Braut die „Justiz" herbeigeholt, die leider zu spät kommt, um die Verführung zu hindern,* und finden auf dem Rückwege den bewusstlos daliegenden Philippin. Letzterer erholt sich schnell wieder, erzählt seines Herrn Schicksal, bedauert übrigens diesen „unvergleichlichen" Verlust, und ermahnt alle ungehorsamen Kinder, sich an Don Juan ein Beispiel zu nehmen.

So macht das italische Stück in Villiers' Uebersetzung nicht den Eindruck eines einheitlichen, nach Charakteristik, Composition und Idee wohldurchdachten Stückes. Scene reiht sich ohne innere Ordnung und Nothwendigkeit an Scene; die Widersprüche in der Charakteristik des Helden, der bald als niedriger Heuchler, bald als grossartiger Verbrecher, als frivoler Atheist und dann als reuiger Sünder, als verächtlicher Renommist und wieder als tapferer Cavalier erscheint, die Unebenheiten der

* Philippin sagt V, 5: Sans doute la justice un peu tard avertie aura donné du temps d'achever la partie.

Figur des Philippin, in dem der sittlich denkende Gläubige und der loyale Diener sich schlecht mit dem possenhaften Witzemacher und dem materiell gesinnten Feigling vereinen, entbehren jeder psychologischen Motivirung. Dieses Wirrwarr von Scenen, Motiven, Personen, das selbst der sonst streng beobachteten Einheit des Ortes spottet,* wird nur lose durch die an einzelnen Stellen angedeutete, am Schluss ausgesprochene Moral: Kinder, gehorchet euren Eltern, zusammengehalten.

Bei diesen Schwächen begreift man, dass der Uebersetzer selbst von dem Unwerth des Vorbildes überzeugt war. In der Vorrede sucht er die Veröffentlichung des Stückes in jeder Weise zu entschuldigen. Seine Collegen am Theater hätten die Herausgabe dringend gewünscht, der Buchhändler hätte ihm das Stück nach der Aufführung abgezwungen, um noch „einige Privatleute damit anzuführen", wie vorher die Schauspieler des Hôtel de Bourgogne „das Publicum hinter's Licht geführt". Gelderwerb sei der Zweck der Herausgabe, was kümmere ihn die üble Nachrede, wenn nur das Stück Erfolg hätte. Um auch solche Käufer anzulocken, die das Theater nicht besuchten, habe er das Machwerk dem grossen Corneille gewidmet (Préf. 4). Ueberhaupt, so heisst es an zwei Stellen (Préf. 2 u. Au Lecteur 1), die Zahl der Kenner sei gering, gross aber die Zahl derjenigen, die sich mehr an dem todten Gouverneur und an seinem Pferde erbauten, als an „den Versen und der Charakterzeichnung", darum hätten noch schlechtere Machwerke der schaulustigen Menge gefallen.

Mit dieser anerkennenswerthen Offenheit stehen die geradezu hündisch kriechenden Schmeicheleien gegen Corneille in Widerspruch. Corneille, heisst es (Préf. 4), sei mehr als Terenz, Horaz, Euripides, als alle Gesetzgeber des Theaters, jeder Leser solle gleich bei „Eröffnung des Buches" sehen, wie er den grossen Dichter ehre. Sein Lob aber sei ein aufrichtiges (?), verschieden von dem der „faiseurs d'épistres dédicatoires".

Vergleicht man nun diese Copie der Giliberti'schen Komödie mit dem spanischen Burlador, so sieht man recht, wie wenig

* Auf dem Titel heisst es: la scène est à Seville et dans quelques lieux fort proches de la ville.

die hohe Poesie des Spaniers erreicht, wie vieles dem spanischen Stücke Eigenthümliche entweder unnachahmbar erschien, oder in der Nachahmung verzerrt und entstellt wurde. Gang der Handlung wie die Personen sind in beiden Stücken fast gleich, aber was ist aus der grossartigen Bilderpracht, der bezaubernden Verskunst, der zarten Anmuth der Liebesscenen geworden! Wie ist vor Allem der Charakter des Helden und seiner Opfer herabgezogen und entstellt!

Don Juan, wie ihn Tirso zeichnet, ist weder Atheist noch Verbrecher aus Princip. In religiöser Hinsicht glaubt er, was die Kirche seiner Zeit lehrte; die Allmacht Gottes, selbst die Schrecken des Jenseits (s. III, 11) haben für ihn ihre Bedeutung nicht verloren, noch im Augenblick des Todes verlangt er nach Beichte und Absolution. Doch der Sinnentaumel, der ihn blindlings von Verbrechen zu Verbrechen treibt, die ungezügelte, nie befriedigte Genusssucht drängt jeden moralischen oder religiösen Gedanken zurück. Gottes Strafe wähnt er in weiter Ferne,* die Schrecken der Hölle und des Jenseits fordern seinen ritterlichen Muth heraus.** Heuchler ist er nur insoweit, wie sein Beruf als Mädchenverführer das „engañar à las mugeres" (II, 9) es fordert. Er verachtet zwar die Ermahnungen des Vaters, wie der Don Juan im italischen Stücke, aber zu einer gemeinen und ehrlosen Handlung, wie es die Misshandlung des Alvaros ist, lässt er sich nicht fortreissen. So ist er denn inmitten der frivolsten Genusssucht doch von einer poetischen Verklärung umflossen, die den Widerwillen des moralischen Gefühles nicht aufkommen lässt. Giliberti's Don Juan, der wie eine Wetterfahne zwischen den entgegengesetzten Motiven und Entschlüssen schwankt und stets von den gemeinsten Regungen fortgestossen wird, erweckt in gleicher Weise den ästhetischen wie moralischen Unwillen. Isabella, im spanischen Stück eine noble Erscheinung, voll Muth und Würde, steht in der italischen Komödie ganz auf dem Niveau des alltäglichen Lebens, von dem sie nur ein Zug moderner Sentimentalität erhebt. Tisbea und Aminta sind zu zwei gewöhnlichen Landdirnen geworden,

* II, 9. En la muerte? Tan largo me lo fiais? De aqui allá hay gran jornada.

** III, 11. Si fueras el mismo infierno, la mano te diera yo.

die zwar in gezierten Liebesphrasen sich des Breiten ergehen (IV, 4), an denen aber ein Kenner wie Don Juan nur die „Taille" zu bewundern weiss. Philippin, dem spanischen Catalinon in seinen Grundzügen verwandt, drängt sich ungebührlich in den Vordergrund des dramatischen Interesses.

Während dem spanischen Stücke eine bestimmte Grundidee fehlt, welche den lose verbundenen Scenen einen festen Halt geben könnte, sucht Giliberti eine prosaische Moral geflissentlich hervortreten zu lassen. Das heisst denn freilich, einen dramatischen Fehler durch eine Versündigung an der Kunst verbessern wollen. Die Heirathsscene am Schluss des Burlador, die uns mehr das ethische Gefühl des Geistlichen, den loyalen Sinn des Spaniers, als das Bewusstsein des Dichters verräth, muss freilich den dramatischen Eindruck abschwächen, aber sie wirkt doch anders, als die matte, fade Schlussscene des Villiers'schen Festin. Die Unselbständigkeit der italischen Bearbeitung verräth sich namentlich in directen Entlehnungen einzelner Züge und Scenen. Schon die pathetische Schilderung der Höllenstrafen (V, 5), die warme Poesie, welche Don Juan's Beschreibung des Seesturmes athmet (IV, 1), das Preisen des ritterlichen Muthes und kriegerischer Thaten (I, 5, III, 2), der religiös erbauliche Ton einzelner Stellen (I, 4, III, 1, 2, 4, IV, 1, 2, 3, V, 1 u. f.) zeigen das Vorbild entsprechender Scenen des Burlador.

An zwei Stellen ist sogar das spanische Stück ziemlich wörtlich ausgeschrieben. So sagt II, 8 der Vater Don Juan's: Es posible, que procuras Todas las horas mi muerte, und Alvaros drückt dasselbe drastischer aus: Si ta main d'un soufflet a fait rougir ton père, frappe, frappe cruel, plongez-y, tes armes (I, 5). Ebenso antwortet Don Pedro, von Don Juan zum Essen aufgefordert: Ah, j'ay bien d'autres mets, dont je m'en vais goûter, und im spanischen Stücke (III, 16) findet wirklich im Grabgewölbe ein Nachtessen statt, bei dem es Vipern, Scorpionen, Galle und Essig giebt. Die mythologischen Anspielungen in der Villiers'schen Uebersetzung (besonders IV, 3, V, 6) kennzeichnen die antikisirende Richtung der Zeit.*

* Die Scene zwischen dem Pilger und Don Juan (III, 3) erinnert etwas an die bekannte Unterredung in Lenau's Faust, wie verschiedene Scenen ganz zu dem Texte der Mozart'schen Oper stimmen.

Von einem directen Einfluss Giliberti's — sei es im Original, oder in Villiers' Copie — auf Molière's Don Juan kann kaum die Rede sein. Höchstens stimmt die eine Stelle, an der Don Juan den furchtsamen Bedienten auffordert, dem Commandeur vorzutrinken und vorzusingen (IV, 12), zu Villiers' V, 3, wie sie sich auch in der Harlekinade (s. Moland, Oeuvres de Mol. III, 352) findet.

Nur einzelne Züge lassen sich wahrnehmen, die Molière in freiester und genialster Weise vertieft und verschönert hat. Schon der Don Juan des Villiers ist stellenweis ein Heuchler aus gemeinster Berechnung, ohne diesen Charakterzug irgendwie consequent zu wahren (s. die Inhaltsangabe). Der Molière'sche Don Juan, der Glaube, Sittlichkeit und Autorität in kecker Frivolität gehöhnt und dann zum Heuchler aus Politik wird, ist zugleich das Gegenstück und Abbild des Tartuffe. Doch er führt seine Rolle mit Consequenz durch, nie verleugnet er den Grundzug seines Charakters; und selbst da, wo edlere Züge seines Innern hervortreten, wie nach der letzten Unterredung mit Elvire,* vor der Statue des Gouverneurs,** und wo er den von Räubern bedrängten Don Carlos errettet, vermögen sie den Grundtypus der bewussten Immoralität nicht zu verwischen.

In Molière's Sganarelle ist der rohe Aberglaube, die mechanische Frömmigkeit Philippin's zu einem bewussten, auf Vernunftgründen ruhenden Deismus geworden, der mit überzeugender Klarheit dem frivolen Atheismus des Herrn gegenübertritt. Gleich ist in beiden nur der materielle Sinn, die feige Klugheit, die servile Unterwürfigkeit gegen den als unwürdig erkannten Gebieter.

Das wäre Alles, was die italische Komödie zu dem Molière'schen Stücke beizutragen vermocht hätte. Auch der spanische Burlador ist von ihm nur in einer Scene genutzt worden (II, 9, IV, 6), und selbst da ist der pathetisch-religiöse Ton der ergreifenden Strafpredigt von Molière sehr verändert und gemässigt worden. Wie weit ein Einfluss der oben erwähnten Harlekinade anzunehmen sei, wollen wir im Folgenden prüfen.

---

* IV, 8. Sais-tu, que j'ai encore senti quelque peu d'émotion pour elle.
** III, 5. Allons, sortons d'ici.

II. Die Harlekinade der italischen Truppe zu Paris und Molière's Festin.

Von einem possenhaften Stücke, welches italische Schauspieler zuerst 1657 in Paris aufführten, findet sich eine genaue Inhaltsangabe in der „Histoire de l'ancien théâtre italien par les frères Parfait", die von Moland (Oeuvres III, 345—353) wieder abgedruckt worden ist. Haben wir nun in Villiers' Festin die genaue Reproduction des Giliberti'schen Stückes, woran nach der ausdrücklichen Bezeichnung als „Copie" und „Uebersetzung aus dem Italischen" kaum zu zweifeln, so zeigt der Inhalt der Harlekinade neben der Nachahmung Giliberti's auch Entlehnungen aus dem Burlador und selbständige Erfindung.* So ist u. a. die Scene zwischen Rosalba und Don Juan (347 f.) ganz aus dem Burlador (I, 9, 11) entnommen, auch die Täuschung der Donna Anna und ihres Verlobten lässt das spanische Vorbild wiedererkennen (II, 5). Ebenso ruft auch hier die von Don Juan Betrogene den Beistand des Königs an, wie überhaupt das Hineinziehen des souveränen Herrschers ein dem spanischen Original entlehnter Zug ist (a. a. O. 345, 46, 52). Bei dem Gastmahl des todten Gouverneur wird auch hier Don Juan mit Schlangen regalirt (a. a. O. 352), gerade wie im Burlador (s. o.). Manches Andere, z. B. die Aufzählung der von Don Juan Verführten und Betrogenen, die Verfolgung des Verführers durch „Sbirren", die fingirte Besserung des Don Juan, die feige Verrätherei von Seiten des Dieners, der seinen Herrn nicht wiedererkennt (a. a. O. 347, 48, 49), geht auf Giliberti zurück.

Von Molière ist die Harlekinade nur an drei Stellen benutzt worden. Die komische Scene vor der Schlusskatastrophe, in der der naschhafte Diener durch die unbequemen Fragen des Herrn stets im besten Essen unterbrochen wird, die Unterredung mit dem zu Tische geladenen Gouverneur (350, 51, 52)

* Moland a. a. O. 344 macht darauf aufmerksam, dass das Stück viele Veränderungen erlitten habe und der ursprüngliche Inhalt nicht mehr festzustellen sei, doch bestanden diese Aenderungen wohl nicht in Umformung des Inhalts, sondern in der Einlage komischer Intermezzos und coupletartiger Discurse.

sind von Molière in kürzerer und schärferer Form wiederholt. In der Harlekinade wie im Festin wird der Diener in die trügerischen Liebesgespräche Don Juan's hineingezogen, hier freilich, um die Unmöglichkeit einer formellen Heirath zu bestätigen (348), dort um Don Juan simulirte Geneigtheit zu bezeugen. Auch die erheuchelte Besserung des Herrn und die Verhöhnung des dadurch getäuschten Dieners sind Züge, die dem Molière'schen Stücke und der Harlekinade gemein sind (a. a. O. 349, 50). Das Mysteriös-Religiöse tritt bei Molière noch mehr als dort zurück, und ist es nur unbegreiflich, wie Laun hieraus auf eine Nichtkenntniss und Nichtbenutzung des Burlador schliessen konnte (a. a. O. 8).

III. Die Originalität der Molière'schen Komödie.

Eigenthümlich ist so vielen grossen Dichtern ein instinctiver Gegensatz gegen Adel und Kirche. Bei Molière war diese Abneigung durch persönliche Kränkungen von Seiten der Höflinge, durch die Intoleranz, mit der die Kirche das Theater verfolgte, zur bittersten Antipathie geworden. Die Gunst des Königs gab ihm einen Rückhalt in dem Kampfe gegen beide Kasten, welchen er mit Don Juan eröffnete, nachdem er in den Facheux mehr die Waffen gezeigt, als geführt, und mit Amphitryon endete. Die Ueberlieferung der andalusischen Chronik über Don Juan giebt ihm Waffen zu dem Kampfe, die keiner seiner Vorgänger dort zu finden gewusst. Man kann Molière's Don Juan als bittere Satire aller Seiten des höfischen Lebens auffassen. In erster Linie wird der offene Unglaube, wie die sittliche Corruption gegeisselt, welche, in den Zeiten des frommen Ludwig XIV., durch äussere Frömmigkeit verhüllt, nur desto offener hervortraten, als der atheistische Orleans das Scepter ergriffen. Auch gegen diese äusserliche, scheinheilige Frömmigkeit richtet sich diese zermalmende Satire; darum muss Don Juan in sarkastischer Selbstironie zum berechnenden Heuchler werden. Finanzielle Zerrüttung war oft mit dem ausschweifenden Treiben vereint; so wird denn auch Don Juan durch den unbequemen Gläubiger, Mr. Dimanche, hart bedrängt. Brutaler Uebermuth gegen die Untergebenen, gewissenlose Selbstsucht gegenüber den niederen Classen sind Charakterzüge der höfi-

schen Gesellschaft, die auch Molière's Don Juan nicht verleugnet. Wie die Edelleute am Hofe, so auch die Damen. Auf ihre sträflichen Neigungen, die oft in dem Kloster erst eine Ruhestätte fanden, deutet in poetischer Verklärung Elvira's Gestalt.

Mit all diesen Schwächen und Lastern vereinen sich humane Bildung, chevalieresker Sinn und angeborene Courtoisie. Darum wirft Don Juan dem Bettler ein Almosen im Namen der „Humanität“* zu, vertheidigt mit ritterlichem Muthe den bedrängten Don Carlos, verspricht ihm in ebenso ritterlicher Weise Genugthuung für die Entehrung der Schwester. Höfische Courtoisie zeigt er dem strafenden Vater, den er Platz zu nehmen auffordert, der mahnenden Elvira, dem drängenden Gläubiger, ja selbst dem zu Tische geladenen Gespenste. Er ist eben stets der „grandseigneur“, wie ihn Sganarelle nennt.

Der Corruption des Hoflebens tritt die naive Unbefangenheit des niederen Volkes, dem Unglauben, wie der Heuchelei im kirchlichen Leben der einfache, ungekünstelte Glaube des Sganarelle gegenüber. Dies die culturhistorische Seite des Stückes.

---

* Man möge die Vorstellung aufgeben, dass Molière hier die Humanität der Philanthropen des XVIII. Jahrhunderts vorausgeahnt und verspottet habe, wie das ein Artikel der Daily News will (s. Humbert, Englands Urtheil über Molière, 37), oder dass Molière später die Stelle nicht aus Rücksicht auf die Geistlichkeit, sondern um die Empfindlichkeit seiner human philosophischen Freunde zu schonen, zurückzog. (Revue des deux Mondes 1847, 561.)

Neues zur Tell-Sage.

Es ist so viel über die Tell-Sage oder -Geschichte geschrieben worden — für und wider, dass zur Genüge daraus hervorgeht: Die Angelegenheit hat ihren Abschluss noch nicht erreicht. So mögen denn auch beifolgende Zeilen nicht überflüssig erscheinen, in welchen ich einiges Neues zu bieten glaube. Mein erster Grundsatz war, dem kahlen Materialismus, dem Verderb der Menschheit, entgegen zu arbeiten — dem unerquicklichen Materialismus, welcher auch den Tell als freches Lügengespinnst hinstellt. Ich lasse den Tell vollauf gelten — allerdings nicht als Geschichte, an welche der politische Ursprung der Schweiz geknüpft zu werden pflegt, sondern als eine uralte Sage, eine der schönsten Sagen des deutschen Volkes. Dies möglichst an das Licht zu ziehen, war seit längerer Zeit mein Bestreben; es sei die Aufgabe dieser Zeilen.

Vorausschicken muss ich, dass alle echten Sagen aus der Betrachtung der Natur und ihren verschiedenartigen Aeusserungen entstanden sind. Aus rohen Uranfängen bildeten sie sich in ewiger Forterzeugung aus, wobei es häufig vorkam, dass sie bei der lebendigen Erinnerung, willkürlich oder unwillkürlich, geschichtlichen Persönlichkeiten angepasst oder mit geschichtlichen Begebenheiten verschmolzen und dadurch getrübt wurden.

Eine bedeutende altnordische Sagen-Sammlung, unter den Namen Wilkina- oder Thidreks-(Dietrichs-)Saga bekannt, deren Abfassung (nicht Entstehung) spätestens in die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, enthält uralte, gesammt-germanische Sagen,

welche ihren Urgrund in dem heidnischen Glauben unserer Altvordern haben. Der Verfasser derselben, oder richtiger „Sammler", sagt in seiner Vorrede (nach F. H. von der Hagen): „Diese Saga ist eine von den grössten Sagen, welche in deutscher Zunge sind verfasst worden" u. s. w. „Die Dänen und Schweden haben manche Sagen (zu ergänzen: desselben Inhaltes), etwelche auch in Gesangsweise, mit denen sich reiche Männer vergnügen" u. s. w. „Die Nordmänner (d. i. Norweger) haben auch einen Theil dieser Saga zusammengesetzt;" u. s. w. „überall, wo sie gesagt wird, da hat sie fast Einen Ursprung. Diese Saga ist zusammengesetzt nach der Sage deutscher Männer, aber zum Theil auch aus den Gesängen, welche zur Ergetzung reicher Männer dienen, und vormals von denselben Geschichten verfasst wurden, welche in dieser Saga erzählt werden" u. s. w. Noch bestimmter heisst es im Laufe der Sammlung: „Auch die Männer haben uns hiervon gesagt, welche in Bremen (Brimum) und in der Stadt Münster (Maenstrborg) geboren sind: und keiner von ihnen wusste um den andern, und doch sagten alle auf gleiche Weise davon; auch ist es meist dem gemäss, wie alte Lieder in deutscher Zunge sagen, welche weise Männer gemacht haben, von den grossen Geschichten, welche sich in diesem Lande zugetragen haben." Ich führe diese Auslassungen als Beweis an, dass das Sagengebiet ein allgemein-germanisches war. Die Sagen galten unseren Vorfahren nicht als Erfindungen, was sie auch im eigentlichen Sinne nicht sind, sondern als wunderbare Begebnisse geschichtlicher Vorzeit. — Jene ehrwürdige Sagen-Sammlung erzählt nun unter Anderem von dem riesischen Helden Egil (Eigil, Agilo, Egilo) (laut von der Hagen's Uebertragung):

„In dieser Zeit kam der junge Egil, Wieland's Bruder, an König Nidung's Hof, dieweil Wieland nach ihm gesendet hatte. Egil war einer der wackersten Männer und hatte ein Ding vor allen zum voraus: er schoss mit dem Bogen besser, als irgend jemand anders. Der König nahm ihn wohl auf, und war Egil da lange Zeit. — Da wollte der König einsmals versuchen, ob Egil so schiessen könnte, wie von ihm gesagt war, oder nicht. Er liess Egil's dreijährigen Sohn nehmen

und ihm einen Apfel auf den Kopf legen, und gebot Egiln darnach zu schiessen, so dass er weder darüber hinaus, noch zur linken, noch zur rechten vorbei, sondern allein den Apfel träfe: nicht aber war ihm verboten, den Knaben zu treffen, weil man wusste, dass er schon von selber es vermeiden würde, wenn er irgend könnte; und auch einen Pfeil nur sollte er schiessen und nicht mehr. Egil nahm aber drei Pfeile, befiederte sie, legte den einen auf die Senne und schoss mitten in den Apfel, so dass der Pfeil die Hälfte desselben mit sich hinweg riss, und alles zusammen auf die Erde fiel. Dieser Meisterschuss ist lange hochgepriesen worden; und der König bewunderte ihn auch sehr; und Egil ward berühmt vor allen Männern, und man benannte ihn Egil den Schützen. — König Nidung fragte Egiln, warum er drei Pfeile genommen habe, da ihm doch nur verstattet worden einen zu schiessen. Egil antwortete: Herr (sagte er), ich will nicht gegen euch lügen: wenn ich den Knaben mit dem einen Pfeile getroffen hätte, so hatte ich euch diese beiden zugedacht. Der König aber nahm dieses gut auf, und dünkte Allen, dass er biederbe gesprochen habe."

Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dass der Apfel auf eine südlichere Gegend deute, also wohl auf Deutschland im Allgemeinen und auf die Männer aus Bremen und Münster ins Besondere. — Wer wird bei dieser Eigil-Sage nicht sofort an unseren Wilhelm Tell und sein Begegniss mit Gessler denken? Aber dies ist nicht die einzige Wiederholung der Sage; sondern sie findet sich bei vielen deutschen und germanischen Stämmen in grösserer oder kleinerer Abweichung, wobei ich an die Worte obiger Vorrede erinnere. Jacob Grimm (deutsche Mythologie) stellt eine Anzahl Beispiele zusammen, und ich werde mich seiner Aufzählung fast genau anschliessen.

Schon der Däne Saxo (mit dem Beinamen „Grammaticus"), welcher im 12. Jahrhundert gelebt hat, erzählt von dem jumensischen (d. i. pommerischen) Sagenhelden Toko, einem Kämpfer des dänischen Einkönigs Harald Gorms-Sohn, oder Hildetand (Kriegzahn), auch Blauzahn, ganz Aehnliches mit dem Zusatze, dass Toko nach dem Apfelschusse im Seesturme sich heldenmüthig erwies und später den König erschoss,

bei welcher That er einen goldenen Helm trug. Toko ist vollständig ungeschichtlich. Harald ist eine halbgeschichtliche Persönlichkeit, d. h. Geschichte und Sage sind in einander geflossen; sein gewaltsamer Tod gehört der Geschichte an (992). Jedenfalls geht aus Saxo hervor, dass die Sage des Apfelschusses im 12. Jahrhundert schon vollständig ausgebildet war, also spätestens in das 10., 11. Jahrhundert gesetzt werden muss. Auch die Isländer gedenken bruchstückweise der Thaten Toko's, bei ihnen Palna-Toki genannt (auf Fühnen noch im Volksglauben als Palnejäger bekannt), indem sie mit Saxo übereinstimmend melden, dass Harald zuletzt durch Toki's Pfeil gefallen sei.

Aehnlichkeit bietet auch die norwegische Sage vom Könige Olaf dem Heiligen, welcher zwischen dem 10. und 11. Jahrhundert lebte; ihr Inhalt ist der: Olaf wollte einen heidnischen Mann, Namens Eindridhi (Endrid), bekehren und versuchte sich mit ihm in Leibeskünsten, auch Schiessen; nach einigen gelungenen Schüssen verlangte Olaf, Eindridhi's Knabe solle ans Ziel gestellt und ihm eine Schreibtafel (Stein vom Brettspiel?) vom Haupte geschossen werden, ohne das Kind zu schädigen. Eindridhi erklärte sich willig, aber jeden Schaden zu rächen bereit. Den ersten Pfeil schnellte Olaf und traf dicht neben die Tafel; Eindridhi auf Bitte seiner Mutter und Schwester weigerte sich des Schusses.

Gerade so mass nach einer anderen norwegischen Sage König Haraldr Sigurds-Sohn sich mit dem Bogenschützen Hemingr und befahl ihm, eine Haselnuss vom Kopfe seines Bruders Biörn (d. i. Bär, altdeutsch: Pero) zu schiessen; Hemingr vollführte den Schuss. Hier also ist die südlichere durch eine dem Norden mehr angemessene Frucht ersetzt. — Dieselbe Sage ward viel später (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) im Holsteinischen auf einen Hemming Wolf oder von Wulfen übertragen: Hemming hatte Partei gegen König Christian genommen, und dieser ihn des Landes verwiesen, und die Volkssage erzählt dann des Weiteren genau so wie bei Toko und Harald. Ein altes holsteinisches Kirchengemälde stellt auf einer Wiese den Schützen mit abgespanntem Bogen dar; in der Ferne den Knaben, den Apfel auf dem Kopfe;

mitten durch den Apfel geht ein Pfeil, einen zweiten hält der Schütze mit den Zähnen. Zwischen dem Schützen und dem Knaben steht ein Wolf — vielleicht nur als Namenanspielung — vielleicht auch ausdrückend, dass Hemming nach der kecken Antwort für vogelfrei (oder wolffrei: Ein Verfesteter, Gebannter hiess altdeutsch: Warg, d. i. Wolf) erklärt ward; vielleicht rührt erst daher Hemming's Beiname — vielleicht auch hat der Wolf noch eine tiefere Bedeutung.

Ein altenglisches Lied, in welchem die drei Wildschützen Adam Bell, Clym und William of Cloudesle vorkommen, berichtet von dem Letzten: Er erbot sich vor dem Könige, seinem siebenjährigen Sohne einen Apfel auf 120 Schritte Entfernung vom Kopfe zu schiessen; der abgeschnellte Pfeil spaltete den Apfel.

Eine oberrheinische Sage aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts von einem verwegenen Schützen Puncher (oder Punkher?) stimmt fast wörtlich mit der Sage vom Apfelschusse des Tell überein: Statt des Gessler wird ein Edling ungenannt aufgeführt; die Zielscheibe ist diesmal ein Geldstück, welches auf die Mütze des Söhnleins gelegt wird.

Der Zeit nach fügt sich alsdann unmittelbar die Erzählung von Wilhelm Tell (oder wie er auch, der schweizerischen Aussprache folgend, genannt wird: Tall) als Schlussstein und Gipfelpunkt ein; die Zeugnisse der Zeitschriftsteller beginnen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. Von jeher bestand das Bestreben, die Tell-Quellen in das 14. Jahrhundert zurück zu versetzen. Ich muss an dieser Stelle der „Urkundliche Landesgemeind-Erkanntnuss von 1387“ Erwähnung thun. Darin heisst es: „Im Namen Gottes Amen. Ich Conrate von Unteroyen Ammen ze Ure thuen Kunde offentliche mit disen briefe“ u. s. w. „Auch haben wir angesechen und us aufgesatzt ze haben ein predigte ze Bürglen an dem Orte wo unser Liebes Landsmanns Erste Widerbringers der Freiheit Wilhelm Tellen Haus ist ze ewigen Danke Gottes und seiner schütze“ u. s. w. Ich masse mir kein Urtheil an; auch ist die Urkunde ziemlich unwesentlich. Anders würde es mit der berüchtigten Urkunde über eine Landgemeinde von 1388 sein, wo mehr als hundert Personen ausgesagt haben sollen, Tell noch gekannt zu haben; aber sie ist als unecht und untergeschoben nachgewiesen

worden. Es wäre ein interessanter Zufall, wenn noch einmal eine Urkunde über die schweizerische Tell-Sage aus der Zeit vor dem geschichtlichen Tell aufgefunden würde. Aber es wäre ein grosser Zufall, weil der Local-Sage damals nicht die Bedeutung, wie später, beigelegt ward.

Viele Anzeichen sprechen dafür, dass die Sage noch viel allgemeiner bekannt gewesen sein muss, als aus den vorstehenden Beispielen erhellt, ja dass sie in ganz Germanland bekannt gewesen sein muss, wozu im weiteren Umfange auch Skandinavien und selbst England zu rechnen ist. Grimm meint: „Von solch kühnem Bogenschuss muss unser frühstes Alterthum erfüllt gewesen sein, an vielen Stellen und immer eigenthümlich taucht die Sage auf.“ Durch eingehende Nachforschungen lassen sich vielleicht noch manche Bezüge auffinden. Jedenfalls aber darf nicht ausschliesslich Eine Sage zur Erklärung hervorgeholt werden; sie Alle müssen beachtet werden; sie werfen wechselseitiges Licht auf einander. Auf keinen Fall ist die Annahme haltbar, als ob die Tell-Sage durch Einwanderung eines Stammes aus dem Norden oder sonstwie künstlich in die Schweiz versetzt worden sei. Die Sage muss unserem gesammten Alterthum ureigenthümlich sein, und Jeder mit unbefangenem Urtheile wird schon nach dem Bisherigen eingestehen müssen, dass die Erzählung der Waldstätte dem erwähnten grossen Sagenkreise angehört.

Wir wollen nun den Namen „Wilhelm Tell“ und die Sage zu deuten versuchen. Der Vorname ist schon in dem älteren „William of Clousdesle“ enthalten; auch hat man auf den Aehnlichklang des Hauptnamen mit „Bell“ hingewiesen. Simrock hat zur Erklärung des Namen „Tell“ einen missglückten Versuch gemacht; ich hoffe, auf einem sicherern Wege zum Ziele zu gelangen.

In den Edden wird ein Ase (hochdeutsch „Anse“, d. i. Gott, wörtlich „Säule“, wobei „der Welt“ zu ergänzen) Dellingr erwähnt, dessen Name, aus Dag-lingr, Deg-lingr zusammengezogen, „Tagbringer“, also den „Morgen“ bedeutet und im Althochdeutschen Taklingar, Taglingar, zusammengezogen Tallingar oder nach dem Gesetze des Umlautes Tellingar lauten muss. Derselbe ist vermählt der Riesin Nôtt,

hochdeutsch Naht, d. i. Nacht. und Beider Sohn ist Dag, hochdeutsch Tak oder Tago, d. i. der „Tag" selber. Dies und die dichterische Umschreibung „vor Delling's Schwelle", d. i. „am Morgen" ist fast Alles, was uns von dem germanischen Gotte Tellingar bekannt geworden ist; aber es ist als wahrscheinlich anzunehmen, dass ein grösserer Sagenkreis von ihm bestanden hat. Die im Volksglauben und in volksthümlichen Redarten beruhende Ansicht von einem Kampfe zwischen Tag und Nacht, dessen auch in alt- und mitteldeutschen Gedichten erwähnt wird, möchte ich weder auf Feindseligkeiten zwischen Sohn und Mutter, noch überhaupt auf den Ansen Tago beziehen; sondern ich bin geneigt, naturgemäss dafür den Morgen einzusetzen: wie dieser sich gleichsam aus den Banden der Nacht herausringt, so nehme ich einen täglich sich wiederholenden Kampf zwischen dem Morgengott Tellingar und einem nächtigen Riesenunhold — der überlieferte alte Eigenname Nahtolf würde hieher zu ziehen sein — an. Lichtgötter, zu welchen Tellingar gehört, sind — wie leichtlich aus unzähligen Beispielen vieler Völker nachgewiesen werden kann — aus dem Grunde ihres Wesens kriegerisch: die Lichtstrahlen werden Pfeilen verglichen und als solche wirklich betrachtet, und im Altdeutschen wird das Fremdwort „Pfeil" (lateinisch: pila) durch das echtdeutsche „Stral" (Mehrzahl „Sträle") gegeben. Daher ist Tellingar als meisterhafter Bogenschütze gedacht. Nach Simrock (Mythologie) hat sich von Tellingar, dessen Name in Deutschland noch in vielfachen Wandlungen fortlebt, in einem Volksliede ein Theil der verdunkelten Sage erhalten: Ein Türke erscheint vor dem Hoflager des Kaisers und fordert dessen Helden zum Zweikampfe. Jedoch Niemand will wagen, sich mit Jenem zu messen. Schon zürnt der Kaiser über die Feigheit der Seinen. Da springt der Döllinger zum Kampfe vor: zuerst zwar erliegt er dem Türken, aber bei einem zweiten Ritte sticht er den Gegner ab, dessen Seele alsdann vom Teufel entführt wird. — Trotz des geschichtlichen Aeusseren ist dies eine Sage, und wenn auch sehr verdunkelt — sie weist uns deutlicher auf die Richtigkeit obiger Behauptung: denn die Namen Tellingar und Döllinger sind Eins. Es muss eine grosse, allgemeine Sage von einem Kampfe zwischen Tellingar

und einem Nahtolf, einem männlichen Riesen der Nacht, bestanden haben; und es ist bedauerlich, dass uns hier der Faden, welcher uns zur Vorzeit führt, abgeschnitten ist. Aber dennoch — hier erlaube ich mir einen kühnen, hoffentlich als glücklich zu bezeichnenden Gedankensprung: der sagenhafte Tell ist der alte Lichtgott Tellingar! Ich hoffe die Kluft allmählich ausfüllen zu können.

In dem Ansen Dellingr, dessen nähere Herkunft nicht angegeben wird, glaube ich Odhinn, Wuotan, Wodan, den Allgott, Urquell des Lichtes und Seins, den Hauptkern unserer Sagenwelt, zu erkennen. Dieser ist es, welcher sich der dunklen Riesin Nacht vermählt und den Tag erzeugt; sein heiliges Thier, der Wolf, kann jenem Hemming den Beinamen verliehen haben. Noch Hans Sachs weiss, dass der Herrgott sich der Wölfe als Jagdhunde bediene. Wuotan's Beiname Thridhi (der Dritte) erinnert vielleicht an jenen Eindridhi. Wuotan's goldener Helm war ein Wunschhelm, Wunskohalm oder Wilihalm; wenn Wuotan zum letzten Wettkampfe auszieht, so reitet er zuvorderst „mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem Spiess, welcher Gungnir heisst.“ Ein bedeutsamer alter Beiname Wuotan's war Heimdallr. Wie hoch dieser Name verehrt gewesen sein muss, erhellt aus der Völuspâ, der Spähung der Wala, in der älteren Edda, wo es zum Beginne heisst:

Allen Edlen gebiete ich Andacht,
Hohen und Niedern, Söhnen des Heimdallr.

Hier werden alle Menschen als Heimdall's Söhne bezeichnet; Wuotan war Vater der Götter und Menschen. Im zweiten Theile des Wortes Heimdallr nun liegt unser Dallingr, Dellingr in abgekürzter Form Dallr, ganz ähnlich der Abkürzung Tell. Heimdallr bedeutet „Tagbringer der Welt“; der nordische Name würde hochdeutsch mit Heimtell wiedergegeben werden können. In der grauen Vorzeit des Germanenthums wurden seltsamerweise Tag und Sonne auseinander gehalten: jener erhellt, diese erwärmt die Welt. Bei fortschreitender Bildung aber wurden diese Begriffe nicht mehr streng geschieden. So sehen wir den Lichtgott und insbesondere Tagesgott (oder Morgengott, was dasselbe) auch zum Sonnengotte werden.

Heimtell's heiliges Thier war ein grosser Hirsch, Sonnenhirsch genannt, dessen strahlendes Geweih dichterisch herrlich der Sonne verglichen wird; im sogenannten „Sonnenlied" heisst es:

Den Sonnenhirschen sah ich von Süden kommen,
Von Zween am Zaume geführt;
Auf dem Felde stunden seine Füsse,
Die Hörner hub er gen Himmel.

Merkwürdig begegnet uns auch ein alter Hirschname Dalr.

Später ward, wie das vielfach geschah, der Beiname Wuotan's zu einem besonderen Gotte ausgebildet, welcher als Sohn Wuotan's und neuner Jungfrauen dargestellt wird und von der hohen Heiligkeit des Vaters kaum etwas eingebüsst hat. So heisst es im Hyndlu-Liede von ihm:

Geboren ward Einer in der Urzeit der Tage,
Ein Wunder an Stärke, göttlichen Stammes.

Die Abkürzung des Namen Dellingr, Tellingar in Dallr, Tell muss vielfach verbreitet gewesen sein; denn auch die germanisch-esthnischen Sagen wissen von einem riesenhaften Helden Töllo, Töl, Tell zu erzählen. Genug: Der sagenhafte Tell ist Tellingar und Heimtell, ein Ausfluss Wuotan's. Spuren seiner Sage sind vereinzelt hie und da erhalten; aber in den Waldstätten ist uns die Sage am reinsten bewahrt worden. Von diesem Standpunkte aus werde ich die Tellingar-Sage wieder herzustellen suchen, wobei man mir Zuhilfenahme einiger Phantasie zu Gute halte:

Tellingar, göttlichem Geschlechte entstammt, war ein Wohlthäter der Menschen und daher hoch verehrt; wenn sein goldener Wunschhelm (altdeutsch: Wilihalm) die Lande beleuchtete, so sanken die Sterblichen anbetend auf die Knie. Aber durch die Begünstigung der Erdenkinder hatte er sich den tödtlichen Hass des mächtigen menschenfeindlichen Riesen Nahtolf, welcher jenseit der Weltsee wohnte, zugezogen, und dieser zog aus, den Gegner zu fangen oder zu tödten; seine Hauptwaffe, weit und breit gefürchtet, war eine wuchtige Geissel, weshalb der furchtbare Riese den Namen Keisilar (d. i. „Geissler") erhielt. Der furchtlose Tellingar wich dem Kampfe nicht aus, unterlag aber der Stärke des Riesen, worauf

er mitsammt seinem Sohne Tago in Gefangenschaft gerieth. Der Riese versprach nur unter der Bedingung Tellingar'n das Leben zu schenken, dass dieser als guter Schütz von dem Haupte des kleinen Tago mit einem einzigen Pfeile (Strale) einen Apfel (Nuss) abschiesse. Der hämische Keisilar glaubte nicht, dass das Verlangte erfüllt, sondern dass der Knabe getroffen und so seinem Todfeinde der empfindlichste Schmerz bereitet werden würde. Die grausame Bedingung ward beeidet. Tellingar legte zögernd den Stral auf die Sehne und schnellte ab: der Apfel fiel durchbohrt auf die Erde. Keisilar musste den Schuss gelten lassen und lobte ihn, sagte aber: er habe gesehen, dass Jener noch einen Stral aus dem Köcher genommen habe, und frug, warum das geschehen. Tellingar antwortete: „Mein Leben ist gesichert! So erfahr' denn, Wütherich: dies andere Geschoss war dir zugedacht, wenn ich meinem Sohne nur die Haut geritzt hätte!" Rasend vor Wuth schlug der Unhold mit der Geissel ihn zu Boden, und Tellingar wäre des Todes gewesen, wenn nicht der wunderkräftige Wilihalm ihm das Leben gewahrt hätte. Keisilar warf ihn in Banden und schleifte ihn an das Seegestade und in sein Schiff, um ihn in sein unwirthliches Reich zu schaffen und in einen festen Thurm für immer zu verschliessen. Der Knabe blieb jammernd am Strande zurück. Unterwegs überfiel ein gewaltiger Sturm das Schiff und drohte es mit den Insassen zu verschlingen. Da gedachte der gefesselte Tellingar listigen Sinnes die Verlegenheit des plumpen Riesen zu seinen Gunsten auszunutzen. Er versprach, als erfahrener Seemann das Schiff glücklich über See zu bringen, wenn man ihn so lange der Fesseln entledige. Das geschah. Trotz dem Ungestüm der wilderregten Fluth kam das Schiff seinem Ziele näher und näher. Als es aber nahe an den Strand herangekommen war, ersah Tellingar sich eine in die See vorragende Felsplatte, ergriff schnell Bogen und Köcher und sprang in kühnem Satze hinauf, indem er zugleich mit dem Fusse das Schiff weit in die brandende See zurück schleuderte. Tellingar jauchzte über das Gelingen und beobachtete scharfen Auges, ob sein Feind auf den Wellen umkommen würde. Jedoch endlich trieb das Fahrzeug wieder gegen das Land, und der Riese tappte das Ufer hinauf.

Tellingar hatte sich auf ein felsiges, mit wildem Gestrüppe bewachsenes Versteck zurückgezogen, von wo aus er weithin sehen konnte. Er hielt die Sehne gespannt, und als der rache-schnaubende Unhold in den Bereich seines Schusses gelangt war, schwirrte es durch die Luft, und Keisilar sank zu Tode getroffen zu Boden."

So etwa mag die uralt-germanische Sage gelautet haben. Auch sie ist eine Natur-Symbolisirung: das Ringen zwischen Nacht und Morgen ist dichterisch-wirksam ausgedrückt. Es ist bezeichnend, dass der nächtige Riese mehr dem Knaben Tag als dem Vater Morgen nach dem Leben trachtete; denn was hätte dieser noch für einen Sinn ohne Jenen!

Dass Tellingar als Fährmann hingestellt wird, beweist die Entstehung der Sage bei Anwohnern der See, wo das Morgenlicht aus den Fluthen emporzusteigen scheint gleich einem fernher kommenden Schiffe. Wie Tag und Morgen keine gegen einander begrenzbaren Begriffe sind, so mag man auch öfter Sohn und Vater zusammengeworfen haben; und von diesem Standpunkte aus, könnte der Tod Tell's im Schächenbache den Abend ausdrücken – das scheinbare Untertauchen des Tageslichtes in die See.

Wir können noch einmal an den Namen Biörn-Pero, einer der obigen Sagen anknüpfen: Der Bär, der deutsche König der Thiere, ist nicht nur ein heiliges Thier, worauf der Eigenname „Heiligbär" und viele Sagen und Märchen deuten, sondern insbesondere ein den Lichtgöttern geheiligtes Thier. Weshalb? Warum gerade der Bär eine solche bevorzugte Rolle spielt? Eine derartige Auseinandersetzung würde uns zu weit über den Bereich dieser Aufgabe hinaus führen; sie gehört in die Handbücher der Mythologie. Uns fesselt nur, dass der Bär dem Tago geheiligt gewesen zu sein scheint, weil dem „Biörn" die Nuss vom Kopfe geschossen ward. Wie Götter sich zuweilen in die Gestalt ihrer heiligen Thiere wandelten, so nahm Tago vielleicht Bärengestalt an; vielleicht führte er auch den Beinamen Pero. Dass der Tag in Thieres Gestalt auftrat, wussten noch mittelalterliche Lieder, ohne dass sie gerade des Bären gedenken. Wolfram beginnt ein Wächterlied:

Seine Klauen durch die Wolken sind geschlagen,
er steiget auf mit grosser Kraft,
ich seh' ihn grauen, den Tag.

Anderwärts heisst es:

Dass die Wolken waren grau,
Und der Tag seine Klau
Hatte geschlagen durch die Nacht.

Ob der Berner Bär hierher gezogen werden darf?

Der wilde Keisilar tritt als „Geissler" (auch in Vervielfältigung) im Volksglauben in einigen Gegenden der Schweiz, besonders im Churer Lande, auf. Hier zieht er durch Wald und Feld, Gebirg und Thal; und sein Ruf tönt schauerlich durch die Lüfte. Im Canton Glarus hört man den „Geisser" Abends in den Wäldern pfeifen.

Wie vielfach in den Sagen die Gegensätze Tag und Nacht zu Sommer und Winter erweitert werden, so auch hier, wo Keisilar die dunkle Jahrzeit, der Winter, ist, und für den Sommer der Sommeranfang, der Frühling, als Tellingar eintritt. Dadurch ist auch der sie überfallende Sturm als einer der häufigen Frühlingstürme zu verstehen, welche wiederholt in Sagen vorkommen. Auch Tago's Bär ist wieder hieher zu ziehen: Wie die sommerlichen Götter während des Winters in Schlummer versenkt gedacht werden, so hält auch der Bär seinen Winterschlaf, und der Winter selber heisst „Bärennacht".

Der Winter ward häufig, ins Politische übergeführt, als Türke bezeichnet, wie schon oben in dem Kampfe Döllinger's, und wie es in einem den Kampf der Jahrzeiten darstellenden schwäbischen Volksspiele heisst:

Mit dem Türken wollen wir streiten,
Den Degen an der Seiten.

Die Sage ward, wie alle im tiefen Bewusstsein des Volkes wurzelnde Sagen, im Laufe der Zeit vielfach von den einzelnen Stämmen umgebildet, localisirt, auf die Stammhelden übertragen und schliesslich historisirt, wie wir das schon theilweise bei Toko gesehen haben, und wie es auch bei dem jüngsten Tellingar mit dem Wilihalm, dem Wilhelm Tell, der Fall ist.

Der Wechsel zwischen Nacht und Tag, bezw. Morgen, weil alltäglich sich wiederholend, war zu einer Feier nicht geeignet, wogegen die Wiederkehr des Frühjahrs als freudiges Ereigniss seit den ältesten Zeiten festlich begangen und in Gesängen und Volksspielen lebhaft vergegenwärtigt ward. Ein solches Volksspiel war in dem kernigen Völkchen der Waldstätte seit alten Heidenzeiten das Tellenspiel, welches sehr volksthümlich gewesen sein muss. Was Wunder, dass eine solche heilige Feier, welche dem Wohlthäter der Natur galt, vom christlichen Glaubeneifer nicht ausgerottet werden konnte, sondern geduldet werden musste und christianisirt ward. Noch eine grosse Umwandlung stand der Sage bevor.

Der unglückselige Sondertrieb (Particularismus), der ewige Erbfehler der Deutschen, vermochte zwar nicht — Dank der Zähigkeit unseres Volkes — die Zusammengehörigkeit, wenigstens nicht die innere, geistige Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme zu zerreissen; aber die Schwäche der Obergewalt des Reiches vermochte nicht überall die in Folge ihres Sondertriebes nach Selbständigkeit ringenden Stämme zusammen zu halten, vor Allem nicht die Grenzlande dauernd an sich zu fesseln; sondern diese wussten sich im Laufe der Zeit unter kluger Benutzung der politischen Wirren, theils mit Unterstützung des Auslandes, namentlich mit Hilfe der feindlich gesinnten kelto-gallisch-französischen Race, eine staatliche Unabhängigkeit zu erringen — gleichsam wie an einer Krystalldruse die äusseren Krystalle durch Einwirkung der zersetzenden Luft verwitternd sich ablösen. So geschah es auch mit den helvetischen Stämmen, zunächst mit dem gegen Ende des 13. Jahrhunderts geschlossenen Bunde der Waldstätte. Nicht Ein schroffes Ereigniss löste das naturgemässe Verhältniss zu dem deutschen Mutterlande, sondern eine ganz allmähliche Lockerung fand statt, zuerst unter dem Schilde der Reichsunmittelbarkeit 1309, bis als Abschluss dieses halben Zustandes der leidige westfälische Friede die thatsächliche Selbständigkeit der aus dem Bunde der Waldstätte, der Eidgenossenschaft, erweiterten Schweiz durch den Machtspruch Frankreichs zu einer anerkannten Unabhängigkeit machte. Die herrschend gewordene Schilderung, welche die Thatsache der allmählichen Erringung der

Reichsunmittelbarkeit und Selbständigkeit der Waldstätte auf eine kurze Spanne Zeit zusammendrängt, kann nicht im Anfange des 14. Jahrhunderts entstanden sein; 50 Jahre, vielleicht noch mehr, mögen vergangen gewesen sein. Sie entstand erst, als bei ausgeprägtem Volksbewusstsein das Streben sich geltend machte, einen glänzenden Anfang der Sondergeschichte zu haben. Es würde Schwierigkeit gemacht haben, dem Volke von einer geradezu unwahren Geschichte Glauben beizubringen. Aber die Sache war viel einfacher: Die bisher bescheiden aber fest im waldstättischen Völkchen wurzelnde Sage von Tellingar-Tell ward benutzt und ihr — vielleicht halb unwillkürlich — ein geschichtliches Aeussere gegeben, in welcher Gestalt sie bald in neuer Ueppigkeit wucherte: Anstatt des jährlichen Frühlings ward — übrigens sehr dichterisch — der politische Frühling des Schweizerlandes genommen; Tellingar oder Tell, der Erkämpfer der Freiheit der Welt aus den Banden des Winters, ward zum politischen Vorkämpfer gegen einen Vertreter despotischer Gewalt; dass man unter Letzterem das verhasste Oesterreich verstand, darf Niemand verwundern, welcher die Geschichte kennt. Eigenthümlich ist, dass, während der alte Tell-Schuss in das Frühjahr fällt, die geschichtlichen Angaben wechselnd auf den 13. Heumonat (Juli), auf den 31. Weinmonat (October) u. s. w. lauten. Jedenfalls aber ist ebenso sicher, dass es einen geschichtlichen Tell nicht gegeben hat, als dass unter den Landvögten jener Zeit erweislich kein Gessler gewesen ist.

Wer die Möglichkeit solcher Umwandlung der Tell-Sage bezweifelt, dem seien hiermit Fingerzeige gegeben, wie leicht der Volksglaube in das politische Gebiet geleitet zu werden vermag und oft ganz unbewusst dahin übergeht: Die Göttersagen wandelten sich in erster Reihe in Heldensagen oder Heiligensagen, später gingen sie auf geschichtliche Personen über, unter fortwährender Neubildung bis auf die moderne Zeit. So wurden aus dem alten Gotte Wuotan mit dem Beinamen Charal (Karl, d. i. Herr) im Glauben des Volkes nacheinander Karl der Grosse, Karl V. und zuletzt gar Erzherzog Karl, der Sieger über Napoleon I. Schon oben hatten wir gesehen, dass die Sagen ins Politische streiften. Wie einfach

es ist, den Volkssinn unter Benutzung des Volksglaubens und alter Gebräuche nach einer zeitgemässen Ansicht zu lenken, erhellt auch daraus, dass die gehässige Rolle des Winters dem Türken als dem Erbfeinde des Glauben zugetheilt ward; noch auffallender ist das Beispiel, dass in einigen katholischen Gegenden, z. B. am Rheine, eine den Winterriesen darstellende Strohpuppe, welche bei dem Frühlingspiele dem Feuer überliefert wird, unter der Bezeichnung „Luther" bekannt ist.

Die Erinnerungsfeste sind kein Beweis für die Geschichtlichkeit Tell's; denn sie galten seit uralten Zeiten dem Sagen-Tell. Die Tells-Capellen sind ebenso wenig ein Beweis, da die erste Errichtung derselben nachweisbar in eine Zeit fällt, wo Tell bereits vollständig historisirt war; selbst ein früheres Vorhandensein würde keinen Beweis liefern, da es ebenso gut dem sagenhaften, abgöttisch verehrten Helden gegolten haben könnte.

Dennoch wollen wir — trotz aller Anfeindung — die schöne Tell-Sage festhalten, wenn ihr auch das geschichtliche Mäntelchen abgestreift ist. Der Tell gehört der grossen deutschen Sagenwelt unentreissbar an. So lange der Sinn für die herrlichen Sagen unseres Alterthums besteht, wird auch Jener fortleben. Es ist nicht zu verwundern, dass die schöne Sage unseren Goethe anheimelte, und dass Schiller sie in lieblicher Gestaltung als immergrünes Blatt seinem Lorbeerkranze zufügte. In dichterischem Verständniss lässt Schiller das Drama mit dem Herbste beginnen:

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muss scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder
Wenn der Kuckuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fliessen im lieblichen Mai.

Im 4. Aufzuge deuten „Blitz und Donnerschläge" auf den nahenden Lenz, bis die That Tell's den Volksfrühling anbahnt und entscheidet:

Es lebe Tell, der Schütz und der Erretter!

Zum Schlusse erlaube ich mir, an Alle, welche diese Abhandlung fesseln sollte, die Bitte zu richten, etwaiges neues, einschlagendes oder berichtigendes Material mir zukommen zu lassen. Zugleich bitte ich, unausgesetzt ein scharfes Augenmerk auf den Sagenreichthum der Schweiz zu richten, zunächst auf die Winkelried- und die Rütli-Sage, auch nicht weniger auf die Unzahl alterthümlich und sagenhaft klingender Ortnamen. Noch eine reiche Ausbeute des Sagenschatzes lässt sich erwarten.

Saarlouis. Adalbert Rudolf.

Eine lateinisch-italienische Grammatik.

Von

Felix Zvěřina,

k. k. Reallehrer in Innsbruck.

Die k. k. Staats-Realschule zu Teschen in Oesterreichisch-Schlesien besitzt in ihrer Bibliothek eine lateinisch abgefasste Grammatik der italienischen Sprache, deren seltenes Vorkommen namentlich in Privat-Büchersammlungen wohl vorausgesetzt werden darf. Das Buch führt den Titel: „Grammatica linguae italicae methodo matrem linguam respiciente usui juventutis literarum studiosae matrisque gnarorum generatim accomodata cura et studio D. Lichardi. Günsii. Sumptibus Caroli Reichardi Bibliopolae. 1837“: und zählt VIII und 400 Seiten in Octav auf starkem, wenn auch nicht gerade elegantem Papier. Die Thatsache einer in Oesterreich erschienenen lateinischen Grammatik des Italienischen lässt sich bei der polyglotten Zusammensetzung der Bevölkerung des Kaiserstaates nicht gerade als barok erklären, im Gegentheil aus dem Gesichtspunkt der Verständlichkeit für die classisch Gebildeten aller Zungen rechtfertigen; diese Thatsache begreift sich aber um so leichter, wenn man den Verlagsort — Güns in Ungarn — ins Auge fasst. War doch Ungarn damals noch das classische Land des allgemeinen Lateinsprechens und Lateinschreibens — freilich einer Latinität, die in „grobianus“, „strohwagium“, „plana facere“ (Pläne machen) einige ihrer schönsten Blüthen trieb. Auch unser Buch schlägt denn öfter mehr als nöthig in ungarisches Latein über, ohne indess im Ganzen die Grenzen eines anständigen Mittelwegs zwischen gutem und schlechtem Latein zu verlassen. Wir wollen nun untersuchen, wie der Verfasser seine Aufgabe erfasst und gelöst hat. Die gelegentliche Beleuchtung mancher Punkte der italienischen Grammatik wird vielleicht manchem Freunde derselben nicht unwillkommen sein. Ueber das sich gesteckte Ziel belehrt uns der Verfasser klar und unzweideutig in seinem „Prooemium“. Er will nicht ein Buch schreiben, blos um den Büchermarkt zu bereichern: „Crevit vero cum numero philologiae cultorum, librorum quoque, ad

haec studia pertinentium caterva, qui variae formae involuti, mox i bonam, mox in malam partem trahi possent. Ne vero his quoqu pagellis, ad numerum solummodo illius catervae augendum contulis videar: concede L.(ector) B.(enevole) ut pauca de scopo, internaqu hujus opusculi oeconomia, in medium proferre liceat.“ Unter de italienischen Sprachlehren giebt es zwar manche werthvolle; „in i (compendiis grammaticis) tamen non raro fuse pertractantur ea, qua juventus literarum studiosa jam pridem cognita habet; alia, materia linguae parti nimium tribuendo, negligunt justo magis ea, quae ad fo marum grammaticarum geneticam evolutionem indeque fluxuram earu dem accuratam cognitionem pertinent, adeoque vix exigui sunt moment alia denique, (et haec sunt plurima) Syntaxeos, etsi non nullam certe insufficientem curam gerunt.“ Man muss gestehen, der Verfass hat mit richtigem Blick bereits vor 40 Jahren einige Hauptmängel d italienischen Grammatik-Literatur erkannt; besonders anerkennenswer aber ist die Erkenntniss, dass in verhältnissmässig formenarmen Spr chen, wie die „modernen“* sind, der Darstellung der syntaktische Gesetze die meiste Aufmerksamkeit zu schenken ist. Dadurch i Lichardi (warum nicht ohne h?) einem ganzen Schock seiner Nach folger auf dem Gebiete der italienischen Sprachlehrfabrikation voraus geeilt — und dies im 22. Jahre der Alleinherrschaft Fornasari's i Wien. — Der Verfasser stellt es als unzweifelhaft hin, dass der Grun stock des Italienischen im Latein zu suchen ist** und hat unter diese Gesichtspunkt sein Buch geschrieben: „His accessit cagitatio, ad se monis Italorum cognitionem certo longe facilius perveniri poss

---

* Der Verfasser erlaubt sich hier auf seine für das Programm d Teschener Realschule des Jahres 1877 geschriebene Abhandlung: „Was i eine moderne Sprache?“ hinzuweisen.

** Dies ist auch jetzt noch keineswegs überflüssig zu betonen; so u glaublich es ist, so beweist doch das Programm des Gymnasiums zu R vereto von 1873/74 schwarz auf weiss, dass dort in der 6. Classe folgend Thema gegeben wurde: „Abbaglio di chi crede la lingua italiana deriva dalla latina“!!! — Welchen Phantasmagorien man verfällt, wenn man, d Boden nüchterner und vorurtheilsfreier Forschung und gesunder Method verlassend, linguistischen Idiosynkrasien huldigt, zeigt das Buch „Dei dialet comunemente chiamati romanici messi a confronto coi dialetti consimi esistenti nel Tirolo.... Dal Sacerdote Prof. Giuseppe Giorgio Sulz Trento. Perini 1855.“ Der Verfasser desselben ist fanatischer Keltol und leitet nicht nur alle romanischen Idiome, sondern auch Latein u Griechisch ohne viele Umstände vom Keltischen ab. Der wissenschaftlic Charakter des Werkes geht u. a. aus folgenden Stellen hervor: „I dialet impropriamente detti romanici (giacchè dal comuneloro stipite si dovrebbe contrassegnare coll' appellativo di celtici)... esprimono ad esempio d Sanscrito il nome... come nel genitivo così anche nel nominativo per este

si institutio (de iis loquor, quibus opusculi pagellae destinatae sunt) eam sequatur methodum, quae matris latinae rationem habendo, in ea diligenter indaget, in quibus ambae conveniant, aut discrepent ab invicem; cum alioquin omnibus lucidum sit, partem sermonis Italorum materialem, seu sic dictam vocabulorum copiam ex sermone latino, vel penitus immutatam (ut infinitivi verborum), vel certis, utut hae quoque exiguae sint, mutationibus subjectam, maxima ex parte remansisse." Doch masst sich der Verfasser nicht an, das Feld der Vergleichungsmomente zwischen Latein und Italienisch vollständig angebaut zu haben, vielmehr will er durch das Gebotene nur angeregt haben „ut ipse Lector B. iisdem (a me traditis) incitatus, in affinitatem linguae utriusque proprio Marte uberius inquirat." — Am Schlusse der Vorrede gedenkt er der benutzten Vorarbeiten, worunter wir an erster Stelle den tüchtigen Fernow begrüssen — wieder ein Beleg für den guten Takt des Verfassers, denn Fernow's 1804 in erster, 1829 in dritter Auflage (Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 8. XXIV u. 819 pp.) erschienene „Italienische Sprachlehre" ist ein noch immer werthvolles, gründliches, theilweise musterhaftes Werk.* Dem grammatischen Lehrgebäude

e non sincopato" (Introduzione p. 16—17) und in der Note (p. 16): „L'uso di sincopare il nominativo venne alla lingua latina dal Greco, mentre l'Italiano, conservando il costume della comun madre, la lingua sanscrita, continua ad esprimerlo per esteso, cioè con tutte le lettere esistenti nella radice. Per es. Sanscr. pad padas, Ital. il piede, del piede, Lat. pes pedis." Das sind allerdings Errungenschaften, gegen welche die Leistungen eines Bopp ein wahrer Pappenstiel sind. — Und (ib. p. 23—24): „Infatti chi asserisce, che i dialetti romanici hanno comune coll' Osco la materia non solo, ma ben anche in gran parte la forma, ha per lo meno tante ragioni della sua, quante ne hanno coloro, che asseriscono, essere detti dialetti tutti quanti una metamorfosi nata, Dio sa come (!), dal Latino; venire cioè l'articolo determinato maschile dal pronome ille, il femminile da illa, l'indeterminato da unus... altri asseriscono avere i dialetti romanici appreso l'uso del verbo ausiliare essere dal latino, che per es. dice: amatus sum, non riflettendo che qui il sum non fa che la funzione dell' ordinario verbo rapporto al soggetto sottinteso, ego, ed al predicato espresso colla voce passiva amatus: costume che già aveano, e dovevano (!) anzi avere come ogni popolo, così anche gli Oschi antichi per esprimere un qualche giudizio. Altri finalmente ... dicono, che 'gl'Italiani, e consorti, si formassero quest' avverbio dal sostantivo latino mens, mentis = intenziene, come per es. in altrimenti = alia mente, oppure lo usassero in forma di affisso per esprimere il modo o la maniera d'una qualche azione. Ma queste sono asserzioni, le quali, perchè gratuitamente (!) affermate, si negano del pari gratuitamente." Das schreibt man im Jahre 1855, wo die romanische Sprachforschung, wiewohl sie selbstverständlich noch nicht die heutige Höhe erreicht, doch schon auf festem Boden stand und Diez sein unsterbliches Werk bereits geschaffen hatte!

* Gegenüber der noch immer nicht ausgestorbenen, ja hie und da sehr prätentiös auftretenden oberflächlichen Sprachlehrerei und -lernerei ist es nicht uninteressant, auf Aussprüche alter tüchtiger Sprachgelehrten dagegen

geht voran eine „Historica praeparatio de successiva linguae latinae depravatione indeque derivata linguae italicae origine, ejus efformatione atque ad recentissima tempora progressu.“ Der Verfasser setzt als bekannt voraus, dass es eine von der Schriftsprache abweichende lateinische Volkssprache gab: aber indem er sie ein „idioma corruptum“ nennt, giebt er zu verstehen, dass er sich die Volkssprache erst aus der Schriftsprache entstanden denkt, diese also für das *πρότερον* hält, während bekanntlich nur das Umgekehrte möglich war. Wenn L. ferner meint: „Depravationis hujus in dies magis ingravescentis diversae causae fuere“ — so können darunter nur die Gründe verstanden werden, warum im sinkenden Römerreich die Kluft zwischen Literatur- und Volkssprache immer mehr zunahm, während allerdings die Urbanität der Rede auch bei den Gebildeten und in den Schriftwerken zusehends abnahm. Den ersten Grund, warum das Volk der Schriftsprache entfremdet wurde, sieht der Verfasser in der Unterdrückung der öffentlichen Redefreiheit: „Ac prima (causa) quidem ex libertatis oratoriae apud Romanos interitu repeti debet, quam primi jam Imperatores suo dumtaxat commodo studentes, omnimodo opprimere conabantur. Eversa vero hac publice ad populum dicendi facultate, quae antea stimulum praebebat excolendo sermoni aptissimum, non solum omnem inter meliora ingenia aemulationis fervorem exstingui, hinc puritatem sermonis a cultioribus quoque negligi, sed et apud plebem, cui olim de rostris praestantissima casti sermonis exempla proponebantur imitanda, animum quam maxime erga maternam linguam indifferentem oriri debuisse facile patet. — Zweitens, die meisten Schriftsteller jener Zeit suchten mehr durch leeren Wortschwall und

zurückzukommen. Der durch mehrere italienische Sprachwerke für seine Zeit sehr verdiente Matth. Kramer spricht sich folgendermassen aus: „Es hat noch selten einer in Sprachen, ohne vorhergehende gründliche und gute Information, auch sogar im Lande selbsten, allwo sie floriren möchten, viel guts geschafft; es heisst freilich: Er kann Italienisch, er redt sein Spanisch, er parlirt sein Französisch, dieser hat es ex usu gelernt, jener hat gar keine grammaticam gesehen etc.; aber lasst einen rechtschaffenen Kerl über sie kommen und einen Discurs mit ihnen anfangen, oder lasst sie benöthigt sein, sich irgend hören zu lassen, oder die Feder anzusetzen; man lege ihnen einen rechten Autor zum Expliciren vor; da würdest du deine Wunder sehen, da bestehen sie wie Butter in der Sonnen; es gehört mehr zu der Toscanischen Sprache, als zu Venedig, ja, auch zu Florenz und zu Rom gewesen zu sein. — So etwas, wie die Paperle, tägliche Familien-Dinge betreffend, daherschwatzen, oder etwas Leichtes, wiewohl nicht ohne grobe Schnitzer und Unfüglichkeiten, componiren oder schreiben, bringen sie endlich mit langer Zeit und steter Uebung bei ihren Schülern zuwege, wie solches auch die französische, bei deutschen Fräulein in Diensten stehende Kammermädchen prästiren können.“

eitlen Redeschmuck zu glänzen, als durch natürliche Anmuth und Würde des Stils zu wirken: „Scriptorum deinde, qui his temporibus florebant, haud pauci extranei fuere; plurimi vero domesticorum, sensui pulchri apud Romanos jam haud parum depravato, singulari scribendi genere, tumido et barbaro blandiri, attentionemque, quam naturali sermonis ornatu exemplo majorum movere debuissent, ineptiarum venatione excitare conabantur.“ — Drittens: „Ipsae denique Romanorum legiones ex bellis, quae cum finitimis barbarorum populis gesserant, reduces . . . sermonem quoque . . . in patriam referebant, quo . . . depravationi jam existenti novum suggerebatur nutrimentum.“ — Endlich nach dem Sturze des letzten Schattenkaisers: „Jam non solum plebs, barbaris victoribus permista, puriori sermoni intelligendo impar erat, verum ipsi quoque cultiores, metu hostium, consuetudine vel necessitate adacti, novas ideas, in tanta et rerum et opinionum conversione ortas, novis iisque potissimum barbarorum vocibus, ad arbitrium sermoni latino accomodatis, designare cogebantur.“ — Wenn aber L. beifügt: „Clerus vero, apud quem fugitivae Musae ultimum refugium quaerere videbantur, altiorum exempla secutus puritatem sermonis minime curabat, imo eandem contemnebat“: so verstösst er einerseits gegen die historische Wahrheit und verkennt andererseits die volksthümliche Aufgabe des Clerus.* Den Schluss der „Praeparatio“ bildet eine Uebersicht der italienischen Literaturgeschichte.

Als „Pars prima“ figurirt „Grammatica Linguae Italicae“; zu verstehen ist darunter die Formenlehre. Das vorgesetzte Motto aus Parini: „Le lingue de' popoli non tanto sono differenti tra loro per la differenza de' vocaboli** quanto per la diversa maniera del combinarli e del disporli nell' uso del discorso; anzi in questo consiste ciò, che appellasi „l'indole o il genio d'una lingua“: würde besser an der Spitze der Syntax stehen. In den Ausspracheregeln wird mit Nach-

* Es ist für jeden Kenner der Geschichte überflüssig darzulegen, welche Verdienste die Diener der Kirche auch damals um Sprache und Literatur sich erwarben und welche stilistische Perlen sich in ihren Werken finden. Andererseits muss man aber bedenken, dass die Kirchenschriftsteller in ihren homiletischen, katechetischen und anderen populären Erzeugnissen zunächst das Ziel vor Augen hatten und wohl haben mussten, verstanden zu werden; es war ja eben nicht ihre Hauptaufgabe, die Rhetorik zu fördern. Dass sich auch in diesen Kreisen Unwissenheit vorfand, ist weder zu bestreiten, noch Wunder zu nehmen.

** Es ist gar sehr auch „differenza de' vocaboli“ vorhanden, indem eben zunächst die verschiedene phonetische Gestaltung des Sprachmaterials die Sprachen, Dialekte, Mundarten etc. unterscheiden lehrt.

druck auf den Unterschied zwischen geschlossenem und offenem e und o hingewiesen. Die beiden Lautnuancen zugewiesenen Fälle verdienen für jene Zeit Beachtung. Geschlossen ist nach L. das e, so oft es aus latein. i hervorgegangen (n*e*mbo n*i*mbus, s*e*te s*i*tis, v*e*tro v*i*trum, p*e*sce p*i*scis), ferner in den Endungen eggio, ente, esco, etto, evole; offenes e haben die Ausgänge ello, enza, ere, ero. Geschlossen ist das aus ursprünglich u entstandene o (f*o*rca f*u*rca, c*o*lpa c*u*lpa, n*o*ce n*u*x, m*o*lto m*u*ltum) und in den Endungen ojo, one, onte, ore, oro; offenes o in uolo, oria, orio, orto. Vergessen ist die schon damals unschwer anzustellende Beobachtung, dass offenes e und o nur in betonter Silbe vorkommt. Auch über das scharfe (asperum) und gelinde (remissum) Z werden verständige Regeln aufgestellt. Leider noch immer nicht überflüssig, sondern fortwährend von neuem Lehrern und Lernenden einzuschärfen ist die „Observatio“: „In ipsa jam lectione, si accurata institui debeat, in eo potissimum elaborandum erit, ut omnes et vocales et consonae distincte et praecise enuncientur. Imprimis vero ad duplas consonas attendere oportebit, quas ita proferre oportet, ut jam ipso vocis sono earum duplicatio indicetur...“ Sehr praktisch angesichts der Vielsprachigkeit Oesterreichs ist die angehängte Transscriptions-Tabelle der italienischen Orthoëpie, z. B.:

Ital.	germ.	hung.	bohem.	
ci	ʧi	csi	či	
gi	ʤi	dzsi	dži	
sci	ʃi	si	ši	
gli	ʎi	lyi	li	etc.

Was L. über die Voci tronche schreibt, beweist, dass er eine Ahnung vom Gesetze der Persistenz des lateinischen Accentes hatte: „In his vocibus (truncatis) tonus in primitivo statu penultimae syllabae inhaerens, peracta quoque contractione immotus manet... Peculiaris est has voces pronuntiandi modus, qui optime hac ratione concipi potest: proferatur e. g. vox virtute cum eadem vocis in penultima syllaba elevatione, qua in sermone latino pronunciatur; abjecta deinde finali syllaba te, vox decurtata efferatur cum eodem in syllaba tu vocis accentu, ita tamen, ut eidem brevissima nonnisi mora tribuatur.“

Die Wortbildungsregel: „in pluribus vocibus quae declinari possunt, Ablativus Latinorum est Nominativus Italorum“, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn dieselbe sogar heute noch in manchem Lehrbuch ein urgemüthliches Dasein fristet.

Das dritte Capitel handelt „de Nomine“, wovon inconsequenter

Weise das Pronomen ausgeschlossen wird. Im 1. Paragr. über den Artikel legt L. eine sehr richtige Auffassung der Modernität der romanischen Sprachen an den Tag: „Omnes linguae latinae filiae habent quosdam characteres distinctivos, quibus eaedem a matre strictiori ratione separantur. Primus horum characterum est articulus ejusque usus.“* Den nichtbestimmenden (indeterminatum) Artikel verwirft L. als dem Begriff des Artikels zuwiderlaufend; auf seine (Schein-) Gründe kann hier nicht eingegangen werden. Sehr naiv ist die etymologische Auffassung des Artikels: „Memorabilis sane est fraterna ratio, qua Itali et Galli pronomen Latinorum demonstrativum ille, in usum articuli masculini inter se partiti sunt. Itali namque mediam partem priorem il retinere, Galli vero posteriorem le civitate sua donarunt.“ Schon die offenkundige Thatsache, dass die ältere Sprache ausschliesslich lo als Masculinform des Artikels kannte, hätte von dieser etwas kindischen Bemerkung abhalten sollen.

Bei Bestimmung des Genus Nominum hält sich L. blos an „terminationes“, ohne auf den Unterschied zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht zu achten. Dadurch wird er zu sehr überflüssigen Wiederholungen veranlasst; so heisst es bei „terminatio *a*“: „Quae vero apud Latinos exceptionem faciunt, illa in sermone quoque italico masculinum genus sibi vindicant. Huc referuntur: 1. Nomina propria virorum quae in *a* definiunt. 2. Substantiva quae dignitates tam civiles quam ecclesiasticas, munera item, officia, et occupationes viris solummodo destinatas denotant.“ Aehnliches wird dann bei terminatio *i* gesagt.

* Nach Hr. Sulzer's Theorie ist der Gebrauch des Artikels gegenüber dessen Mangel im Latein ein Beweis der nichtlateinischen Abstammung des Italienischen. Mögen solche (glücklicherweise nur wenige) Ideologen sich zu Gemüthe führen, was Ascoli („Archivio glottologico I. Proemio, p. XXVII und XXVIII) schreibt: „... e causa di nuove aberrazioni si è ancora fatta quella che potrebbe dirsi l'ambizione storica... la quale ora si manifesta specialmente per questo doppio modo: cansare il latino, quando si cerca l'intima ragione delle voci o delle forme romanze, per rappicar queste direttamente alle rimote fonti dell' Asia ariana, oppure ad una o più d'una favella dell' antica Asia, che sia o s'imagini difforme, o almeno affatto divergente, dalla latina che ci sta dinanzi nella letteratura di Roma... Chi sia affetto di codesto preguidizio della molta distanza fondamentale fra la base delle lingue romanze e il latino delle lettere romane, pensi, per dir di un fatto solo, a darsi ragione, obbedendo a' suoi supposti, della fedeltà... per la quale un numero infinito di favelle neolatine dà un riflesso diverso della vocale classica, secondo che questa vocale fosse lunga o breve; e se il meditare intorno a questo unico fatto non basta a convertirlo, egli si dia ad altri studi.“

Die Sectio III. dieses Capitels handelt erschöpfend „de Formatione numeri Pluralis.“ Die gegebenen Regeln sind grösstentheils richtig und verständig, nur wird eine systematische Ordnung vermisst. Für die bei L. nicht seltene natürliche und nüchterne Auffassung der Spracherscheinungen zeugt u. a. die Regel in § 69: „Feminina in cia, gia, scia nec non masculina in cio, gio, scio, cum in iisdem vocalis *i* non verae vocalis sed tantum signi vicibus fungatur consonas antecedentes emollientis, in plurali illud *i* amittunt, atque regularem terminationem nanciscuntur, feminina scilicet in ce, ge, scē, masculina vero in ci, gi, sci.“ Dass unser Lob wegen eines scheinbar so selbstverständlichen Punktes nicht grundlos ist, wird der Kenner der italienischen Sprachbücher gewöhnlichen Schlages zugeben. Sehr reichhaltig ist das angehängte Verzeichniss der Wörter mit doppeltem Plural.

Die „Sectio V. Declinatio Nominum“ wird mit folgendem Passus eingeleitet, der sowohl die Vorzüge der italienischen Casusbezeichnung als deren Unterschied von der lateinischen in bündiger Kürze angiebt: „Accurata vocum latinarum declinatio haud paucas habet difficultates, exinde potissimum oriundas, quod, tam in singulari quam plurali numero, ad designandos sex notos casus finales vocum terminationes magis vel minus variari debeant. Italorum contra sermo hoc ex respectu ad admirabilem simplicitatem eluctatus est, quae tamen simplicitas dictionis claritati nullatenus obstat. Itali namque dum voces suas declinare volunt, relicta semper immutata terminatione finali, designandis casibus nonnullas praepositiones adhibent. Cum vero jam ipsa vox „declinatio“ mutationem vocis involvere videatur; facile patet linguam italicam nullam declinationem proprie ita dictam habere.“ Enthält letztere Bemerkung eine sehr einseitige unberechtigte Auffassung des Declinationsbegriffs, so ist dagegen die darauf folgende „Obs.“ sehr wahr: „Haec declinationis italicae natura in qua efformanda filia matrem suam penitus abnegavit, alterum characterem distinctivum hujus linguae constituit.“

Der Abschnitt über die Gradation der Adjectiva ist leider wie in den meisten sonstigen Grammatiken ein Gemengsel von formalen, etymologischen und syntaktischen Elementen. Der Verfasser führt auch die Superlativirung mittelst Wiederholung des Positivs (una montagna alta alta) an und meint hierbei: „Memorabile sane est Italos superlativi formandi rationem talem quoque habere, quae Hebraeorum solummodo sermoni est propria“ — ohne zu bedenken, dass einer-

seits im Hebräischen meistens nicht das Adjectiv, sondern die demselben nachgesetzte Partikel בְּאוֹ (valde) wiederholt wird und andererseits jene Doppelsetzung des Positivs weniger eine syntaktische Eigenthümlichkeit als vielmehr eine auch anderen Zungen geläufige Wirkung des Affectes ist, woraus es zu erklären ist, warum selbst eine Superlativform wiederholt werden kann, wozu L. aus Parini das Beispiel bringt: „Perocchè l'uno essendo avarissimo avarissimo e spilorcio, temeva ad ognora, non gli mancasse il terreno sotto a' piedi."

Folgt der unvermeidliche Abschnitt „de nominibus alteratis". Es ist unbegreiflich, wie seit undenklicher Zeit ein italienischer Grammatiker den andern copiren und blaue Wunder erzählen konnte von der Biegsamkeit, Kraft, Fülle und Anmuth der italienischen Sprache, und wie man einen kleinen Abschnitt der Wortbildungslehre so breit treten konnte, während man diese sonst fast gänzlich vernachlässigte. Man erklärte die Diminutiv-, Augmentativ- u. s. w. Endungen für eine Specialität des Italienischen, während doch das Latein deren eine ziemliche Menge aufweist, das Französische Analogien bietet, das Spanische daran keinen Mangel hat, das Böhmische nicht zurücksteht etc. Daher sind denn auch die Einleitungsworte zur Sectio VII. einfach unwahr: „Peculiaris est linguae Italorum praerogativa, quod scilicet mutata (magis vel minus characteristice) vocis terminatione, significationem ipsam vocis immutare valeat. ..." Allerdings mag man, aber ohne fade Declamation, zugeben, dass das Italienische hierin zuweilen einen Formenreichthum besitzt, der anderen Sprachen fremd ist, z. B. (aus Parini): „Ma che dico visi? se visi non vene aveva, e tutti quanti erano visetti, visuzzi, visoni, visacci o visucciacci."

Mit Uebergehung des Numerale und des Pronomen, deren Behandlung unter Anerkennung der Vollständigkeit keinen Anlass zu besonderen Bemerkungen bietet, folgen wir dem Verfasser zur Formenlehre des Verbums (Caput V.), welche, freilich mit Einschluss manches Ungehörigen oder Ueberflüssigen, von p. 76—136 reicht. Die Einleitung bilden „Notiones generales", die mit folgendem Passus eröffnet werden: „Quemadmodum in omni lingua, ita in italica quoque verbum principalem totius orationis partem constituit, adeoque etiam ejus grammatica formatio maximam adtentionem meretur. Negari quidem nullo modo potest, multas easque haud parvi momenti difficultates imminere iis, qui hanc orationis italicae partem, quoad totam ejus indolem, penitius cognoscere cupiant: adtamen id quoque certum est,

sermonis latini notitiam ad easdem feliciter superandas haud parum conferre. Quod namque materiam, seu ipsa vocabula adtinet, ea paucis mutationibus exceptis maximam partem ex latino sermone in italicum transivere; forma vero seu conjugatio ipsa, in cardinalibus pariter sermonem latinum secuta, in formatione nonnisi aliquorum temporum, secundum analogiam aliarum linguarum progressa est."

Es ist eine stehende Phrase, das Verbum sei der wichtigste Redetheil u. dgl., und viel unschätzbare Gelehrsamkeit ist aufgeboten worden, um diese Wichtigkeit ins rechte Licht zu setzen. Es ist Zeit, daran zu erinnern, dass diese Phrase eben nur ein „flatus vocis" ist, ohne innere Wahrheit. Es ist ein Axiom der Linguistik, dass sämmtliche sprachlichen Ausdrücke auf Wurzeln zurückgehen; es ist ferner ein Axiom, dass eine Wurzel, ja auch das daraus gebildete (primäre) Thema an und für sich indifferent, also weder Nomen noch Verbum ist, sondern erst durch formale Differenzirung zu jenen beiden Kategorien sich ausgestaltet; es ist endlich ein Axiom der wissenschaftlichen Grammatik, dass mit Nomen und Verbum die Zahl der Wortkategorien erschöpft ist, da die angebliche dritte Kategorie (Partikel, ḥarf der arabischen Grammatiker) durch die kritische Sonde sich als nominalen Charakters erwiesen hat. Schon die Beachtung dieser Zwillingsstellung von Nomen und Verbum sollte davon abhalten, letzterem eine Superiorität zuzuerkennen, und ein Fingerzeig sein, die Gleichwerthigkeit beider und ihr correlatives Verhältniss zu erfassen. Ein Satz ist der sprachliche Ausdruck für die Verbindung des Begriffs eines Thätigen (Seienden) mit dem Begriff einer Thätigkeit zu einer Einheit, wobei die Thätigkeit als vom Agens ausgehend appercipirt und angeschaut wird. Der Thätigkeitsbegriff wird durch das Verbum bezeichnet. Wir fragen nun, was würde der Thätigkeitsausdruck nützen, wie könnte er zur Verwendung kommen, gäbe nicht der Nominalausdruck das nomen agentis an, wie wird eine Thätigkeit denkbar ohne Thätiges? Offenbar könnte ohne Nomen die Sprache gar nicht concretirt werden. Das ist so wahr, dass selbst das Verbalthema ohne nominales Element gar nicht zur sprachlichen Geltung gelangen kann; denn: „Verbum ist die Verbindung eines durch die Wurzel oder deren Ableitung bezeichneten Ausdruckes eines selbständig Thätigen mit einem Pronominal-Elemente persönlicher Natur in prädicativer Weise (d. h. derart, wie im Satze Subject und Prädicat mit einander verbunden werden)" (F. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft I. Bd. I. Abth. p. 108). Und ibid. p. 126—127: „Der wichtigste Theil

des Verbal-Ausdruckes ist unstreitig sein subjectiver Bestandtheil, die sogenannten Personal-Suffixe. Durch sie wird erst das indifferente Nominal-Verbal-Thema zum eigentlichen Verbum, ebenso wie es durch die angefügten Numerus-Casus-Suffixe zum Nomen wird.“ Endlich ist wohl zu beachten, dass weitaus die meisten Sprachen gar kein eigentliches, selbständiges Verbum besitzen, sondern nur ein Nomen-Verbum; nur die japhetischen (indogermanischen) und semitischen Sprachen haben wahre Verbalthemen geschaffen, während schon die hamitischen Idiome des echten Verbalausdrucks entbehren. In solchen Sprachen fungiren demnach lediglich Nominal-Elemente (Pronominal-Possessiv-Suffixe) in verbaler Bedeutung. Der behauptete Vorrang des Verbums ist folglich wissenschaftlich unhaltbar, er gehört in das Gebiet der Declamations- und Gefühls-Grammatik. — L. macht mit Recht auf die Schwierigkeit einer vollkommenen Beherrschung der italienischen Verballehre aufmerksam, er gehört nicht zu jenen ebenso verstand- als gewissenlosen Charlatanen, welche eine kindleichte Aneignung der italienischen oder einer anderen Sprache versprechen, ohne zu ahnen, dass gar keine Sprache leicht zu erlernen ist und dass der wahre Sprachgelehrte desto mehr Schwierigkeiten oder doch ihm bisher Unbekanntes oder von ihm Unbeachtetes in einer Sprache entdeckt, je eingehender er ihr Studium betreibt.*

* Ebenso wahr als gründlich schreibt Dr. K. Plötz im Programm des franz. Gymnasiums in Berlin von 1854 („Quel peut être le but d'un Collége français en Allemagne?): „Je sais bien qu'en avançant cette opinion, je heurte de front un de préjugés les plus répandus parmi mes compatriotes, celui de la prétendue facilité que tout homme sachant le latin trouve à apprendre le français. Ici ma position devient des plus délicates. Cette opinion est un des plus graves erreurs; le français est au contraire une langue très-difficile à apprendre. Cependant il n'est guère possible de le démontrer à d'autres qu'à des gens qui en ont fait une étude sérieuse dans toute la force du terme, c'est-à-dire à ceux-là précisément qui n'ont pas besoin de la démonstration. Quand de pénibles efforts longtemps infructueux, de rudes labeurs, suivis enfin de quelque succès, souvent mis en doute, toujours lents et difficiles à obtenir, sont là pour nous faire sentir la vérité, on est suffisamment revenu de toute illusion à ce sujet. Mais les autres — et qu'on oublie pas qu'ils forment la majorité — vont tout d'abord, et avec un sérieux imperturbable, m'opposer comme le meilleur des arguments, la connaissance, qu'ils ont eux-mêmes de cette langue, que je me plais à leur représenter comme difficile, connaissance, qui ne leur a pourtant pas coûté très-cher. Je ne sais, je l'avoue franchement, comment tourner autour d'un pareil argument „ad hominem“, sans blesser les premières règles du savoir-vivre et de la politesse. Force m'est donc de renoncer à un démonstration dans les termes; mais ne pouvant me dispenser de dire quelque chose à l'appui de mon opinion, je vais présenter quelques considérations générales qui, à défaut d'arguments concluants, feront entrevoir où j'en veux venir.

Je dirai donc à mes adversaires, assez heureux pour se trouver

Indess trifft L.'s Bemerkung mehr die syntaktische Handhabung des Verbum als dessen Flexion; denn diese, obwohl noch ziemlich reich, steht doch gegen die lateinische bedeutend zurück und kann namentlich in der schulmässigen Darstellung durch Uebersichtlichkeit, Vermeidung von Wiederholungen und Ausscheidung des Ueberflüssigen ausserordentlich vereinfacht werden. — Der Verfasser sucht eine besondere Erleichterung für Erlernung des Italienischen in der Verwandtschaft und im Vergleich mit dem Latein. Ohne Zweifel ist ein wissenschaftliches Studium des Italienischen ohne Latein nicht denkbar und wird die Herbeiziehung des Lateins für den denkenden und

vainqueurs sans combat, possesseurs sans travail, que je crois, sauf erreur, qu'il existe dans la connaissance d'une langue une infinité de degrés, qu'on pourrait comparer à autant d'échelons d'une longue échelle appuyée contre une tour. Cette échelle est d'une construction singulière; car les distances des échelons, très-faibles et très-faciles à franchir en bas, deviennent toujours plus grandes, plus on approche du sommet de la tour. Or, il est dans la nature des choses que, pour bien juger de l'infériorité des positions d'en bas, il faut avoir eu la patience et l'habileté de monter jusqu'au haut de la tour, vérité qui s'applique encore avec plus de force à ceux qui ont la vue un peu basse. Sans m'arrêter à cette image, j'ajouterai sans figure que les conditions de l'étude d'une langue étrangère change essentiellement selon le but qu'on se propose à atteindre, que la tâche de celui qui veut se borner à entendre sans secours les livres écrits dans cette langue, est infinément plus facile que le travail de ceux qui s'appliquent à la parler couramment et à l'écrire avec facilité. Il ne sera pas inutile de rappeler que dans ses trois manières de savoir une langue il y a encore une infinité de degrés à établir. Tel qui croit parfaitement comprendre les prosateurs et les poètes de tous les temps, n'est souvent encore qu'à une demi-entente de ce qu'il lit, où le véritable sens des mots et des phrases, la force des termes, le sentiment intime de l'esprit de l'auteur lui échappe plus d'une fois, sans qu'il s'en doute. Il faut ajouter que les jugements sévères qu'un étranger se permet de porter, et imprimer même, sur un ouvrage, un auteur, sur tout un genre littéraire, doivent quelquefois être mis, en grande partie du moins, sur le compte de l'insuffisance de ses connaissances. J'ai eu l'occasion de voir que de fâcheuses impressions de voyage, qu'on rapportait de bonne fois dans sa patrie, que les critiques sinon fausses, du moins exagérées sur les institutions et les mœurs d'un peuple n'avaient souvent pas d'autre source.

Quant à l'art de parler une langue étrangère, on ne comprend pas toujours assez que cette facilité de débiter les lieux communs de la conversation ordinaire, la possession complète des invariables questions et réponses de la politesse banale des salons, de ces choses enfin pour lesquelles les langues ont des phrases toutes faites, est encore très-éloignée de la faculté de trouver promptement l'expression nette et précise d'une pensée qui est à nous et que nous avons besoin de développer pour la faire comprendre. Si quelques exercices de memoire soutenus par cet emploi si utile du temps qu'on appelle à Berlin de leçons de conversation, suffisent souvent pour donner la première de ces aptitudes, la seconde ne saurait être, hors du pays où l'on parle la langue, que le résultat d'un travail sérieux, d'exercices gradués, variés et dirigés par des maîtres habiles, d'étude approfondie des chefs-d'œuvre de la littérature et qui ne doit pas exclusivement avoir pour objet les célébrités souvent fort douteuses du jour."

gehörig qualificirten Studirenden ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel zur rationellen Aneignung des Italienischen sein; allein man darf sich keiner Illusion hingeben über Natur und Bedeutung des Lateins als methodischen Adminiculums, um das Italienische oder überhaupt eine romanische Sprache Anfängern oder selbst bis zu einem gewissen Grad Vorgeschrittenen beizubringen, mögen sie auch bereits einige Jahre Lateinunterricht genossen haben. Dass der parallele Anfang des lateinischen und italienischen Unterrichts für letztere keinen Vortheil bringen kann, liegt auf der Hand. Der Anfänger hätte dann die Schwierigkeiten zweier fremder Sprachen zu überwinden, läuft Gefahr in keiner Tüchtiges zu leisten, kann, schon aus Mangel positiver Kenntniss beider Sprachen, unmöglich auf vergleichendes Studium sein Augenmerk richten, während andererseits die Gleichheit oder doch grosse Aehnlichkeit der lateinischen und italienischen Wortformen fast mechanisch und instinctmässig den Anfänger zur Verwechslung der Formen verleitet und in seinem Kopfe eine congesta materies anhäuft, deren mündlicher oder schriftlicher Ausdruck sich als Kauderwälsch charakterisirt; der Schüler befindet sich dann gewissermassen in der Lage eines geborenen Italieners, der, verführt durch die Leichtigkeit, womit er sich die lateinischen Vocabeln einprägt, keinen besonderen Fleiss auf gründliches Lateinstudium verwendet, so dass z. B. selbst italienische Geistliche es selten zu einer Fertigkeit im Lateinsprechen bringen. Die comparative Methode darf daher im Unterrichte erst dann eintreten, wenn dem Schüler im Latein ein solches Mass von Kenntnissen zum sicheren Eigenthum geworden ist, dass er unter gehöriger Anleitung die Tertia comparationis mit dem Italienischen aufzufinden und festzuhalten vermag. Und auch in diesem Falle, soll die Vergleichung fruchtbringend und nicht eine nutzlose, zeitraubende Spielerei sein, muss mit didaktischer Umsicht und weiser Beschränkung auf ein bestimmtes Ziel hingearbeitet werden. Die Vergleichung darf nicht darin bestehen, dass neben jede italienische Form die entsprechende lateinische gesetzt oder zu jedem italienischen Vocabel sein lateinisches Primitivum gefügt werde; vielmehr müssen sowohl in morphologischer als etymologischer Hinsicht die wichtigeren Differenzgesetze und Berührungspunkte in exemplificirender Weise erörtert und anschaulich gemacht und hinwieder durch gelegentlich der Lectüre und dergl. vorkommende Beispiele ins Gedächtniss gerufen und zum Bewusstsein gebracht werden; ein Specimen, wie ein solch rationelles Verfahren beiläufig anzustellen, finden wir in E. Fiedler's Schriftchen:

„Das Verhältniss der französischen Sprache zur lateinischen, 2. Aufl. Lpz. 1872.“ In der Syntax darf nicht jede Regel, wie in Plötz' „Nouvelle Grammaire“, durch stereotype Wendungen „wie im Latein“ oder „im Gegensatz zum Latein“ eingeleitet werden, sondern es sind einfach jene Fügungen, die im Latein ein nennenswerthes Analogon finden und wo der Vergleich dem Schüler wirklichen Gewinn bringt, hervorzuheben. So geistbildend aber nun auch ein nach den richtigen methodischen Grundsätzen durchgeführter vergleichender lateinisch-italienischer Unterricht wirken kann, so wäre es doch ein schwerer Irrthum zu meinen, es könnte dadurch ein spielendes Erlernen der italienischen Formen und Wörter erzielt werden, ja der Schüler ist im Gegentheil davor zu warnen, nach Analogien zu haschen, aus einem Fall unbedingte Schlüsse auf alle ähnlichen Fälle zu machen, oder gleichsam durch Errathen eine copia italienischer Derivata aufzustellen; ein solch planloses, gleichsam anarchisches Vorgehen führt zu groben Täuschungen, zu lächerlichen Quidproquo, zu durch die ganze Folgezeit sich hinschleppenden Fehlern. Die Sprachverwandtschaft, resp. die Abstammung einer Sprache von der anderen beruht unstreitig auf Gesetzen und ist eine Folge organischer Vorgänge, bietet aber auch wieder frappante Anomalien, unerwartete Ausnahmen, scheinbar unerklärliche Paradoxa; auch ist der Bedeutungswechsel ein hervorragender Factor der fortschreitenden Sprachentwicklung. Nehmen wir nur ein kleines Beispiel aus der Wortbildung. Es liegt gewiss nichts näher als die Annahme, dass jener Theil der lateinischen Messe, den man Praefation (Praefatio) nennt, italienisch regelrichtig la prefazione heisse; allein der einzige übliche italienische Terminus dafür ist il prefazio. Es wird also nicht nur das lateinische Wort unverändert beibehalten, sondern auch das Genus verändert, wozu wohl die Analogie der Wörter auf -o verleitete. La prefazione ist allerdings auch italienisch, aber nur in der Bedeutung „Vorrede“ gebräuchlich.

Ein wunder Fleck, wie in den meisten Grammatiken, ist auch bei L. der Paragraph von der Eintheilung der Verba. Die Eintheilungsgründe werden nämlich theils unrichtig bezeichnet, theils durcheinander geworfen. Als Eintheilungsgründe werden aufgestellt: Significatio (activa, passiva, neutra, reciproca), forma (regularia, irreg., personal., impers.), mutationes quas significatio patitur (inchoativa, frequentativa etc.). Abgesehen davon, dass „Bedeutung“ ein zu allgemeiner Ausdruck ist, der auf verschiedene Kategorien angewendet werden kann,

gehört die drittgenannte Classe offenbar in die Wortbildungslehre, in der zweiten Classe sind formale und syntaktische Arten vermengt, die erste ist rein syntaktisch mit Ausschluss der gar nicht in die Verbaleintheilung gehörigen activa und passiva. Activum und Passivum sind virtuell Genera Verbi; so wenig man nun die Substantiva (im Ital.) als solche in Masculina und Feminina eintheilt, sondern sagt, das genus nominum sei ein zweifaches, ebensowenig wird man das genus verbi zu einem Eintheilungsgrund stempeln, ja um so weniger, da Activum und Passivum an demselben Verbum haften. Formell genommen und zwar zunächst rein empirisch ist das lat. Passivum eine Umendung des Activum (reperire — reperirî), historisch-genetisch die Suffigirung des zum Formalelement gewordenen Reflexivpronomens an das Verbalthema (reperiri aus reperir-ie-se), es müsste demnach z. B. reperire in die eine, reperiri in die andere Classe von Verben gereiht werden, was ein grammatischer Widersinn wäre; im Ital. kann von einem Verbo passivo schon gar keine Rede sein, da hier das fungirende Verbum finitum essere, das mit dem passiven Sinn bekleidete Verb aber nur durch das Particip vertreten ist. Das einzige wirkliche selbständige V. passivum ist nascere, dessen Uebergang in die active Form jedoch in die Wortbildung gehört.

Die rein syntaktische Eintheilung der Verba geschieht nicht nach der „Bedeutung", sondern nach dem Umfang der durch das Verb bezeichneten Thätigkeit. Es sind demzufolge zu unterscheiden: 1) Die Thätigkeit wird einfach gesetzt ohne irgend welche Beziehung auf einen Gegenstand, ja ohne logisches Subject — verba mera (piove). Mit dem Ausdruck „impersonalia" können wir uns nicht recht befreunden. Nimmt man „Person, persönlich" im eigentlichen Sinn, so giebt es in den Sätzen „canis latrat, ventus flat, sol splendet" ebenso wenig ein persönliches Verbum als in „pluit, ningit, tonat"; fasst man hingegen jene Ausdrücke im grammatischen Sinne, so steht nichts entgegen auch hier eine (dritte) Person anzunehmen. Indessen mag der nun einmal conventionell gewordene Terminus nichts verschlagen.* 2) Die gesetzte Thätigkeit beschränkt sich auf das thätige Subject — verba subjectiva (dormo). 3) Die vom Subject gesetzte Thätig-

* Die aufgestellte Eintheilung der „Impersonalia" in „Impersonalia proprie sic dicta" (nevica) und „ea, quae quidem in primitivo statu personalia sunt, sed praeposita particula si- (se) naturam impersonalium induunt" (si dice) ist hinfällig, denn bei letztern ist stets, wenigstens implicite, ein logisches Subject (wirkliche oder grammatische Person) vorhanden.

keit erstreckt sich auf einen zu jenem in Beziehung stehenden Gegenstand — verba objectiva. Hierbei sind drei Fälle möglich: a) die Thätigkeit geht in reagirender Weise auf das Subject zurück oder das Subject macht sich selbst zum Object seiner Thätigkeit — verba reflexiva (mi rallegro); b) die Subjectsthätigkeit afficirt einen ausserhalb des Agens liegenden Gegenstand — v. transitiva, und zwar je nach der Rection: α) v. accusativa (diligo fratrem), β) v. genetiva (recordor tui), γ) v. dativa (parco inimico), wobei Mischclassen wie „accusativo-dativa“ etc. zulässig sind. Die „intransitiva“ oder „neutra“ fallen füglich mit den sub 2 zusammen.

Somit bleibt für die Formenlehre nur die Spaltung in regelmässige und unregelmässige Verba. Dabei ist aber wohl zu beachten, dass die Benennung „unregelmässig“ in der Wissenschaft nur dann einige Berechtigung hat, wenn man darunter nicht regellose, sondern nur nicht nach der vorherrschenden Regel beschaffene Spracherscheinungen versteht. Indess ist es sowohl in der Wissenschaft als in der Schule besser, von dieser Benennung abzusehen und dafür lieber die Bezeichnungen „stark“ und „schwach“ auch hier zur Geltung zu bringen.

In der Eintheilung und Benennung der Tempora haben die italienischen Grammatiker eine verwirrende Buntscheckigkeit zu Tage gefördert. L. hat folgende Denominationen: Presente, Imperfetto, Passato indeterminato, Passato determinato, Trapassato indeterminato, Trapassato determinato, Futuro semplice, Futuro perfetto, Correlativo presente, Correlativo passato. Z. B.: ho, aveva, ebbi, ho avuto, aveva avuto, ebbi avuto, avrò, avrò avuto, avrei, avrei avuto. Bezeichnen wir diese Zeitarten nacheinander mit 1—10, so finden wir für 2 bei verschiedenen Grammatikern ausserdem folgende Ausdrücke gebraucht: Pendente, Descrittivo, Relativo, für 3 Perfetto oder Passato semplice, Definito, Aoristo, Pass. rimoto, Narrativo, für 4 Pass. composto, Pass. prossimo, Pass. indefinito, für 5 Trapass. imperfetto, Primo Anteriore, Piuccheperfetto (auch più che perfetto), Piuchè passato, für 6 Trapass. perfetto, Pass. anteriore, Secondo Anteriore, Aoristo secondo, für 8 Fut. passato, Fut. secondo, Fut. condizionale, für 9 Imperfetto relativo, gewöhnlich Condizionale presente, für 10 Piucchè passato relativo, gewöhnlich Condizionale passato. Einem solchen Labyrinth von einander zuweilen geradezu widersprechenden Namen gegenüber wäre es wohl endlich an der Zeit, eine unschwer herzustellende Vereinfachung durch möglichste Anlehnung an die concisen und bekannten lateinischen Namen

herzustellen, und käme eine solche italienischen wie deutschen Lernenden sehr zu statten: Präsens, Imperfectum, Praeteritum, Perfectum, Plusquamperfectum I. u. II., Futurum, Fut. exactum, Fut.-Imperf., Futur.-Plusquamperf. Letztere beide Termini bedürfen heutzutage keiner Rechtfertigung mehr; Conditionalis bezeichnet eben nur eine secundäre und zwar nicht temporale, sondern modale Function dieser Formen.

In einen seltsamen Widerspruch verfällt L. in seiner Theorie über die Bildung des Futur. Er lässt dieses aus dem lat. Futur. exact. entstehen — ein damals allgemeiner Irrthum — setzt aber unmittelbar bei: „Formatur vero ita, ut *e* finale infinitivorum mutetur in ò ... in prima vero conjugatione etiam penultimum *a* in *e* convertatur necesse est.“ Und ferner: „Occurrit tamen in formatione futuri etiam anomalia, quam sic dicta verba contracta faciunt ... Haec futurum a contracta hac Infinitivi forma assumunt, mutata *e* in ò accentuatum ...“ Gleichzeitig aber scheint dieser Widerspruch wenigstens auf eine Ahnung des Verfassers hinzudeuten, dass der Infinitiv einen Bestandtheil des Futur. bildet.

Zum „Correlativo presente“ (Futur.-Imperf.) bemerkt unser Verfasser: „Formatio hujus temporis facillima est ab Infinitivo“, macht aber dann die „Obs.“: „Hoc tempus ortum est ex Imperfecto Conjunctivi Latinorum ...“ — Hingegen kann ihm der Ursprung des Conj. Praeter. — von ihm Condizionale pres. genannt, nicht entgehen: „Ortum namque est hoc tempus ex Plusquamperfecto Conjunctivi Latinorum — (significationem tamen immutavit).“ — Sehr verständig ist es von L., dass er nicht lächerliche „Stammformen“, sondern ein „Schema“ der Flexionen aufstellt, wodurch die Entstehung der Verbalformen aus Stamm und Endung wenigstens insinuirt wird. — Der Ursprung von credetti aus credidi ist zwar sehr unwahrscheinlich, dessen Annahme kann aber L. um so weniger zur Last gelegt werden, als dieselbe auch nach ihm noch mehrfach aufgestellt wurde. — Sehr gefällt mir die Unterscheidung der factitiven und neutro-passiven Bedeutung und die danach angelegte Tabelle (abbrunare fuscum reddere, abbrunire fuscum fieri, affinare ad finem perducere, affinire ad finem vergere etc.), doch ist zu bemerken, dass öfter beide Bedeutungen beiden Formen promiscue anhaften, z. B. annerare schwarz machen und schwarz werden. — Auch der inchoativen Herkunft der Präsentia auf -isco gedenkt L. — Die verschiedene Bedeutung des reflexiven Verbalausdrucks findet bei ihm Beachtung

und ziemlich gute Formulirung: die eigentlichen Reflexiva können nicht analysirt werden („alia scilicet jam per naturam suam reciproca — potius reflexiva — sunt, adeoque nunquam qua activa adhiberi solent, e. g. pentirsi dolere, accorgersi observare"). — Die ital. Passivbildung erklärt L. durch Accomodation an die „linguae septentrionales, germanicae imprimis originis"; er wusste wohl nicht, dass die linguae septentrionales κατ' ἐξοχήν, die scandinavischen, noch heutzutage ein flexivisches Passivum besitzen. Treffend ist allerdings seine Bemerkung: „Conjugatio proinde passivorum in sermone Italorum nihil est aliud, quam completa conjugatio verbi auxiliaris essere, cui per omnia tempora et modos participium verbi conjugandi subjungitur. Atque hinc facile patet, Italos proprie sic dictam passivorum conjugationem non habere." — Die „Verba irregularia" behandelt L. bei jeder Conjug. nach dem doppelten Gesichtspunkt, ob sie dem lateinischen Typus treu geblieben sind oder nicht, und stellt nach diesen beiden Abtheilungen alphabetische Verzeichnisse auf. — Den „Verbis defectivis" wird folgende „Obs." angefügt: „Omnia haec defectiva tantum in antiquis Italorum scriptis occurrunt, quorum origo ad incunabula sermonis adhuc pertinet." Das sollten sich diejenigen Verfasser von Schulgrammatiken merken, die sich nicht enthalten können, lange Indices gänzlich obsoleter Formen den Schülern vorzuführen.

Ganz tadellos und für manche Spätere beschämend sind L.'s Worte über das Adverbialsuffix -mente: „Quod hanc singularem derivationis formam attinet, eadem sine dubio ex latino sermone repeti debet. Terminatio scilicet mente nihil aliud est, quam vox Latinorum: mens... Ut jam Latini dicere solebant e. g. jucunda mente, sincera mente, pro: jucunde, sincere; ita Itali quoque, hanc scribendi rationem imitati, posuerunt giocondamente, sinceramente. Sententiae huic non solum antiquissimi Italorum libri favent, in quibus derivata haec adverbia separatim excussa sunt sc. sincera mente, gioconda mente; sed ipsa quoque formatio adverbiorum, de qua superius dictum, calculum addit, imo hujus asserti certitudinem evincit. Propterea namque terminatio adjectivi masculina in femininam mutari debet, ut scilicet voci mente, quae et in latino et in italico sermone feminina est, correspondere voleat; adjectivis vero in *e* ideo simpliciter haec terminatio.... adnectitur, quod eadem utriusque sint generis.

Die Syntax wird von p. 153—258 nach der Reihenfolge der Redetheile, wobei jedoch die Rectionslehre theils dem Adjectiv, theils

dem Verbum überwiesen ist, ziemlich eingehend behandelt; das Werthvollste dabei sind übrigens die zahlreichen Belegstellen, sämmtlich ital. Auctoren entnommen. — Dem „Articulus partitionis" wird die ihm gebührende untergeordnete Stellung angewiesen: „Hac partitiva articuli forma Itali non adeo copiose utuntur, quemadmodum Galli in quorum sermone usus ejus regulis est strictissime determinatus"; wenn aber beigefügt wird: „cum contra in Italorum lingua ad unum idemque redeat, num quis hac partitiva articuli forma uti, vel vero ejus loco pronomina: alcuni, alquanti, alquanto adhibere malit", so wird vergessen, dass doch der Franzose ebenfalls quelque(-*s*), maint etc. anwenden kann, dass aber der Unterschied vielmehr darin liegt, dass der Italiener die Genetivform des Artikels ganz weglassen kann und demnach „vi sono città bellissime" fast = „delle città bellissime." Mit dem sogen. partitiven Artikel hat es übrigens im Italienischen eine eigene Bewandtniss. Mussafia („Ital. Sprachl.", 11. Aufl. 1879) lehrt (p. 54): „Auch kann der Theilungsartikel kein Vorwort vor sich haben; also nicht: con del vino, per degli amici, a delle famiglie, sondern: con vino, per amici, a famiglie." Auch in Recensionen spricht sich der illustre Romanist entschieden gegen diese Wendungen als gegen Gallicismen aus; ähnlich thuen Puoti und Andere. Gewiss ist es am besten, Anfänger so zu belehren und überhaupt vor einem excessiven Gebrauch dieser im Italienischen nie so recht eingebürgerten Structur zu warnen; denn so grosser Freiheit sich die italienische Syntax erfreut, so muss man doch den Schülern feste Anhaltspunkte wenigstens für ihre schriftlichen Arbeiten bieten, da sonst ewiges Schwanken und Willkür die Folge sind. Andererseits aber ist nicht zu leugnen, dass selbst bei alten und neuen Schriftstellern des besten Rufes Partitivformen mit vorgesetzten Präpositionen vorkommen, namentlich Manzoni scheint davor nicht die mindeste Scheu zu haben. „Questo che esso dice, ho già udito dire a degli altri." Bembo. „Dovrà parere ancora a degli altri." Varchi. „Assisa sopra la riva con de' fiori in grembo faceva ghirlande" Caro. Aus Manzoni, „Promesse spose": „Dopo tre o quattrocento passi, vedrete una piazetta con de' begli olmi. — Le facciate delle case povere erano state ornate da de' vicini benestanti." Prospero Viani zieht in seinem „Dizionario di pretesi francesismi" (Firenze, Felice Le Monnier, 1858) gewaltig gegen die Widersacher solchen Gebrauchs los. Nachdem er s. voce „Articoli" die betreffende Regel Puoti's angeführt, fährt er fort: „Ammanna ch'io lego. Ma come debbo fare a legar tanti covoni

quanti n'abbica? Il Dal Rio nelle note alla grammatica del Puoti appunto sotto questo luogo, pag. 52 ediz. di Milano e Reggio, e il Gherardini nell' Appendice alle grammatiche, pag. 241, 255, 475, ragionarono a lungo sì di queste due maniere (a dei, con degli) come di Per del con sagace dottrina, e n'addussero un monte d'esempj de' principali scrittori. Come ammonticchiare tutti gli altri che n'avrei io? La pazienza e lo spazio mi manca. Ne' due citati filologi però si trova oltre a bastanza per lo studioso a rendernelo certo che questi modi non sono francesi, e che dal trecento in poi furono usati da' più classici scrittori. De' quali se non reco gli esempj, e'sappia che i principali sono della cronica del Velluti, del Bembo, del Caro, del Varchi, di Gio. Villani, della novella del Grasso Legnajuolo, del Berni, de' Comici Fiorentini, del Galilei, del Gelli, dell' Omelie di S. Gregorio, del Rucellai, del Cellini, del Bartoli e d'altri. Io credo che il partigiano del Puoti abbia voluto dare un pizzi cotto al Nanuncci, il quale, tanto inferiore al Puoti, al Lissoni, all' Azzocchi, nella prefaz. alla teorica dei nomi, pag. VII. dice: „Ma v'ha egli alcuno di loro (grammatici) che ti assegni il perchè noi ci troviamo oggidì con dei nomi, che hanno più desinenze nel minore e nel maggior numero e con altri che ne hanno più nel numero del meno, ed una sola in quello del più?" — Trotzdem wäre es gewagt, die präpositionale Theilungsform als echt italienisch zu erklären, und wir glauben, der alte Domenico Filippi habe Recht zu schreiben („Ital. Sprachl.", 10. Aufl., Wien 1820): „Wenn man Hauptwörter anführt, wovon man nur eine gewisse Menge oder Anzahl, ohne nähere Bestimmung begreifet, so gebrauchen die Italiener, ebenso wie die Franzosen, (aber meistens nur im Nominativ und Accusativ) den bestimmten Artikel in der zweiten Endung,... zuweilen steht auch diese partitive Art mit einem Vorwort..." Aehnlich verhält es sich mit dem Theilungsartikel bei Abstracten. Der Ausländer thut jedenfalls am besten, sich an das zu halten, was Mussafia irgenwo schreibt: „Ha della tenerezza, dello spirito." Neologismi, che fanno contra ol genio della lingua. „Parlare a degli sciocchi" si trova, ma è assolutamente da fuggire."

Wenn L. einen indefiniten Artikel nicht gelten lassen will, sondern uno, a eine Partikel nennt, so verkennt er eben, in Nachahmung einer kindischen Marotte französischer Grammatiker, die Natur des Artikels, die darin besteht, den Begriff des Nomens zu individualisiren, was ebenso wohl in bestimmter als unbestimmter Weise geschehen kann. „Dieser tonlose, für sich allein nichtssagende Redetheil,

der Artikel, soll einen Begriff als ein Individuum hervortreten lassen, und zwar entweder als ein bestimmtes Individuum oder als ein unbestimmtes; jenes geschieht mit dem Demonstrativ ille, dieses mit dem Zahlwort unus." (Diez, Grammatik, III, 4. Aufl., p. 18—19). Auch hier begegnet uns die seltsame Ansicht von dem Einfluss des Germanischen auf die grammatische Gestaltung des Italienischen.

Von der Manie vieler italienischer Grammatiker, überall Ellipsen zu wittern, ist L. auch nicht ganz frei zu sprechen. In: „di Aprile fioriscono gli alberi" soll zu ergänzen sein „nel mese", während dies, so gut wie im Französischen, ein sehr ausdrucksvoller idiomatischer Gebrauch ist (vergl. übrigens auch im Deutschen [des] Nachts, eines Tages etc., wobei ein nomen regens absolut ausgeschlossen ist). „Ischia è una isola vicina di Napoli" soll eigentlich heissen „alla città di Napoli", als ob nicht vicino sein Complement schliesslich auch im Genetiv haben könnte. „Con l'ajuto de' villani il mise in terra del palafrenõ" ist mit nichten durch Ellipse von „dal dosso" zu erklären, sondern di ist, wie so oft, stellvertretend für da eingetreten (da = de und ad), während das Umgekehrte nicht stattfinden kann. Die Beachtung der Etymologie von da hätte auch von der Bemerkung abgehalten, der Gebrauch von da zur Bezeichnung der Annäherung an eine Person oder des Verweilens bei derselben (was übrigens von L. nicht klar und erschöpfend dargestellt wird) sei die grösste Anomalie der italienischen Sprache und beruhe auf einem allmählich aus der Pöbelsprache in die Redeweise der Gebildeten eingedrungenen Idiotismus.

Der „Tractatus de Poesi Italorum" (p. 259—285) gewährt genügende Einsicht in die Wesenheit, die integrirenden Factoren und die Hauptformen der italienischen Dichtkunst. Wir heben daraus die Charakterisirung der italienischen Metrik im Verhältniss zur lateinischen hervor, als wieder manche spätere Theoretiker anticipando überholend: „Latinorum namque versus certo numero pedum absolvuntur, quorum quivis rursus defixo syllabarum numero constat; ipsas vero syllabas longitudine et brevitate, seu extensive distinguere solent, pro eo, ac sonorum in syllaba contentorum pronuntiatio, majorem vel minorem temporis moram deposcit. Italorum contra versus tantum certum syllabarum numerum doposcunt, quarum nonnullae semper tonicae esse debent (intensiva syllabarum mensura)... Nonnulli Italorum poetae metra poeseos latinae in sermonem suum transferre conabantur, quod imprimis de Hexametro et Pentametro dici debet. Cum

autem ipsa jam linguae indoles mollis, et ad certas syllabarum longitudines vel brevitates producendas minus apta, naturae, quae metris Latinorum inest, in specie vero valido et potenti Hexametri characteri renitatur; facile colligitur, omnes hujus generis conatus ad irritum cadere debuisse." Als Specimen eines solches Versuches werden die ersten Verse einer Uebersetzung der Aeneide gegeben:

L'armi e l'uomo io canto il qual da sponde di Troja,
Primo nell' Italia e nel Lavino lido ne venne,
Per fato errando. Ei per terra e per mare molto
Per la superna potenza, di Giunon cruda per ira,
E'n guerra assai sofferse in fabbricare la bella
Città, e'n portar gli Dei nel Latio, onde Latina
Stirpe e i padri d'Alba e i muri d'inclita Roma.
Muse, le cause ricordami, quale offesa e dolore
Mosse la gran regina di Dei contra uomo benigno
E divoto, onde infortunj e tante fatiche
Ebbe? Ah si grandi son l'ire in celiche menti?

Folgt ein „Appendix. De praecipuis linguae italicae dialectis" (p. 286—292), worin zwar einzelne Lautgesetze verschiedener Mundarten richtig angegeben sind, aber dennoch zu viel von Corruption u. dergl. geredet wird. — Zur Einübung des Gelernten sollen dienen „Centum pensa latina in sermonem italicum vertenda", ferner „Selecta Italorum proverbia exercitii causa memoriae mandanda", endlich „Phrases in vita communi usitatissimae" (p. 293—346). Die gebotenen Uebungssätze sind meist recht ansprechend, einige nicht ohne Humor. Z. B.: „Nonnulli dicunt rubros capillos esse omnium pulcerrimos. — Hodie habemus non tantum venatores sed etiam venatrices. — Tota die pugnabant et tota nocte bibebant, ut vires resumere possent." — Den Schluss (p. 347—394) bilden „Lectiones prosaicae et poeticae", ein, wie die Seitenzahl zeigt, ziemlich mageres Lesebuch, dessen Zweck eben nur sein konnte, die Sprache in einzelnen Proben zur Anschauung zu bringen.

Mittheilungen aus einer franz. Handschrift

des Lambeth Palace zu London.

Von

Robert Reinsch.

Unter den französischen Handschriften, welche die erzbischöfliche Bibliothek des Lambeth Palace zu London besitzt, ist die reichhaltigste, wiewohl nicht qualitativ beste Nr. 522, in 8°, welche 320 mit Bildern verzierte Blätter enthält und aus dem 14. Jahrhundert stammt. Dieselbe ist bereits kurz beschrieben worden in A Catalogue of the Archiepiscopal Manuscripts in the Library at Lambeth Palace. With an Account of the Archiepiscopal Registers and other Records there preserved. London 1812, p. 66. Doch ist diese Inhaltsangabe gänzlich ungenügend, da nur 20 Stücke dort verzeichnet werden, während die Hs. in Wirklichkeit 62 enthält. Daher ist ein genaueres Verzeichniss der in dieser Hs. enthaltenen Gedichte und Prosastücke in anglonormannischer Mundart nicht überflüssig. Um jedoch den Compilatoren genannten Katalogs völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mögen hier die in demselben namhaft gemachten Stücke mit der Nummer des ausführlicheren Verzeichnisses angegeben werden. So ist oberflächlich angedeutet Nr. I des Kataloges = 1 der unten folgenden Inhaltsübersicht; II = 2; III = 3 bis 10 incl.; IV = 11; V = 12—15 incl.; VI = 16; VII = 17; VIII = 18; IX = 19—28 incl.; X = 29; XI = 31; XII = 32—46; XIII = 47; XIV = 51; XV = 54; XVI = 55—57 incl.; XVII = 58; XVIII = 59; XIX = 60; XX = 61. Somit fehlen einige Stücke ganz im Kataloge, andere sind unter vagem Titel unter einer Nummer

subsumirt; vgl. XII, wo 14 Nummern mehr vorhanden sind. Auch die Angabe der zweiten Lücke der Hs. fehlt gänzlich; ferner wird Nr. 2 als dem Verfasser des ersten Stückes angehörig betrachtet, eine Annahme, die jedes Grundes entbehrt. Der Dialekt der Hs. ist der anglonormannische, wie aus den bekannten Eigenthümlichkeiten hervorgeht; beachte c statt s in ces, au statt a in haunter, comaunz, eidaunt, gaunt; s für ss in enrichisez, asez u. a.; ou für o: ount; y für i in seygnur, eyme, Ynde, reyne, seynte, meteyent, vilaynie, joyé, reynt u. a.; ke statt qui, kant statt quant, quanke statt quant que; s statt c in reseustes; sinc; oscit; dusur; umgekehrt pecheresce. Vorsetzung von h vor Vocalen in habyme, helemenz, Betlehent, ahurer etc.; h für s: finiht; ferner die Verdoppelung des c vor h: pecchiez; die Verdoppelung von Consonanten ist aufgehoben in nomer, bele, asez, comande, bele; alterthümliche, der Etymologie folgende Formen: glorie, victorie etc.

Einzelne Stücke der Handschrift sind bisher erst theilweise, andere noch gar nicht bekannt geworden; einige sind nur in dieser einen Hs. erhalten und darum unten der Mehrzahl nach vollständig abgedruckt. Da die Handschrift eine grosse Zahl von Fehlern und Missgriffen enthält, auch die Silbenzahl durch die Nachlässigkeit des Schreibers an vielen Stellen nicht auf das richtige Mass zu bringen ist, so können die einzelnen Stücke hier nicht in völlig gereinigtem Texte zum Abdruck kommen, indem bloss ausführlichere Nachricht über die Handschrift und deren Inhalt gegeben werden sollte. Noch sei bemerkt, dass, was in eckigen Klammern steht, in der Hs. fehlt; was in runden Klammern steht, bedeutet, dass es fehlerhaft ist und getilgt werden muss. Wir gehen sogleich zur Besprechung der einzelnen Stücke über, wie sie in der Handschrift der Reihe nach auf einander olgen.

1) Die Hs. beginnt fol. 1:

Ky bien pense, bien poet dire,
Sanz bien penser ne poet suffire,
De nul bien fait comencer;
Deu nus doint de lui penser.

Wie der Anfang zeigt, ist dies Gedicht Robert Grosseteste's Chasteau d'Amour, hier im Ganzen 1756 Zeilen umfassend, während die Harley-

Hs. angeblich 1761 enthält, und ist diese Hs. den von E. Stengel, Codicem manuscriptum Digby 86 in bibliotheca Bodleiana asservatum descripsit etc. Halis 1871, p. 49 – 52 aufgezählten hinzuzufügen. Der Schluss lautet fol. 49^{b}:

E Deu nos doint par sa merci
Nostre vie mener si
E ces comaunz si tenir,
Ke a sa pes puissum venir. Amen.

Da bessere Handschriften erhalten sind, so ist es unnöthig, hier die abweichenden Lesarten an der Hand des mangelhaften Druckes M. Cooke's zu notiren, welcher noch immer nicht durch eine neue kritische Ausgabe ersetzt ist. — Auf demselben Blatte folgt als rothgeschriebene Titelüberschrift:

2) Ici comence une donce meditatiun des hures del jur. Cest' oreysun poez dire al comensement de chescun' houre.

Der Anfang dieser frommen Betrachtung in Prosa lautet:

Beau sire Jhesu Crist, en l'onnour de cele peine e cele hunte, [fol. 50] ke vos suffristes por nus, donez me grace, ke je puisse en pacience suffrir les mals, ke jeo ai deservi en remissiun de mes pechez. Devant matines devez penser de la passiun nostre duz seygnur, coment il esteit tel hore de la nuit trai, trai de son disciple, e pris come traitre, lie come laron, e demene come felun, e despoile, batu, buffete, escharni e vilement accuse etc. Ende fol. 52: . . . . enrichisez voz quers en vostre seynte amur e confermez e apres ceste vie voz almes sauvez. Amen. — Es folgt mit rother Ueberschrift in Prosa:

3) Meditation devant prime, beginnend: A prime fu il vilement come larrun amene a la cort devant Pilate e a lui baille por estre juge. A tel hore porta Judas les trente deners, k'il avoit a tort pris * e par grant traison.

Ende fol. 59: Por ceo ke nus offendum Deu nostre pere tant sovent le jur par peche, le devum nus devotement chescun jur, si cum ore avez oi la reisun, loer e glorifier, si cum fist David, ke en le sauter escrit: Species in die laudem dixi tibi super judicia justiciae tuae. Deus, propicius esto michi peccatori, et qui me plasmasti, miserere mei. Amen. — Hieran schliesst sich unmittelbar ein Prosastück, welches beginnt fol. 59^{b}:

* Hier folgt noch e pris, ist jedoch unter der Zeile mit Punkten unterzeichnet

4) Ki leaument eyme Jhesu Christ, est tuit dis enquerant les choses, ke meuz lui sunt plesant. Por ceo vos lou jeo, comencez e ausez vos de bien vivre: kar l'usage vus turnera cum a nature, und endigt fol. 62^{b}: Entrez en ces duz braz, ducement vos reposez. Jhesu Crist por sa pite vus aprenge de faire sa volente e vus doint la vie pardurable. Amen.

5) Das nächste Stück in Versen ist ein Gebet, welches hier ganz folgen möge, da es sich in keiner anderen Hs. findet; es ist wie Prosa geschrieben; daher ist der unregelmässig gebaute Vers schwer auf die gehörige Silbenzahl zu bringen. Deshalb möge der blosse Text folgen.

A matines voleit Jhesu orer, [fol. 63.]
Por nus ensample doner.
A matines duz Jhesu tristes esteit,
Ke bien saveit,
Ke sa char tendre forment pene serreit.
A matines Judas Jhesu beisa,
Mes desuz le beiser venim musça.
A matines mains en Jhesu meteyent
Li Jeus cum en larrun e le peneient.
A matines li apostles Jhesum lesseient
Por cremur de mort, ke il aveient. —
Ad laudes les Jeus tuz a terre chaeient,
Ke les moz le duz fiz Deu suffrir ne poeyent.
Ad laudes seynt Pere Jhesum renia,
Mes par ameres lermes apres le rechata.
Ad laudes Jhesum escharnirent,
Cum il fust fous, le debatirent.
As laudes Jhesu ne cela,
Ke il fu fiz Deu, sanz dute granta.
As laudes les Jeus par faus testomonier
Voleyent le fiz Deu a dure mort livrer. —
A prime aveient les Jeus parlement,
De crucifier Jhesu per consentement,
E nient ne parleit
Por vilaynie, ke hum lui feseit.
A prime Pilate ad Jhesum lie,
Cum larrun le bailla de estre crueifie.
Judas a prime sei meismes pendi
E le pris del fiz Deu arere as Jeus rendi.

A prime crierent les princes a tort:
Livre seit Jhesu a huntuse mort!
A tierce fu Jhesu as Jeus baille:
Kar Pilate le aveit issi juge. [fol. 64.]
Sa teste Jhesu enclina
E nule vilainie refusa.
A tierce grant hunte lui feseient,
Ke en sa bele teste vilement escopeient.
A tierce Jhesu sa croiz porteit,
Cum fet la beste sun fesseleit.
A tierce Jhesu batirent e treinerent
Les chivalers, ke malveis erent. —
A midi en la croiz fu duz Jhesu fichi,
Mes avant fu sa robe entre eus sorti.
A midi le beivre lui fu done
De fel amer e de eisil ensemble mesle.
A midi l'un larrun merci cria:
Jhesu le receut, l'autre lessa.
A midi le solail perdi sa clartez.
E iceus ke le virent, furent esmerveillez.
A midi escrit Pilate sur la croiz ensus:
Ce est Jhesu de Nazareth, ke est rei des Jeus.
A none Jhesu sa teste enclina
E en les meyn[s] sun pere sun espirit bailla.
A none loins de lui ses amis esturent
Por dolur de quer, ke de lui eurent.
A none al pellican Jesu resembleit:
Kar par le sanc de sun quer nus vivre feseit.
A none Jhesu en haut criout
E par son cri peres depesçout.

---

9 teneient statt peneient. 10 lesserent. 12 chairent. 21 liuerer.

37 escoperent. 39 fesselet. 51 de de nazareh. 54 ces.

A none centurio Deu glorifia,
Ke il fu le fiz Deu, veroyement granta.
A vespres le cors Jhesu Crist
Se reposa come home mis en lit.
A vespres Thomas de Ynde quideit,
Ke Jhesu de enfern ne istereit
Come li pecheur, ke a torment
Sunt livrez pardurablement.
A vespres Joseph volentiers a Jhesu sacrifia,
Ke son cors mort enz en un net lincel volupa. [fol. 65.]
A vespres Nichodemes le cors Jhesu enterra
E par sacrifice de loenge le honura.
A complie les Maries en grant dolur
Sistrent cuntre le cors lur seygnur.
A complie nostre dame sanz dute creeit,
Ke Jhesu sun fiz de mort relevereit.

6) Hieran schliesst sich unmittelbar folgendes Gebet zur Jungfrau Maria in monorimen Strophen von je 4 Zeilen.

Seynte Marie, pleyne de grace e de piete,
Deus est ou vus, ke vos ad rechate.
Beneite seit le ovre, ke vos esteyez ne:
Kar par tun frut eymes nus sauve.
Honore seez vos, duce Marie:
Kar en vus est refu sanz tricherie;
Par ta franchise e ta curtaisie
A vos serfs tuz jurs estes amie.
Duce dame od vus demorai en fe,
Por eschivre les traces del malfe:
Kar ki le suist, il avra le malgre
De tun cher fiz, ke nus ad rechate.
Seynte Marie, mere al sauveur,
En peyne cherrie e en dolur,
Si de vus n'eie aide e socur:
Kar li malfe me geite nuit e jur.
Duce Marie, de moi vus prengez piete
Por Jhesu, ke en la croiz fu pene,
Ke defendu seie del malfe,
Ke ne checе en criminal pechie.
Seynte Marie, dame succurrable, [fol. 66.]
Trop a[i] pechie a gable:
A moi sire seez merciable,
Ke ne perde la joye pardurable.
Seynte Marie, reyne de parais,
Eidez moy al jur, ke est asis,
Quant l'em jugera les morz e les vifs,
Ke greve ne seye de mes enemis.
Seynte Marie, mere Jhesu Crist,
Ma priere oez sanz despist,
Si veroyement cum Jhesu en vus se mist
E de vos sanz blemure humaine char prist.
Seynte Marie, ke estes fille e mere,
Si vereiment oiez ma priere,
Cum en tun ventre portastes tun pere
E le conseustes en merveilluse manere.
Seinte Marie, ke estes la plus bele,
Si veroyment cum estes mere e pucele
E le fiz Deu leitastes de ta mamele,
A la joye me menez, ke tut dis iert novele.
Seynte Marie, en vus est ma fiance,
Ma priere eez en remembrance,
Ke ne checе par mescheance
En gref peyne par ma fesance. Amen.

7) Religiöses Gedicht, wie Prosa geschrieben.

Venez, dames, venez avant, venez la dreite voie, [fol. 66 b.]
Levez, levez chantant, levez sanz demoroie!
La croiz est ja leve[e] en halt, par unt git nostre voie:
Alum en freit, alun en chaut, amurs i funt la voie!
Jhesu i va por nus morir e nus moustre grant joye;
Alum a li a grant desir, amurs i funt la voie!
Mes fin amur ne poet dormir por peine ne por joye; [fol. 67.]
Alum a li a grant desir, amurs i funt la voie!
La mere vet sun fiz suant soule la dreite veie.

5) V. 60 deu centurio centurio als Eigenname angesehen. 6) 11 auera = avra.
7) V. 1 veie.

Alum, alum, alum avant, amurs i funt la voie!
Sun duz fiz veit en croiz morir a grant dolur sanz joye;
Alum en croyz od Deu morir, amurs i funt la joye!
A gre s'en duit e en suffrant, por atendre sa joie;
Alum, alum, alum avant, amurs i funt la voie!
Tuz li autre l'unt guerpi, cil ke esteit lur joye;
Alum en croiz morir od lui, amurs i funt la voie!
Mes la tresduce vet avant e nos moustre la voie;
Alum apres trestuz suant, amurs i funt la voie!
Mal est, s'il deit sul morir cil ki est nostre joye;
Alum apres trestuz suant, amurs i funt la voie!
Le chief lui ad fait tuit sanglant corone d'espinoye;
Alum, alum, alum avant, amurs i funt la voie!
Des poynz, des piez funt sanc issir clous par grant desroye;
Alum od li a grant desir, amurs i funt la voie!
Du quer lui fait Lungis huillir sanc par grant undoie;
Alum od lui a grant desir, amurs i funt la voie!
Ceste mort lui fist suffrir fin amur e verroye;
Alun od lui a grant desir, amurs i funt la voie!
Alas, Jhesu suffri tant, por nus mener en joie;
Alum, alum, alum avant, amurs i funt la voie! [fol. 68.]
Ke vos amer velt e servir par veir bien, s'amur bien emploie;
Alum a lui a grant desir, amurs i funt la voie! —
Ore prium en chantant, ke est dreiture e joye:
Venez, venez, venez avant, amurs i funt la voie,
K'il nus doint a nostre morir vie, repos e joie!
Alum a lui a grant desir, amurs i funt la voie.
Amen dium en chantant, Jhesu le nos otroie! —

8) Gedicht von den fünf Freuden Maria's, wie Prosa geschrieben. Vgl. Gröber's Zeitschrift III, 2, p. 202. Anf. fol. 68[a]:

Ky eyme leal amie,
Bon guerdun avera
La duce Marie,
Ke le fiz Deu porta;
Ne est pas femme fere:
A lui mustre sa chere,
Envers ky amurs ad.
Lessum fole voies,
Si chantum de cinc joyes,
Ke Deu en lui mustra.
La primere joye,
Ke nostre dame avint,
Bien voit, ke l'em oie,
Ke Gabriel li vint
E lui dit: Marie,
De tai nestra Messie,
Ke tuit le mund sauvera;
E ne vos dotez mie
De chose, ke l'en vus die:

Kar tuit si a vendra.
Ky eyme leal amie
La duce Marie,
Deu tost le trovera;
Ki de fin quer lui prie,
Por amender sa vie,
Merci en avera.
La secunde joye,
Ke nostre dame avoit:
Li sire du mond de li nez estoit.
Unke n'i out tristesce,
Mes trestuit en leesce
Sun duz fiz porta
E de sa mamele,
Ke tant est duce e bele, [fol. 69.]
Sun cher fiz aleita.
Ky ayme lel amie.
Ce est la joye terce,
Ke nostre dame ama:
Bien matin en tercе
Sun duz fiz releva

8) 2 auera; im Folgenden wird auera mit avra und aura mit aura wiedergegeben. 8 veis. 9 sinc.

22 marie doppelt. 29 esteit.

E de mort en vie,
E ce ne dotez mye,
Les cheitifs hors mena.
Le diable ad grant envie
De la duce Marie
De honur, ke ele a.
Ke eyme.
La quarte joie fu bele,
Quant ele en le ciel munta.
Le diable ad grant envie
De honur, ke ele a.
Ele vit les angles
E si vit les archangles,
Quant le ciel receulad.
Ele vit sun pere,
Ke estoit si come jugere,
Ke tuz nus jugera.
Ke eyme leal amie.
La quinte joye fu bele,
Quant sun fiz l'apela;
Hoiez, quele novele
Tuit en terre i ala.
Beneit seit li mestre,
Ke de lui deignat nestre:
Tant honur lui dona.
En cel est sun estre;
Ele set en sun destre,
Ke tuz nus sauvera.
Ke.
Ore vus voil, ma duce dame,
Prier tuit en chantant,
Ke merci eyez de m'alme
Devant vostre enfant,
E ke jeo puisse en ma vie
Amender ma folie,
Ke tant acumbre me ad,
E vus, duce Marie,
Nus donez vostre aye.
Ke eyme leal amie.

Dann folgt mit rother Tinte geschrieben: Ky chescun jur dit cest vers od bone devociun treys fiez, taunz aunz come il le dira, taunz jurs savra devaunt sa mort, quant [fol. 70] il murra. Hieran schliesst sich unmittelbar ein lateinisches Citat: Domine, diripnisti vincula mea, tibi sacrificabo hostiam laudis et nomen domini Jhesu invocabo. Omnipotens sempiterne Deus, te deprecor, ut me perire non permittas etc.

9) Ohne Ueberschrift beginnt das folgende als Prosa geschriebene Gedicht fol. 70[a]:

Quard est, ke amer n'ose,
Vileyn, ke ne velt amer.

Ende fol. 71:

Mes a vus puisse venir,
Ou n'i ad si joye nun
E kanke vus vient a pleisir. Amen.

Dasselbe findet sich noch in Cod. Digby 86 fol. 200 und Cod. Douce 137 fol. 111; nach den beiden letzteren Handschriften ist es herausgegeben von E. Stengel, Cod. Digby 86 p. 128.—129. Hier mögen die Varianten der dritten Hs. folgen:

V. 1 Qvard. 2 vileyn ke velt. 3 sanz. 4 de home. 5 grant folie . de amer. 6 poet longes durer. 7 e ke dechiet a chief de pose. 8 kar dune n'i ad. Die zweite Strophe fehlt hier. — 17 ky uelt amer saunz pesance. 18 ami lui say. 19 ke . puissaunce. 20 poet. 21 reis . nessance. 22 bealte . n'ad il nul per. 23 ne en bunte tuit saunz dutaunce. 24 ne si franc ne duz de q. 25 ce. 26 ke est treslin amerus. 27 ke de nostre aduersaire. 28 nus reint. 29 peust . sun viaire. 30

ke tant par est delicius. 31 cist m. 32 tant serreit de lui coueitus. 33 Jhesu merciable, also le fehlt hier. 34 esprenez moi. 35 donez moy. 36 uos . nuit. 37 tuit. 38 kanke il premet . docur. 39 bealte nest mie. 40 einz flestrit . fait. 42 nostre espeir nostre d. 43 itele. 44 donez . jeske . morir. 45 malme . neit perdicion. 46 puisse. 47 ou . ioye nun. 48 kanke vus vient.

10) Gebet in Versen, ist jedoch wie Prosa geschrieben.

Prium en chantant [fol. 71.]
La mere Jhesu,
K'ele nus seit eidaunt,
Ke ne seum perdu,
Enver icel enfant,
Ke de lui nez fu,
K'il nus seit garant
Par sa grant vertu.
La joye ert dublee,
Dunt fu engetee
Eve par le frut.
Lor fu unkes nee
La dame honuree,
Dunt la joye mut.
Certes pecheur,
Ne vus quer celer,
Ke de bon amur
Veult la dame amer,
Ja n'avra pour
De nul encumbrer,
Ne mal ne dolur
Ne lui poet grever.
La duce Marie
Li dora sa aye,
Force e vigur.
Ele est lele amie
A tuz ceus, ke folye
Lessent por s'amur.
Flur de parais,
Mere e fille Deu,
Pucele de pris,
Rose de beaute,
Vus avez conquis
La nostre herite,
Dunt Adam jadis
Nos out engete.
Dame coronee,
Vus avez la flur portee,
Dunt sumes reynt cheitifs;
Por nus fu sa char penee
E a mort livree,
Par quei sumes vifs.
Deu la salua
Par l'angle, ke dist:
Ave, Maria,
Kant en lui se mist.
Deu tant la honora, [fol. 72.]
Kant de lui char prist.
Puis la corona
E delez lui l'asist.
Unkes ne feu blesmee
De home ne adesee:
Pucele remist
Ne ne fu grevee,
Einz fu espiree
Del seynt espirit.
Mere al tuit puissant,
De nus remembrez:
Priez vostre enfant,
Ke de vus fu ne,
Kant vendrum avant
E serrum juge
Por noz pechez granz,
Dunt sumes chargez.
Dame seynte Marie
Al halt rey Messye,
Por nus prier deyngnez
Jhesu le vostre fiz, Marie,
Ke en pardurable vie
Seuns herbergez. Amen.

11) Lateinisches Prosastück, eine Sammlung von Namen für die heilige Jungfrau enthaltend; das Ganze ist mit rother Tinte geschrieben.

fol. 71: In nomine domini nostri Jhesu Christi hec sunt sancta nomina beatissime virginis Marie: Via, virgo, virga, nubes, regina etc. Ende fol. 72^{b}: Fuit autem gloriosa virgo in hac mortali vita sexaginta tribus annis, quatuordecim enim annos habuit, quando Jhesus Christus

ex se natus est et triginta tribus vixit cum eo et post passionem ejus sexdecim.

12) Gedicht von der Vergänglichkeit des irdischen Lebens; dasselbe beginnt fol. 73 und ist als Poesie geschrieben; es möge hier ganz folgen:

Mult est cil fous, ke trop se fie
En sa beaute ou en sa vie,
Tuit seit il noble creature,
S'il ne pense de sa nature,
De quele nature il est venu,
Einzceis qu'il fu conceu.
E apres sa conception
Nule rien for corruption
N'aporte del ventre sa mere,
Tuit seit il reis ou emperere:
Terre est il e terre serra;
James tant riche ne serra,
Ke terre ne serra a la fin.
Ceo savom nus certes enfin:
Se l'home fait grant deslaute,
Ke se baudit de sa beaute,
Kant il ne pense, dunt il est,
Jeo vus dirai sanz nul arest
Ceo ke ai trove en escrit:
Poudre est home, quant il vit,
E poudre ert, kant serra mort,
Ja ne seit tant riche ne fort;
En poudre l'estent revertyr.
De ceo se deust bien avertyr
Chescun de nus devant la mort,
Encontre ceo n'ad nul resort.
Ou sunt ceus ke furent jadis?
Ou troverez dozze ne dis
Princes, dues, contes, barons,
Que vestoient les ciclatuns?
Genz furent, come tu es orendreit. [f. 74]
Ore te porpense mult estreit
De ceus ke si riches esteient;
Ausi come tu resplendiseient.
Ceo n'est pas veine gloire,
Si les volez aver en memoire:
En la terre gisent porriz
E en poudre tuit revertiz.
Ou sunt ceus ke jadis teneient
Les granz citez e tant poeient?
Ore les querrez, pas nes troverez:
Poudre sunt il, e poudre serrez.
Ou sunt li riche empereur,
De ki li mund aveit pour,
Que nul nes poeit surmunter?
Ja tant ne savrez a conter,
Que tu en trovez dous ou treis.
Homme, pensez ent, si tu me creis!
Ou sunt les dues e le[s] barons,
Ke aveient tant de compaignons
E si grant host a lur baniere?
Lor boban est ale ariere.
Ore est lur baniere abatue:
Vermine en terre les manjue;
Chivaus e armes asez aveient,
Mais de la mort petit penseient:
Quant furent munte sur lur destriers,
Orgoillus furent e fiers
E surquide de lur aveir,
Ke ore lur poet petit valer:
Mort sunt peiça e enterrez
E de vermine devorez.
Alas, les dames e les puceles,
Ke furent tant bones e beles,
Come est dolur de regreter
Lor mort, dont le mal est amer.
Qu'est devenu lur vis rovent,
Lor cors, ke tant fu bel e gent,
Les oilz rianz, li duz parler,
Le col tresblanc, le bien chanter,
La char, ke tant fu blanche e tendre?
Alas, ore n'est fors poudre e cendre.
Alas, alas, come dolur grant,
Qu'il n'est en cest siecle vivant
Home ne femme, ke pense.
Alas, tant mar fist la defense
De la pome le primer Adam
Par le conseil sa femme Evam
Por l'encheison, qu'il firent tort,
Tuit lur lignage avrunt la mort
E serrunt mange de vermine.
Oil, certes, de cele meime,
Ke de nostre char istera,
Ja autre verm n'en gostera,
Si tost come nus serrum finiz;
Noz meillurs amis mult enviz
Soffrunt tant por nostre amur,
Ke nus seums pres de eus un jur,
Einz nus mettrunt en piere dure,
De nus veer n'avrunt mes cure.
Orgoillus sire, orgoillus rei,
Dame orgoillluse, porpensez tei.
Chascun de nus sanz nul resort
A la parfin suffra la mort.

12) 1 celi.

Puis serrum issi demene,
Come jeo vus ai avant conte.
Ou sunt les bons viandiers,
Ke tant eurent divers mangiers,
De lur biens e de lur delit
Les povres eurent en despit,
E ke les granz genz assembleient,
E les tyranz, ke les serveient,
Ke tormenterent les seynz Deu? [f. 76.]
Ore nes troverez a nul leu
For en la terre od les verms,
Ke le manjuent char e nerfs.
Quei sunt il ore fors poudre e cendre
Ausi le grant come le meyndre?
En quei est escrit lur memoire?
En poi de vers lor estoire.
Ore esgardez lor sepulture
E metez tun sen e ta cure,
Ne savras, ki sunt mendiant,
Ki riche ne ki pain querant,
Ki fu sergant ne ki seignur,
Ki fu vilein, ki vavassur,
Ne ki fu fieble ne ki fort,
Ki bel, ki led, ki dreit, ki tort.
Tu ne sez pas, lessez ester;
N'est nul, ke le seust mostrer.
Alas, porquei est home orgoillus,
Alas, porquei est home envious,
Alas, quel duel est e marrement,
Ke home veut pechier mortelment,
Quant por un pechie delitable
Receit la mort pardurable?
E home par dreite nature
Est la plus haute creature,
Ke unkes fust ou james ert;
Ke ceo est veirs, trop bien apiert.
Quant Deu cria le mund
E tuz les biens, ke dedenz sunt,
Bois e prez, terre e mer,
Bestes, oiseaus, pessuns noer,
Ensemblement la joye grant,
Ke dure al cel a remenant,
Trestuit ceo cria Deu por veir,
Por ceo ke home le deust aveir.
Iceo vus di leaument:
Cil ke fait sun comandement, [f. 77.]
Puis ke Deu home de sa meyn fist
E por s'amur homesee prist
E por home la mort suffri,
Nun pas por sei, sachiez de fi,
E por home enfern brisa,
Home ove sei amena;
Apres sa resurection
Fu e ert veir Deu e hom.
Cil Deu e home si revendra
A grant jor e nus sauvera.
Greignur amur al mien quider
Ne porreit nuls home deviser.
Alas, alas, tant mar fu nez,
Ki trespasse cel amistez;
Tant mar nasqui li desleaus,
Ke ver lui est trichere e faus:
En enfern avra sojor
Sanz fin en peine e en dolur.
Si de peche te veus garder,
De Jesu Crist devez penser
E de sa seynte passion,
Ke nus mist a salvation.
Quant un gref pechie nus argue
D'un delit, ke vus tout veue,
Pensez, come Jesu Crist ala
Nu-piez, e cum il travailla,
Cum il juna karante jurs,
Cum il achata noz amurs,
Pensez, cum il esteit trai,
Come Judas as Jeus le vendi;
Pensez, cum il l'urent despoille
E mal batu e ferm lie.
Vus devez penser de la corone,
K'il mistrent al chief de prudome,
E coronerent sun beneit chief,
Le sanc raiant vernal e brief
De sa teste aval le vis. [fol. 78.]
Pensez, cum il en la croiz fu mis:
Entre dous larruns fu posez,
E meins e piez de clous fichez.
Puis devez aver en remembrance,
Cum il fu feru de la lance
Parmi le coste einz al quer,
Si ne pecherez a nul fuer.
Pensez, cum il out dure mort,
Par quele avum de mort resort,
Come od la croyz brisa enfer,
Les portes e les huis de fer,
Cum il vendra au jugement
La croiz en mein, le cors senglant,
Ausi cum en la croiz fu mis
E sauvera tuz ses amis.
Pensez, cum il serra dampne
Cil ke muert en mortel pechie,
E cum a bon' ore nasquirent la gent,
Ke ci avrunt fait son talent.
Pensez, cum nus a duel nasquis,
E come a grant dolur tu ci vifs;
A peine un sul jur joie avrez;
Pensez, cum vus departyrez,
Pensez, cumbien avrez amis,
Quant serrez en la terre mis?

123 queil. 127—130: der Gedanke erinnert an Sophokles' Worte: πολλὰ τὰ δεινά etc.

192 ces.

Certes un sul, ke tant vus aime,
Ke sentist por vus une peine.
Si vus volez issi penser,
Ja n'avrez talent de pechier,
Ke li malfe n'avra poer,
De vus grever ne mein ne seir,
Puis ke vus avez ferme creance
E de pecher es en dotance.
Vien ou viens, va ou vas,
En chescun liu fiz Deu serras,
Puis si avrez tantes joies, [fol. 79.]
Ke vus serrez vis tuittes voyes,
Ke nul ne eit joie for vus,
De regarder le rey glorius,
Avrez tant cum tun quer desire.
Mult est fous, ke poet eslire,
E a scient au pis se prent,
Kant poet eslire a sun talent.
Dampne Deu de tuitte puissance,
Ke sur tuz les suens avance,
Nus doint sa grace e sa vertu,
Ke par lui seum sustenu,
E en cest siecle leaument vivre
E tuittes ses nuisances eschivre
E conuistre de ferm corage
Cest mund, ke n'est fors folage,
En regretant nostre nature
La mort, ke est tant pesant e dure,
Ke nos covient trestuz soffrir.
Mais Jesus par sun duz pleisir,
Si veir cum por nus suffri mort,
Nos meint en cel en sun deport.
Amen.

13) Rede Christi an die Seele, erst als Prosa, dann als Verse geschrieben. Anfang fol. 79[b]:

Levez suz, ma alme, ne dormez tant,
Oez, ke a toy dist li tuit puissant
Sa passiun en demustrant,
Sa croiz, sa mort si come parlant:
Eye ore, ma duce chiere amye,
Ke jeo ai plus chiere ke ma vie:
Kar por vus mener a port,
Ben le beivre en tuche de mort.
Por tei fu pris par grant treisun,
Sake, lie come larun.

Ende fol. 83:

Puis a mun pere au cel muntai,
Por acorder li a mes amis,
Ki of moy vivrunt a tuz diz.
A moy dunc ên foy vus tenez
E of moy sanz fin en joye serez. Amen. Amen.

14) Gebet zu Christus. Anfang fol. 83[a]:

Duz sire Jhesu Crist, ke por nus sauver
Suffristes vostre seint cors en la croiz pener,
Por cele mort penuse, beau sire, vus requer,
Ke tuz les sens de mun cors deignez governer,
Ke jeo n'ai volente, desire ne penser
Ne de faire chose, ke me deyve dampner etc.

Ende fol. 83[b]:

Donez moy force de rester encontre le temptur felun
Par le remembrance de vostre passiun,
Par sovent rehercer, duz Jhesu, vostre nun.
Amen. Paternoster. Ave Maria.

15) Prosastück, ein kurzes Gebet zu Christus enthaltend.

Anfang fol. 83[b]: Jhesu Crist, sire, roi de pardurable gloire, loe seez vos, beneit seez vos, grorifie seez vos, gracie seez vos, k'il vus

plut de la gloriuse virgine Marie prendre char e sanc e por moi home devenir.

Ende fol. 84: E me donez sire grace de vostre seyntime cors receivre od ferme fey, od verrai creance, od veraie esperance de merci, einz ke je passe de cest mortel siecle, e donez moy, syre, joye pardurable. Amen.

16) Bearbeitung der Gesta Pilati in achtsilbigen Reimpaaren, von P. R. Wülcker, Das evangelium Nicodemi in der abendländischen Literatur, Paderborn 1872, gänzlich übersehen. Vgl. C. v. Tischendorf, Evangelia apocrypha, Leipzig 1876, p. 335 fg.

En le nun de la trinite, [Anf. f. 85 a.]
Treis persones en unite,
Y ert nostre comencement
De parler hardiement
Içe ke nos veums escrit
De nostre sire Jhesu Crist;
E nos vos dirum, coment
Li sires omnipotent
Fu des Jeus enchesunez
E puis a tort a mort livrez,
E cum il fu resuscitez
Par le poer de sa deitez,
E puis vint la prison debriser
De enfern, por delivrer
Ceus ke il out cher achatez,
E les ad de peines delivrez;
A ces disciples puis est venu,
Si lur ad dit: Jeo sui Jhesu;
Alez partuit mun nun precher
E la gent baptizer;
Puis est en cel releve
E la meint en sa majeste;
E por enoiter la creance
A ces ke sunt en dutance,
Nus cunterumes les privitez,
Ke nos avums issi trovez:
Kar Theodosius l'empereur [fol. 86.]
Les trova en le parlur;
Pilate les fist enscrivre
A Jerusalem en livre.
Seignurs, crestiene gent,
Oiez e creiez fermement
Ceo ke vos avrez oi:
Kar il avint jadis ensi
En tens de un empereur,
Ke de Rome fu grant seignur —
Tyberius Cesar fu nome —
En l'an de sa poeste
E de sun regne vintime tyerz
E en tens Herodes li fierz,
Ke de Galile se fist rei
E fu le fiz Archilei.
Vindrent avant les uns des Jeus, —
Je vos nomerai les queus:
Sompne, Dathan e Caiphas,
Levi, Neptalim, Judas,
Syrus, Alysandre, Annas,
E puis Gamaliel,
E meynt autre, ne sai le quel,
Ke de Jesu mal parlerent
E ver Pilate le acuserent;
E puis li unt misur,
Ke il esteit mesfesur,
E ke il le conesoient,
E certeinement savoient
E ke il fu de Marie ne
E de un fevre engendre,
E ke il se fist fiz Deu e rei
E ad huni tute la ley;
Ne pas le sabat sulement,
Mais la veyle ley ensement
Ad huni e vout defaire.
Respont Pilate: En queu maniere?
Dient les Jeus: La ley defent
E nostre usage ensement,
Ke en sabat deit em garir
Acun, mes le sabat tenir;
E celi Jesus ad sanez
En sabat les aveglez,
Les parletiz e les devez,
Clops e surdes, autres asez,
E messeaus e les contrez,
Trestuz par ses maufez.
Pilate dist: Par maufez? Por quei?
Dient les Jeus: Acontre la fei
Fait tuz jurs, kant ke il fait,
E solum ceo mesfesurs est
E par Belsebub enget hors
Deables de humeyne cors,
E par lui sunt obligez

Tuittes choses e mis sus piez.
Respont Pilate, si lur ad dit:
Ne pas par malveis espirit
En tel manere deables engettre
E garisun en home mettre,
Mes est par la vertu de Deus.
Dunt dient trestuz les Jeus:
Sire, nos vos prums tuz,
Ke facez venir devant nos
Jesus por oir e ver,
Coment il vodra parler.
Puis ad Pilate apele
Un garçon, si l'ad comande:
Di a Jesus, k'il vienge ça.
Le garçon meintenan ala;
Si tost com il ad Jhesu veu,
Mult tresbien le ad coneu,
Si l'ad mult tost aorez
E sur la terre desployez [fol. 88.]
Un drap, ke il en sa meyn po[r]tout,
Vers Jhesu, cum il alout,
Si lui dist: Sur ceo drap alez
E au parlur entrez:
Kar Pilate vos ad apellez.
Dunt unt les Jeus en haut criez,
A Pilate unt dit cum irez:
Por quei ne ussez vos mandez
Par vostre bedel Jhesu:
Kar nos avums trestuz veu,
Cum le garçon l'ad honurez.
A ceo ad Pilate aresunez
Le garçon, si li diseiet:
Porquei avez ceo feiet?
Pilate le garçon respont:
Jeo vos dirai, coment e dunt
Me avint ceo ke jeo fesoye,
E ke jeo Jhesu saluaie,
Quant vos m'aviez enveie
A Jerusalem a la cite.
Jeo vi, ke Jhesu fu munte
Un anne e mult fu honure:
Enfanz ebreus le honurerent,
Branches e flurs abatyrent, ...
La ou l'anne deveit aler.
Les uns se alerent despoiller:
Lur dras en sun chemin jeterent
E en haute voiz crierent:
Sire Deu, nos sauvez,
E beneit seez vos, ke venez
En nun de nostre seygnur.
Dient les Jeus tuit entur
A garçon, si l'unt apesez,
E dient: Coment savez
Ceo ke il crient en ebreuz,
Cum vos estes meimes Gruz? [fol. 89.]
Li garçon dist: La ou jeo alay,
A un des Jeus demandai,
Ke Jhesu ahurerent,
Ke fust le ebreu, ke il crierent.
E il me dist: „Osanna"!
Puis Pilate apesa
Les Jeus, si lur ad demandez:
Coment cest ebreu entendez
Osanna, e ke est a dire?
Dient les Jeus: „Sauvez, beau sire!"
Respont Pilate: Ore veez,
Come vos meimes teimoinez,
E ke le garçon oy crier,
Quei le volez demander,
En quei ad il trespassez?
A ce sunt les Jeus corescez
E se tindrent tuit en pes.

Um die Vorlage des Dichters zu erkennen, möge hier noch folgender Passus eine Stelle finden:

Dunt dient des Jeus aukuns: [fol. 93.]
Sire, por voyrs nos vus diums,
Ke Jhesu en fornication
Ne est pas ne par reson,
Mes est de Marie esposee
A Joseph e marie[e].
Pilate as autre Jeus ad dit:
Ore n'est pas verey vostre dit,
Ke de Jhesu dit avez,
Jeo qui, ke vos mes entendez.
Kar esposeiles faites sunt,
Si cum entendre me funt
Les uns ore de voz gent,
Ke le me unt dit veroyment.
Dun dient Annas e Cayphas:
Beau sire, ne crez pas
A cele gent, ke ceo diseient:
Kar por voyrs il forveyent,
Ke certes tuit le pople crie,
Ke Jhesu le fiz Marie
Fu ne en iteu maniere.
Porne sunt il pas a crere,
E il ne sunt pas de nos:
Kar paens sunt e ne mye Jeus;
E les disciples Jhesu sunt,
E por ceo tant de lui dit en unt.
Dient Lazar e Astarus
E Jacob e Ammanus
E Zarras, Ysaac e Scrispus,
Agrippa, Samuel e Finees

132 aposez. 141 aposa

E Judas e Amites:
Paiens ne ne sumes nus mie,
Mais sumes Jeus, ke k'em die,
E nos avums dit verite
De ceo ke Jhesu deust estre ne
En espose e ne pas autrement,
E ceo sievent mult de gent:
Kar nos veymes la jornee,
La ou Marie fu esposee
A Joseph sun baron.
Ki ke autre dit, nos dium nun.
Puis ad Pilate aresone
Les dusze, ke unt testmoyne,
Ke Jhesu fu bien ne,
E puis les ad conjure
Apertement par le sancte
De Cesar, ke lur rei fu,
Si il unt veir dit de Jhesu.

Das Gedicht schliesst mit dem Briefe des Pilatus an Kaiser Tiberius:

. . . E jeo fis batre Jhesu Crist [fol. 143.]
E li tys suffrir grief torment,
E puis le bailay a lur jugement,
E les Jeus le penerent
E puis le crucifierent,
E puis fu Jesu enseveliz,
E autur sun sarcu furent mis
Chivalers, ke le garderent
E ke le sarcu encelerent.
Puis li tyrs jurs est Jhesu leve
De mort e s'en est ale,
E en tant ardeit lur malveiste,
Ke il urent done
Grant avoyr a mes chivaliers,
Ke il dussent partuit conter,
Ke Jhesu ne fu pas de mort leve,
Mais de ees disciples emble.
Mais les chivalers ne poeient ceeler
La verite, mes testmoyner
Comencerent la resurrection [fol. 144.]
E altres asez a grant foyson.
E por ceo, sire empereur,
Kant ke ad este fait en le parlur
De Jhesu, certeygnement
Vos ay conte e apertement. — — —

17) Prosastück, Beichtformeln enthaltend, beginnend fol. 145: A Deu e a ma dame seynte Marie e a tuz les seynz Deu e a vus, pere espirital, de tuz les pechiez, ke ay fait, me renc culpable, und endigend fol. 149b: E de quanke j'ay pense u fait encontre le pere e le fiz e le seynt espirit, me cleym copable e cri merci devant Deu e sa treschere mere e tuz les seynz del ciel, e devant vus, pere espirital, de tuz mes pecchiez requer merci e pardun e de vus, prestre, absolucion. Misereatur etc.

Derselbe Tractat findet sich auch im Cod. Digby 86, fol. 7. 8. Vgl. Stengel's Abhandlung p. 3.

18) Gedicht von den 15 Zeichen des jüngsten Tages. Anfang fol. 150a:

Si jeo ne vus quidasse ennuyer
U desturber de aeun mester,
Les quinze signes vus deisse,
Einz ke muer me queisse,
Tuite la pure verite,
Se il vus vendreit a gre
A oir le fin de cest mund,
Kant tuites choses finerunt.

Ende fol. 158b:

E quant il amerra les bons,
Nos retiengne come les suens.

16) Zeile 8 von unten: poerent.

Aidez nos, seynte Marie;
Amen, amen chescun en die.

Eine Probe hieraus ist bereits mitgetheilt von Paul Meyer in der Romania VI (1877) p. 24, woselbst auch die übrigen Handschriften verzeichnet sind. Dem dort genannten provenzalischen Gedicht von den 15 Zeichen in der Pariser Hs. 1745 fol. 121 ist noch die Londoner Hs. Ms. Harl. 7403 des British Museum hinzuzufügen. Ueber andere Bearbeitungen vgl. Caroline Michaëlis in Herrig's Archiv Band XLVI, p. 33 fg.; dazu Nölle's Dissertation und Rud. Peiper in Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Literaturgesch. Leipzig 1879. IX. Band, 2. Heft, p. 117—137.

19) Gedicht [Les aves Nostre Dame] in monorimen Strophen von je 4 Zeilen. Anfang fol. 159[a]:

Ave, seynte Marie, mere al creatur,
Reygne des angles, pleine de duçur,
Ave, esteile de mer de grant resplendisur,
Esteile de parais, salu de pecheur.
Ave, seynte Marie, la verge al rey Jesse,
De vos espanit* la flur, ke pleyn est de bunte,
De force e de entendement e de humilite,
De conseil e de science e de pite.
Ave, la mere al rei Deu, ave, seynte Marie,
De vus vint cele pere, par ky moruit Golie,
E le parente Adam de mort revint en vie,
Avez merci de moy, ke es Deu amie.

Ende fol. 166[b]:

Jeo requer les martyrs e tuz les confessurs,
Ke servent nostre seignur de nuz e de jurs,
E si requer les virges, iceles duces flurs,
K'il requerrent ma dame, k'ele me seit succurs. —
Amen, ma dame, por ta merci
Otriez moi, k'il seit issi.

Mit Abweichungen im Einzelnen findet sich dasselbe Gedicht im Cod. Digby 86 fol. 186—188; vgl. Stengel a. a. O. p. 80.

20) Kleineres Prosastück, in dem die heilige Jungfrau um Gnade angerufen wird.

fol. 166[b]: Aidez mey, seynte mere Deu, por ceo ke jeo n'ay mie solaz, elluminez ma pensee del seint espirit; je vus requer, seynte dame, ke me facez connistre la veie de salu, par laquele a Deu venir puisse e pleysable e propice [fol. 167] poeste aver en icest siecle e en l'autre, por ceo ke mes pechiez e cumenchez par longe chaitivete sunt estendu: kar vos, dame seynte, e sanz teche engendrastes celi ke fu

* Unten fol. 211 espant. 19) 11 reuent.

flaele en sa char en la seynte croiz, por la redemption de tuit le mund sun sanc espandi, comandez, dame, les oiz de mun quer estre overz e me tornez de mal en bien e paremplez mun desir; dame, jeo me enfi en vostre merci. Amen. Pater noster. Ave Maria.

21) Kurzes Gebet in Versen, als Prosa geschrieben.

Dame seynte Marie, mere de piete, [fol. 167 a.]
Fontaygne de merci estes apele,
De vos requer aye, ne seye rebote,
Por l'amur de vostre fiz, Jhesu le crucifie,
Defendez moi de l'enemi, ke ne seye enginne,
Mais par vostre aye, dame, seye delivre. Amen. Pater noster.

22) Mariengebet in monorimen Strophen.

Gloriuse reygne, ke le fiz Deu portastes, [fol. 167 b.]
Virgine le conceustes e virgine l'enfantastes
E de virginal let, dame, le leytastes,
Duzce dame, com ceo est veir e jeo bien le crey,
Eyez en garde le cors e l'alme de mei
E tuz iceus por ky prier dei. Pater noster. Ave Maria.

Ende fol. 168^b:

Beneit seez vos, mere del rey pardurable,
Beneyt seez vus, fille le rei, ke est estable,
Beneit seez vos, ke engendrastes joye covenable,
A tun sire e a tun fiz nus seez succurable,
Ke a la joie puissum venir, ke tuz jurs ert durable.
Amen. Pater noster.

23) Prosatractat über die sieben Freuden Maria's.

Anfang fol. 168^b: Duce dame seynte Marie, por cele joye, ke vos eustes, quant l'angle Gabriel vus nunciad, ke le fiz Deu en vus s'enumbreit, [fol. 169] duce dame, por cele joye requerez vostre chier fiz, ke il eit de moi merci, e k'il me doint sa grace a faire sun pleysir e le vostre etc. Ende fol. 171: Icel duz cors me doint retenir od remembrable resun au jur de ma fin, e pardurable vie e lui ver e vus face a face e od lui e od vos remeyndre sanz fin. Amen. Pater noster. Ave Maria.

24) Gebet in Prosa.

fol. 171: Beau sire Deu, Jhesu Crist, aiez merci de moy e donez a moy, ke vostre grace puisse crestre en moi, e ke jeo puisse conustre vus, e ke vus deignez conustre moy meymes devant ma fin. Amen. Pater noster. Ave Maria.

25) Gebet in Prosa.

fol. 171: Ave, dame seynte Marie, jeo vus pri e requer por l'amur nostre seignur Jhesu Crist, ausi verrayement cum vus le por-

tastes entre voz duz costez, ayiez de moy piete e merci e lui requerez por moi, k'il por l'amur de vus me face verrai indulgence etc. Ende fol. 171b: . . . en la vostre meyn, en la vostre protection comand mon cors [fol. 172] e m'alme e kanke de moi est. Amen.

26) Gebet in Prosa.

fol. 172: Duce dame, recevez ceo ke jeo vus pri, por l'amur vostre chier fiz, en quel ure ke m'alme s'en partyra del cors pechieres, dame, conduiez le par vostre grant duçur en quiete e en joie, si me seez escu de l'enfernal prison. Amen.

27) Gebet in Prosa.

fol. 172: Duce dame seynte Marie, virgine, reygne des angles, mere al seignur de conseil, merci vus requer, ke ausi verrayment cum le mund par Eve fu desconseille e par vus, duce dame, reconcilie, ausi veroyment requerrez vostre chier fiz, ke est sire e seygnur de conseil, ke il por la vostre amur e vostre honur me conseile, duce dame, de la chose, dunt vos savez, ke mester me est au cors e a l'alme. Amen.

28) Gebet in Versen, als Prosa geschrieben.

Je vos salue de par Deu, virgine seynte Marie, [fol. 172b.
Merciable dame duce, digne e pie,
Franche pucele, de tute grace replenie,
Ke vus eyme e vos honore, certes bien l'enplie:
Kar Deu lui durra joie grant e pardurable vie,
Si lui durra suef repos e duce melodie.
En l'onur dampne Deu cest' oreison vus di e rend,
Presumptiun grant en faz, merci aiez de moi dolent,
Pardun espeir de mes pecchez par vus aver benignement:
Kar mult estes sucurable, par Teofle bien l'entenc:
Aiez dame de moi merci e de tuz les voz ensement.
Ki cest' oreyson vus die, de Deu socorus lui seit present.

Ende fol. 179b:

Oiez, doce dame, iceste moie orisun:
Jeo vus requer par charite, ke ce seit le guerdun,
Ke vus priez vostre fiz, k'il me doint sa beneiçon
E tuz iceus, ke l'oyent e dient par devociun,
Doint de tuz lur pecchiez devant la mort confession
E joie el cel; ce otreit Deu par sun seyntisme nun. Amen.

29) Unvollständiges Gedicht, dessen erste Zeilen als Prosa geschrieben sind.

Beau sire, Deu fiz e pere, [fol. 179b.
Ke comandas ta duce mere
A seyn Johan l'ewan[gelistre] .....

Hier ist die Seite zu Ende und das folgende Blatt fol. 180 ist leer.

Die Fortsetzung auf fol. 181[a] ist wie Verse geschrieben.

A itant la virgine enceynta.
Enclos dunc porta en sun ventre,
Ke tuit le mund ne poet comprendre.
En sun ventre dunc porta
Sun creatur, ke la forma.
Il entra par la porte close
Ne l'entama nule chose
Ne amenusant sun pucellage
Ne en cors ne en corage.
Pucele apres, pucele avant,
Pucele letoit sun enfant.
Ore oy avez la manere,
Come le fiz Deu vint en terre.
Ore oiez ensement
Del secund avenement:
Kar il vendra autre feiz
Al jugement, por tenir dreiz.
Il vint einzceis celeement,
Dunc vendra apertement;
Cil ke juge fu a tort,
Jugera e vifs e mort.
Ceo ert al jur de juyse,
Ou il ert juge e justise,
Jur de grant amerete,
Jur de grant chaitivete,
Jur de ire e de coruz,
Jur de pleynte e de grouz,
Jur de lermes e de plur,
Jur de peyne e de dolur.
Le solail come sanc avra ruur,
E la lune pale colur;
E le jur ennercira,
E tuit li mund fremira.
Quatre munstres dunc vendrunt
E quatre busines tornerunt
Issi de quatre pars del mund,
Ke cel e terre tremblerunt
E tuz les morz releverunt, [fol. 182.]
Ke unkes furent ou serrunt
Del tens Adam le premerayn
Jeskes al plus tardif dereyn.
De lur tumbes irrunt hors
Chescun od sun propre cors,
Si irrunt ver le jugement
Plurant dolerusement.
Dunc vendra nostre seignur .....
Od la curt celeste,
Environ lui mult grant tempeste,
E oveke lui turmente grant
E mult orible feu ardant,
Ke flammera enmi le vis
Tuit environ ses enemis.

Nul n'avra poer a rester,
Parmi le feu lur estut aler,
N'avra si petit ne si grant,
Ke par iluoc n'irrat avant,
Nul si haut ne si bas,
Ke ne tastera cel pas.
Mais nul plus n'i ardera,
Ke cil deservi n'avra.
Les seynz dunc vendrunt
E cel poeple severunt
Chesc(h)un a sun propre degre,
Si come le feu les avera pruve.
Une partye serrunt a destre,
Autre partye a senestre.
Dunc vendra nostre sire avant
Od ses playes tuit sanglant,
Si cum il fu en la croyz,
Si dirra en haute voiz:
Jeo sui primer, jeo sui dereyn,
Kanke est, est en ma meyn;
Jeo sui parmanant sul,
E sanz mei n'est autre nul;
Jeo sui vostre creatur,
Jeo sui vostre sauveur;
Mes meyns, ke vus unt formez,
Por vus furent perecez;
Des escorges fu flaele,
Des espines por vus corone;
En la croyz fu de clou fiche,
De la lance feru al coste;
Mort fu e enseveli;
Jeo sui leve, veez me ci,
Veez, ke jeo sui cel meisme,
Si poez veer verray enseigne;
Si mostera ses plaies avant
Devant tuz aparisant.
Cest suffri por la vostre amur.
Ore voil saver a icest jur,
Come vus avez mun testament
Garde e mun comandement,
Iceo ke vus comandai,
Quant en terre vus lessai.
Jeo vus lessai mun aver,
Sen e science e saver;
Del mien eustes vestement
E vitaille ensement,
Del mien eustes argent e or,
E tuit ceo fu de mun tresor;
Ore voil, ke seit reconeu,
Come chescun s'est conteneu;
N'i ad si grant ne si petit,
Ke n'aura pour de sel dit
Ne si pruz ne si hardi,

9 Maria wird porta clausa genannt nach Hesekiel 44 V. 1—2.

67 Hs. also: auera.

Ke ne serra abay,
Ne si fiers ne si orgoillus,
Ke ne serra tuit pourus:
Kar cheseun por sei respondra.
De quant ke ci fayt avera, [fol. 184.]
N'i porra rien estre cele
De quant ke est dit, fait u pense.
Fors ki par confession
En penitence ad pardon:
Kar ceo ke ci est amende,
Ja n'ert ilekes remenbre.
La sue merci Deu seit auree,
Ke cele grace nus ad donee.
Cheseun avera icel jur
Luer sulum sun labur,
Cheseun aura sulum sa deserte,
Le quel ke seit, u gayn u perte.
Le jugement ert si ordine,
En quatre maneres devise.
Partie sunt sauf sanz jugement:
Sanz jugement sunt saufs tuit eil,
Ke sei meymes urent vil
E guerpirent tuit honur
Terrien por Deu amur
E cheseun terrien delit.
Sei meimes eurent en despit;
Nu-piez alerent e en lange,
Tuit aisement lur fu estrange;
Por Deu suffrirent feim e freit
E de ce firent lur espleit;
Deu servirent seir e matin,
E il les mena a bone fin.
Quant le alme s'en parti del cors,
El cel fu porte a repos.
Cil ne serrunt pas jugez:
Car il sunt en joie entrez,
E puis avrunt plenerement
Cors e alme ensemblement.
De l'autre part serrunt juge
E par jugement sauve
Icil ke furent baptize [fol. 185.]
El nun del seynte trinite
E a Deu porterent fei
E bien garderent la sue lei,
Amerent Deu e sun servise
E honurerent seynte eglise;
Dreite dime bien donerent,
De quant ke il a dreit gaignerent,
Herbergerent e peurent povres
E vestirent de lur aumones;
Si ver Deu rien trespasserent,
Par penitence l'amenderent.
Ices serrunt ilec juge
E par penitence dunc sauve,
Partie al senestre coste*
Sanz jugement serrunt dampne:
Li paen e li fel Jeu,
Ke refuserent le fiz Deu;
Il servirent Apolyn,
Ke les mena a male fin:
Kar quant vindrent al morir,
E l'alme deust del cors partyr,
Diables vindrent a cel cors
E l'alme arascerent hors;
En enfern parfunt le porterent,
El pulent puz le trebucherent;
E ces ne serrunt pas jugez:
Car il serrunt sanz fin dampnez
De l'autre part serrunt juge
E par jugement dampne,
Ki receurent ci baptisme
De meyn de prestre par oille e creme,
Puis mentirent a Deu lur fei
E ne garderent pas sa ley;
Mais hardi furent de pecher
E tardis de amender.
Ceo sunt larun e robeur, [f. 186.]
Avoltre, puteyn e lecheur,
E li beveur gloton,
Ke nul Deu n'a si son ventre nun,
E li torcenus pledur,
Ke gules e autri labur;
Lur langes vendunt volentiers
Al meyn le diable por deners
E sovent font faus jugement
Por destrure la povre gent.
Tens come ore avom nome,
S'il parmenent en tel peche
E ne sei velent repentyr,
Deskes il vienent al morir,
Dunkes ert il trop tart,
Por ceo irrunt il male part:
Car poi vaut donkes repentance,
Quant nul tens est de penance,
Ke en tel ovre sunt trove,
Par jugement serrunt dampne.
Dunques dirrat al jugement
Nostre sire premerement
A ces ke a destre sunt turne
E a joie destine:
Venez, beneurez a mun pere,
Mi cher ami e mi cher frere
Venez avant, si recevez
La joie, ke aver devez,
Ke a vus fu aparillez,
Ainz ke li mund fu formez:

120 aure. 121 done.

* coste von späterer Hand ergänzt.

V. 205—284 ist entlehnt aus Matthäus 25, 34—46.

Car quant jeo avoi feym e sei,
Viande e beivre donastes mei;
Malades fu e en prisun,
Vus en eustes compassiun,
Si me venistes visiter
E del vostre bien doner;
Oste fu e pelerin, [fol. 187.]
A voz meysuns trovai reclin;
De faym e freit me veistes las,
Si me vestistes de voz dras.
Dunc responderunt cele gent
De joie mult pitusement:
Ai, Deu, sire glorius,
U e quant vus veime nus,
Ke vus fustes suffreitus
E a vus feimes sucurs?
Dunc respondra bonement,
Si lur dirra mult ducement:
Quant vus donastes de voz biens
Al meindre de ces ke furent miens,
Ke urent freit e faym e sei,
Dunc le feistes vus a mei.
Puis turnera a la senestre part,
Si lur fra mult fier regart,
Si lur dirra cruelement:
Maleurez, alez vus ent
Al feu, ke est aparilez
Al diable e a ses privez,
La u feu vus ardera,
La u verms vus mangera.
Sel feu james n'esteindra,
Li verms james ne morra:
Kar vus me veistes meseise;
Unques ne eustes pite.
Vus me veistes aver feym
Ne me donastes mie peyn;
Vus me veistes freit suffryr
Ne me voliez vestir;
Vus me veistes aver sei,
A beivre ne donastes mei;
De ostel fu boseignus,
Devant moi clostes voz us;
Malades fu pres de morir, [fol. 188.]
A mei ne deygnastes venir;
En chartre fu e en prison;
Vus ne eustes compassion
Ne me deignastes regarder
Ne de vostre rien doner.
Dunc responderunt cil dolent
Plurant dolerusement:
Sire, u vus veimes nus,
Ke de nus fustes bosoignus,
Malade u enprisone
U peleryn desherberge,
Feyn e sei u freit suffrir,
Ke ne vus nus volium servir?
Le rey dunc respondra
Brevement, si lur dirra:
Quant nient feistes al menur
Demandant por la meie amur,
A mei feistes deshonur,
Por ceo vus esterra dur.
Quant de mei nen eustes cure,
Ore irrez en peine dure.
En enfern, el feu ardant:
Alez a diables, vus comand.
Li maleureiz puis irrunt,
La u sanz fin arderunt.
Les beneurez irrunt chantant
A joye sanz fin promenant.
La nus meyne icel seignur,
Ke suffri mort por nostre amur.
Amen. Amen. Amen. Amen.

30) Gedicht von der Bedeutung des Namens „Jesus".

Der Schreiber hat den grossen Initial vergessen.

Quant jeo pens de Jhesu Crist, [f. 188 b.]
Le penser mun quer enducist:
Duz est li nuns e suef sune,
Au quer, ke l'aime, grant joie dune. [f. 189]
Chescun sage sei rejoit,
Quant il hot numer Jhesu Crist.
Mult l'esperit mei recrie
Le nun Jhesu, le fiz Marie:
Car nul plus haut nun ne poet estre,
Ceo nus dient tuit li mestre;
E li apostle nus recounte,
Ke cil tuz autres surmunte.
Cest nun Jhesu nus dit autant:
Sauveres u salu portant.
Itant nus dit le nun Jhesu,
Come sauveres u salu.
Jhesu Christ, fiz Deu le pere,
Il est salu, il est sauvere,
Il est apele sauveur,
Il vint por sauver le pecheur;
Il sul est auctor de saluz,
Il vint por sauver les perduz.
Jhesu sauve e alme e cors
E par dedens e par dehors.
La u il deygne mettre meyn,
De cors e de alme feit home seyn;
De tuz maus seit mescine e cure,
Si come li auctur de nature,
Il seit trestuz esperemenz:
Kar il est auctur des helemenz;
Sa puissance e sun saver
Sunt concordant a sun voler;

Tuit seit, tuit poet cil ke tuit fist,
Trestote rien li obeist.
Bien deit chescun crestien
Amer icel phisicien.
Cine lettres ad cest nun Jesus;
Contez, n'i trovrez meyns ne plus.
La signifiance, vus di por veir,
[fol. 190.]
Surement me met en bon espeir
E grant bien me fait, quant jeo en pens:
Car quant jeo ai peche en mes cine sens,
Dune espeir jeo de aver pardun
Par la vertu de cest seynt nun
E par la vertu Jesu Crist,
Ke issi por nus nomer sei fist;
Mult suffri plaies por noz maus,
Mes nomeement cine principaus
Por noz cine sens, dunt chescun jur
Offendum nostre creatur.
Amez, maschez, rungez cest nun,
Ke por vus suffri passiun,
Sages est ki ad en us,
Sovent ronger cest nun Jesus;
Meillure espece ne poet mascher,
Ky le seit e vout sovent ronger.
La sauvor est mult duce e seyne
E d'espiritele joye pleyne
E est del nun come de oygnement,
Ke partuit sa odur estent
E done mult grant duçur
E replenist quanke ad entur.
Veez ma comparisun,
Ke mult acorde a cest seint nun.
Oylle de olyve, come bien savez,
Ad en sei tresgrant buntez;
Ceste est la vertu tuit premere:
Mult done clere e grant lumere
E viande est as famillus
E medicine as languerus.
Cest treis choses en sei comprent:
Lumere, viande e oignement;
Espiritelment le home pest
De la viande, ke a l'alme plest,
E playe de peeche, ke mort e point;
Mult la suage e suef la oint,
[f. 191.]
E viande est deliciuse
A alme, ke est devociuse,
N'i a duresce, ke n'enmolist,
Ne amertume, ke n'enducist.
Itel oille de sa lieur,
Le nun Jesu le sauveur,
Le nun sur tuz nuns glorius,
Sur tuz autres precius,
Sur tuz autres honure,
Sur tuz autres beneure,
De tuz autres estes la flur,
Pleyne de joie e de duçur.
E nun sur tuz nuns delitable,
Sur tuz autres estes estable.
Mult fait ke sages, ke vus ayme,
E ke suvent vus recleyme.
Jesu est duz a repentant
E ami al bien començant,
[fol. 191.]
Duz est en la veie active;
Mais plus duz en la contemplative.
Duz est a ki bien au secle vît,
Mais plus duz a ki le mund despit.
Duz est a ki le mund bien use;
Mais plus duz a ki le mund refuse.
Jesus est duz a bon espus,
Mes plus duz a le religius.
Duz est en purte de vie,
A chescun est duz, ke en lui s'afie;
Ne sai, coment jeo dirrai plus:
Partuit est bon li duz Jesus.
Mult sunt fous, ke legerement
Funt de cest nun lur serement:
Car sanz reverence ne dussum nus
Numer cest seint nun Jesus.
Net corage en deit penser,
E nette buche le deit nomer:
[f. 192.]
Kar lange e buche, ke sunt soillez
E des ordes paroles entuchez
E en veines e en detraction,
Ne sunt pas digne nomer cest nun.
Ky meist un beivre precius
En un vessel venimus,
Mult envis entastereit
A scient, ki le savreit:
Car mult tresmalement acorde
Viande nette en esquele orde.
Del nun Jesus autant os dire:
Nule rien le nun ne empire;
Mes le offrendre e la priere
Devant Deu en est meyn chiere,
Ke de orde buche vient e ist,
Petit plest a Jesu Crist;
Ne sai, porquei je dis petit,
Del tuit riens deusse aver dit.
Ore Jesu Crist, li duz sauvere
Por la priere de sa mere
De lui amer nus doint voler
E dignement sun nun nomer;
E de lui servir nus doynt poer,
En dit, en fait onurer
En tele manere, ke nus seit profitable
E lui pleisible e acceptable.
Amen.

31) Ermahnung, die Sünde zu fliehen und sich vor dem Tode zu bessern, in achtsilbigen Reimpaaren.

Grevus mal est de pecher, [fol. 192 b.]
E pis est de peche trop amer;
Mais uncore est plus grevus,
Quant le peche turne en us:
Kar a peine poet ne fol ne sage
Leisser ce ke ad en usage.
E de jur en jur atent,
De venir a amendement, [fol. 193.]
Jeskes veint la mort sur sei,
Tuit die il: ore ce peise mei,
Ke jeo ai vesqui si malement;
De tuz mes maus ore me repent.
Ne sai, ke dirrai de celi,
Ke repentance fait issi:
Car cele repentance est mult tart
E grant dute de aler male part:
Car quant home est a la mort,
Il ne poet faire dreit ne tort.
Dunc lesse il de pecher,
Por ceo ke il n'ad mes le poer;
Par force est dunkes repentant,
E por ceo ad il dute grant.
E sachez, ke seynt Austin
Ne prise mie tele fin.
Por ceo enforcez vos ent
De vivre bien e seyntement.
Ki chastement e bien se vit,
Temple est al seynt espirit.
Ki ke se vit en chastete
Ensemble od humilite,
Il ad en sei les dous vertuz,
Ke nostre seygnur aime plus
Ke est iceo ke li lecheur,
Li werai, li chaitif pecheur,
Ke il tint a si grant dusur
Delit de charnel amur.
Verrayment est tuit ordure
E vermine e porreture.
E si ceo ne volez crere,
De l'oil le porrez veer a neire.
Alez a ces monumenz,
La u sunt les ossemenz,
E veez, u sunt les cors enter
De ces ke furent avant ier,
Ke lur delit tant amerent.
Veez, quei il sunt: car ore aperent;
Termine est ore lur delit
E si sunt ore en grant despit
A ces ke lur firent un faus semblant
De amur issi en lur vivant.

Ke ceo seit veir, je le mustrai
Par un ensample, ke vos dirai.
J ad il nul el mund vivant,
Ke unkes amast sa amie tant,
Ke il vosist giser une nuit
El sepulture, u ele jeut,
U demi u meins un' ure
En icele poreture?
Por nul amur, ke il eust vers li,
Verraiement nul ad, jeo qui.
Mult sunt fous, ke lur vie
Gastent ci en lecherie:
Car le delit en est mult bref,
E le peche est mult gref,
E par teu peche mult suvent
Ad meynt home encombrement;
E sages est, ke sei chastie
Par autri mal de sa folie
E fait le bien, tant cum il poet:
Car chescun morir estuit,
E nul' ure ne savum,
Quant de ci partir devum;
E ja plus tost de ceste vie
Le alme a l'homme n'iert partie,
Ke ne lui serra errant retrait
Tuit le mal, k'il avra fait,
E autiel loer recevra,
Come cil deservi avra.
Mult ert dunkes fort le pleit
[fol. 195.]
A celui ke ci nul bien n'ad fait.
Por ceo enpensez avant meyn,
Quant vos estes halegre e seyn:
Curez a confessiun
E faitis satisfaccium:
Car confessiun de peche
Si est confusiun a li maufe,
Si vos penez nuit e jur
De servir vostre creatur:
Kar bien savez plaie, ke est grande,
Longe cure mult demande,
E grant mesfait ensement
Demande grant amendement.
E nostre sire en sun reeet
Ne receit nul, ke ne seit net.
Pensez, ke toz finerez
E de cest secle departyrez,
Hommes e femmes e enfanz,
Veus e jevenes, petiz e granz,
N'est au secle rien, ke vive,
Ke encontre la mort seit poestive.

8 a fehlt.

80 E statt a.

Sunge, me semble, signifie
Cest mund mortel grant partye:
Car kant aucuin ad vesqui cent anz,
Riche de aver, fier e puissanz,
E vient au dur trespas de mort,
Tute la joie e le desport,
Ke il en cest siecle ad eu,
Est, come par sunge le eust veu.
Nule rien pas ne li profite;
La joie est povre e petite.
Dunc pert beaute e richesce.
Dunt pert valur e hautesce,
Dunc pert argent, dunc pert or,
Dunc pert tuit terrien tresor,
Delit de char, glutunerie,
Orguil, hautesce e seignorie.
Mult par vaut poi icest delit: [f. 196.]
Car par un tresmult petit,
Ke solement est mort nome,
E si grant chose aveient trove,
E[st] tresale e confundu
E tuit remis e tuit perdu:
Car quant ke home poet amer
En cest mund u converter,
Tuit ensemble veit a nient,
Quant la neire mort survient.
A mal' ure fu unkes ne
Cil ke murt en sun peche,
Ke ne s'amend devant sa mort:
Kar apres n'ad nul resort.
Einz ke Deu eust crie le mund,
Konuit il tuz ceus ke ore sunt,
E tuz ices ke unt este:
Nul ne lui poet estre cele.
Por ceo vos penez de bien faire
E de chescun peche retraire,
Si avrez la joie pardurable,
Ke tuit dis serra estable.
Ceo nos doint le fiz Marie,
Ke tuit cest mund governe e guie,
E nos defende de enfernal maus
Par sa pite e face saufs. Amen.

32) Prosastück, ein Gebet zu Christus enthaltend.

Anfang fol. 196[b]: Beau sire Jesu Crist, ke le vostre beneit e seyntime cors e vostre precius sanc donastes en la seintisme verraye croiz, por le mund sauver . . . . . etc. Ende fol. 197[b]: Kar vos, sire, estes sols veirs sauvere, beneiz e glorius e partuit puissant en icest siecle e en l'autre od Deu le pere e od le seynt espirit in secula seculorum. Amen. Pater noster.

33) Prosagebet zu Christus.

Anfang fol. 197[b]: Beau sire duz, fontaine de veir amur e de tute duceur, iceste priere vos offre jeo, si vus plaist, por tuz mes amis e mes bienfetors e mes apartenanz e por [fol. 198] tuz ices e celes. n. e. n. Ende fol. 200[b]: Mustrez nus au jugement la clarte de vostre vis e metez nos trestuz ensemble en la joie de parais. Amen.

34) Dieses hier folgende Gedicht, welches beginnt:

Duz sire Jesu Crist, ke por nos sanver [fol. 200 b]
Suffristes vostre seynt cors en la croyz pener

ist dasselbe wie auf fol. 83[a]. Siehe oben unter Nr. 14.

35) Auch das nächste Stück in Prosa stimmt mit dem auf fol. 83[b] bis 84.

31) pert ist viermal piert geschrieben, doch ist i unterpungirt.

Anfang fol. 201[a]: Jhesu Crist, sire rey de pardurable glorie, loe seez vos, beneit seez vos etc. Ende fol. 202[a]: . . . einz ke jeo transe de cest mortel secle e donez moy, sire, joye pardurable. Amen.

Siehe oben Nr. 15.

36) Gebet eines Sünders zur heil. Jungfrau in Strophen von je 4 Zeilen.

Gloriuse Deu amye, dame de piete, [fol. 202 a.]
Mere al glorius Messie, nostre sauvete,
Ke nos reint de mort en vie par sa poeste,
Dame tresduce Marie, dame de honeste,
Rose ke unkes ne flestrie en ivern ne en este,
Je ke sui par ma folie tuit desherite,
Grantez moi par vostre aye, ke je eye herite:
Kar vostre fiz est vie, veie e verite. Pater.
Gloriuse Marie, du cel seynte reygne,
Mere al rey des angles, a ki li mund encline,
Defendez mun cors de torment, dame del mund hautisme,
E ma alme par ta priere del dolur de habyme,
Seynte pucele, ne me despisez
Por mes granz folies ne por mes pechez,
Mes por ta custumiere piete vos pri, ke me aydez,
E de l'enemi vostre fiz, vos pri, ke mei gardez,
Defendez mei del diable e de sa poisance
E tuitte crestiene gent, ke en vos unt fiance,
Tuz mes amis mors e vifs de mortel grevance, [fol. 203.]
Ke ja ne serruns descunfiz par sa decevance,
Otriez nos, dame, cel grant
Par vostre fiz, ke est tuit puissant,
Ke veistes, quant fu enfant,
En la creche del bouf gisant. Amen.

37) Das wie Prosa geschriebene Gedicht, welches beginnt:

Beneit seez vos, mere del rei pardurable, [fol. 203 a.]
Beneit seez vos, fille le rei, ke est estable.

ist dasselbe wie auf fol. 168[b]. Siehe oben Nr. 22.

38) Gebet erst wie Prosa, dann wie Verse geschrieben. Anfang fol. 203:

Jhesu Crist, sire, dreit jugeur,
Rois sur tuz rois e guvernur,
Ke en cel regnes veint finablement
Od pere e seynt espirement,
Por vostre piete seynte e chiere
Plest vos oir ma priere,
Ke del cel deignastes descendre
E dedens la virgine char prendre;
De lui vos plut char prendre e nestre,
De sun let te lessas pestre;
Tuit nostre humanite
De lui receustes for sul peche,

Por le mund revisiter
E de peyne delivrer,
Ke par folie e par utrage
Encuru fu en trop vil servage.

Ende fol. 207[b]:

Kant la fin de ma vie vendra,
E l'alme du cors partyr devra,
A isel hore me regardez
E del diable me defendez,
Ke je puisse la joie aver,
Ke sanz fin(t) deit durer. Amen.

39) Das demnächst folgende Prosastück, beginnend fol. 207[b]: Duce dame seynte Marie, por cele joye, ke vos eustes, quant le angle Gabriel vus nunciat etc. ist dasselbe wie auf fol. 168[b]. Siehe oben Nr. 23.

40) Ebenso ist das sich anschliessende Prosa-Gebet, beg. fol. 210[a]: Beau sire Jhesu Crist, ayez merci de moy e donez a moy, ke vostre grace puisse crestre en mei, dasselbe wie auf fol. 171. Siehe oben Nr. 24.

41) Das auf fol. 210[a] beginnende Gebet: Duce dame seynte Marie, jeo vos pri e requer por l'amur nostre seygnur Jesu Crist, ausi verayment cum vos li portastes entre voz duz costez, ayez de moy pite e merci, welches fol. 211[a] endigt: si me seez escu de enfernal prisun. Amen. stimmt überein mit fol. 171—172. Siehe oben Nr. 25 und 26.

42) Unterhalb der Zeilen auf fol. 210[b]—211[a] begegnet dasselbe Stück wie auf fol. 172, beg. Duce dame seynte Marie, virgine des angles, mere al seygnur de conseil, merci vus requer. Siehe oben Nr. 27.

43) Ein Gedicht, das bereits oben fol. 159[a] sich findet, folgt hier nochmals, jedoch mit besseren Lesarten:

Ave, seynte Marie, mere al creatur, [fol. 211 a.]
Reygne des angles, pleyne de duçur,
Ave, esteile de mer de grant resplendisur,
Eschele de parais, salu de pecheur.

Siehe oben Nr. 19. Auf fol. 216[b] werden als Heilige angerufen: S. Pere, Pol, Andreu, Jake, Thomas, Jake Richard de Cicestre, Edmund de Pontenei, S. Phelippe, Bartholomeu, Matheu, Symun, Jude, Martyn, Barnabe, Estephene, Laurenz, Jorge, Nicholas, Thomas le martyr.

44) Das kurze Gebet in Prosa, beg. fol. 219[b]: Aidez mei, seynte mere Deu, por eco ke jeo n'ai mie solaz, illuminez ma pensee del seynt espirit, ist eine Wiederholung des auf fol. 166[b] stehenden. Siehe oben Nr. 20.

45) Nicht getrennt durch einen grossen Initial und als Prosa geschrieben ist das Gebet, beg. fol. 220:

Dame seynte Marie, mere de pite,
Fontayne de merci estes apele.

Dasselbe entspricht fol. 167[a]. Siehe oben Nr. 21.

46) Gedicht in Strophenform, als Prosa geschrieben und die Mahnung enthaltend, die Güter des Lebens rechtzeitig zu sammeln.

[fol. 220 b.]
Puis ke homme deit de ci partyr
E en ceste vie murir
E aillurs sanz fin remeyndra,
Bon serreit, ke chescun trussast
Les biens, ke il peust mettre en sun sac:
Kar james ci ne revendra.
Aust signifie ceste vie.
Li sage en aust fait sa quillie,
Dunt il en le an vivra,
E la petite formie
En este pas ne se oblie:
Bien seit, ke yvern apres vendra.
Chescun veye en sen corage,
Li jevenes e li veus d'eage,
En queu biens se afiera;
Chescun veie, ke il ad glene,
E quels biens il a ci entasse
E queus biens od lui menera.
Chescun pense, ke od doil nasqui,
Od doil e od tristur vit issi,
Od doil s'en departyra. [fol. 221.]
Vie de home n'est for dolur,
A peyne joie avra un sul jur,
Ke de sa fyn bien pensera
Quei vaut force u pruesce?
Ke vaut aver u richesce?
Or e argent tuit se irra,
E li cors irra purrir en terre,
E le alme irra grant erre,
Truisse de ceo ke ele glena.
Chescun.
Puis ke home aura vesqui cent anz,
Ja n'ert tant prus ne tant vaillanz,
Ne tant de richesces en avra,
Ke tuit nel perde a un launz:
Kar mort tapit enmi sun gaunt,
Kant meyns quide.
Chescun.
Ke fra li roys, barun u cuntes,
Ke riens ne sievent des acuntes?
Acunter lur covendra.
Certes mult avrunt grant hunte,
Ne lur vendra cuntur ne cunte.
Chescun por sei respondera.
Chescun.
Ke fra li veske e li erceveske,
Li bons clers u li sage mestre,
Ke tant des acuntes apris ad?
Kant la summe iert de lui sustrete
De depenses e de receite,
Li plus sage a fols se tendra.
Chescun.
Vie de homme, c'est chevalerie:
Ki bien la gard e dreit la guie,
Grant luer de Deu avra,
E ki degaste sa vie
En peche e en vilaynie,
En enfern ostel prendra.
Chescun.
Seygnur, ky voit en ceste vie
Servir Jhesu le fiz Marie,
Sachez, ke grant luer avra:
Car kant le alme iert du cors partye,
Dunc n'avra ele au[c]une amie,
Alas, en ki se afiera.
Chescun pense de l'espleiter, [f. 222.]
Ke il ne perde le grant luer
Ke Jesu Crist promis nos ad.

47) Gedicht, auf Christi Tod, als Prosa geschrieben.

Pensez ent de cele mort, [fol. 222 a.]
Ke Jesu suffri por nus a tort,

De overt quer pensez de lui,
K'en la croyz por nos pendi.
Pensez, cum nostre creatûr
Pendi por la nostre amur.

Ende fol. 226[b]:

Jesu Crist, si veraiement
Cum il por sauver tute gent
Par la sue grant merci
Se enumbra el cors de li,
Nos doint la grace e le poer
E sen od tuit e le voler
De lui amer e lui servir
Dignement a sun pleisir,
E la parmanable vie
Nos doint par la sue aye. Amen.

48) Sündenklage in achtsilbigen Reimpaaren.

Jhesu Crist, par ta duçur [fol. 226 b.]
Oyez mun cri, oyez mun plur,
Ke jeo faz por mes pechez:
De mei cheitif merci aiez;
Donez moi le mal fuir,
Donez moi le bien tenir,
Donez moi en tei fiance
E en bien perseverance,
Donez moi amer verite,
Hair tute fausete,
Donez moi dreiture amer
E mensunge nient haunter;
Esteyngnez en moi coveitise
E tute male feyntise,
Averice e lecherie,
Hange e orgoil e envie.
Donez moy, tey Deu amer
De tuit mun quer, de tuit mun poer,
La char mun cors si chastier,
Ke force n'eit de regiber;
Grantez moi, Deu, cele grace,
Ke james a nul ne face,
For ceo ke voil, k'il face a moi,
E ceo ke enseygne nostre lei.
Donez moi sovent orer,
En orant mes maus plurer.
Levez mun quer el cel a vos,
Ke tuit men penser seit od vos,
Coment les angles chantent duz
E tuz les seyns, ke sunt od vos,
La gloriuse melodie,
Ke est en pardurable vie.
Donez moy de ceo penser,
Ke jeo puisse od eus chanter,
Le siecle aver tuit en despit
E trestuit le suen delit.
Dame, dame gloriuse,
La mere Deu, file e espuse,
Marie, reygne de reygnes,
E virgine de virgines,
Seynte Marie, duce dame, [fol. 228.]
Aidez a la meye alme,
Ke ele puisse a Deu venir,
Quant del cors deit partyr.
Ne suffrez ja, ke tuche li
Li malignes enemi,
Mes li angles la receivent,
Ke bons almes prendre deivent.
Dame, quanque vos volez,
Tun fiz granterad acez.
Ne suffrez ja, ke li malfe
De ma alme eit poeste.
Tuz les seynz, ke sunt en glorie,
A ki Deus donad victorie,
Donez, ke par vostre aye
Vienge a vostre compaignie.
Amen. Pater noster. Ave Maria.

49) Kurzes Gedicht auf das Kreuz, beginnend:

Aorez seez vos, seinte croyz gloriuse, [fol. 228 b.]
Salue seez vos, seynte croyz precinse.

Hiermit eng verbunden ist das folgende Prosastück.

50) Dieses Gebet endigt fol. 229[a]: . . . . de faus testemoyne, de vileyn cri, de tuz maus e de tutes males aventures. Amen.

51) Prosatractat über die Beichte.

Anfang fol. 229[a]: Ky vodra beaus e bel vestu aparer devant la face Jhesu, il covient, ke il eit une robe, ke ad nun confessiun. Ky bien ceste robe use, ja n'avra garde del felun. Al comencement deit l'em prendre garde, k'ele seit bien taillee, ke rien n'i eit, ke reprendre. Hieran schliesst sich eine Aufzählung der 10 Gebote: Li primer comandement est itel: Tu aorras Deu tun seygnur e a lui sul serviras etc.

Ende fol. 244[b]: Dampne Deu par sa grant doçor e par la requeste de sa gloriose mere seynte Marie doint a chescun pecheur e pecheresse de ses pechez en le siecle verrai repentance e verrai confession e suffisant amendement, par quei il puissent sel seygnur sanz fin aver, ke a ses amis rendra tiel loer, ke lange ne poet reconter ne quer suffist a penser; ceo doint Deu, ke de cele compaignie seum, ou n'a jamais si joie nun. Amen.

Dasselbe Stück findet sich in der älteren Pariser Hs. 19525 fol. 82[b]— 86[b]. Vgl. E. Martin, Le Besant de Dieu des Guillaume le Clerc. Halle 1869. Einleitung unter Nr. 16.

52) Gedicht in Tiraden, als Prosa geschrieben, Gedanken eines Laien über die Welt enthaltend. Dies weniger durch den Inhalt als durch die alterthümliche Form bemerkenswerthe an Guiscart de Beaulieu erinnernde Stück verdient wegen der darin genannten Namen besondere Beachtung; es folge hier ganz.

A ce ke voi en le siecle, ai pense longement: [fol. 245.]
Por ceo vos voil mostrer le mien entendement;
Puis ke l'em me comande e nul nel me defent,
Si est bien, ke jeo die la ou jeo pens sovent;
Por ceo ke ne sai de lettre, le dirrai plus brevement:
Kant Deu fist cel e terre e le comencement,
Le solail e la lune e tuit le firmament
E le eir e les esteiles e la mer e le vent,
De sa manere sunt tuz li quatre elemenz.
Angles por lui servir fist il dignement,
Mais une grant partie en erra folement,
Encontre lui se orgōillerent, tant furent bel e gent,
Ke il vodreient regner vers Deu omnipotent.
Icele creature pecha premerement,
Le eritage forfirent bien fu ne ki l'atent:
Kar nostre Deu, ke tuit poet e aprent,
Por l'orgoil, k'il vit en eus, s'en venga durement,
K'il les fist trebucher du riche pavement
Aval en sel abime en un liu de torment,
En enfern le puant, ou ja feu ne esteint;
Unc puis ne amerent Deu ne ceo ke a li apent;
Lur nun e lur beaute remua le dement,

Angles furent de primes, ceo sachez a escient,
Ore ont a nun debles partuit comunablement. [fol. 246]
Solunc ceo ke furent beaus, ore sunt leid e pulent.
Mult est fous e hardi, ke pour ne ne prent.
Deu dist a sei meismes, k'il freit une gent;
Por reemplir les seges par sun comandement
Fist Adam en sa forme e Eve ensement
Du lumun de la terre sanz nul enseignement:
Puis lur dona memoire du seynt espirement,
Ke chescun crestien(t) le auctorite prent.
Il lur devea la pome, vos savez bien, coment;
Kant le diable le sout, si l'enpesa forment,
Par mal e par engin e par decevement
Prist conroi, k'il pecherent asez hastivement;
E Deu por le forfait e por le frangment
Les geta del seynt liu, ke peche ne consent,
En la peine les mist, ke chescun de nus sent;
E ceo siecle dura cinc mil aunz verrayment.
Por mult petit pru i furent meint dolent,
Ke Adam mordi en la pome sur le defendement;
Par ceo morerent primes nostre primer parent
E furent en enfern sanz nul arestement;
Ne ja bien k'il feissent ne lur vausit rien,
Ne s'il lour estust estre tuit parmanablement,
Par piete e par grace le fist Deu sutivement,
E par seynte sapience e par anunciement
Descendi en la virgine e prist anumbrement:
En sun dreit terme nasqui en Betlehent,
Si cum fu dit avant tot covertement.
Les angles les nuncierent le jor apertement.
Apres au pasturs chanterent ceo chant mult duzcement, [fol. 247]
Ke Deu ert ne en terre tant gloriusement,
Ke pes a tuz iceus, ke avreient bon talent.
Lors amena l'esteille les treis reis de l'orient;
Iceus seignurs lui firent le premerein present,
De offrendre devise chescun par espirement,
Or e encens e mirre par bon entendement;
E Deu lur enseigna e fist demostrement,
Ke il esteit li haut sires, a ki le mund apent,
E ceus de lui aorer ne furent mie lent,
E cil sire fu ne par semblant povrement.
Mais iceo demostra il e fist chastiement,
Ke riche home deit estre en cest siecle umblement.
James n'avra fiance en sancte n'en juvent,
Ke se passe plus tost, ke quarel se destent;
Mais james ne passera cil ke a Deu se prent.
Mult sunt beles a conter tot si errement,
E meillur a oir a celi ke les entent.
Mais li Jeus feluns i garderent malement
La verraie profecie de lur pontificent,
Ke lur dist, ke uns morreit por tuz communement.
Por nos tuz morrut Deu, ne poet estre autrement;
Mult par devons amer sun resuscitement,
K'il nos engetta d'enfern e tret a sauvement;
E ki en ceo crerra par bon repentement,

30 lumun statt limon.

Il ert en parais, ou sunt li innocent:
Por ceo sunt cil perdnz de la loi Moisen
E Turc e Arabi, Boidevin e Persant, [fol. 248.]
Ke sievent, ke tuit poet e partuit se estut,
E si ne velent crere le suen advenemen
Mult en avrunt grant honte al jor de jugement,
K'il irrunt en enfern, jeo le sai a escien.
E vient avant, ke de ceo me dement;
Le seynt ewangeliste en trai a garant.
Mult ai pense au secle de ceo ke jeo l'conui,
Mi sires me pria, kant jeo parti de lui,
Ke teile chose feisse, ke pensisum amd;
Solunc ke jeo sei, ke jeo pense e ke j sui,
Vodrai verite dire, sanz rien mettre d'zii:
Ja ne me disdirra nul, ke levast hui,
Ke le delit del munde ne veine a tiel nui.
I[l] n'i a home ne feme, celui ne cetui
Se il ne guerpi le siecle, ke le secle n gerpit lui.
Du secle vodrai dire ceo ke ai en nse.
Mult par serra dolent, ke trop l'avra e;
Cil ke plus se delitent, plus sunt mal e.
Puis veez nullimes, ke vive sur tae,
E cil ke plus iest solunc sa volente,
Tant fait il noaunz, jeo le sai de veri.
Si est par le munde de plusurs espru
Seignurs, ne sumes pas ici en nostre rite,
Ainz sumes sanz faille a un home comde:
Sur chescun tient s'espee, si a sun co leve,
Ja ne refusera le jefne por l'eigne,
Le povre por le riche, le fol por le sie,
Le grant por le petit, le lai por le lere.
Tuz nus covient morir, issi est il gar, [fol. 249.]
Chescun avra de terre solement sun ee
Lors le cocherunt en si estreit fosse,
Ke si il serreit tuit seyn, fort e en sucte,
Ne se turnereit il, si il l'avoit jure.
Puis ke i serreit covert, est de vos lie.
Ja ne verrez nulli, tant se est desire
Ke ja puis veer le voille, ke il ert erre.
Lors trovera chescun ceo ke il a ov
Se il a en richesces ne chastel ne ci,
Tant serrat plus dolent, si il n'ad is erre,
Solunc ceo ke seyt e eglise li avra mande,
Autresi de povre solunc sa poverte.
De nul pelerinage n'i avra ja parle
Ne de chaucee fere ne de moster le,
Ne il porrunt pas dire, ke il ne lur eit rove
A meintenir les povres, a estre en arite
E leisser coveitise, ke porte enferme
De tuz les maus, ke sunt defenduz veez.
Mult angossement lur serra reprov
Al jor de jugement, kant li boneur
Irrunt en parais en la riche clartez
Ja mar emblerunt eveske ne abbe,

* Nach dis ist ein Zeichen, dass das am Rande roth geschriebene de einzuschieben. 122 pelerimage. 128 angoissosement

Ceus ke les secrez sievent de la divinite,
Ke par dreite reisun lur unt dit e mostre,
Coment il porrunt estre a Jhesu acorde.
Bien poet chescun de sei penser, coment il a ovre:
Kar cil s'en deliverunt e eil sunt encombre,
Mais kant de Deu parolent, pou sunt escote,
E dit li un a l'autre: Cestu ad bien sarmone. [fol. 250.]
Ja avreit bien tost beu plein hanap de clarte.
Ici perde dunc la merite e le gre.
Une chose sachez bien du rei de majeste:
Si duns ne poent estre par nuli rechate,
Mais sa misericorde a meint home sauve,
Si tuz cil diseient, ke erent de mere ne,
Puis Deu out Adam a sa ymage forme.
Il ne porreient dire la grant bonurte
Au plus povre, ke ert en parais pose,
Tant serrunt hautement en parais apele:
Joefne sanz envilir, riche sanz poverte,
Chescun serra plus cler, ke solail en este,
E cil d'enfern sachez serrunt si malure.
El mund n'ad nul home, tant eit de leaute,
S'il aveit par mort le siecle trespasse,
E en enfern un oret este
E sentu la puur e veu le oscurte,
S'il reveneit en vie e en prosperite,
Ke james feit mal, tant serreit effree,
Le angoisse ne la dolur, dunt il a a plente,
Plus ke porreit dire nul home de mere ne.
Bien sai a eseient, k'il avreit plus bonte,
Ke unkes n'out seynt Estefne, ke fu lapide.
Mult est le cors vers l'alme fel e contrarious:
De sun grant damage est il plus envious,
Dunt il serra uncore dolent e coreçous;
Ke sei meismes oscit, il fait ke outragous.
Mult devreit chescun estre de bien faire envious,
Por estre en parais od les boneurous [fol. 251]
E porter corone ovec les glorious.
Mais Sathanas ne lesse, ke mult est envius.
Il est lie del pechie, de l'aumone est hontous,
Ke plus fait sun servise, plus fait ke maleurous.
Cil lur rendra merite, ke n'est pas ublious.
Ore i a gent ke dient: Je ne puis aler sus.
Dunc avrunt compaignie od les felons lous.
Il avrunt grant pour en enfern le hidus:
Kar la est tuit li parmanables feus;
Debles les atendent ja ne serrunt pitous;
De nule rien del munde n'erent tant desirous
Cum de la mort aver, tant ert anguissous.
Mais il serrunt tost dis chaitifs dolerous,
Apres la grant ardure serrunt plus frillus
Ke ne porreie dire en un an ou en dous,
Ke plus e plus veit e plus est pereçous.
Mult s'en aparceut bien dan Girard de Baious:
Bien se garda de aler en sel liu tenebrus.
Ceo ke jeo vus voil dire, avez sovent oi,

154 une horette? 184 Wer ist Girard de Bayeux?

Sachez, ke ceo n'est mie d'Aucher ne de Landri,
Ainz vus voil ameintiver de Symon le crespi,
Ke le conte real sun pere desfui
E trova en sa boche un crapout mult hai,
Ke li mangout la lange, dont il avoit menti.
Li quens vit la merveille, tuit s'en espanti;
Dampne Deu reclama, k'en la croiz fu peni
E de la seinte virgine en Bethleem nasqui; [fol. 252.]
E ceo doint le mien pere, ke tant chastials basti;
Ja n'aveit il en France chevaler tant hardi,
Ke osast vers lui faire ne noise ne hasti;
Kank'il aveit en siecle, le lessa en hai,
Tuit le lessa por veir, kant sa terre enguerpi:
Dedenz un forest en exil s'enfui.
La devint charpentiers, icele ordre choisi,
Cele vie mena, tant k'il a febli.
Puis revint a l'aumone engis de mendi,
Mais cil n'est mie povres, ke Deu a reempli.
Mult i firent grant joie, kant a Reme mori.
Ausi out ore chescun sun age fini,
Si serra en la gloire, dont l'orgoil chei.
Mult l'a bien entendu dan Girard de Montargi
E li seynt arceveske, ke cria a haut cri,
De lessier les pechez, ou sumes endormi.
Si nus creissum bien dan Milon de Lani,
De pardurable joie porrum estre afi,
Mais le secle ne leisse, ou sumus alenti,
Ke mult par est malveis, peior ke jeo ne di,
Kant jeo plus me conui e jeo plus me afi;
Kant le pere e la mere ont lur enfanz nori,
Lors vodreient, k'il fussent mort e enseveli,
Por aver l'eritage, de ce il sunt seisi.
Quant quident il aver sel mal peni,
Mult en avrunt grant honte al plet en champ flori,
Ou tuz sumes mande e bani,
Li Griu e li Arabi, li Ture e Ermeni,
Baudewin e Persant, Geroin e Jacopi
E li Gius, ke pristrent Deu en Getsamani, [fol. 253.]
Ke dient, k'il out lai, mes il out failli,
Il retendrunt la paille e lesserunt l'espi.
E Deu, li nostre seignur, se aparra issi,
Cum il fu mis en croiz a jor de vendredi;
Cher nus repruvera ceo ke por nos soffri.
Mult serrum pourus, hontous e mari,
Quant nus verum la plaie, ou Longis le feri.
I[l] n'i avra uu sul, ke ose crier merci:
Kar les seyns e les seintes, ke plus l'avrunt servi.
Tremblerunt de pour e sa mere autresi.
Le jugement ert fort a ceus ke serrunt peri;
Puis ke Deu le voudra, tost serrunt departi:
Il seignera les bons, kant il avra maudit
Ceus ke irrunt en enfern al puant enemi.
Lors se repenterunt e tendrunt a trai,
K'il unkes firent mal, mais tart sunt repenti.
Aler les covendra en dolerous abbei,

203 aumorne. 224 getsamain.

Dunt le seynt' escripture le conte e jeo le di,
Ou dampnè Deu ala, kant de la croiz parti,
Si engeta Adam e Eve autresi,
Abraham e Jacob, Ysaac e Leivi,
Daniel e Jonas e li beau Ysai
E les autres prodomes, ke lores furent gari:
Cil servirent a Deu, ki l'auront deservi;
A cine mil dobles lur ert le jur rendi,
K'il avrunt lur seges, ke lur sunt establi.
Ja n'avrunt envie, tant erent enbeli.
Li plus povres, ke i serra, ne retornereit ci,
Ke li dorreit le regne a riche rei Henri. [fol. 254.]
Lors se entreamerunt, plus leaument le vus di,
Ke le mere sun enfant ou oiselet sun ni.
Cil ke dampne Deu pert, veirement ad grant perte,
De tuz les biens du munde chiet en si grant poverte,
Ke quer ne poet penser, coment ele seit sofferte:
Aler les covendra en dolerose deserte,
Ou senterunt tuit, ke ceste parole est certe.
Kant dampne De de gloire fist, fist parole aperte,
Ke en la seinte virgine se umbra par la verte
E out de humeine char sa deite coverte.
Par ceo sumes enfranchiz, nul' alme n'est coverte,
E la lei des Gius est enfin deserte.
Ore est la prophecie Daniel descoverte;
Ja perdu ne serrum, si n'est par nostre deserte.
Por nient ad aver, ke nel siet despendre:
Le diable l'a saisi, ke bien seit ces laz tendre.
E ceo est verite, nuls ne me poet reprendre,
Ke cil ne seit garri, ke au bien se veut entendre
E enver Deu aver le quer douz e pitous e tendre
E por la sue amur a bien creire e aprendre,
Ke jeo n'eie au plus haut abesser e offendre.
Mais Symon de Crespi ne poet nuls entreprendre:
Mult hai coveitise, mult vosit, k'ele fust mendre,
Ke il la veit partuit largir e estendre.
Poi esparne de gent, k'ele ne les vout suspendre;
Maint home fait ele malveis e meinte terre vendre, [fol. 255.]
Ou ele fait itant, ke ele le fait pendre.
Quidez vos, ke li tolur eit talent de rendre?
Nanil, si il le veist sacher le quer del ventre
Ou ardeir en charbun ou en cendre.
Mais cil ke l'a tolu, ne se porra defendre,
Ke ne li covienge son gueredon atendre.
En enfern le puant lui covendra decendre,
En glace e en feu de angoisse le mal rendre;
Le ardur ne porreit dire nul clerc, ke tant peust aprendre.
Mult est malveis cest siecle, bien deit estre blame;
Ja nuls home en cest munde tant seit en parente,
Ke se puisse pestre, tant ke un an seit passe,
K'il n'oist tele novele, ke n'est mie a sun gre.
Ki cest siecle lest por l'autre, il n'est mie enseigne;
Ki or change por cendre, il n'est mie enseigne:
Kar tost est un age fini e trespasse,
E cil ke plus i est, il ne vaut pas un dez.

246 Usai? Hs. vsai. 275 Vgl. Vers 188.

La mort les consiut les jefnes e les eynez,
Les riches ne les povres ne sunt deportez.
Dan Renaud de Pounpenne, ke ke mult fu alosez,
Par le coup de un garçon fu a mort livrez.
Mult est fous, ke fait trop de sa volentez,
Por aler en enfern, la ou le chemin est lez;
Garir nel pout proesce ne beautez,
Richesce ne deliz, chasteaus ne citez.
Une chose sachez, ke bien est veritez, ...
Par manger e par beivre, tant k'il seit sazez, [fol. 256]
E les autrez deliz, ke vus tant desirez;
Ceo ke hem plus vos defent e plus le meintenez,
Ki issi porreit devant Deu estre coronez?
Por nient out donkes ars seynt Lorenz ses costez.
Ne prenez nule garde a ceo ke vus veez:
Kar teus se fait tuit simples e enchaporonez,
Ke ert en parais le demenz refusez.
Por le peche de Adam n'iert jamais un dampnez:
Kar nostre sire Deu nus ad rechatez;
Chescun par sa deserte ert perdu ou sauvez.
Pleideurs, pleideurs, entendez, entendez!
Grant dolurs vus entent, si vus ne vus regardez.
Avez vus mes ke vendre, kant vostre lange vendez?
Sachiez bien, ja ces maus ne vus serrunt pardonez,
Si par vostre parole est home desheritez.
Ovec eus en irrez, ke Deu a desevrez;
Del seint ordre de ceus departirez
Dreitement en enfern, ou li chemin est mult lez.
Chiens puans, en fossez porriz e enversez
Fleirent plus suef, ke vus, sachez, ne frez.
Muge ne basme ne encens ne brasez,
Envers ke cil fra, ke la est enterrez,
Ne par nule fenestre n'i entra clartez.
Ceo est la lunge prison, dont ja n'ert agetez;
La dolur ne porreit dire nul clerc, tant seit lettrez,
Ne ja en cest siecle ne avrioms tant de noz aisez,
Ke ne seit en enfern en un jor comparez. [fol. 257.]
Cil ke la se herberge, mult avra mal ostelez;
Ja ne savera, quant ert ivern ne quant ert estez.
Ceo dit seynt Germein, ke mult par fu senez,
Kant li membroit de enfern e des malurez;
Les denz ferroient ensemble, tant esteit effrez.
Cil ke ne se porpense, mult est malurez.
Mais trop par est cest siecle en mal aseurez,
En tuz ordres abessez e fei e crestientez;
E ke issi poet dire, com est li mien pensez,
Il en devroit bien estre come sire escotez.
Ercevesque e evesque, ke sunt simonal
E ount desuz eus li ministres, ke meintenent le mal;
Deu vendunt e achatent, mult funt ke desleal,
Forfait en ont du cel la corone real.
Jeo defent, k'il ne pernent estole ne messal,
Por nent en est mis sur l'autel corporal.
Bien le oserai dire veant un cardenal,
Ki durreit por lur almes de argent tuit plein un val,
Ne lur vausist il un anel de cristal,
Ke aler ne les covenit en enfern le mortal.

E ki Deu servira a pie ou a cheval,
Les set clartez avra de l'esteille jornal;
Plus ert clere ke n'est ameraude ne cristal,
Ki ert en paradis od Deu l'espirital.
Chescun devreit penser, ke s'alme feust garie,
Cele k'est perdue, n'est pas bien garnie.
Le cors, ou a este e pris herbergerie, [fol. 258.]
Verraiment il li a fait malveis herbergerie.
Mult poet estre dolent, kant par lui est perie,
Por ceo k'ele n'ad pas la dolur deservie,
Ke plus trenche ke fauz ne ke espee forbie.
Mais ceo fait coveitise, ke ad si grant baillie,
Ky n'a pechie el munde, ou il n'ait de sa frarie,
Murdre e traison, usure e fei mentie,
Homicide, parjure, larrun e faus testmonie.
Ke dirrai de ceti, ke l'en escumenie?
Desevre est de Deu e de sa compaignie.
Ceo sunt li granz pechez, ke coveitis' a lie;
E ki en ceo morra, queus ert sa manantie?
Au pleit en champ flori a la grant departie,
Ou nus sumes somons, nuls ne sei escondie,
Ne jeo ne vei celi ke ja seit de ceo garnie,
Le jur avra chescun sa deserte merie;
Del jugement ert tost la parole finie.
Deu le fra tost sul. ke ne fu de Marie,
Ne ja ne trovera, ke point le contredie:
Kar les seyns tremblerunt e neis seynte Marie
Avra le jur pite de la gent maubaillie,
Kant les verra torner a la senestre partie
E aler en enfern en la chartre haie
Plus ke poet conter bouche, ke tant die;
Ceo est sanz misericorde e sanz terme finie.
Mult par est fous e fole, ke sei ne chastie,
Ja ne savom le ure, ke la mort nos oscie.
Mais Milun de Lani, ke tant povre marrie,
K'il n'est el munde prodome, ke tant seit aisie, [fol. 259.]
K'en mult poi de terme ne lest tuit e guerpie,
Ou s'il enfeblist ou s'il e[n]viellie,
Sa force ne sun poer ne lui vaut un alie,
Ainz le torne l'en lors tuz ses diz a folie.
Kant l'em quident mesfaire, si fait redoterie.
Tuit nus covient lesser orgoil e felonie
E faire bien confes de tuite vilainie,
Puis ert nostre parole de dampne Deu oie;
Il coveneit bien le home, ke de bon quer lui prie.
Lors nus apelera a duzce voiz serrie;
Ceus k'il trovera sanz mal e sanz boisdie,
Lors sa misericorde lur fra tele aie,
Ke ne porreit pas estre par nuli deservie;
Il les mettra en seges de la grant tour garnie.
Le plus pov[e]res, ke iert, ne retornereit mie,
Ke li dorreit del mund tuitte la seignurie.
Tant en avra chescun, ja n'i avra envie
Del bien seynt Nicholas ne seint Jeremie.
Beneit seit tele servise, ke si bien multiplie.
Malement fait la flecche, ke au derein la brise;
Ke por son ovre se pert, mult fait malveis servise.

Ore le dirrum por ceus ke ount ordre promise,
Quant le devoms prendre au baron seynt Denise :
Kar par lui nos fu ja crestiente tramise:
Kar le religius, ke il out de Deu aprise,
Ont malement sauvee e freinte[e] malmise.
Tuit en orgoillent, aiment larcin e coveitise. [fol. 260.]
Mult plus fait peche, ke defent seinte eglise
Par le conseil celi ke tuz maus atise.
Mais nen ert par mei la parole reprise:
Kar jeo l'ai par reison encerche e enquise,
Ja ne mesdirra nul mestre, tant haut lise,
Si Deu apertement n'en prent ore justise,
Il lur mettra en liu au grant jur de juise.
Ja dient li pisant, ke mult par s'est bien pise.
De une part siet la mer e de autre la falise,
Par mer e par terre jugent marchandise:
Unkes a bien fermer ne fu point entreprise
Ne agard, deskes ele seit de nule part asise
E quei vaut tel chastel, orgoil ne coveitise,
Ne tur ne fermete, ke tant seit bien asise,
Or ne argent ne robe vert ne grise,
Richesce ne aver un nois de cerise?
Honiz ert ki n'aura honurs ne manandise;
Mult anguisusement li en serra reprise;
Ne ki parmi la gole poet passer la falise,
Ne avra il la gloire, ke Deu nus ad tramise
Ou en Gesamani, la ou sa char fu prise,
Ou el munt Calvarie, ou sa char fu occise,
E leve[e] a compas ne en sepulcre mise?
Por la pour del sanc fendi la piere bise.
Sa resurrection nos treit a coveitise
E nos geta d'enfern e nos tret a franchise.
Ke issi nel creit, com jeo le vus devise,
L'envios diable, ke tuz jurs t'en aprise,
Les enportera tuit nui en sa chemise,
E si ne le lerra jamais par nul engise; [fol. 261.]
Apres greignur freidur ke n'est glace ne brise
Les fra il plus chaut, ke n'est forneise esprise.
Morir les covendra en dolerous occise,
Puis ke porreit dire nul clerc, ja tant ne lise.
Une gent a el siecle, ke mult avrunt dolur,
Rei e duc e prince chasteleins, vavassur,
Ke le comandement en fausent chescun jur,
Ke Deu lor comanda, kant les mist en l'onur
De garder seynte eglise come lur creatur
E ne mie tenser les genz, ke vivent de labor,
E de faire justise au feble du forçor
E pleisir li orgoillus encontre le menur.
Issi soleient faire jadis nostre anceisur,
Mais la meillur costume remeint por la noelur.
Povre home n'a mes dreit, ceo sievent li plusur.
Cil ke mielz seit tricher, cil tient em por meillur.
Mais l'em poet bien dire solum le positor
Par la defaute au princes, ke tant ont eu sejor,
Ke ne velent escoter du povre la clamor,

447 ne nest. 462 ciel t.

Si ont desoz eus lur ministres, larons e traitor,
Senescal e conestable, provost e comandur,
Ne desportent heremite ne nonein ne prior
Ne orfanin ne vedue ne povre hem ne langor.
Jeo l'oserai bien dire veant un empereor,
Par poi ke jeo nes jug a arder en un for
Ou a faire saillir a terre d'une haute tur.
Ja desur li riche hom ne currunt a nul' our, [fol. 262.]
Mais les povres destruient e tolent le lour,
K'il ont gaigne a peigne e a suour;
Sovent les maudient od lermes e od plur.
Ki chiet entre lor meins, mult avra dolur.
Mais il ne sievent, ou pleyndre, fors a lur creatur:
Cil lur fra justise, Deu, ke est lur seignur.
Deu ne comande mie de lou faire pastour;
En enfern les mettra en la grant tenebrour.
Il n'avalerunt mie ne rose ne flour,
Mais en la flambe neire, ou plus a de puur
Ke ne porreit dire juste ne pecheur.
E ki Deu servira de bon quer par amur,
A cent mil duble li rendra sanz demour:
Por son petit servise lui rendra Deu greignour,
Ke il ert en parais, ou ja n'avra tristour;
Ja puis n'avra suffert ne peine ne dolur
Ne sentira trop freidor ne trop de chalur.
Au plus povre, ke ert, avra Deu tiel amur,
K'il serra asis en rosiers e en flur;
Les set clartez avra du solail en pascour,
Tuz jurs vivra la sus en si fresche colur.
La nos doint Deu venir par la sue doçour.
Larcin e coveitise, homicide e parjure,
Traison, fei mentie, averice e lecherie,
Mult est malurez, ke en vus s'asure.
Ore deit chescun saver sun peche par dreiture
E se deit porpenser par sen e par mesure
E par confession oster le cocheure.
Deu maudit l'arbre, dunt le frut ne mure.
Gent sunt escumengez, ke meinent en usure,
E ke vivent de ravine e de tonsure,
Si veirs come Deu en terre fist cest mostrure,
K'il fu mis en la creeche en povre vesture,
Kant le buef e la vache entre lui e la mure,
Si estes vos maudiz de tote creature
Par la buche de Deu e par seint' escripture.
Mult en devez bien crere celi ke tant jure.
Que querrez vos en moster ne en forte coverture,
Ke Deu escumige cil ke de lui n'a cure?
Li apostle comand, somont e conjure:
Ki est sires du mund par dreit e par mesure,
El liu Deu est en terre e porte sa figure
E vus deit avoer en la comune pasture.
En enfern irrez plus tost, ke l'ambleure.
La serrez vus liez dedenz tele fermure,
Ke mult est tenebruse, cruel e oscure,
Ja plus m'orrez parler de nule envoisure,

503 escumegez.

Ne n'i aparra nule flur ne verdure.
De la nus geta Deu par sa bone aventure,
Sa resurrection nus tret a noreture,
E ki ceo ne creit, que il est la sepulture
En trocs e en chaudere e en feu e en ardure,
Li meins chaut bevreit tuit l'ewe de ure.
Deus tant i avra en cele grant boture
Eveskes e abbez, moynes a grant couture, [fol. 264.]
Si i avra de proveires, ke ont humeyne cure,
Chivaliers ardanz, chuvauchure,
E burgeis n'i avrunt pas bone robe a vesture,
Ne dames n'i avrunt blianz a forure.
La ert li taverners od sa fauce mesure,
E si ert li moniers, ke prent trop grant muure,
E si ert li suors, ke triche en sa costure,
E li gaigneur, ke prent autri couture,
Ke la dime retint, de doner ne a cure.
Apres les le jugement serra, ou Deu fra dreiture,
Partyrunt cil des bons a mult grant amblure
Tuit en char e en os, ja n'i avrad desjunture.
Por ceo dublera le plus grant malaventure,
K'il ne voleient crere la divine escripture.
Tuit lur ert a damage cele chuvauchure.
Le jur avrunt chescun doleruse enture,
Li deables le tendrunt en si grant liure,
K'il les irra batant, mes la verge ert mult dure,
Plus pesera le coup ke la tor de aumure;
E quant il les avra tuz mis en fermure,
Dunc poet bien saver, mult par ert grant la poure,
Plus puera ke farcin ne ke autre coture.
Li diables lur fra un estrange bouture:
De chalur en freidure, de freidure en chalure
Les fra trubicher tuit nu sanz vesture,
Tant mettrunt au char, si cum dit l'escripture,
Ke lay ne poet saver ne clerc par lettreure;
Quer ne porreit penser la dolur ne l'ardure,
Ke lur covient soffrir tuz les jors, ke Deu dure. [fol. 265.]
Mort, mult par es(t) cruel, ke tuit vas osciant
L'un el ventre sa mere e l'autre le suen veant,
En trestuz les ages va le siecle enpeirant;
Teus i fu longement asassez e manant.
Mielz li avenist morir, kant il fu lettant,
Tant plus vivent e pis font e plus vont enpeirant,
Mais mort les oscira, ja ne tarjera tant,
Ke bien ne siet a chescun tenir son covenant.
Mult se repentrunt des ilec en avant,
Mais icele repentance ne lur vaudra nient.
Poi se pout l'em fier en chose trespassant,
Ja nul por sa richesce en cest mund ne se avant:
Kar n'i a si haut home en cest siecle vivant,
Ke encontre la mort poet aver garant.
La ne poet pas aider le pere sun enfant.
Veez, ke ne deporte ne petit ne grant:
Nient plus ke ne fist Charles Rollant.
Querrez par Normendie Gillam le Normant,
Ke jesque as porz de Irlande ala tuit conquerant;
S'il vesqui longement, li suen fussent li Irrant.

Nuls ne trovereit mie, k'ore l'irreit querant.
La mort l'en ad seure, ke nos vait porsiwant.
Passer nos covient en dolerous chalant,
Tuit verons en l'autre siecle, ke nus va prometant,
Ki lors avra bien fait tost li serra devant.
Mult malement se gardent plusurs e li akant, [fol. 266.]
Larron, traitour, usurer, mescreant
Ne quident pas trover angoisse perisant:
Les debles les entendent en enfern le puant.
La avrunt plus de dolur, ke l'em ne treve lisant,
Si aucuns par sa richesce vait gent desirant
E autri heritage par force conquerant,
E si l'eir le saveit de veir a escient,
Ke de cest heritage deit estre tenant,
E puis se face asoudre, ke le coullant,
Saveir, si le retrerreit de flambe quisant,
Si prendra conseil e si respont en pleidant:
Jeo frai bien dreiture, s'il est riens, ke l'em me demant,
Ke ja par nul home ne me verreit rendant;
Bien me porreit hom donkes tenir a reereant;
Mien est le heritage, mun pere en vi tenant.
Cil claiment de eir en eir en enfern a remenant,
Mais il avrunt mult au jor demourant,
E en sis piez e demi en avrunt autretant.
Tuz serront de un age devant le rei amant,
Ke nuls n'i avra ancele ne serjant.
Mais ke mielz avra fait, mielz avra avant. — — —

53) Dies Stück in einreimigen Strophen ist durch einen grossen Initial vom vorhergehenden geschieden, ist aber ebenfalls fortlaufend als Prosa geschrieben. Es beginnt:

Duz sire Jesu Crist, ke par vostre seynt pleysir [fol. 266 b.]
De femme deygnastes nestre e home devenir, [fol. 267.]
Grant travail e peine en vostre cors suffrir,
Por l'amur de nos almes en la croyz morir,
De m'alme pecheresce, syre, eiez pite,
Ke de vostre sane precius le avez achate.
Delivrez moy de vices, de mal e de peche
E me donez grace de vus servir a gre.
Duz sire, ke suffristes voz bele[s] mayns lier,
Par eeles seyntes peynes, duz sire, vus requer,
Ke vostre bele face me deygnez mustrer,
Ke por beaute voz angles desirent regarder:
Kar rien n'est en cest mund, ke tant dei desirer.
Duz sire, ke de pite de vostre tresduz quer
Por cheitifs pecheurs deygnastes plurer,
Por eele seinte pite, ke voz oilz fist lermer,
Faites moy salubrement por mes peches plurer.
Pardonez moy, duz sire, quanke ai pechie
Par la veue de mes euz, puis ke jeo fu ne,
Gardez les desoremes, ke en nule vanite
Ne se delitent fors en bien e en nettete.
Duz sire, ke deignastes oyr suffrablement
Reproces e ledenges de la malete gent
E devant Pilate le cruel jugement,

Sanz rien contredire, receustes humblement,
Par cele seynte pite, ke dune vus fist suffrir,
Pardonez moy, quanke ay pechie par oyr.
Gardez ma oye par vostre seynt pleysir, [fol. 268.]
Ke ja ne eye delit fors de bien oyr.
Duz sire, ke odurement fu tuz jurs seynt e pur,
Pardonez moy kanke ay peche par odur,
Ne suffrez mes, ke jeo eye delit en fleeur,
Par unt jeo deserve le enfernal puur.
Duz sire Jhesu Crist, ke por pecheurs sauver
De vostre buche deignastes precher e urer
E a verais repentanz lur pechez pardoner,
De quanke ay peche par parler, pardun vus requer,
Donez moy grace ma lange governer,
Ke ja ne eye delit de vanite parler,
Mais ceo ke puisse a moy e as autres profiter
E loer vostre seynt nun tuit dis e honurer.
Duz sire Jhesu Crist, ke deignastes guster
Eysil e fel en la croyz, le beivre tresamer,
Pardonez moy mes pechez de beivre e de manger
E me donez grace de sobrete amer,
De abstinence faire, si cum il est mester,
En manger e en beivre tuit dis mesure aver.
Duz syre, ke en la croyz voz braz estendistes
E trespercer de clous vus seyntes mains suffristes,
Par celes seyntes peynes pardun vus requer,
De quanke ay pechie des mains par tucher,
Gardez les desoremes en bien e en nettete
E me donez grace par vostre pite, [fol. 269.]
Ke mes ne face de mes mayns rien, ke seit pechie,
Mais seyntes ovraynes, dunt vos seez pae.
Duz sire Jhesu Crist, ke por noz grefs pechiez
Anguisses e peynes suffristes en voz pez,
Quant furent de gros clous al dur fust atachez,
Por vostre sanc precius, dunt furent rubrichez,
Pardonez moy quanke ay peche par mes pez
E en vostre seynt servise tuz jurs les a dresecz.
Duz sire, ki suffristes par vostre amyste
De lance percer vostre seynt coste,
En la vostre plaie bien nus est mustre,
Ke unkes creature ne out tant de charite,
Par vostre sanc precius, funteyne de pite,
Ke surd de la plaie de vostre seynt coste,
Sanez, beau duz sire, les plaies de mun quer,
Pardonez moi quant ke ai pechie par penser
E me donez grace de vus forment amer,
Ke le duz amur de vus me face ublier
Les joyes de cest siecle, por vos desirer.
De l'agu dart de vostre amur trespercez mun quer,
Ke rien, ke vus despleise, puisse mes amer
Fors de vostre amur tuit dis languir e penser.
Escrivez en m'alme de vostre sanc precius
Les plaies e les peines, ke suffristes por nus,
Ke sanz obliance pense voz dolurs
E la mort merveilluse, ke mostrastes a nos.
Duz sire Jhesu Crist, ke por nos rechater
En la croiz suffristes vostre cors pener,

Estendre voz beau membres e de clous atacher,
Si fierement, ke l'em ponst tuz voz os numbrer:
Par eele seynte paeience, ke preistes a gre
La mort, a ki fustes sanz culpes juge,
Donez moi paeience en chescun[e] adversite
E por vos suffrir peyne de bone volente,
Gardez mun cors e m'alme de mal e de encumbrer,
Faites moi, duz sire, seynte fin aver
E par vostre grace de enfern eschaper
E venir a la joie, ke sanz fin deit durer. Amen.

Dasselbe Gedicht findet sich im Cod. Digby 86 fol. 191—192, doch unvollständig, wie aus der Probe bei Stengel a. a. O. p. 83—84 hervorgeht; deshalb ist hier das Ganze zum Abdruck gekommen.

54) Gedicht auf das Kreuz und Gebet in Siebensilblern.

Seynte croiz, jeo vus aur [fol. 270 b.]
E vus salu nuit e jur,
C'est en vus ma esperance,
En vus fu mis le creance.

Ende fol. 275[b]:

Ducement a grant delit
Vostre chiere mere vus prit,
Ke en facez otriance. Amen.

55) Gebet zur heil. Jungfrau in Achtsilblern und in Fünfsilblern endigend.

Duce dame, seynte Marie, [fol. 275 b.]
Le ancele Deu e espuse e s'amie,
Jeo vus requer por isel honur,
Ke vus fist nostre creatur,
Quant il sun fiz enveya Jhesu Crist,
Ke char e sane deyns vus prist;
E sel seynt sane fu salvatiun,
Quant il por nus prist incarnation,
Si verayment entendez ma priere, [fol. 276.]
Jeo vos requer, ma duce mere.

Ende fol. 280[b]:

Por ceo en chantant
E tuit en plurant,
Mere al rey puissant,
De fin quer vus pri,
Ke vers vostre enfant
Me seiez aidant,
K'il me seit garant
E eit de moi merci. Amen.

Hier ist fol. 280[b] zu Ende, wo nur die letzte Zeile leer gelassen ist; dann folgt ohne alle Vermittlung das folgende Bruchstück in Prosa.

53) 84 pa.

56) Blatt 281 beginnt: sauve. E ke jeo devant ma fin tel servise vus puisse faire en repentance de tuz mes pechez e de mes mesfez, e en ma fin verrai confessiun e si vostre seynt cors reseivre en verrai confession* al salu de m'alme e a vostre seynte misericorde parvenir. Duce dame seynte Marie, por ta seynte virginite, ke virgine es e mere, ke Jesu Crist en vostre seynt cors sei enumbra, e por la seynte passiun, ke vos eustes, kant vus le veistes morir en la verray croiz, requerez lui por moy, ke tel me face, ke jeo puisse amender mes pechez en ceste vie e aver la compainie de vus al jur de juise. Amen.

Also vor fol. 281 sind Blätter ausgefallen.

57) Dankgebet, Anfangs wie Prosa geschrieben.

Sire Jhesu Crist, merci vus cri, fiz Deu omnipotent, [fol. 281b.]
Ke de la virgine Marie char pristes tant merciablement
E pur pecheurs suffristes, sire, peine e torment,
Kant vos penerent la mescreable gent.
Duz sire Jhesu Crist, iceo vostre seynt cors, ke en la croiz fu pene,
Sel sanc, dunt le damage du munde est restore,
En vostre remembrance ici est sacrifie; [fol. 282.]
E por noz pechez neer est le mester celebre,
Por la vertu de vostre seynt cors, ke l'en si sacrifie,
Merci vus cri, Jhesu, le fiz Marie,
Ke el siecle me doygnez mener si honeste vie,
Al jugement grant, kant vendrez, ke m'alme seit garie.
Pere, fiz e seynt espirit, vos ahour jeo par noun,
Merci vus cri de mes pechez, ke vus me facez pardun,
Verraie repentance, sire, e confessiun
Moi donez devant la mort, dunt sui en suspection.
A vos me reng de mes pechez, beau sire Deu, culpable
De ver, de oir, de parler chose nient covenable,
En dit, en fait, en pense me vout deceivre le diable,
De ses agueiz me defendez, pius reys merciable.
Duz sire Jhesu Crist, ke en la croiz oistes la priere al larun,
A mey donez de mes pechez, beau sire, pardun
E a. N. e a trestuz mes amis, dunt vos ai fait hui menciun,
Ou ke m'unt en memorie en lur bon' oreison,
De pechez e de tuz encumbrers seez defension,
E a trestuz voz feaus, a mors e a vifs donez vitam eternam e vostre large benesun. Amen. [fol. 283.]

58) Gedicht, betitelt: De seynte Magarete, ist als Prosa geschrieben.

Seynte pucele Margarete, [fol. 283a.]
Ke sustenis dure diete
Por amur le fiz Marie
Jhesu Crist, ce lui prie,
Ke il por la sue pite
Moy purge de mortel peche,
De mal e de mesaventure,
Del feu d'enfern, ke tuit tens dure,
De male mort, de desturber,
De hunte, de ire e de encumbrer,
Si moy defend nuit e jur
De vergoine e de tristur

57) 14 padun.

Del diable e de sa poeste
E de chescune adversite,
De orguil, de envie, de luxurie,
De tute riens, dunt il n'ad cure;
Seynte pucele, por mei ure
Dampne deu, k'il moi sucure,
E ke il por vostre amur
Moy defend e nuit e jur,
Si cum il set, ke moi seit bons
Ambure a l'alme e al cors.
Seynte pucele sucurable,
Ke es en gloire parmanable,
En vus m'enfi e met ma entente,
Faites, ke par tens moy sente.
Priez por moy nostre seygnur,
Nostre poant creatur,
Ke il me doint verrai creance
E de mes pechez penitence, [f. 284] 30
Ke jeo me puisse repentir
E mes pechez espenir,
Si moy doint quer enterrin
E moy mette en bone fin.
Ke jeo eye confessiun
E de mes pecchez verrai pardun,
E quant l'almes s'en ist fors
E guerpira cest cheitif cors,
Contre diable seit garnie
E mis[e] en vostre compaignie.
Ou sunt tuz li fidel Deus,
Ke sul luy veer ducement puis,
Ke ja ne cessent de dire:
Sanctus Sabaoth, duz sire!
Beneit seit, ke vint en tun nun,
E celui trestuz aorum! Pater noster.
Ave Maria.

59) Gedicht von den Freuden der heiligen Jungfrau, wie Prosa geschrieben, in Form eines Gebetes.

Anfang fol. 284[b]:

Gloriuse pucele, des angles reygne,
Ke Jhesu Crist enfantastes pure meschine,
Merci vus cri, ma duce dame chere,
Por l'amur vostre duz fiz, oyez ma priere;
E por la joye e les honurs,
Ke aviez od Deu por pecheurs,
Sovengez vus, ma dame, de moy aider
E vers mun creatur acorder.
Tant ay peche, bien say de fi,
Ne sui pas digne aver merci.
Tresduce Marie, de quer enter
Pensez m'alme avancer. [fol. 285.]
Vos estes saluz de pecheurs,
Verrai confort as dolerus;
De moy vus en prenge piete
Por vostre grant benignete. Ave.
Ma duce dame, merci vos cri,
Aidez moy, jeo vus en pri,
Ke aver puisse le duz amur
De Jhesu Crist mun duz seignur
Por la joye, ke aviez la,
Kant Gabriel vus nuncia,
Ke de vus prendreit humaine nature
Li rois de tute creature. Ave.
Ma duce dame, merci vus cri
Por la joie desiree,
Ke aviez, dame beneuree,
Quant de vus nasqui sanz dolur
Li roy des roys, li haut seignur.
Ma duce dame, merci vus cri
Por la joye, ke vostre quer senti
De la esteille, ke resplendi,
Ke les treis reis fist de loins venir,
Vostre duz fiz e vus servir.
Ma duce dame, merci vus cri
Por la joye e le grant honur,
Ke aviez le quarantime jur,
Kant virgine e mere
El temple venistes
E vostre beau fiz i offristes.
Ma duce dame, merci vus cri
Por la joye, ke aviez, seinte pucele,
Kant Jhesu Crist, tun fiz, leita ta mamele,
E por l'onur de la beneite enfance,
De sa beaute e de sa cressance.

Ende fol. 292[b]—293:

Ma duce dame, merci vos cri,
Grantez moy, ke seit issi.
Seynz e seyntes communalment,
Ke la dame veez en present,
Por la joye, ke de lui avez,
Por nus cheitifs la requerez,
K'ele nus seit vers Deu en aye,
De venir a vostre compaignie.
Amen.

60) Das als Prosa geschriebene Gedicht führt die folgende Ueberschrift in rothen Buchstaben:

Ici comence la chante-plure;
Bien eit, ke por ces pechez plure.

Anfang fol. 293[a]:

De celi haut seignur, ke en la croiz fu mis
E les portes d'enfern brisa por ces amis,
Seient cil beneit e en bone fin pris,
Ke un poi entendent des biens, ke jeo ay apris.
Mult vaut meuz plure-chante ke ne fait chante-plure.
Cil ke s'en voise e chante e en peche demore,
Cil plura en enfern etc.

Ende fol. 306[a]:

Ore priums Jhesu Crist, ke fiht le firmament
E le cel e la terre e la mer ensement,
Ke nus puissums au siecle faire tel finement,
Ke nus ne soiums dampnez au jur de jugement.
Amen en dient tuit li petit e li grant.
Ici finiht la chante-plure;
Bien eit, ke por ces pechez plure.

Dies Werk ist zuerst 1834 veröffentlicht worden von H. Monin nach der Lyoner Hs. 984, vorher 649, wo das Ganze 324 Zeilen enthält; alsdann ist es nochmals 1839 von A. Jubinal nach einer anderen Hs. in den Werken Rutebeuf's I p. 398—405 mit herausgegeben worden, wo es 334 Zeilen zählt. Die zahlreichen Handschriften sind gesammelt von Paul Meyer in der Romania (1877) VI p. 26; doch ist von ihm die Lambeth-Hs. übersehen.

61) Dem nächsten Abschnitt in Prosa geht die rothe lat. Ueberschrift voraus: Memorie beate Marie virginis. Ave Maria, alma redemptoris mater etc.

Anfang fol. 306[b]: Duce dame seinte Marie, gloriuse reyne du cel, merciable mere Jhesu, merci eiez de nus e aydez nus, ke nus vus puissum dignement a pleisir amer e loer e onurer e servir en penser e en parole e en fait a la gloire e le onur de vostre duz fiz, nostre seygnur Jhesu Crist. Ave Maria. Quasi aurora. Fortsetzung fol. 307: Bonure[e] dame seynte Marie, ke li rey de gloire a sun olz aturna e el munde devant sa seynte incarnation enveia, si come l'aube de jur devant le soleil, piete eyez de nus, ke avum este en oscurte de nunsavance e de peche etc. Ende fol. 319: Aidez nus, ke nus puissum despire tuittes les seculeres vanitez, ke nostre alme ne en seit ja encombre, mes ke nus puissum par vostre aie al jur del tremblable jugement a la verray gloire du cel estre apelle a destre vostre duz fiz, nostre seygnur Jhesu Crist.

62) Chansun de la Passion. Das so betitelte Gedicht, welches hier ganz folgen möge, ist als Prosa geschrieben.

Eya ore ma duce amie, [fol. 319 b.]
Ke je ai plus cher ke ma vie:
Kar por tei mener a port,
Ben le beivre entuche de mort;
Si poez trover nul amant,
Ke por vus face autretant,
Lessez moy e amez lui;
En joy[e] vivez ambedui.
De mun sanc vermail te lavai,
Kant sur la croiz por tei penai,
Tey delivrer e garir
Lessai mun cors en croiz perir.
Si poez trover.
Por tey fu enprisone,
Escope e flaele
E de espines corone
E par eschar rei apelle,
Mes costez de sanc rugi,
Kant la lance al quer me feri;
Mun vis pali, mun cors redi,
Kant m'alme departi.
Si poez.
Por tei avoi les oilz bendez,
A desmesure avilez,
Al chief du rosel feru, [fol. 320.]
Al vis, al col debatu.
Si poez.
Por tei fu a mort juge,
Des Jeus a la croiz mene,
Entre larruns crucifiez
E mains e piez de clous fichez.
Si poez.
Unde de sanc corust de moi
Des cinc plaies, ke suffri por tei,
Freni, pali por dur conrei,
Ke les Jeus pristrent de mei.
Si poez.
Le cors de moy fu turmente,
L'alme dedenz mult anguisse.
De mortele peine quer creva,
Sanc, ewe a terre ala.
Si poez.
La meie mort mult penible,
Por tei reyndre, fu mult orible.
Suspirs jetai e grant cri,
Kant m'alme du cors parti.
Si poez.
Issi poez vus amurs deservir,
Bien devrez a moi tenir,
Ne lessez moi autre honir
Ne entarjer ne escharnir.
Si poez.
Fiz sui au roi de majeste,
Si demand ta amiste
E a espose te voil aver,
Ne me devez pas refuser,
Si poez trover nul amant.
Roi sui puissant e amiable,
Beaus e franc e charitable.
Si a moi volez fei tenir,
Au cel te frai a moi venir.
Si poez trover.
Iloc te frai coroner,
En haute see od moi regner
Od la virgine pure
Seynte Marie, la meie mere.
Si poez.
Ore vus gardez sagement:
Kar tuz jurs vus sui en present,
Si vei tuittes voz ovraygnes;
Gardez, ke eles seyent seynes.
Si poez trover nul amant,
Ke por vos face autretant,
Lessez moi e amez lui,
En joie vivez ambedui.

Ici finit ceste chansun de la passion le duz Jhesu Crist. —

Index.

1) Chasteau d'Amour des Robert Grosseteste. Probe des Gedichts.
2) Prosatractat, enthaltend fromme Betrachtungen uber die Passion. Probe.
3) Meditation devant prime in Prosa Probe.
4) Prosastück voll geistlicher Ermahnungen. Probe.
5) Betrachtung über das Leiden und Sterben Christi in Versen. Text
6) Gedicht, ein Gebet zur heil. Jungfrau enthaltend. Text.
7) Gedicht, die Mahnung zur Nachfolge Christi enthaltend. Probe.
8) Gedicht von den fünf Freuden Mariä. Text.
9) Gedicht über die Liebe zu Christus. Varianten.

10) Gebet zur heil. Jungfrau in Versen. Text.
11) Namen der heil. Jungfrau in lateinischer Prosa. Probe.
12) Gedicht von der Vergänglichkeit des Daseins. Text.
13) Anrede an die Seele: Gedicht. Probe.
14) Gebet zu Christus: Gedicht. Probe.
15) Dankgebet zu Christus in Prosa. Probe.
16) Poetische Bearbeitung des Evangeliums Nicodemi (Gesta Pilati). Probe.
17) Beichtformeln in Prosa. Probe.
18) Die 15 Zeichen des Weltgerichts: Gedicht. Probe.
19) [Les aves Nostre Dame.] Gedicht. Probe.
20) Anrufung der heil. Jungfrau in Prosa. Text.
21) Gebet zur heil. Jungfrau in Versen. Text.
22) Gebet zur heil. Jungfrau in gleichem Metrum. Probe.
23) Ueber die sieben Freuden Mariä in Prosa. Probe.
24) Gebet zu Christus in Prosa. Text.
25) Gebet zur heil. Jungfrau in Prosa. Probe.
26) Gebet zu Maria in Prosa. Text.
27) Gebet zu Maria in Prosa. Text.
28) Gebet zur heil. Jungfrau: Gedicht. Probe.
29) Fragmentarisches Gedicht von Jesu Geburt und seiner Wiederkunft am jüngsten Tage. Text.
30) Gedicht vom Namen „Jesus“. Text.
31) Gedicht, enthaltend Ermahnungen zur Besserung von den Sünden vor dem Tode. Text.
32) Gebet zu Christus in Prosa. Probe.
33) Gebet zu Christus, ebenfalls in Prosa. Probe.
34) Wiederkehr desselben Gedichtes wie Nr. 14.
35) Dasselbe Prosastück wie Nr. 15.
36) Gebet zur heil. Jungfrau in Versen. Text.
37) Dasselbe Gedicht wie Nr. 22.
38) Gebet zu Christus: Gedicht. Probe.
39) Dasselbe Stück in Prosa wie Nr. 23.
40) Dasselbe Gebet in Prosa wie Nr. 24.
41) Dasselbe wie Nr. 25. 26.
42) Dasselbe wie Nr. 27.
43) Dasselbe Gedicht wie Nr. 19.
44) Dasselbe Prosagebet wie Nr. 20.
45) Dasselbe Gedicht wie Nr. 21.
46) Gedicht, zur Benutzung des irdischen Lebens zum Dienst Christi ermahnend. Text.
47) Gedicht auf Christi Tod am Kreuz. Probe.
48) Sündenklage und Gebet zu Christus und Maria. Text.
49) Lied auf das Kreuz Christi. Probe.
50) Gebet in Prosa. Probe.
51) Abhandlung über die Beichte und die 10 Gebote in Prosa. Probe.
52) Betrachtungen über die Welt, in Tiradenform. Text.
53) Gebet zu Christus: Gedicht. Text.
54) Gedicht auf das heil. Kreuz, mit Gebet endigend. Probe.
55) Gebet zur Jungfrau Maria: Gedicht. Probe.
56) Fragment in Prosa. Text.
57) Dankgebet: Gedicht. Text.
58) De seynte Margarete: Gedicht. Text.
59) Gedicht von den Freuden Mariä. Probe.
60) La chante-plure. Probe.
61) Gebet zur Jungfrau Maria in Prosa. Probe.
62) Chansun de la passion. Text.

Programmenschau.

Das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachformen. Vom Gymnasiallehrer Dr. A. Ziemer. Programm des Domgymnasiums zu Colberg 1879. 20 S. 4.

Die Abhandlung greift ein in die Methode und die Forschungen der neuesten Phase der Sprachvergleichung, der sog. junggrammatischen Schule, die in Osthoff und Brugman ihre Hauptvertreter gefunden hat, und verdient darum, wenn sie auch hauptsächlich auf die lateinische Sprache sich bezieht, auch hier Erwähnung. Man hat der vergleichenden Sprachwissenschaft den Vorwurf gemacht, dass sie das psychologische Element in der Sprache zu sehr übersehen habe; es sei nicht beachtet, dass nach denselben Gesetzen des heutigen Sprachwandels auch sich die Umwandlungen der alten Sprachen vollzogen haben müssen, und die Formassociation, welche zweifelsohne in den neueren Sprachen bei Neubildung auf dem Wege der Analogie wirksam sei, müsse auch für die älteren Sprachen unbedingt Geltung haben. Das psychologische Moment will nun die vorliegende Abhandlung zuerst an sich betrachten und sodann den gemeinsamen psychologischen Grund in einer Zahl syntaktischer Bildungen im Lateinischen nachweisen.

Die historische Methode der Sprachforschung kann nicht der psychologischen Betrachtung entbehren. Anscheinend unlösbare Räthsel, auf die wir bei der Erforschung der in der Sprache wirksamen Kräfte stossen, lassen sich nur auf psychologischem Wege entwirren. Nicht blos durch den menschlichen Sprachmechanismus, sondern auch durch psychische Bewegung werden Veränderungen des lautlichen Ausdrucks bedingt, vor allem auf dem Wege der Formassociation neue Formen geschaffen; die Sprache ist nicht ein Complex von Lauten, Wurzeln, Suffixen, sondern auch der Ausdruck der Gesetze des Denkens. Indem wir die beim Reden wirksamen psychischen Vorgänge betrachten, gelangen wir zur Klarheit über die Entwicklung der Satzfügung. In der Sprachentwicklung ist das sinnliche Element verloren gegangen oder doch aus dem Sprachbewusstsein verschwunden; das psychologische sowohl wie das logische Moment haben neue Sprachformen geschaffen, bei der geschichtlichen Betrachtung der Sprache hat die Lehre vom Unbewussten ihre Stelle. Die Logik giebt uns oft keinen Aufschluss über den Ausdruck des Schriftstellers; die Schnelligkeit der Rede, die den eine Form bedingenden Gedanken überspringt, verlangt einen psychologischen Erklärungsgrund. Die lateinische Sprache folgt mehr als andere logischen Gesetzen, aber auch in ihr ist das Walten des psychologischen Moments vielfach erkennbar. So in allen Arten der Assimilation oder Attraction; sie findet sich im Relativsatze; ferner gehört dahin die

der Attraction verwandte Erscheinung der Verschränkung des Relativ- oder abhängigen Satzes mit dem Hauptsatze, Attraction der Tempora und Modi, die Figur ἐκ παραλλήλου d. h. die Parallelisirung vermittels der correspondirenden copulativen und disjunctiven Partikeln, die Figur ἀπὸ κοινοῦ, wobei die Rede mit der Eile der Vorstellungen der Seele nicht gleichen Schritt hält; auch das sogenannte Hyperbaton hat keinen rhetorischen Grund; auch der antithetischen Assonanz liegt nicht rhetorische Regel, sondern natürliche Eigenheit der menschlichen Seele zu Grunde.

Der Verfasser betrachtet nun aus dem Gebiete der lateinischen Sprache eine Anzahl verwandter Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte der Ausgleichung zweier Gedankenformen, oder Veränderungen von Satzstructuren, die man gewöhnlich Anakoluthien nennt. Dahin gehört der Infinitiv des Perfects, wo das Präsens erwartet wird, so im ältesten Latein bei volo und nolo; da ist das Perfect so zu erklären, dass das auf Vollendung gerichtete Verlangen sich einmischt, die Sache möge nicht eingetreten sein. Dieser Infin. Perf. findet sich dann weiter bei den Verbis des Könnens und Strebens u. a., sodann der Infin. Perf. Pass. bei den Verben des Wollens; bei den Präteritis der Verba oportet, decet, aequum est, und hier liegt eine einfache Attraction zu Grunde, denn das abhängige Perfect verdankt seine Existenz allein dem regierenden Perfect, mit welchem es sich assimilirt hat. In ähnlicher Weise, stets vom ältesten Vorkommen ausgehend, betrachtet der Verfasser noch die Ausgleichung in Vergleichungssätzen und auffallende Analogiebildungen in der Construction einzelner Verba.

Die deutsche Prosalectüre in den oberen Classen des Gymnasiums. Vom Subrector August Fink. Programm des Gymnasiums zu Ratzeburg 1878. 46 S. 4.

Immer von neuem so weit als möglich ausholend, will der Verfasser auch einen Beitrag zur Reform der Gymnasien bringen, nur dass er es dem Leser schwer macht, seinen Deductionen zu folgen oder zuzustimmen. Er fängt damit an, dass das Gymnasium mit Recht seinen Schwerpunkt in dem Unterrichte in den alten Sprachen habe; es sei durchaus nicht seine Absicht, den alten Sprachen irgend welchen Abbruch zu thun. Man erwartet nun, wenn reformirt werden soll, dass die Frage aufgeworfen werde, ob dies Material auf dem Gymnasium auch auf die rechte Weise benutzt werde, ob der Universitätslehrer klage, der Schüler vermöge seinen Vorträgen nicht zu folgen, oder ob in jenem Unterrichte nicht genug der ideale Sinn gepflegt werde, so dass dann früh schon, worüber so manche Klagen laut werden, die banausische Gesinnung in seinem Herzen Platz greift. Diese Fragen wirft der Verfasser nicht auf, er lässt den philologischen Stoff in seinem Rechte, er hat nichts gegen die Methode einzuwenden. Aber die so gewonnene Bildung nützt doch nicht, weil sie keine Beziehung zur Gegenwart, für die doch der Mensch sich vorbereiten muss, hat; die Zöglinge bringen dem Neuen, was sie jetzt erwartet, kein Verständniss und keine Unbefangenheit entgegen; der Abiturient bringt nicht die allgemeine Vorbildung mit sich, die ihn befähigt, wenn auch mit einiger Anstrengung, ein grösseres und wissenschaftlich gehaltenes Werk in deutscher Sprache zu studiren und sich selbständig zum Verständniss zu bringen. Welches ist der Beweis dafür? Die vielen Compendien, die jetzt für die Examennoth erscheinen. Soll nun der altclassische Sprachunterricht eine Reform erleiden? Nein, er soll bleiben wie bisher. Aber er ist nur gut für die erste Schulung des Denkens, das Gymnasium „ermangelt noch eines Factors, welcher die Zöglinge wirksam für ein Eingreifen in die Gegenwart erzieht.“ Sollen nun in den oberen Classen die Unterrichtsstoffe präponderiren, die mehr unmittelbar auf die Bedürfnisse des äusseren Lebens sich beziehen?

Nein und abermals nein. Es ist behauptet, dass der junge Student kein grösseres wissenschaftliches Werk verstehe. Dies wird als sicher angenommen, und weiter: er versteht es nicht, weil es ihm nicht etwa noch an den materiellen Kenntnissen gebricht, sondern weil er den logischen Deductionen nicht zu folgen vermag. Diesem Uebel soll nun abhelfen die deutsche Prosalectüre auf dem Gymnasium. Durch sie soll den Schülern das Verständniss der gegenwärtigen Wissenschaft in Bezug auf Schreibweise und Sprachgebrauch erschlossen werden. „Den philosophischen Schriften Cicero's mit seinen psychologischen Confusionen und Oberflächlichkeiten widmet man ganze Semester und versagt sie den weit reiferen Erzeugnissen unserer Muttersprache." „Zur ausschliesslichen Betreibung deutscher Prosalectüre sind nothwendig für Secunda zwei, für Prima wenigstens drei wöchentliche Unterrichtsstunden einzusetzen und es wird nicht schwer sein, die dazu nöthige Zeit zu gewinnen." Diese Privatlectüre wird dem bequemen „Abschöpfen" der wissenschaftlichen Ergebnisse sicher entgegentreten. Die zu behandelnden Aufsätze müssen der Art sein, dass sie kein System fertig darlegen, sondern „auf die Mängel aller Erklärungsversuche hinweisen", so das Denken reizen, sie müssen aus verschiedenartigen Gebieten genommen werden. Zuerst solche, die Veranlassung geben „mit der Fackel wissenschaftlichen Lichtes in die Dunkelheit der blind durcheinander wogenden inneren Welt zu leuchten", z. B. über die Leidenschaften, über die Natur des Willens oder der Begierde, über die Pflichten des Menschen. Dann in Prima eine Abhandlung etwa aus dem Gebiete der Nationalökonomie oder der Staatswissenschaft, z. B. Begriff der bürgerlichen Freiheit. Denn „ästhetische Fragen gehören nicht mehr in dem Umfang wie bisher in die ringende Gegenwart", statt ihrer lieber Analyse einer Kirche oder Statue. Stoff bieten zunächst Bücher von E. Curtius, Zeller, J. B. Meyer, Lazarus u. A. Wenn aber den deutschen Schriftstellern ein ganz neues Absatzgebiet verschafft wird, so wird bald eine reich aufblühende Literatur sich entfalten. Die Methode aber bleibt die grammatische; jeder Satz wird grammatisch analysirt, paraphrasirt, die logischen und grammatischen Verbindungen der Sätze durchgenommen, so das Ganze klar erfasst. — Dem Verfasser scheint aus der Geschichte der Pädagogik nicht bekannt zu sein, dass schon vor einem Jahrhundert die von ihm empfohlene Methode auf der Karlsschule Leben gewonnen hatte.

Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigand's deutschem Wörterbuche. (Fortsetzung.) Vom Oberlehrer Dr. A. Gombert. Programm des Gymnasiums zu Gross-Strehlitz 1878. 24 S. 4.

Wir erhalten hier den 3. Theil der sehr schätzbaren Nachträge und Verbesserungen zu Weigand's Wörterbuche, deren frühere Theile schon im Archiv empfohlen sind. Wie bemerkt, sind diese Beiträge auch als Ergänzungen zu früheren Theilen des Grimm'schen Wörterbuches anzusehen. Sehr reichhaltig umfasst dies Heft die Wörter von Staffel bis Wachsern. Auch hier ist die Nachlese besonders aus Schriftstellern des 16. und 15. Jahrhunderts entlehnt, auch hier wieder bewiesen, wie zahlreiche Wörter weit früher vorkommen als Weigand bezeichnet; die Belesenheit des Verfassers ist eine ungemein umfassende und sorgfältige. Auch hier beziehen sich die Verbesserungen des Verfassers ausserdem auf Angaben über Geschlecht und Declination. Auch hier ist endlich die noch geltende Volkssprache berücksichtigt. Bei einer neuen Auflage des Weigand'schen Wörterbuches müssen gerade diese drei Programme vor allem berücksichtigt werden, wie sie schon jetzt unentbehrliche Supplemente sind. Die Fortsetzung der Nachträge bringt der Verfasser in Steinmeyer's Anz. für deutsches Alterth. Bd. 4

Die Laute der Werdener Mundart in ihrem Verhältnisse zum Altniederfränkischen, Altsächsischen, Althochdeutschen. Vom ord. Lehrer Dr. Franz Koch. Programm des Gymnasiums zu Aachen 1879. 28 S. 4.

Die Werdener Mundart umfasst einen noch engeren Bezirk, als das Territorium der ehemaligen Abtei Werden, über deren Entstehen und ältestes Vorkommen der Verfasser Auskunft giebt. Die Mundart erweckt ein besonderes Interesse, schon aus der Lage mitten zwischen dem fränkischen und sächsischen Volksstamm; zudem kennen wir sie schon in althochdeutscher Zeit in zahlreichen Aufzeichnungen; führt ja auf sie auch der Heliand. Die sehr interessante Lautlehre dieser merkwürdigen Mundart legt die vorliegende Abhandlung sorgfältig, sowohl den gegenwärtigen Bestand, wie alte Aufzeichnungen und verwandte Mundarten berücksichtigend, auseinander, nach den Rubriken: 1) Vocale: Kürzen, Längen, Diphthonge, Vocalverbindungen. 2) Consonanten: Liquida, Muten. Zahlreiche auffallende Wörter, welche die Mundart darbietet, finden sorgfältige Erklärung.

Die Namen der wirbellosen Thiere in der Siegerländer Mundart, verglichen mit denen anderer deutschen Mundarten und germanischer Schriftsprachen. Von Dr. Heinzerling. Programm der Realschule I. O. zu Siegen 1879. 25 S. 4.

Der Verfasser, welcher sich um die Erkenntniss der Siegerländer Mundart schon durch sein Programm von 1874 und durch seine Dissertation von 1871 (über Vocalismus und Consonantismus der Siegerländer Mundart) verdient gemacht, hat ein alphabetisches Verzeichniss der der Mundart eigenthümlichen Wörter angelegt. Es ist aber, zur Erleichterung der Vergleichung anderer Dialekte, sehr zweckmässig, dass er diesen Sprachschatz anders gruppirt hat, z. B. nach den Theilen des Hauses, den Hausgeräthen, Nahrungsmitteln, Thieren u. s. w. Aus diesem reichen Schatze theilt er nun hier die Namen der wirbellosen Thiere mit, bei denen sich unter den einzelnen germanischen Stämmen eine unendlich geringere Uebereinstimmung findet als bei den Wirbelthieren. Im ganzen die Ordnung in Brehms Naturleben beobachtend, behandelt der Verfasser: Floh, Biene und ihre Geschlechter (S. 4), Ameise, Käfer und Unterarten (S. 5), Schmetterlinge (S. 11), Fliegen (S. 13), Heimchen, Grille (S. 14), Wasserjungfer (S. 15), Heuschrecke, Ohrwurm, Schabe (S. 16), Laus (S. 17), Wanze (S. 18), Spinne, Zecke (S. 19), Milbe, Krebs (S. 20), Wurm (S. 21), Schnecke (S. 22). Ein Register der in der Abhandlung vorkommenden siegerländischen und neuhochdeutschen Namen schliesst die höchst sorgfältige Arbeit, die bei der steten Bezugnahme auf die verschiedenen deutschen Mundarten und alle germanischen Schriftsprachen ein werthvoller lexikographischer Beitrag ist und ausserdem über Volksanschauungen ähnlich wie Schiller's Thierbuch interessante Aufschlüsse giebt.

Die Entwicklung der Balladendichtung in der deutschen Poesie. Von Dr. Paul Blume. Programm der höheren Bürgerschule zu Lauenburg a. d. Elbe 1879. 34 S. 4.

Nachdem der Verfasser zuerst die verschiedenen, sich zum Theil widersprechenden Definitionen der Aesthetiker von Balladen und Romanzen aufgeführt hat, findet er das erste Vorkommen dessen, was wir jetzt Ballade nennen, in den alten Volksliedern; das älteste Bruchstück das Lied von Hildebrand und Hadubrand. Als das historische Lied untergegangen war,

suchte zuerst Gleim die Volkspoesie wieder in Aufnahme zu bringen; indem er den Spanier Gongora sich zum Muster nahm, glaubte er, die scherzhafte, ironische Behandlung des Stoffes sei die Hauptsache der Romanze. In gleicher Weise bearbeitete er die Gassenlieder der Bänkelsänger, den letzten entstellten Rest der Volkspoesie. Von alle dem werden mehrere Proben mitgetheilt. Es folgen die Bänkelsängerromanzen von Löwen, die mythologischen Romanzen von Schiebeler nach Ovid und Anderen, die frivolen Lieder von Geissler. Im Ton der Gleim'schen Romanzen sind zwei Gedichte von Zachariae gehalten, als Mährlein bezeichnet: von der schönen Melusine und von einer untreuen Braut. Hiermit schliesst die erste Periode in der Entwicklung der deutschen Balladendichtung, d. h. vor dem Bekanntwerden der Percy'schen Sammlung.

Romanze und Ballade. II. Theil. Vom Oberlehrer Dr. Jos. Hense. Programm des Gymnasiums zu Warburg 1879. 18 S. 4.

Da der Verfasser besonders darauf ausgeht, den Schülern eine genaue Kenntniss des Wesens der Dichtungsarten und ihrer eigenartigen Behandlung durch die bedeutendsten Dichter, durch Bürger, Goethe, Schiller und Uhland zu vermitteln, hat er auch kurz eine Biographie der genannten Dichter beigefügt. Nach Wiederholung der in dem vorjährigen Programm aufgestellten Definition von Romanze und Ballade bemerkt er, dass der Unterschied der beiden Dichtungsgattungen bei manchen Gedichten nicht scharf festzuhalten sei, die Dichter selbst auch beide Begriffe oft mit einander verwechseln. Als charakteristisch bei Bürger wird bezeichnet: Der Stoff ist einfach, volksthümlich, nicht erdacht, sondern vorgefunden, einfach geordnet, die Personen nicht idealisirt, die Behandlung warm und lebendig, aber leicht schwülstig, phrasenhaft, der Stil der des Volkstons, daher frisch, aber auch leicht unschön, die Sprache wohlklingend; die Gedichte entsprechen der früher aufgestellten Definition der Ballade. Goethe, seiner Dichternatur entsprechend, nimmt den Stoff seiner Balladen (die wenigen Romanzen werden übergangen) meist aus den Volkssagen und dem Volksglauben; die Behandlung ist in den älteren Gedichten frisch, der Dichter giebt sich liebevoll dem Stoffe hin, in den späteren steht er ihm gleichgültiger gegenüber, sucht ihn aber durch die Kunst wirkungsvoll zu gestalten; denen der dritten Periode fehlt der poetische Hauch. Die Personen sind nicht individuell gezeichnet, mehr passiv gehalten, die bestimmte Scene scharf hervorgehoben. Der Stil ist einfach und knapp, der naive Volkston vorherrschend, Figuren glücklich angewandt, die Verse musikalisch. Die Balladen sind also Musterballaden, behandeln meist dunkle Stoffe in knapper Form höchst lebendig. Schiller wurde durch seine ideale Natur auf die Romanze geführt, selbst den Stoff der Ballade behandelt er romanzenartig. Der Stoff ist vorgefunden, der idealen Welt des Alterthums oder des Mittelalters entlehnt, frei behandelt, die Theile zu harmonischer Einheit verbunden; die Handlung nur Mittel zur Belebung der ästhetischen Idee, die Ideale die höchsten, die Personen ideal gehalten. Der Stoff ist dramatisch gestaltet, die Sprache schwungvoll, kühne Wortcomposition, Stellung, Periodenbau kennzeichnen die Romanzen Schiller's. Uhland findet seinen Stoff in dem starken freien germanischen Mittelalter; die Behandlung ist einfach und schlicht; er lässt die edlen Grundzüge des deutschen Nationalcharakters hervortreten; klar, anschaulich, individuell sind seine Helden. Die Sprache ist einfach, kräftig, möglichst kurz, zu alterthümlichen Wendungen sich hinneigend, auch zum Volkston; der Versbau ist einfach. Er ist der reichste Romanzen- und Balladendichter.

Die Abstammung des Ulfilas. Vom Oberlehrer Dr. C. P. V. Kirchner. Programm der Realschule I. O. zu Chemnitz 1879. 26 S. 4.

Der Verfasser untersucht sehr ausführlich die Nachricht des Kirchenhistorikers Philostorgius, dass Ulfilas abstamme von Kappadociern, welche durch plündernde Gothen in Gefangenschaft geführt seien. Er bespricht alle die verschiedenen Auffassungen dieses Berichts. Es habe danach die geraubte Familie, dem Christenthume treu, der alten Heimath eingedenk, der griechischen Sprache kundig, im heidnischen Gothenlande gegen 50 Jahre zugebracht. Da bleibe es sehr fraglich, wie Ulfilas Christ geblieben sein könne, nicht minder, woher seine Kenntniss des Griechischen stamme. Es erhelle aus der genauen Durchforschung, dass ihm das Griechische nicht so geläufig war wie das Gothische. U. bekennt von sich selbst ausdrücklich, dass er von Jugend an immer demselben Glauben angehangen habe, nämlich dem modificirten Arianismus; die Nachkommen der kleinasiatischen Gefangenen in der Krim aber hingen der orthodoxen Kirche an, und ebenderselben auch die katholischen Christen Kleinasiens. Es ist am sichersten, die Zuverlässigkeit des Philostorgius überhaupt zu prüfen. Eine solche, das Einzelste nicht übersehende Kritik führt aber zu dem Resultat, dass Philostorgius als eifriger Arianer nicht selten sogar bis zur Fälschung sich herabliess, dass er durchaus unzuverlässig ist, dass, obgleich er selbst Kappadocier war, er nichts weiter wusste, als dass Christen aus Kappadocien geraubt waren, dass er daraus willkürlich schloss, U. sei ein entführter Kappadocier gewesen. Somit bleibt das Resultat, U. sei auch seiner Geburt nach dem deutschen Volke zuzuzählen.

Das Ludwigslied, das Hildebrandslied und die beiden Merseburger Zaubersprüche, ins Neuhochdeutsche übertragen und mit einem Commentare versehen vom Prorector Prof. Dr. Nestor Girschner. Programm des Gymnasiums und der Realschule I. O. zu Colberg 1879. 23 S. 4.

Die Abhandlung verdient vor vielen in die Hände der Schüler der oberen Classen zu kommen. Denn sie ist besonders geeignet, den Werth der deutschen Philologie ihnen zum Bewusstsein zu bringen und durch Hinweisung auf den Reichthum des ursprünglichen Sprachschatzes zu eigener weiterer Beschäftigung damit anzuregen, den Schleier von dem Schaffen des Sprachgeistes zu lüften, vom Staunen sie zur Erkenntniss zu führen, mit Ehrfurcht vor der Sprache und der Wissenschaft zu erfüllen, vor Oberflächlichkeit sie zu warnen. Die Uebersetzung ist absichtlich so wörtlich als möglich gehalten, so wie u. A. Kehrein und Gütz sie gehalten haben. Der Hauptwerth der Abhandlung besteht in dem Commentar, der nur geringe Kenntnisse voraussetzt. Hier wird nämlich nicht blos das vorkommende Wort erklärt, sondern nach allen Seiten hin sprachverwandte Wörter aus den verschiedensten Kreisen herangezogen, so dass dem Schüler ein ganz neues Licht über den inneren Zusammenhang aller arischen Sprachen aufgeht. Einzelne Beispiele mögen dies erläutern: „Ludwigslied 77: ellian, nhd. ellen, goth. aljan = kühnheit, tapferkeit, stärke; urverw. lat. alacres (davon ital. allegro), gr. ὀλκή: dagegen nicht verwandt franz. élan von é-lancer.“ Hildebrandslied 10: „hringa = die ringe des Panzerhemdes, plur. von hring, ahd. auch ring = ring oder reif jeder art, altnord. mit verhärteter aspirata kringr, ebenso noch jetzt dialekt. kring = kreis, und davon das diminut. kringel; verw. ital. cringo = kreisförmige rennbahn, franz. haranguer = eig. die in einem ringe, kreise herumstehenden anreden; urverw. gr. κρίκος, lat. circus.“ — Hildebrandslied 47: „arm (Glied, ahd.

eig. aram); das Wort geht durch alle germanischen Sprachen, urverw. lat. ramus, gr. ἀρμός. Unser anderes Wort arm, pauper, hat scheinbar mit dem Namen unserer oberen Gliedmassen nichts zu thun, und dennoch stammt es von ihm ab; goth. heisst armejo das mitleid, das gefühl, welches uns treibt, jemanden mitfühlend in die arme zu schliessen, ihn zu umarmen; das volle Licht auf den zusammenhang wirft erbarmen, bemitleiden und hülfreich aufnehmen." — 1. Zauberspruch 8: „invar (entfahren), imp. von invaran, urverw. mit fahren, lat. peritus, porta, gr. πείρω, πόρος, per, περί, παρά; unser jetziges erfahren hatte zuerst die ganz sinnliche bedeutung cursu nanciscī aliquid, dann itinere facto certiorem fieri, heute nur noch comperire; in der vorzeit, ehe es zeitungen und telegraphen gab, konnte man nur durch herumfahren im lande, durch fahrende sänger oder schüler etwas von den vorgängen in der welt erfahren " —

Das Ludwigslied. Von Ed. Sanhaber. Programm des Gymnasiums zu Freistadt in O.-Oesterr. 1878. 14 S. 4.

Die erste Abtheilung der sehr eingehenden Abhandlung über das Ludwigslied ist bereits im Archiv angezeigt. In gleich gründlicher Weise verbreitet sich die vorliegende zweite Abtheilung über die Sprache des Gedichtes. Sie bespricht den Lautbestand, sowohl den Vocalismus als den Consonantismus, dann die Flexionen, Conjugation und Declination der Substantive, Adjective und Pronomina, endlich die Mundart. Da das Gedicht nicht in der ursprünglichen Gestalt erhalten ist, so lässt sich als die Mundart des Dichters nur die rheinfränkische bezeichnen, aus welcher die karolingische Hofsprache hervorgegangen ist; dieser gebildeten Hofsprache bediente sich der Dichter und giebt sich dadurch als einen Geistlichen zu erkennen, aber die noch erkennbaren Spuren mundartlicher Einflüsse geben über seine Heimath Aufschluss.

Ueber die culturgeschichtliche Bedeutung der älteren religiös-ethischen Dichtungen in der deutschen Literatur. Programm der Realschule zu Darmstadt 1878. 40 S. 4.

Der Verfasser setzt auseinander, dass die älteren religiös-ethischen Dichtungen unserer Literatur nicht blos ein sprachliches Interesse haben, sondern auch den Culturzustand bezeichnen. So zeigt der Heliand, wie kurz nach der Bekehrung der Sachsen sich das Christenthum geistig tief, lauter und wahr gestaltete; der Geist dieser Dichtung wurde zu einem getreuen Eckart, der das Volk in seinem edelsten Besitz schützte und die Pfunde ihm bewahrte, bis Luther es aufrief zu geistigem Kampfe gegen Alle, die es seinem ersten und einzigen Friedefürsten entfremden wollten. Für die oberdeutsche Dichtung ist Otfried's Evangelienharmonie das hervorragendste Zeugniss der Entwicklung. Um seinem Werke bei seinem Volke sicherer Eingang zu verschaffen, spricht Otfried nicht blos dessen Sprache, sondern kleidet auch, wie der Dichter des Heliand, Personen, Gegenden, Sachen so viel als möglich in das Gewand seiner Heimath und Zeit; hier haben wir auch die ersten Spuren des geistlichen Laiengesanges, der theilweise umgestaltend auf den weltlichen Volksgesang wirkte. Durch beide Gedichte, den Heliand und die Evangelienharmonie, wurde das Volksleben in seinen naturwüchsigen Erscheinungen durch das Christenthum veredelt und einem idealen Ziele entgegengeführt, andererseits wurde das Christenthum in seiner Verbindung mit dem germanischen Volksgeiste mit einer inneren Kraft ausgerüstet, dass es nicht wie anderwärts zu einem blossen religiösen System herabsank, sondern in Wahrheit gerade hier zu einer Religion wurde, die Leben ist und das Leben wieder zur Religion macht. Durch die Ein-

giessung eines neuen Geistes in die vorhandenen Sprachstoffe entstand allmählich ein ganz neuer Sprachschatz. — Die sächsischen Kaiser konnten sich in Folge ihrer Beziehungen zum romanischen Süden dem Einfluss der dort herrschenden Cultur nicht ganz entziehen. Man entlehnte jetzt Stoffe aus deutscher Sage und bearbeitete sie in lateinischen Versen. So ging die reiche Anregung des Zeitalters der Ottonen für das eigentliche Volksleben fast ganz verloren. Danach entstanden manche Dichtungen, deren ernster Inhalt bald an die sittliche Strenge der alten Kirchenväter, bald an die Gedanken der späteren Mystiker erinnert. Dahin gehören das Lied „von den Wundern Christi“ und „die vier Evangelien“. — Mit den Kreuzzügen beginnt ein wunderbares Erwachen des idealen Lebens; es zeigt sich, dass das Christenthum mit seiner ernsten Aufforderung der Einkehr in sich selbst das deutsche Volksleben durchdrungen hat. Vor allem trägt die Legende den Charakter der Zeit an sich. Aber wie der Charakter der Zeit es mit sich brachte, über das Natürliche und Wahrscheinliche hinauszugehen, so trat in der Poesie an die Stelle der Einfachheit der älteren Epen das Phantastische der romantischen Zeit. Alles in der Poesie erscheint im Gewande der Legende, erhält Färbung und Bedeutung nach christlich-kirchlichen und religiös-sittlichen Vorstellungen. Die Jungfrau Maria und die grosse Schar der Märtyrer und Heiligen wird der Mittelpunkt aller religiösen Dichtung. Der Dichter des Parzival verbindet die Stoffe der Artus- und Gralsage, durch seine poetische Bearbeitung werden dieselben in deutscher Auffassung geistig vertieft, so ein Epos geschaffen, welches den Menschen in seinem Sehnen und Ringen nach dem Ewigen zum Gegenstande hat. Die Hülle zur idealen Gestaltung des Höchsten im Reiche der Dichtung entlehnt er von dem Templerorden, in dem er die Durchdringung des Nationalen und Christlichen sieht. Die Gralsgemeinde ist in Wahrheit das Reich Gottes, worin der Mensch nicht durch äusseres Kirchenthum, sondern allein durch die Gnade Gottes von der Sünde und ihrer Knechtschaft erlöst wird, worin nicht ein bevorzugtes Priesterthum herrscht, sondern Gott selbst im Geiste des reinen Evangeliums Herrscher und Richter seiner Gläubigen ist; diese Gemeinde hat also nicht den Papst, sondern Gott allein zum Oberhaupte, kennt keine Hierarchie im römischen Sinne, sie hat nicht ein aus der Scholastik hervorgegangenes, sondern das ursprünglich reine Dogma, keinen Cultus der äusseren Formen, sondern der Aeusserungen des gläubigen Gemüths und einer gotterfüllten Gesinnung. Leicht ist eine Abweichung gegenüber einzelnen scholastischen Dogmen und manchen positiven Satzungen der Kirche zu erkennen. Auch mit den gesammten ritterlichen Leben seiner Zeit und den dasselbe verherrlichenden höfischen Dichtungen tritt Wolfram in einen bestimmten Gegensatz. Die herrlichen Ideale Wolframs aber fanden im wirklichen Leben keinen Eingang. Und bald tritt die Klage über Enttäuschung und Vernichtung der schönsten Hoffnungen in den Vordergrund, so auch im Winsbecke. Wie schon Walther von der Vogelweide sich dem Leben und Wandel der ritterlichen Welt gegenüberstellt, so tritt die scharfe Abgrenzung noch mehr in Freidank hervor. Wie dessen ernste Worte den höheren Ständen, so gelten die Dichtungen Hugo's von Trimberg den mittleren und unteren Ständen. In dieser Zeit des Verfalls wird aber besonders das Drama gepflegt und dies wird an Stelle des Epos Träger des religiös-sittlichen Gedankens. Die Kirche gebrauchte auch die geistlichen Spiele dazu, an den hohen Festtagen die wichtigsten Thatsachen der heiligen Geschichte und vor allem die Offenbarung der göttlichen Liebe in dem Opfertode Christi zu lebendigster Anschauung zu bringen. Aber nach und nach wurden diese Spiele immer mehr Eigenthum des Volkes selbst und zwar so, dass sie zuletzt als Gebilde des gesammten Volksbewusstseins zugleich auch wieder Bildner und Förderer religiösen Glaubens und Lebens in allen Kreisen des Volkes wurden. Als das mittelalterliche Drama dann mit der Einbusse seines kirch-

lichen Charakters und seiner ursprünglichen Bestimmung auch seine Wirkung innerhalb der Gebiete religiösen Lebens verloren hatte, trat an seine Stelle wieder das kirchliche Lied. Nichts konnte der rettenden That Luther's grösseren Vorschub leisten, als die Lieder, in denen des Volkes Sehnsucht nach dem Heiligsten zum Ausdruck kam. Das geistliche Lied wurde als Ausdruck des innerlich erlebten und empfundenen Christenthums die mächtigste Stütze der Reformation; wesentlich durch die Hülfe der geistlichen Lyrik wurde die evangelische Kirche bei ihrem Entstehen zur wahren Volkskirche.

Vergleich, Metapher, Allegorie und Ironie in dem Nibelungenlied und der Kudrun. Von Dr. Groth. Programm des Gymnasiums zu Charlottenburg 1879. 19 S. 4.

In beiden Gedichten, führt der Verfasser aus und fügt überall Stellen aus denselben an, sind die Vergleiche und bildlichen Ausdrücke viel spärlicher als bei Homer. Von dem Bilde wird nur so viel dem eigentlichen Ausdruck zugesetzt, wie unbedingt nöthig ist für die Versinnlichung eines Begriffs; mit wenigen Worten wird meistens der Vergleich abgethan. Auch die Gebiete, aus denen die Vergleiche entlehnt werden, sind beschränkter als bei Homer, sehr wenige aus dem Gebiete des menschlichen Schaffens und Handelns. Auch die Verwendung der Metapher ist viel spärlicher als bei Homer; sie ist entlehnt aus Kampfesscenen und Gemüthsstimmungen. Die im Kunstepos viel verwandte Personification kommt hier selten vor. Die Allegorie findet sich in der Kudrun nicht, wohl im Nibelungenliede. Die Ironie kommt am häufigsten in Kampfesscenen vor; im Nibelungenliede ist sie herbe, in der Kudrun harmlos.

Vorwort zu einem kritischen Versuch über die mythischen Grundbestandtheile der Nibelungensage. Von Dr. Ernst Snell. Programm des Gymnasiums zum heiligen Kreuz zu Dresden 1879. 21 S. 4.

Die Einen pflegen das Mythische als den Grundkern der Sage zu betrachten, das historische Element als das Secundäre, die Anderen historische Thatsachen als den Ausgangspunkt aller Sagenentwicklung. Diesen letzteren Standpunkt vertritt am entschiedensten Gervinus, er ist aber nicht unparteiisch. Der Verfasser vertritt die Ansicht, dass nicht jede Sage auf Thatsachen beruhe, dass manche Sagen nichts Anderes sind als Metamorphosen von Mythen. Der grosse geschichtliche Impuls zur Entwicklung des deutschen nationalen Heldengesanges lag in den welterschütternden Bewegungen der Völkerwanderung; aber der stoffliche Inhalt der Sage erweist sich als aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, unter denen die rein geschichtlichen zurücktreten. Die volksthümliche Ueberlieferung von geschichtlichen Thatsachen verbindet sich bei der Bildung der Heldensage nicht unmittelbar mit Naturmythe, sondern mit solchen schon ausgebildeteren Sagen, die ihrerseits bereits aus der Verbindung älterer Sagenproducte hervorgegangen sind. Unwillkürlich und unmerklich durchdringen sich die geschichtlichen Erinnerungen und Ueberlieferungen im Volksgeiste mit den ihm bereits innewohnenden Sagenelementen. Es ist etwas ganz Natürliches, dass die Sage nachträglich sich an die Geschichte anlehnt, der Process wiederholt sich auch in der neueren Zeit unaufhörlich: die meisten der sich auf einen geschichtlichen Boden stellenden Sagen beruhen nur scheinbar auf Geschichte. Die Sage liebt es, die Thaten ihrer Helden, die einst die Thaten und Geschicke der Götter waren, auf geschichtliche Persönlichkeiten zu übertragen. So kann auch leicht aus zwei

Geschichten eine werden. Eine zufällige Aehnlichkeit in den Namen geschichtlicher Personen und mythischer Helden, in den Ortsnamen hat oft zur Verbindung geführt. Man hat sich zu hüten, die Sagen ohne weiteres auf diejenigen geschichtlichen Personen und Verhältnisse und auf denjenigen Schauplatz zurückzuführen, auf welche die Sage selbst Bezug nimmt. Die auffallende Uebereinstimmung ferner im Inhalte der epischen Dichtungen mit gewissen alten geschichtlichen Begebenheiten verliert dadurch an Beweiskraft, dass ja auch diese Geschichtstraditionen sagenhafter Natur sind. Die mythische Siegfriedsage ist der Kern des Ganzen in der Nibelungensage, der zweite Theil, der einen geschichtlichen Hintergrund erkennen lässt, ist an denselben erst angeschlossen, hat dann aber das Uebergewicht über ihn erhalten, schon in Folge der Beziehung, in welcher er zu dem volksthümlichsten Sagenhelden, zu Dietrich von Bern, tritt. Eine Untersuchung der mythischen Grundbestandtheile der Nibelungensage kann sich also auf die Siegfriedsage beschränken.

Die Kudrun-Dichtung nach Wilmanns' Kritik. Von Dr. El. Kolisch. Programm der städtischen Real-Lehranstalt zu Stettin 1879. 22 S. 4.

Wilmanns' Untersuchung kommt zu dem Ergebniss, dass ein Bearbeiter der Kudrun zahlreiche Zusätze einschob, ohne eigene Revision des erweiterten Werkes, dass zwei Bearbeitungen der Kudrun in echten Kudrun-Strophen contaminirt seien, dass der Inhalt der ursprünglichen Dichtung auf einer Contamination der drei Sagen von Hilda, Herwig und Kudrun beruhe, dass eine Wiederherstellung des ursprünglichen Liedes nicht möglich sei, dass viele der bisher als echt angegebenen Lieder sich an vielen Stellen als Compilation von Bestandtheilen verschiedenen Ursprungs erwiesen. Die vorliegende Abhandlung bestreitet die Voraussetzung einer planmässigen Ueberarbeitung, dass Cäsurreime und Nibelungenstrophen der Hinzudichtung angehören. Die Entstehung zahlreicher Zusätze sei vielmehr durch die Sitte des Vortrags einzelner Abschnitte durch fahrende Sänger zu erklären. Unsicher sei es, dass Cäsurreime und Nibelungenstrophen einer jüngeren Entwicklungsepoche der Dichtung angehören. Viele der von W. beanstandeten Verse störten bei richtiger Erklärung oder leichter Correctur den Zusammenhang nicht. Gegen den Satz von W., dass in der 20. Aventiure zwei Dichtungen, a und b, die ein Compilator zu verbinden gesucht habe, vorliegen, sei zu bemerken, dass die Ueberlieferung bei richtiger Erklärung einen guten Zusammenhang habe; ebenso beruhe die Annahme, dass in der 25. Aventiure die Contamination zweier Dichtungen a und b vorliege, auf Missverständnissen und Irrthümern. Durch die bis ins Einzelste eingehende Interpretation sucht der Verfasser W. zu widerlegen. Die Fortsetzung der fleissigen Abhandlung soll nachfolgen.

Die Darstellung des Wolfram'schen Humors. Von Christian Starck. Programm des Gymnasiums zu Schwerin 1879. 33 S. 4.

Die Abhandlung geht aus von einer Reihe von Nachweisungen der einfachen Darstellung des komischen Widerspruches in dem jugendlichen Auftreten Parzivals; auf der einen Seite die hohe Begeisterung für das Höchste, auf der anderen Einfalt, Erfahrungslosigkeit, zweckloser Ungestüm; und überall leuchtet die warme Liebe des Dichters zu seinem Helden durch. Besonders die Jugendgeschichte Parzival's bietet manche komische Züge, aber auch andere Personen, wie Feirefiz. Wolfram liebt es, den komischen Widerspruch humoristisch auszuführen, zu individualisiren; man vergleiche

Parzival's Auftreten am Hofe des Königs Artus, die traurige Erscheinung der edlen Jeschute, der Königstochter, die Hässlichkeit und das reiche Wissen der Zauberin Cundria. Weiter zeigt sich die Neigung des Humoristen auch in einzelnen Ausdrücken, in dem Hinabsteigen nämlich bis ins Kleinste. Nicht immer ist die Individualisirung Verdeutlichung, sondern oft Verhüllung des Gegenstandes. Der Humor zeigt sich auch in der negativen Individualisirung, indem er an dem Erhabenen die Eigenschaften vermissen lässt, welche es zum Erhabenen machen, oder dem Erhabenen eigen sind. Daher bei Wolfram die ausserordentlich grosse Vorliebe für den negativen Ausdruck. Diese negative Individualisirung tritt besonders bei Schilderung der Armuth und Noth hervor; man denke z. B. an die Aufzählung der mangelnden Freuden eines guten Tisches bei der Beschreibung der Hungersnoth zu Pelrapeire, die Schilderung der Armuth Trevrizents. Zur humoristischen Darstellung gehört ferner das Wortspiel und der bildliche Witz; zu jenem sind die vielen Sinn-Wortspiele nicht zu übersehen; viele Vergleiche, viele Bilder sind Darstellungsmittel des Humors, manche sind für uns höchst seltsam, z. B. die Vergleichung eines schlanken Frauenzimmers mit einem Hasen am Bratspiess u. a. m. In der Ausführung der Vergleiche ist das Bestreben nach reicherer Farbenausstattung erkennbar. Die breitere Ausführung klingt dann besonders humoristisch, wenn sie sich an einzelnen, allgemein üblichen tropischen Ausdruck anschliesst. Ausser der Aehnlichkeit der verglichenen Gegenstände hebt W. auch die Unähnlichkeit, das Zweckwidrige stark hervor, um das Widersprechende der Vergleichung zu steigern. Indem W. bei der Vergleichung einen Gegenstand nennt, dem der verglichene nicht gleiche, wird durch diese Negation der Humor ironisch. Die Ironie und der Spott erscheint in den verschiedensten Formen, bald grob, bald fein. Wenn ein Zusatz gemacht wird, der sich von selbst versteht, so ist auch das Ironie, denn es wird dadurch der Schein hervorgerufen, als sei vielleicht das Gegentheil von dem Selbstverständlichen der Fall. Des ironischen Ausdruckes durch Negation der Adjectiva und Verba giebt es viele Beispiele. Indem die vorliegende Abhandlung diese verschiedenen Darstellungsmittel des Humors darlegt, hat der Verfasser nicht unterlassen, dieselben durch zahlreiche Belege zu verdeutlichen.

Ueber den Wigalois von Wirnt von Gravenberg und seine altfranzösische Quelle. Von Dr. Albert Mebes. Programm der Realschule zu Neumünster 1879. 20 S. 4.

Die Vergleichung der Dichtungen führt den Verfasser zu dem Resultat, dass Wirnt's Wigalois nach dem französischen Gedichte Le bel Inconnu von Renaud de Beaujeu gedichtet sei; Wirnt habe für den einen Theil seiner Dichtung ein Bruchstück einer Handschrift des französischen Gedichts besessen, den andern Theil aber nach der mündlichen Erzählung eines Knappen, der sich des Inhalts des Bel Inconnu nur dunkel erinnert habe, verfasst. Nur die Quelle für V. 1—1523, die Wirnt selbständig habe, die Geschichte des Gawein, sei noch unerforscht. Daraus würde denn nun für die Zeit des Renaud de Beaujeu folgen, dass der Bel Inconnu nicht nach den Jahren 1208—1210, in welche der Wigalois fällt, verfasst sein kann.

Priester Konrad's deutsches Predigtbuch. Von Johann Schmidt. Programm des Staatsgymnasiums im 3. Bezirke zu Wien 1878. 20 S. 8.

Der Verfasser theilt hier einige Bruchstücke aus der 1871 angekündigten, auch im Archiv angezeigten Predigtsammlung mit, sieben an der Zahl, als

deren Verfasser in der lateinischen Vorrede ein Priester Konrad sich nennt. Die Bruchstücke kennzeichnen ihn als einen nicht gewöhnlichen Geist, sonst ist von ihm nichts bekannt; der Herausgeber vermuthet als seinen Wirkungskreis die Gegend am Bodensee, als seine Zeit das Ende des 12. Jahrhunderts. Die Handschrift, aus der die Bruchstücke entlehnt sind, befindet sich in der Wiener Hofbibliothek und ist von zwei alemannischen Schreibern angefertigt, von denen der erste die Formen in die Sprache seiner Zeit, des 13. Jahrhunderts, umgeschrieben hat, der zweite seiner Vorlage treuer geblieben ist. Ein Seitenstück zu der Wiener Handschrift bilden die von Roth herausgegebenen Regensburger Bruchstücke, sie enthalten den sprachlich besten Text, aber haben geändert und gekürzt. Der Herausgeber hat daher beim Abdrucke die Wiener Handschrift zu Grunde gelegt, in den die einzelnen Formen berührenden Fragen aber dem Regensburger Bruchstücke den Vorrang gelassen. In den Noten sind alle Abweichungen von dem vom Herausgeber construirten ursprünglichen Texte angegeben.

Luther's Einfluss auf die deutsche Literatur. Von J. Weiss. Programm des Gymnasiums zu Cilli 1878. 35 S. gr. 8.

Wir müssen bedenken, dass dies Programm in Cilli in Krain an der Grenze deutscher Sprache unter grösstentheils slovenischer Bevölkerung und wohl schon ausserhalb des freien deutschen Geisteslebens erschienen ist, und da ist es eine wohlthuende Erscheinung, dass die Grösse Luther's unumwunden anerkannt und bewundert wird. Was aber Inhalt und Form betrifft, so leiden beide an Unklarheit und Verschwommenheit, die Darstellung ist reich an jugendlichem Ueberfluss ineinander schwimmender Bilder, an vielen Stellen sehr incorrect, undeutsch. Beweise dafür bietet jede Seite. Luther „beschloss", Reformator zu werden, so drückt sich der Verfasser aus, auf sprachlichem und religiösem Gebiete, und „um eine rasche Verbreitung seiner Schriften zu erzielen und seine religiösen Reformbestrebungen dem Volke beizubringen, musste er einen Stoff wählen, welcher sowohl die hohen wie die niederen Stände zu interessiren vermochte. Dadurch erlangte er zweierlei auf einmal: das rasche Umsichgreifen seiner Reformen und die Ausbreitung seiner Sprache. Wenn nun Luther in der Bibelübersetzung den glücklichsten Stoff zur raschen Verbreitung seiner Lehre und seiner Sprache gewählt hat, so wirkte auch die Art und Weise, wie er seine religiösen Neuerungen beibrachte, auf das Volk wohlthätig ein, indem es zum selbständigen Handeln angeleitet wurde. Er machte nämlich die Religion zur Angelegenheit des Volkes, er suchte sie mit dem Charakter desselben in Einklang zu bringen u. s. w." — Dagegen als Beweis der oben zuerst aufgeführten Charakteristik, als ehrendes Zeugniss der Gesinnung des Verfassers möge das Schlusswort (S. 35) hier stehen: „Vor allem müssen wir in Luther jenen Genius verehren, der dem deutschen Volke die einheitliche Sprache wiedergab. Hätte er nur diese einzige That vollbracht und fiele sein ganzes übriges Wirken weg, sie allein wäre genügend, ihm den Dank der Nation und eine uneigennützige, von Herzen kommende Verehrung auf ewige Zeiten zu sichern."

Martin Luther's Sendbrief vom Dolmetscher. Zum Schulgebrauch herausgegeben vom Dir. Prof. Dr. E. Grosse. Programm des Gymnasiums zu Memel 1878. 26 S. 4.

Luther's Sendbrief, am 8. September 1530 geschrieben, hat der Verfasser hier nach der ersten Ausgabe abdrucken lassen, um, wie er selbst bemerkt, bei Erörterung von Luther's Bedeutung in der deutschen Literatur den Schülern einen deutlicheren Begriff und auf kürzerem Wege von seiner

Sprache geben zu können als dies, ohne dass sie eine Schrift Luther's in Händen haben, möglich ist. Es sind einzelne Schriften Luther's schon in Separatausgaben dem deutschen Volke zugänglich geworden; aber der Verfasser hat Recht, keine der kleineren Schriften verdient mehr demselben, namentlich auch der studirenden Jugend in die Hände gegeben zu werden, als diese. Sie erschliesst so recht die Grundsätze, nach denen Luther bei der Bibelübersetzung verfuhr, die einzig richtigen, nach denen er verfahren konnte, die eben seiner Arbeit diese unermessliche Bedeutung gegeben haben. Und welch eine köstliche Sprache; der ganze Luther ist darin, sein männlicher Stolz, seine Kraft und Gewalt und daneben die Tiefe und Innigkeit seines Gemüths, seine Demuth. Das Büchlein ist eine glänzende Apologie seiner Uebersetzungsweise gegen seine aberwitzigen und unwissenden Krittler, es zeigt aber überhaupt den Weg, wie übersetzt werden muss. Der Brief ist gerichtet an Luther's Freund, Pfarrer Wenceslaus Linck zu Nürnberg. Dem sorgfältigen Abdruck des Briefes ist hier ein vollständiger Commentar beigefügt, ausführliche Uebersicht über die Geschichte der Bibelübersetzung Luther's, Parallelen aus anderen Schriften Luther's über seine Methode der Uebersetzung, eine gründliche und klare Untersuchung über die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache Luther's, da in den neueren Literaturgeschichten Luther's Selbständigkeit zu sehr zurücktritt. Zu Grunde liegt Luther's Sprache die Kanzleisprache, aber sie hat ihn nur veranlasst, ununterbrochen zu forschen, neue Sprachformen auszuprägen; er hat die innersten Anlagen der deutschen Sprache beim Volke zu beobachten und genial auszubilden nicht aufgehört und in der Begeisterung für seine Sache die bewundernswerthe Fülle der Sprache entfaltet. Seine Sprache gehört, wie die Kanzleisprache, das gemeine Deutsch, keiner Mundart an. Wir wissen aus Urkunden, dass die kaiserliche und sächsische Kanzleisprache um 1490 schon so gut wie neuhochdeutsch waren. Dieser bedient sich Luther, aber nur so weit sie sich mit seinem Sprachgefühl vertrug. Als Mitteldeutscher hatte er den Vortheil, dass ihm sein Heimathsdialekt weniger Schwierigkeiten in den Weg legte als den ober- und niederdeutschen Schriftstellern. Seine mitteldeutschen Idiotismen corrigirt er nach der Kanzleisprache, aber auch diese misst er nach dem lebendigen mitteldeutschen Sprachgefühl und wählt überall mit glücklichstem Takt. Die Kanzleisprache ist ihm in keiner Weise ein massgebender Canon; das innere Wesen der Sprache konnte ihm die Sprache der weltlichen Urkunden nicht erschliessen. Nicht zu übersehen ist auch der Einfluss der deutschen Mystiker. Eigentlich Neues hat also Luther nicht geschaffen, aber er hat den Durchschnitt der Gemeinsprache mit originellem Lebensgefühl gezogen. Dass er diese Gemeinsprache so emporhob, das beweist die Schöpferkraft des Genies. Dass die Sprache Luther's schon am Ende des 16. Jahrhunderts zur Alleinherrschaft gelangt war, den Schwankungen des schriftstellerischen Gebrauches ein Ende gemacht ist, dazu hat auch sehr viel die weit verbreitete, ganz auf Luther's Schriften beruhende Grammatik von Joh. Clajus 1578 beigetragen.

Daphne, das erste deutsche Operntextbuch. Von Dr. Otto Taubert. Programm des Gymnasiums zu Torgau 1879. 32 S. 4.

Vom ersten Drucke der „Dafne" von Opitz existiren noch vier Exemplare; nach dem in Weimar befindlichen erhalten wir hier einen auch in den Typen genauen Abdruck. Dem geht aber eine ausführliche Einleitung voran und folgen nachträgliche Erläuterungen. Die Daphne, ein Zwischenactsstück zu der Aufführung eines Schauspiels bei festlicher Gelegenheit, dichtete Ottavio Rinuccini in Florenz 1599. In neuer Weise wurde es

componirt von Jacopo Peri, er erfand das Recitativ. Diese erste aller Opern kam 1594 zur Aufführung, wurde aber nicht gedruckt. Daher bearbeitete Rinuccini wiederum 1608 seinen Text. Wiederholt ist die Daphne Rinuccini's componirt worden. Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen beauftragte seinen Capellmeister Heinrich Schütz, der seine Studien in Italien gemacht hatte, zur Feier der Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, die in Torgau gefeiert werden sollte, mit einer neuen musikalischen Aufführung. Schütz wählte sich Rinuccini's Daphne. Martin Opitz wurde auf einem Besuch in Dresden mit Schütz bekannt und übersetzte auf dessen Bitte die Daphne, sich möglichst den Wünschen des Componisten anschmiegend, mit viel Geschick, stellenweise schwungvoll. Dieser erste deutsche Operntext erschien gedruckt zu Breslau bei David Müller. Die Hochzeitsfestlichkeiten berichtet der Verfasser nach den noch vorhandenen Rathsacten. Die Aufführung fand wahrscheinlich am 31. März am Polterabend statt. Schütz' Composition hat sich nicht erhalten, was um so mehr zu bedauern ist, als die anderen, nach einem zweiten italienischen Aufenthalt verfassten Werke ihn als hervorragenden Künstler kennzeichnen. Eine zweite Oper von ihm ist der Orpheus, 1638 aufgeführt, Text als Umdichtung der Euridice Rinuccini's von August Buchner, in dem Buchner zum ersten Male den Daktylus als solchen in die deutsche Poesie eingeführt hat, auf besonderen Wunsch Schützens. Heinrich Schütz starb hochgefeiert 6. November 1672.

Die Gedenkfeier des 25. October 1878. Festrede des Rectors J. A. F. Vollbrecht. Programm der höheren Bürgerschule zu Otterndorf 1879. 14 S. 4.

Am 25. October 1878 waren es gerade 100 Jahre, dass Johann Heinrich Voss seine Wirksamkeit als Rector in Otterndorf begann. Die Feier dieses Tages ist in Otterndorf eine allgemeine gewesen, es war an freiwilligen Beiträgen so viel zusammengekommen, dass eine Gedenktafel mit der Inschrift: Hier wohnte, dichtete und übersetzte J. H. Voss vom 25. October 1778 bis zum 1. Juli 1782, für die Vorderseite des Rectorhauses, eine Büste für das Schulhaus angeschafft, die Festkosten bestritten und der Grund zu einer Voss'schen Schülerstiftung gelegt werden konnte. Ein begeisterter Verehrer Vossens, der Dichter der Marschen, Heinrich Allmers, verehrte für die Studierstube im Rectorhause ausserdem eine Büste Homer's und ein Gesims in griechischem Stil. Unter den Beitragenden zählt auch eine Enkelin des Dichters, Adam Voss' Tochter, Frau Henriette Krüger in Bremen. Das schöne Fest schildert in vorliegender Abhandlung Rector Vollbrecht, die Rede aber giebt kurz eine gute Charakteristik des Dichters, setzt die Bedeutung der Odysseeübersetzung auseinander und hält namentlich der Jugend vor, was ihr als ernst strebender Mensch Voss sein müsse.

Wie denkt Schiller über Religion? Vom ord. Lehrer Blaskowitz. Programm der höheren Bürgerschule zu Gumbinnen 1879. 15 S. 4.

Der Verfasser ist der Ansicht, dass man selbst der Jugend Schiller's Ansichten über Religion nicht vorenthalten solle, deshalb habe er noch einmal den Dichter durchgelesen, denn, sagt er, „es sei ja süss genug, von den Strahlen des köstlichen Juwels wieder einmal durchleuchtet zu werden“ und kommt zum Resultat: „Schiller ist im Laufe der Jahre dem Christenthum wieder näher gekommen als er es wissen wollte. Wenn man unter Glauben das Fürwahrhalten der Dogmen versteht, so war er nicht gläubig;

ist aber das Christenthum die Religion des stetigen Gottesbewusstseins, das Streben nach Gotteskindschaft, nach seliger Einheit von Gott und Mensch, so war er gläubig."

Grillparzer's Selbstbiographie. Von Ad. Fäulhammer. Programm des Gymnasiums zu Troppau 1878. 41 S. 8.

Grillparzer's Selbstbiographie ist im 10. Bande der Werke 1874 erschienen. Der Verfasser vorliegender Abhandlung theilt aus derselben die wichtigsten Punkte mit, aber um die Entwicklung des Dichters klar zu machen, so vervollständigt er die Selbstbiographie, indem er die politischen Ereignisse, welche ohne Zweifel ihren Einfluss auf den Dichter nicht verleugnet haben, an unseren Augen vorübergehen lässt. Als Geburtstag Grillparzer's steht jetzt der 15. Januar 1791 fest. Durch den Besuch des Theaters wurde früh seine Liebe zur dramatischen Dichtkunst geweckt. Seine erste Erziehung war keine methodische; naive Anschauung und Mangel an Energie wurden durch sie befördert und blieben ihm eigen. In der Schule blieb er zurück. Die Lectüre der Jugendwerke Schiller's begeisterte ihn zu seinem Jugenddrama Blanka von Castilien. Gleichzeitig wie die philosophischen Studien betrieb er nachher die juristischen. Einige Anregung gewährte ihm die Freundschaft mit dem geistvollen Georg Altmüller. 1809, mitten im Unglück des Staates traf die Familie der Verlust des Vaters. Der Jüngling war jetzt auf sich selbst angewiesen. Er wurde Hofmeister in der gräflich Seilern'schen Familie. Zur Zeit der Erhebung Deutschlands war er schwer erkrankt. Nach seiner Genesung erhielt er eine Stelle bei der Hofkammer. Er hatte Zeit, sich mit dem Griechischen und Spanischen zu beschäftigen und Calderon zu studiren. Eine Uebersetzung des Dramas „Leben ein Traum" brachte ihn in Verbindung mit dem Leiter des Burgtheaters, Schreyvogel, der unter dem Namen West selbst dichtete. Auf dessen Ermunterung vollendete er rasch in zwei Wochen die Ahnfrau. Er war dazu angeregt durch die Volkssage von der weissen Frau und eine französische Räubergeschichte. Der Verfasser geht hier in eine Analyse des Gedichts ein; er stellt es weit über die Schicksalstragödie Müllner's, Werner's und Gouwald's, er giebt zu, dass der Eindruck des Gedichts ein beängstigender sei, aber hebt auch die Vorzüge hervor, besonders die treffliche Technik. Einen gleichen Erfolg wie die Ahnfrau hatte die Sappho. In Folge davon wurde Grillparzer's äussere Stellung durch Graf Stadion verbessert. Mit den nach Wien eingewanderten deutschen Schriftstellern Gentz, Fr. Schlegel, Adam Müller verkehrte der Dichter nicht, sie waren ihm antipathisch. Das damals angefangene „Traum ein Leben" ist erst 1834 fortgesetzt. Mitten in der Arbeit an der Medea traf ihn der plötzliche Tod seiner geliebten Mutter und warf ihn auf das Krankenlager. Eine Reise nach Italien sollte ihn leiblich und geistig stärken. — Hier bricht die Abhandlung ab, deren Schluss versprochen wird.

Studien über die dramatische Sprache der „Ahnfrau" Grillparzer's. Von Hans Schwetz. Programm des Gymnasiums zu Horn in Niederösterreich 1878. 57 S. gr. 8.

Der Verfasser steht nicht an, vom Standpunkte der Bühne aus den Dramatiker Grillparzer über Goethe und Schiller zu setzen. Wenn er auch Schiller einen weiteren Ideenkreis, einen grösseren Reichthum an erhabenen Gedanken, eine majestätischere Sprache zuschreibt, so übertrifft nach ihm Grillparzer jenen in der Zeichnung der Charaktere und der wirkungsvolleren Gestaltung des Stoffes, er besass eine specifisch-dramatische Genialität, weshalb er auch so schnell arbeitete. Der Verfasser untersucht nun die Sprache der Ahnfrau nach ihrer Bedeutung für den Bühnenerfolg, ihre glückliche Wahl für den Stoff und für das Publikum.

Die Sprache Grillparzer's, fährt er fort, will immer wahr bleiben, sie bedient sich dramatisch wirksamer Mittel, ist oft hart und knapp, aber immer effectvoll. So tritt nun vor allem in der Ahnfrau die leidenschaftliche Sprache, der energische Ausdruck hervor, Ausrufe, kurze Fragen, Ellipsen, die Aposiopese, und diese Figuren beherrschen auch die Sprache des wirklichen Lebens, welches ja im Drama sich abspiegeln soll. Diese Figuren kommen schon in der Exposition vor. Mit dem Vorrücken der Handlung wird das Drama noch leidenschaftlicher. Den mehr lyrischen Monolog hat Grillparzer wenig angewandt. Der Dialog ist dem Leben nachgebildet, meist kurz, unterbrochen; aber in der Schilderung, in den Momenten höchster Erregung ist die Einzelrede ausgedehnt. Da wo viele Personen auftreten, zeigt sich der glücklichste Wechsel in den Reden der einzelnen, die Handlung ist da immer eine reiche. Im Satzbau vermeidet Grillparzer die Periode, die Subordination der Sätze; der Nebensatz wird sogar öfters verkürzt oder aus der abhängigen in eine selbständige Form gebracht. Die Verbindung der Hauptsätze ist oft grammatisch nachlässig, gleichwie die zwanglose Verkehrsprache. Die Zusammenziehung dagegen ist geschickt angewandt und ersetzt durch ihre Kraft den Mangel der rhetorischen Periode.

Auch den Einzelbegriff drückt die Sprache Grillparzer's anschaulich aus und passt zugleich den Einzelausdruck meistens dem idealen rhythmischen Gewande an. Die Mittel sind die metaphorischen Figuren sammt den Erweiterungen des Bildes und Gleichnisses, d. h. in der richtigen Beschränkung gegenüber dem Epiker, da im Drama doch schon das Meiste angeschaut wird. So halten sich bei Grillparzer Wahrheit, Kürze und metaphorische Anschaulichkeit das Gleichgewicht. Die Bilder und Vergleichungen sind massvoll und kräftig, einzelne freilich gesucht und rhetorisirend. — Sodann bezeichnet die Eigenthümlichkeit der dramatischen Diction die fortwährende Gegenüberstellung von Contrasten, so wie die den einen Begriff scharf accentuirende Wiederholung; beide Mittel, von Grillparzer oft gebraucht, sind gerade für die Bühne von grosser Bedeutung, sie geben der Sprache die eigenthümliche Schlagkraft. Dahin gehört die bekanntlich öfters angewandte kräftigste Form der Wiederholung, die Anaphore. Dem Charakter des Dramas angemessen tritt das Epitheton in handlungsreichen Scenen zurück, wird aber in Erzählungen und Schilderungen häufiger gebraucht. Zudem wird nicht gern das an und für sich passendste, sondern das der Situation angemessene Epitheton gern gewählt, wodurch die betreffende Scene eine subjective Färbung erhält. Die Inversion gebraucht Grillparzer, wie es für den Dramatiker passt, massvoll; zeitweise dient sie als Mittel der Satzverbindung, auch wohl als rhythmischer Behelf. Neugebildete Wörter sind selten, der Dichter schliesst sich dem Sprachgebrauch an. Das Metrum, der trochäische Vers, ist nicht immer rein festgehalten; solche Abweichungen finden sich aber bei allen Dichtern. Der Reim ist mit Leichtigkeit gehandhabt. Assonanz und Alliteration kommen wenig vor. An erhabenen Sentenzen, welche die Würde der Dichtung so sehr heben, ist die Ahnfrau ausserordentlich arm, oder richtiger gesagt, es findet sich wohl keine, die Beachtung verdiente. Dagegen hat dem Reichthum an Handlungen das Gedicht seinen Haupterfolg zu verdanken. Die Charakterisirung der Personen durch ihre Sprache, in der Grillparzer später Treffliches geleistet hat, ist in diesem Drama noch schwach. Ueberhaupt auch tritt der Mangel einer individuellen Charakteristik stark hervor. Man hat die Ahnfrau zu den Schicksalstragödien gerechnet; aber eine imposante Schicksalsidee tritt nicht hervor, es regiert der blosse Zufall. Diese bedeutenden Mängel giebt am Schluss seiner Abhandlung der Verfasser gern zu. Sie treten ja auch jedem Leser entgegen, so dass das begeisterte Lob, mit dem die Abhandlung beginnt, uns doch seltsam anmuthet.

Die patriotische Dichtung der Deutschen seit Klopstock (Schluss). Von C. Düwell. Programm der Realschule zu Spremberg 1879. 16 S. 4.

In dieser Abhandlung werden kurz folgende Dichter erwähnt: Hoffmann von Fallersleben, Anast. Grün, Nic. Becker, Schneckenberger, Dingelstedt, Herwegh, M. Strachwitz, Freiligrath, R. Prutz, Kinkel, M. Hartmann, Glasbrenner, die Dichter des Kladderadatsch, Em. Geibel, Wilh. Wackernagel, Redwitz, Strodtmann, Jul. Rodenberg, G. Hesekiel, und Einzelnes von ihnen mitgetheilt.

Ueber die Kriegslieder aus der Zeit der Befreiungskriege 1813 bis 1815 und des deutsch-französischen Krieges 1870 bis 1871. 1. Theil. Vom Lehrer Eberhardt. Programm der höheren Bürgerschule zu Strausberg 1879. 14 S. 4.

Es ist ein ganz richtiger Gedanke des Verfassers, dass es sich wohl lohnt, dass die Jugend in Kenntniss der patriotischen Gedichte der Freiheitskriege und des letzten Krieges gehalten werde. Indess so werthvoll die eigentlichen Volkslieder für die Culturgeschichte sind, so sind doch, wie es ja durch die Art ihrer Entstehung bedingt ist, unter ihnen nur recht wenige, die im Gedächtniss der Jugend aufbewahrt zu werden verdienten. Die kriegerischen Volkslieder des 19. Jahrhunderts können nicht mit den echten Volksliedern früherer Jahrhunderte, in denen sich fast die ganze dichterische Kraft des Volksgeistes concentrirte, auf eine Stufe gestellt werden. Das patriotische Kunstlied, die Lieder Rückert's, Arndt's, Körner's, Schenkendorf's, verdient mehr der Jugend nahe gebracht zu werden; und hat sie in diese sich hineingelebt. so hat die Schule völlig ihre Pflicht erfüllt. Ein historisches Interesse, wie gesagt, haben die Volkslieder; gerade dies aber so sehr hervorzuheben, dazu fehlt es an Zeit. Fehlt es aber nicht daran, will man die Jugend damit bekannt machen, dann müssten die besten ganz oder doch fast vollständig ihr vorgelegt werden. Der Verfasser hat aber in dieser Abhandlung nur eine Inhaltsübersicht der Lieder der Ditfurth'schen Sammlung gegeben und aus einigen je eine Strophe oder noch weniger mitgetheilt.

Die Kaiseridee des deutschen Volkes in Liedern seiner Dichter seit dem Jahre 1806. Vom Dir. Dr. Jos. Scherer. Programm des Gymnasiums zu Arnsberg 1879. 21 S. 4.

Die Kaiseridee knüpft sich an die Personen Karl's d. Gr. und Friedrich's I. und hat ihren Mittelpunkt in der Kyffhäuser Sage. Der Verfasser hält es zunächst nicht für unpassend „eine kurze historische Notiz über beide grosse Kaiser gewissermassen als Folie für die dichterischen Bestrebungen vorauszuschicken.“ Dann erwähnt er als auf Karl sich beziehend, Gedichte von E. Ortlepp, O. Weber, E. Geibel, M. Beer, Max v. Schenkendorf, Rückert, Simrock, auf Barbarossa von Alb. Knapp, Conz, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Freiligrath, Vichoff, J. G. Fischer.

G. Koerting: De vocibus latinis, quae apud Joannem Malalam chronographum Byzantinum inveniuntur. Vorwort zum Lectionsverzeichniss der Akademie zu Münster 1879. 20 S. 4.

Der Titel dieser akademischen Abhandlung lässt die eigentliche Bedeutung derselben nicht erkennen. Das französische Gedicht von Benedict von St. Maura, von dem Herausgeber Joly unter dem Titel: Benoit de Ste-

More et le Roman de Troie, Paris 1870, herausgegeben und ans Ende des 12. Jahrhunderts gesetzt, ist die gemeinsame Quelle der deutschen, italienischen und anderer Dichtungen vom trojanischen Kriege. Die einzige Ausgabe, von Joly, kann nicht eine kritische genannt werden. Der Annahme von Joly und von Settegast (Benoit de Ste-More. Breslau 1876), dass dieser Benedict identisch sei mit dem Benedict, welcher auf Geheiss des Königs Heinrich II. von England eine poetische Geschichte der Normannen schrieb, sowie dass das Gedicht von Troja der Gemahlin Heinrich's II., Eleonore, gewidmet war, stimmt Koerting bei, aber aus anderen Gründen als seine Vorgänger. Da alle Handschriften des Gedichts von Troja die bessernde Hand der Schreiber verrathen, so ist noch nicht einmal der Dialekt des Dichters bekannt, daher auch noch nicht seine Heimath; es ist also zunächst der Werth der verschiedenen Handschriften zu untersuchen. Bis dies geschehen, ist für Untersuchungen die Ausgabe von Joly zu Grunde zu legen, dessen Pariser Codex ins 13. Jahrhundert gesetzt wird.

Benedict von St. Maura schöpfte aus Dares Phrygius und Dictys Cretensis. Dass er die bei diesen sich nicht findenden Erzählungen selbst ersonnen habe, ist nach der Weise der französichen Epiker unwahrscheinlich; ebenso hat der Dichter der Normannengeschichte nur ältere Historiker ausgeschrieben. Der Dichter von Troja muss ausser Dares und Dictys noch andere Quellen benutzt haben. Indessen, da es nicht denkbar ist, dass ein ungelehrter Dichter des Mittelalters beim Schreiben reiche literarische Hilfsmittel zur Hand gehabt habe, so nimmt Koerting an, dass B. Dares und Dictys in vollständigerer Gestalt, als wir sie jetzt besitzen, vorgelegen haben. Hat es einen solchen vollständigeren Dares und Dictys gegeben? Der Verfasser hatte früher (1874) zu beweisen gesucht, dass Dares und Dictys zuerst griechisch geschrieben, dieses ins Lateinische übersetzt, daraus das uns jetzt erhaltene Excerpt gemacht sei, und hält gegen den Widerspruch von Dunger und Wagner diese Meinung noch fest. Dictys ist von dem Byzantiner Malalas bei der Erzählung der trojanischen Geschichten zu Grunde gelegt und fast ganz ausgeschrieben. War Malalas so gut bewandert in der lateinischen Sprache, um einen lateinischen Dictys benutzen zu können? Zur Entscheidung der Frage sind die lateinischen Wörter, die er gebraucht hat, und die von ihm citirten lateinischen Schriftstellen ins Auge zu fassen. Die Untersuchung der letzteren soll nächstens nachfolgen. Jetzt bringt der Verfasser ein Verzeichniss aller lateinischen Wörter bei Malalas. Sie alle und noch viel mehr finden sich bei den meisten Byzantinern, wie es denn fest steht, dass im byzantinischen Sprachgebrauch zahlreiche lateinische Wörter eingebürgert waren; sie beweisen nichts für Malalas Kenntniss der lateinischen Sprache, vielmehr tritt seine Unkenntniss der eigentlichen Bedeutung oder Form des lateinischen Wortes hervor. Ja, die Zahl der lateinischen Wörter ist verhältnissmässig gering, auch kommen sie gerade in den Büchern, die über troische und römische Geschichten handeln, wo man sie also am meisten vertreten finden sollte, weniger als in anderen Büchern seiner Chronographie vor. Somit ist aus seinem Gebrauch lateinischer Wörter nichts über seine Kenntniss der lateinischen Sprache zu folgern.

Friedrich Jacobs über Molière und die Classiker aus der Zeit Ludwig's XIV. I. Molière. Vom Oberlehrer Dr. Humbert. Programm des Gymnasiums und der Realschule I. O. zu Bielefeld 1879. 24 S. 4.

Eine jetzt verschollene Abhandlung von Fr. Jacobs lässt der Verfasser hier abdrucken wegen ihres genauen Eingehens auf die Vorzüge Molière's; der genaue Titel oder ob sie sich in einem grösseren Werke findet, ist

nicht angegeben. Bei ihrer Unbekanntheit verdiente sie die Erneuerung, da auch sie, wie alle Schriften von Fr. Jacobs, ein tiefes Eindringen und einen feinen Geschmack zeigt. Jacobs stellt Molière nicht blos sehr hoch, er sagt von ihm, dass die Nachwelt keinen ihm Gleichen hervorgebracht habe. Er nennt ihn den Vater der Komödie, er habe das komische Theater in einem Zustande der Rohheit gefunden und bis zur Vollendung ausgebildet. Bewundernswürdig ist sein feiner Beobachtungsgeist in Bezug auf die herrschenden Sitten, die Thorheiten der Zeit, die Neigungen des menschlichen Herzens; er übertrifft darin weit Goldoni. Aber die Wahrheit der Natur genügt nicht, es wird ein strengerer Zusammenhang, kräftigere Umrisse, ein frischeres Colorit gefordert, allen diesen Forderungen entspricht Molière. Die Grösse seines Geistes zeigt sich in der Kraft seiner Darstellung und in der Hervorbringung grosser Wirkungen mit den wenigsten Mitteln. Eine Gallerie der mannichfaltigsten Charaktere, kräftige Zeichnung, sichere Durchführung durch die mannichfaltigsten Situationen zeigt er z. B. im Tartüff. Unerschöpflich ist die Mannichfaltigkeit der Charaktere in den verschiedensten Gattungen, noch bewundernswürdiger die Wahrheit der Darstellung in den verschiedenen Nüancen jeder Art. Die ausserordentliche Bestimmtheit und Individualität der Charaktere entspringt ferner nicht allein aus ihren Handlungen, sondern ebenso sehr aus der Art, mit der der Dichter sie anzukündigen, und der Kunst, mit welcher er sie zu gruppiren verstanden hat. Denn jede Dunkelheit, mit der die Personen auftreten, würde den Effect schwächen; wir müssen also einigermassen vorbereitet sein. Die Gesellschaft sodann, in der die Personen auftreten, giebt ihnen die individuelle Gestalt. So liegt z. B. in dem Misanthrope der grösste Theil des Werthes in der Kunst, Charaktere von verschiedener Richtung mit einander zu gruppiren, ohne sie in scharfen Contrasten einander gegenüberzustellen. Eine vorzügliche Quelle der komischen Kraft bei Molière ist der Contrast der Situationen mit den Neigungen und Absichten der handelnden Personen. Nicht minder komisch wirkt der Contrast zwischen der Denkungsart und dem Betragen der Person und ihrem angenommenen Stande, ferner zwischen den Worten und den Gesinnungen oder Umständen. Komische Missverständnisse sind bei Molière öfters die Quelle des Lächerlichen, die Ueberraschungen, die Vereitelung künstlich angelegter Pläne. Bewundernswürdig ist auch das Lächerliche, welches in einzelnen Worten liegt. Genial ist sein Gebrauch einfacher Mittel zu mannichfaltigen Zwecken, der Entwicklung der reichhaltigsten Handlung aus den einfachsten Anlagen. Unnachahmlich ist Molière in dem Dialog; immer gedrängt und rasch führt er gleichsam zufällig dem Ziele zu. Endlich ist auch die Kunst der Exposition charakteristisch, sie steht nicht getrennt von der Handlung, sie erklärt die vorläufigen Umstände, entwickelt die Charaktere, reizt und belustigt den Zuschauer. Indem er, sagt Jacobs, der erste komische Dichter war, welcher die Intrigue und die Charaktere mit gleicher Sorgfalt und gleichem Geiste bearbeitete, übertreffen seine Komödien die Werke aller seiner Vorgänger ebenso sehr an Wahrscheinlichkeit wie an komischer Kraft. Diese einzelnen Vorzüge hat der geistvolle Aesthetiker durch zahlreiche Beispiele aus den Werken des Dichters erläutert.

Herford. Hölscher.

Münch: Bemerkungen über die französische und englische Lectüre in den oberen Realclassen. Programm der Realschule I. O. zu Ruhrort a. Rh. 1879. 18 S. 4.

Dem Verfasser der obigen recht beachtenswerthen Abhandlung, von der derselbe wünscht, dass sie ein Beitrag zur inneren Lösung der

Realschulfrage werden möchte, gebührt der Dank aller Fachgenossen dafür, dass er es unternommen hat, von Neuem ein Gebiet der Pädagogik näher zu beleuchten, auf dem, wie in so vielen anderen wichtigen Punkten, noch wenig Einmüthigkeit erreicht ist: die Auswahl der neusprachlichen Lectüre für die oberen Realclassen, die, wie der Verfasser gewiss mit vollem Recht verlangt, „mit grösster Umsicht und Gewissenhaftigkeit und mit möglichster Selbstlosigkeit" getroffen werden muss, wenn sie zum Nutzen der Schüler dienen soll.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die grosse Schwierigkeit, die sich dem Lehrer der modernen Sprachen bietet, aus der Fülle der neueren Literaturen das Geeignetste auszuwählen, sowie über die dabei zu berücksichtigenden Ziele der Lectüre, kritisirt der Verfasser kurz die bezüglichen Ansichten von Autoritäten wie Baumgarten (in Schmid's Encykl.) und Schrader, sowie die nach dieser Seite gefassten Resolutionen der Directorenversammlungen der Provinzen Preussen (1874) und Sachsen (1877), und giebt nach den in Programmen publicirten Schulnachrichten (leider ohne genauere Citate) eine Zusammenstellung des neusprachlichen Lectürestoffes an einigen deutschen Realschulen, aus welcher hervorgeht, wie gross die Divergenz in der Schätzung der Schwierigkeit und in der Vertheilung dieses Stoffes auf die einzelnen Classen der verschiedenen Anstalten ist, und wie dadurch die Einheit der doch sonst gleichartig organisirten Schulen nach dieser Richtung gänzlich verloren geht (vergl. die dasselbe Resultat ergebende Uebersicht über die an 102 Gymnasien und 56 Realschulen gelesenen französischen Autoren von Th. Lion, Ztschr. f. neufranz. Sprache und Literatur I, 47 ff.). Die hierauf folgenden eigenen Ansichten des Verfassers über neusprachliche Werke, welche sich zur Lectüre in den oberen Classen eignen oder von derselben auszuschliessen sind, sowie über die dabei massgebenden Gesichtspunkte wollen wir bei der Wichtigkeit derselben zusammengefasst wiedergeben.

A. Prosa.

I. Historiker. Im Allgemeinen ist für eine erspriessliche Lectüre derselben der Umstand hinderlich, dass ganz objective Darstellungen wohl nirgends zu finden sind, und daher meist die Bildung einer richtigen historischen Auffassung aus dem Dargebotenen unmöglich ist (Voltaire's Charles XII., Michaud's Geschichte der Kreuzzüge — Dickens, A child's History of England, trotz mancher Vorzüge als Lectüre in IIIa oder IIb); immerhin lassen sich sachliche Incorrectheiten, wenn nöthig, leicht berichtigen. Doch wähle man aus dieser Sphäre vor Allem nicht Stoffe, in denen deutsche Helden durch fremde Federn geschildert sind (Paganel's Frédéric le Grand, Capefigue's Charlemagne u. A.). — Man vermeide ferner möglichst Werke, die aus gewissen Gründen das Verständniss überall erschweren, eine beträchtliche Nebenarbeit erfordern und in Folge der Nothwendigkeit ausgedehnter Detailerklärung in der Schule viel Zeit rauben (Guizot's Hist. de la Civilisation en Europe, Macaulay's Hist. of England — zwar reich an Rhetorik, aber überfüllt von Reflexionen).

II. Biographieen. Empfehlenswerth als Lectüre in II ist besonders Mignet's Vie de Franklin, ed. Göbel (schildert trefflich das bewegte Leben dieses Culturförderers zugleich in Verbindung mit der allgemeinen Entwicklungsgeschichte seiner Zeit). — In James Watt von Arago (Bibl. instr., ed. Werner, Bd. I) macht die detaillirte Schilderung der Idee und Gestaltung der Dampfmaschine zu grosse Hingebung des Lehrers und Schülers nothwendig (vgl. oben zu I a. f.).

III. Rein exactwissenschaftliche Schriften, flüchtige Essays (Macaulay's Lord Clive und Warren Hastings natürlich nicht!), Briefe, Dichterbiographieen (ausgenommen etwa Macaulay's Life of Milton),

und fast alles blos Literaturgeschichtliche dürfen keinen regulären Lectürestoff abgeben.

IV. Redner. Die Lectüre solcher, welche nicht an dem oben zu I a. f. gerügten Fehler leiden, ist wegen der wohlgefeilten, flüssigen Sprache derselben nur zu empfehlen (Reden Mirabeau's, ed. Fritsche. Berlin, Weidmann — englische Parlamentsreden); akademische Éloges oder geistliche Reden dagegen sind auszuschliessen.

V. Philosophen. Eine derartige Lectüre, z. B. des Discours de la Méthode von Descartes, wird man nicht geradezu abweisen dürfen.

B. Poesie.

I. Lyrik. Hier genügt eine mässige Anzahl von Proben. — Boileau's Satiren und Episteln sind aus dem zu I a. f. angegebenen Grunde nur chrestomatisch zu lesen.

II. Epos. Die komische Epopöe (z. B. Boileau's Lutrin) kann ausgeschlossen werden. — Unter den ernsten Epen ist vor Allem Paradise Lost gründlich zu behandeln, dagegen Child Harold's Pilgrimage, Lady of the Lake, Lalla Rookh, Evangeline u. A. nur in Proben zu statarischer Lectüre zu verwenden.

III. Drama. Unter den Neueren nehmen Mademoiselle de la Seiglière und Scribe's Camaraderie einen hervorragenden Platz ein. Doch verdient hier die Vergangenheit eingehendere Berücksichtigung:

Französisch. a) Lustspiel: Molière's Tartuffe, Femmes sav., Misanthr. und Avare (trotz mancher Schattenseiten seinen übrigen Dramen vorzuziehen). — b) Tragödie: Für diese empfiehlt sich fragmentarische Lectüre aus Chrestomathien; jedenfalls dürfte der Schüler nicht mehr als zwei ganze Stücke lesen. An der Spitze stehen Corneille's Cid, Horace, Cinna (Polyeucte zeigt einen vollständigen Missgriff im Sujet) und Racine's Athalie, Phèdre, Britannicus (Iphigénie ist durchaus abzuweisen — Esther ist nur eine schwächere Vorläuferin der Athalie und stofflich bedenklich); sonst empfiehlt sich etwa noch Voltaire's Tancrède.

Englisch. Von Shakespeare, der in I den Hauptplatz einnehmen, und vor dem selbst die Prosalectüre zurücktreten muss, lese man J. Caesar, Macbeth, Coriolanus, Richard II. und Merch. of Venice (manche andere Stücke bieten Hindernisse), daneben vielleicht Byron's Marino Faliero. — Sheridan's School for Scandal ist zu statarischer Schullectüre entschieden ungeeignet.

Zu bedauern ist es, dass der Verfasser nicht bei jeder Gruppe beide Sprachen hinsichtlich der empfehlenswerthen oder abzuweisenden Autoren in gleichem Masse, sondern bald die eine, bald die andere Sprache allein oder vorzugsweise berücksichtigt hat (z. B. bei A II, B I); überhaupt wäre eine ausführlichere Angabe von Werken zur Aufstellung eines Canons, die der Verfasser allerdings, nach dem Titel der Arbeit zu urtheilen, wohl nicht beabsichtigt hat, förderlicher gewesen. Auch liesse sich gewiss über die Richtigkeit einiger der vom Verfasser vorgetragenen Ansichten streiten, doch begnügt sich Ref. mit der im Vorstehenden gegebenen Inhaltsübersicht, die vielleicht manchen Fachgenossen zu eingehenderem Studium der an treffenden Urtheilen reichen Schrift veranlasst.

R. Tamm: Bemerkungen zur Metrik und Sprache Villon's. Progr. der höheren Bürgerschule zu Freiburg in Schl. 1879.

Der Verfasser sucht nachzuweisen, dass in Bezug auf Metrik und Sprache Villon der Sohn seines Jahrhunderts, der Uebergangsperiode von der alten zur neuen Zeit, ist, namentlich aber in der Form mit den altfr. Dichtern noch in engster Verbindung steht (p. 3). — Nach einigen ein-

leitenden Bemerkungen über den Charakter des Dichters, seine Darstellungsweise und seine Popularität, von der die innerhalb 50 Jahren seit der ersten Ausgabe seiner Gedichte (1489) nothwendig gewordenen 27 Auflagen (darunter die von Marot 1533 „verbesserte") ein beredtes Zeugniss ablegen, geht der Verfasser zur Besprechung der Metrik über. V. bediente sich hauptsächlich des achtsilbigen Fabliaux-Verses, seltener des zehn- oder fünfsilbigen (p. 5). Die Technik des Verses machte ihm keinerlei Schwierigkeiten, wie namentlich einige Balladen bezeugen, deren sämmtliche Verse auf r, s oder t ausgehen (p. 6). Als Eigenthümlichkeiten seines Pariser Dialekts sind der Uebergang von r in s, die Aussprache des e wie a (z. B. nach Marot: houbert = houbart) u. A. zu verzeichnen (ib.). Anklänge an altfr. Dichtungen sind: der häufige Gebrauch des Hiatus, der Aphäresis, Apokope und Synkope (lairray, debteur etc.), die Zweisilbigkeit von soyent u. dgl. (während andrerseits die Geltung von Wörtern wie muerai, prierai als zweisilbige der neufrz. Metrik entspricht, ib.), sowie das vereinzelte Vorkommen des enjambement (p. 7). Die Regelmässigkeit der Reime ist durchgängig bewahrt; gleichmässiger Wechsel zwischen männlichem und weiblichem Reim ist allerdings nicht vorhanden, wie auch die Verse nach altfr. Weise oft nur für das Ohr reimen (p. 8). — In Bezug auf die Grammatik behandelt T. nur Substantiv, Adjectiv, Artikel und Zahlwort. Die Declination des Substantiv anlangend, führt er zunächst den Nachweis von noch öfterem Gebrauch der altfr. s-Declination, namentlich aus Reimen, wo ja Marot keine „Verbesserung" anbringen konnte (p. 9), sowie von mehrfacher Auslassung der Genitiv- und Dativ-Präposition in gewissen Fällen (p. 10), giebt alsdann eine Aufzählung von Substantiven von echt altfr. Form und Bedeutung (chastel, monstier, enhort u. A., p. 11), von Stammwörtern, von denen die jetzige Sprache nur Composita oder Derivata braucht (heur, vis; ib.), von Substantiven, die bei V. eine andere Bedeutung haben als heute (escolier, chière etc., p. 12) und schliesst mit der Anführung mehrerer vom Dichter neugebildeten Wörter (repentaille, papaliste etc., ib.). — Aus den Adjectiven hebt der Verfasser zunächst eine lange Reihe solcher von veralteter Form oder Bedeutung hervor (voire, faictis etc., ib.); hierauf erwähnt er die Geschlechtslosigkeit derjenigen Adj., welche im Lateinischen nur eine Endung für masc. und fem. hatten (grand, tel), die aber allerdings auch schon in neufr. Form vorkommen (ib.), und führt greigneur und mineur als flexivische Comparativformen an (p. 13). Hinsichtlich des Part. passé constatirt T. die einige Male sich findende Nichtcongruenz mit vorangehendem Acc.-Object und bei être (ib.). — Von den Formen des altfr. bestimmten Artikels haben sich nur ly und das häufig begegnende ès, ez (= en les) erhalten; der partitive Artikel findet sich noch nicht, auch der bestimmte Artikel fehlt mehrfach, während noch der unbestimmte Artikel wie im Altfr. vor Plur. tantum in Pluralform vorkommt (unes brayes, ib.). — Unter den Zahlwörtern sind vingt und cent beachtenswerth, die ein Plural-s annehmen, sobald eine multiplicirende Zahl vorangeht (ib.), wie auch ambes, tiers und quart noch die echt altfr. Form zeigen (p. 14). —

Dieser Inhaltsübersicht will ich ein paar Bemerkungen über Einzelheiten hinzufügen. Zu bedauern ist es zunächst, dass T. nur die älteren Ausgaben der Werke V.'s von Prompsault (1832) und Jacob (1854), nicht aber die neuere von P. Jannet (Paris 1867) benutzen konnte, die jenen bei Untersuchungen, wie sie der Verfasser anstellte, wohl vorzuziehen sein durfte. p. 5, Abs. 2. Es lässt sich nicht recht erkennen, ob der Verfasser meint, der Gebrauch von esperit statt esprit rühre lediglich auf Grund einer Forderung der Metrik von V. her; jedenfalls ist esperit eine im Altfr. mehrfach vorkommende Form (z. B. im Chev. Lyon, Bartsch Chrest. ^{2}154, 17). — p. 6. voult (649) ist keineswegs durch Synkope aus voulut entstanden, sondern entspricht der altfr. stammbetonten Perfectform volt (neben volst). — ib. Dass man selbst noch zur Zeit V.'s in der optativen

Wendung m'ayd Dieu (124) die regelrechte altfr. Verbalform fast durchgängig bewahrte, von einer Apokope des e also hier nicht die Rede sein kann, habe ich in meiner Dissertation* ausführlich nachgewiesen. — p. 9 unt. Die Angabe, dass traïtor = traditor sei, ist doppelt fehlerhaft, denn ein Mal hätte mindestens traditorem als Etymon angegeben werden müssen, aber auch dies wäre nicht richtig, obwohl es sich bei Diez, Wtb. ^{3}421, s. v. tradire gleichfalls findet; vielmehr ist für den Nom. tradictor (altfr. traï[s]tre) zu Grunde zu legen, da bei jener Ableitung das t hätte ausfallen müssen. — p. 10. Wenn Verfasser sagt, dass die Casuspräp. im Gen. und Dat., so lange als Sujet und Régime besondere Formen hatten, „meistens" überflüssig waren, so ist das ein sehr ungenauer Ausdruck, da dieselben nur vor persönlichen Begriffen, wie auch die von T. citirten Beispiele beweisen, vor Sachnamen aber nur dann wegfallen durften, wenn diese personificirt erschienen (v. 42: Pour luy. foy que doy mon baptesme). Näheres Diez ^{3}III, 127 und 140. — p. 11. Bei mauffez verweist T. auf Burguy III s. v. faire (vgl. auch Diez Wtb. 373 s. v.); es ist jedoch nicht auf male factus, sondern auf male fatus zurückzuführen (G. Paris, Rom. V, 367). — ib. Wie in 1971 Chaussans, sans meshaing fauves bottes — meshaing mit meschin = jeune homme identisch sein kann, verstehe ein Anderer. Jacob's Erklärung „sans douleur" hätte getrost beibehalten werden können. Die Grundbedeutung „Verstümmelung" (vgl. Chev. Lyon 5314 méhaigner verstümmeln) und Etymologie des Wortes s. Diez, Wtb. s. v. magagna. — p. 12. Unter den Subst., die bei V. eine andere Bedeutung haben, als in der neufr. Sprache, erwähnt Verfasser la gent = peuple, nation. Er hätte dagegen bemerken müssen, dass gent in der heutigen Schriftsprache nur als Plural in der Bedeutung „Leute" vorkommt. — ib. In 402 Ly Dauphin, ly preux, ly Senez ist senez keineswegs ein von V. neugebildetes Wort = vieillards, sénateurs (etwa von senex?!), sondern ein echt altfr. = mit Verstand begabt (Diez, Wtb. s. v. senno). — p. 13. Wenn in 600 Pluschaulde que feu sainct Antoine der bestimmte Artikel vor dem Eigennamen fehlt, so dürfte der Grund dafür nicht in der vorangehenden Vergleichungspartikel que liegen, sondern darin, dass mit saint verbundene Personennamen keinen Artikel vor sich dulden, eine Regel, auf welche hier selbst die Hinzufügung von feu ohne Einfluss war.

Es soll nicht verkannt werden, dass der Verfasser Fleiss auf die Lösung seiner Aufgabe verwandt und manches zur genaueren Kenntniss der Metrik und Sprache V.'s in ihrem Verhältniss zum Altfr. Wichtige beigebracht hat; doch dürften obige Bemerkungen gezeigt haben, dass zu einer solchen Untersuchung in gewissen Punkten eine gründlichere Kenntniss des Altfr., namentlich der neueren etymologischen Forschungen, nöthig gewesen wäre.

* Historische Untersuchung über den Conj. Präs. der I. schwachen Conjugation im Französischen. Göttingen 1878 (Abdruck in Böhmer's Studien III, 411 ff.).

Ohrdruf. Dr. G. Willenberg.

Miscellen.

Zur patriotischen Lyrik von 1870/71.

Wie die Dichtung der Freiheitskriege von 1813/15 sich den ihr gebührenden Platz im Herzen des deutschen Volkes erworben, so wird auch die patriotische Lyrik von 1870/71 einst in unauslöschlichen Zügen auf ihrem Blatte in unserer Nationalliteratur verzeichnet stehen. Der gewaltige geistige Aufschwung der Jahre 1870/71, welcher auch die deutsche Lyrik in Waffen zeigt und in der Kunst- wie Volksdichtung Früchte gezeitigt hat, die bei gewissen ästhetischen und innerlichen Schwächen in letzter Instanz in dem über Alles erhabenen Ausdruck reinster und hingebendster Begeisterung gipfelt, jener gewaltige Aufschwung — sage ich — bietet in mehr als einem Punkte Parallelen, freilich auch die schärfsten Contraste zu der Kriegspoesie der Freiheitskriege. Der grosse Liederstrom, welcher sich in dieser, das gewaltige Ringen des Volksgeistes nach trüber und schmählicher Knechtschaft zum Bewusstsein bringenden Zeit über das Vaterland ergiesst, war wie der tausendstimmige Gesang des Jahres 1870, eine mächtige Waffe gegen den in tiefster Seele verhassten Corsen. Berufene und Unberufene stimmten die Leier an, um ein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Aber die Dichtung der Freiheitskriege hat ein individuelleres, ein mehr die dichterische Persönlichkeit wiedergebendes Gepräge, sie ist gemüthsinniger; die Lyrik der Jahre 1870/71, Jahre, in denen uns ein politisch reiferes, nicht geknechtetes, sich mächtig zur Einheit aufschwingendes Volk entgegentritt, ruht auf einem breiteren und festeren nationalen Grunde, sie hat weitere Perspectiven. Die Kriegspoesie von 1870/71 ist der von 1813 in der Herrschaft über die Formen der Dichtung überlegen; die ihr eigene politische Reflexion und das sich häufende rhetorische Pathos aber vermag die tiefer liegenden Saiten des Gemüthes nicht so stimmungsvoll in Bewegung zu setzen, wie die meist einfache liedliche Flüssigkeit des Gesanges von 1813, welcher sich überdies meist an das alte Volkslied selbst anlehnt. Die Poesie endlich der Freiheitskriege war in ihren Hauptvertretern, welche den Kämpfen selbst — wie Körner und Schenkendorf — nicht fern standen, eine Poesie der Jugend und athmete, wie bei Körner, noch unter dem sittlich hohen Pathos der Schiller'schen Muse.

Die Kriegslyrik von 1870 dagegen ist zum grossen Theil eine Poesie des reifen Mannesalters, — Freiligrath, Geibel, Grosse, Gottschall, Rittershaus, Marbach u. s. w. — ihr fehlt das Unmittelbare, das frische Leben einer Dichtung, welche auf feindlichem Boden, im Angesicht des Todes

entstanden ist. Freilich haben wir auch 1870 Dichter aufzuweisen, welche zugleich die „Leier und das Schwert“ ergriffen — allein ihre Erzeugnisse sind nicht von durchschlagender Wirkung gewesen. Eine Erscheinung wie Theodor Körner, „der wie ein Meteor unter der staunenden Bewunderung der Mitwelt aufging und im Strahlenlichte verschwand, dem es vergönnt war mit der reinen Begeisterung der Jugendliebe die Erstlinge seiner Poesie auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, mit seinem Schwerte an der Befreiung desselben theilzunehmen und ein Lied auf den Lippen für das Vaterland zu sterben“, haben wir 1870 nicht aufzuweisen.

Dennoch ist die patriotische Lyrik von 1870/71 ein unvergänglicher Edelstein unseres Volkes; sie legt ein beredtes Zeugniss ab, wie frisch und mächtig das Herz Alldeutschlands schlug in dieser grossen, in der Geschichte fast einzig dastehenden Zeit.

Die drei Hauptrepräsentanten von Sammelwerken über die patriotische Lyrik sind die grosse Prachtausgabe der „Lieder zu Schutz und Trutz“,* „Alldeutschland. Dichtungen aus den Ruhmestagen von 1870 71“; herausgegeben von Müller v. d. Werra und Wilhelm von Baensch“** und the last — not the least: „die Kriegspoesie der Jahre 1870/1871, geordnet zu einer poetischen Geschichte von Ernst Hensing, Ferdinand Metzger, Dr. Münch und Dr. Schneider.*** Letzteres ist ein wahrhaft nationales Denkmal der edelsten Erscheinung! Ohne Zweifel wird dasselbe das populärste Werk dieser Art bleiben, wie es an Reichhaltigkeit das umfassendste ist. Es enthält nicht nur das Beste der Kunstlyrik von 1870/71, sondern birgt auch einen grossen Theil der Volks- und Soldatenlyrik in sich. „Nicht allein die Heroen der Dichtkunst, auch das Volk, welches seine heiligen vaterländischen Gefühle dem Liede anvertraut hat“, ist in demselben vertreten. Dem Umstande, dass das Werk erst einige Jahre nach beendetem Feldzuge erschienen, ist zu Gute gekommen, dass ihm die gesammte poetische Production der Kriegsjahre 1870/71, 5000 Gedichte, für die Ausarbeitung hat zu Grunde liegen können und in einer späteren Zeit das Gesammtgebiet der neuen Literatur mit mehr Ruhe und Objectivität zu überblicken war. Die Bewältigung eines so kolossalen Materials war mühevoll; Alles ist systematisch an dem Faden der Geschichte aufgebaut und harmonisch zu einem Ganzen verbunden. Als poetische Geschichte sich genau an die Phasen des Krieges haltend — es ist also nicht ein blosses Sammelwerk, durch seine Anordnung und seine Reichhaltigkeit unterscheidet es sich vortheilhaft vor anderen Publicationen — fügt es die Fülle der Gedichte in übersichtliche Rubriken ein. Kurz, es bietet ein vollständiges und getreues Bild des gewaltigen poetischen Aufschwunges der Jahre 1870/71. Dem „Volk in Dichtern“ ist in demselben ein Denkmal gesetzt; ist daher manche duftlose Strohblume mit eingeflochten — auch das geringste Denkmal einer solchen Zeit ist der Erinnerung nicht unwerth, und ist doch auch sie aus einem Herzen voll reinster Begeisterung hervorgegangen.

Wie bereits früher gesagt, sind aus der Armee — natürlich abgesehen von der breiten Volksmasse — in den Jahren 1870/71 Sänger hervorgegangen, wenn auch nur in geringer Anzahl. „Aus dem Tagebuche eines Kriegsfreiwilligen“ veröffentlichen wir hier zum ersten Male als einen „Nachtrag“ zu der „Kriegspoesie der Jahre 1870/71“ — wie zu den anderen Sammelwerken — eine Anzahl Lieder,† welche an echt vaterländischer Gesinnung, an jugendlicher Begeisterung den übrigen Erzeugnissen der patriotischen Lyrik dieser Jahre nicht nachstehen.

---

* Berlin, Franz Lipperheide.

** Magdeburg, Emil Baensch.

*** Strassburg, J. Schneider. 6 Bände.

† Die gesammelten Dichtungen sind unter dem Titel „Schwertlieder eines Freiwilligen“ mittlerweile bei A. Silbermann, Essen u. Leipzig 1880, erschienen. Red.

1) Kriegslied für die Freiwilligen von 1870.

(Nach Fouqué's Kriegslied für die freiwilligen Jäger.)

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,
Ihr Muth'gen weit und breit;
Wie in der Väter Tagen
Das Kampfspiel sich erneut!
Auf, auf, freiwill'ge Jäger,
Entsteiget Eurer Gruft!
Ihr, edler Freiheit Träger! —
Zermalmt den wälschen Schuft.

Der König hat gesprochen —
Sein Wort ergreift das Herz —
Da sind wir aufgebrochen
Dem Corsen nicht zum Scherz.
Mit frischem Jünglingsmuthe
Und heh'rem Gottvertrau'n;
Mit unserm warmen Blute
Zu schirmen Deutschlands Gau'n.

Bleibt ruhig all' ihr Lieben!
Sei sorglos deutsches Land!
Mit alten deutschen Hieben
Ziehn wir zum Seinestrand.

Wir wollen tapfer streiten
Vom frühen Morgenroth,
Und thät der Abend leiten
Uns in den bleichen Tod.

Doch ziehen wir einst wieder
Als Krieger bei Euch ein —
Geeinte deutsche Brüder,
Das wird 'ne Freude sein!
Bekränzt mit Laub von Eichen,
Die Brust von Liedern voll —
Lasst nimmer uns mehr weichen
Vom Bund, dem Heil entquoll.

Ins Feld, ins Feld gezogen,
Es lacht uns Sonnenschein!
Gott ist uns wohl gewogen;
„Fest steht die Wacht am Rhein!"
Die Schwerter hoch geschwungen —
O selig, süsses Los!
Die Hörner sind erklungen,
Der Kampf, der Kampf bricht los.

2) Missmuth.

Als das Regiment lange Zeit vor Metz auf Vorposten liegen musste.

(Nach Körner's: „Vaterland, du riefst den Sänger.")

Vaterland, du riefst zum Schwerte,
Und ich liess der Brüder Reih'n;
Heisse Glut die Brust verzehrte,
Sehnend, stürmend ich begehrte
Dir mein junges Blut zu weih'n.
Abschied nahm ich von den Lieben,
Manches Auge wurde nass;
In das Feld hat mich getrieben
Frankenhass.

Und es flohen Tag' um Tage,
Dass ich steh auf Feindes Grund;
Aber wehe! trübe Lage,
Du entringst mir bitt're Klage,
Kämpfen durft' ich nicht zur Stund.

Soll ich ewig sein auf Wache,
Tief im Sumpfe bis ans Knie?
Soll'n die Geister meiner Rache
Flammen nie?

Feinde ringsum eingeschlossen,
Brecht hervor zum Völkerstreit!
Auf! Ihr Freunde, Kampfgenossen!
Tummelt Euch auf muth'gen Rossen,
Seid zum blut'gen Sieg bereit!
Fluch dir müss'gem Lagerleben!
Brich heran du Schlachtenroth!
Lass die Hörner laut erbeben
Mir zum Tod.

3) Im Lager vor Metz.

Unaufhaltsam strömt der Regen
Aus der Wolken dunklem Grau;
Herbstlich kalte Nebel legen
Weithin sich auf Flur und Au!

Ohne Obdach, ohne Hütte
Lagern wir auf freiem Feld;
Kaum ein Feuer in der Mitte
Nachts die Kälte fern uns hält.

Trauter Mantel, du Begleiter,
Deckst die müden Glieder zu;
Hüllst nach heissem Kampf den Streiter
Ein zu seiner ew'gen Ruh'.

Will die Feste noch nicht fallen!
Hart ist des Belagrers Los.
Alle Fäuste fest sich ballen
Zu des Feindes Todesstoss.

4) Auf Posten.

Tiefe Nacht umhüllt die Erde,
Alles ist so still umher,
Und am hohen Himmel droben
Leuchtet trüb das Sternenmeer.

Ich allein auf Posten stehend,
Luge nach dem Feinde aus;
Um mich her die Todten schlummern.
Kehr' ich je ins Vaterhaus?

Holde Träume bald umfangen
Von der Heimath meine Seel';
Und mit sehnend heissem Bangen
Ich der Rückkehr Stunden zähl'.

Da erschreckt mich heft'ges Feuer
Aus dem feindlichen Geschütz;
Hinter starkem Festungsmäuer
Dringt hervor der blaue Blitz.

Schnell Alarm! Hinweg das Träumen!
Kämpfe für dein Vaterland!
Und auf Posten ohne Säumen
Halte bis zum Tode Stand.

5) Am 27. October 1870.

Horch! Welch' süsse Töne dringen
An das kriegsgewohnte Ohr!
„Metz! Heil — Metz — hat sich ergeben!"
Schallt's aus Aller Mund hervor.

Kurz zuvor noch Donnerwetter,
Und das Herz so sehnsuchtsvoll;
Plötzlich diese frohe Kunde,
Welche uns erlösen soll!

Jubel über Jubel mischt sich
In das frohe Dankgebet. —
„Gott im hohen Himmel", klingt es,
„Du warst Schützer früh und spät!"

Bange, bange Monde lagen
Wir auf feuchtem Erdengrund;
Fern vom heimathlichen Herde,
Voller Müh' zu jeder Stund.

Doch der Muth, der hehre, wich nicht
Zu des Vaterlandes Heil,
Metz, die Feste zu bezwingen
War ja des Belag'rers Theil.

Endlich ist der Sieg errungen;
Lauter schlägt es an das Ohr,
Und aus tausend Kehlen schallet
Gottes Lobgesang hervor.

Dr. Weddigen.

Die Schicksale der germanischen *g* und *j* im Neuhochdeutschen.

Bekanntlich haben die germanischen Sprachen ihre F, Þ, H erweicht wenn diese im Inlaut nach der ursprünglich „unbetonten" Silbe standen, d. h. sie haben in dieser Stellung *f*, þ, *x* zu *v*, *ð*, *j* gemacht.* Ferner haben sie mehr oder weniger früh die durch Schwund des *h*-Lautes aus den indogermanischen BH, DH, GH hervorgegangenen *b*, *d*, *ǵ* in vielen Fällen des Inlautes ebenfalls durch *v*, *ð*, *j* ersetzt (vergl. mein Buch „Zur Laut-

* *j* bezeichnet den mediopalatalen tönenden Reibelaut. Das J der indogermanischen Sprachen ist ursprünglich kein antepalatales *j'*, sondern wie das neuhochdeutsche nichts als ein mitlautender Vokal und kommt hier nicht in Betracht. Über mitlautende Vokale und selbstlautende Konsonanten vergl. „Zur Lautverschiebung" S. 110 ff. ´ verwende ich als Längenzeichen; die Gründe dafür s. Herrigs Archiv Bd. 58, S. 51 f., Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, Anzeiger IV, S. 307, Bartschs Germania XXIII, S. 123 f.

verſchiebung“). Während alſo im Anlaut die alten F, þ, H und B, D, G ſtreng geſondert bleiben und es in dieſer Stellung überhaupt keine *v*, *ð*, *j* giebt, fallen im Inlaut beide Reihen häufig in ein unterſchiedsloſes *v*, *ð*, *j* zuſammen.

Die alten *g* und *j* erlitten nun in den verſchiedenen neudeutſchen Mundarten ſehr ungleiche ſchickſale. Die meisten niederdeutſchen haben alle inlautenden *g* geöffnet, d. h. ſie haben den Verſchluss in eine blose Verengung übergehen lassen; die oberdeutſchen haben umgekehrt, nach einigem Hin- und Herſchwanken, alle *j* wie *g* behandelt (ſo in einem grosen Theil von Oberſachsen, in ſchleſien, Deutſchöstreich, Altbaiern, Oberſchwaben, im ſüdlichen Theil des ſchwarzwaldes, im Oberelſass und in der ſchweiz, ferner in manchen niederdeutſchen Gegenden, wie z. B. Mecklenburg, Westfalen); die mitteldeutſchen haben den stimmloſen palatalen Reibelaut für *g* und *j* geſetzt. ſo finden wir nebeneinander:

lüjen, träje, dirijiren, elejiſch
lügen, träge, dirigiren, elegiſch
lüchen, träche, dirichiren, elechiſch u. ſ. w.

Was ſoll aber als richtig neuhochdeutſch betrachtet werden?

Offenbar nur was den Geſetzen der neuhochdeutſchen Sprachentwicklung gemäs ist. Alle alten *v* ſind im Nhd. zu *b* geworden, alle *ð* zu *d* und dann (in Folge der hochdeutſchen Verſchiebung ſämtlicher *d*) zu *t*; die Erſetzung der Verengung durch vollständigen Verſchluss ist alſo das Geſetzmäsige; darnach gehn alle *j* in *g* über. Entweder müssen wir lewen, Vaðer, lejen, oder lefen, Vaþer, lechen, oder aber leben, Vater, legen ſagen. Dass auch früher das G nicht wie im niederdeutſchen lejen, ſiejen u. ſ. w. den Laut eines neuhochdeutſchen J gehabt haben kann, ergiebt ſich daraus dass alle alten J im Inlaut getilgt worden ſind: z. B. mittelhochdeutſch mâje, krâje, sâje, drâje, blâje, nâje, wâje, blŷeje, kŷeje, vrŷeje, glŷeje, mŷeje, brŷeje u. ſ. w. ist neuhochdeutſch zu *mâə* (mähe), *krˀâə* (krähe), *fâə* (fäe), *drˀéə* (drehe), *blâə* (blähe), *nâə* (nähe), *wéə* (wehe), *blŷə* (blühe), *kɨ̇ŷə* (Kühe), *frˀŷə* (frühe), *glŷə* (glühe), *mŷə* (Mühe), *brŷə* (brühe, Brühe) u. ſ. w. geworden, nicht aber bŷege, vŷege, klŷeger, ſchlŷege, trŷege, krŷege, träge, lâgen u. ſ. w. zu *bŷə* (Büge), *fŷə* (füge), *klljəˀ* (klüger), *šljə* (schlüge), *tˀrˀŷə* (trüge), *kˀrˀŷə* (Krüge), *tˀrˀâə* (träge), *lâən* (lägen) u. ſ. w.; folglich kann das G nicht wie unſer J gelautet haben.

Für die echte Media *g* im Inlaut ſpricht ferner unſere herkömmliche Rechtſchreibung, welche im Ganzen als ein treues Bild unſerer Sprache zu betrachten ist, ganz entſchieden, indem ſie J, CH und G ſcharf ſondert und zwar in Übereinstimmung mit den oberdeutſchen Mundarten; ſie ſchreibt weder gejen, noch gechen, ſondern gegen; ſchlagt neben ſchlacht; mögt neben Macht, mochte, gemocht. ſo wenig die vorkommenden Vertauſchungen von Ü und I, von Ö und E, von O und A, von SCH und Z, von S und SS u. ſ. w. beweiſen, dass man Ü, Ö, O, SCH, S wie I, E, A, Z, SS u. ſ. w. ſprechen müsse, ebenſo wenig kann man aus

den vereinzelten Vertauſchungen von G, J und CH etwas gegen die richtige Unterſcheidung der entſprechenden Laute folgern.

Sowohl die Sprachgeſchichte als die neuhochdeutſche Orthografie giebt alſo den zwanzig Millionen Deutſchen Recht welche das inlautende G niemals weder als J, noch als CH hören lassen.*

Hinter N ist G stäts geſchwunden, nachdem N (wie vor K) zu *ŋ* geworden; statt *laŋgə* spricht man heute *laŋə*. Genau wie *ŋg* ist auch *mb* behandelt worden: statt des Lambes, krumbe u. ſ. w. ſagen wir jetzt des Lammes, krumme u. ſ. w. Da Lammes Lamm, Kämme Kamm, krumme krumm u. ſ. w. und nicht etwa Lammes Lamp, Kämme Kamp, krumme krump u. ſ. w. das im Nhd. einzig Zulässige ist, ſo kann natürlich auch nur das bei der vorwiegenden Mehrheit übliche Geſaŋes Geſaŋ, ich driŋe ich draŋ u. ſ. w., nicht aber Geſaŋes Geſaŋk, ich driŋe ich draŋk u. ſ. w. für neuhochdeutſch gelten.

Überall wo ſich im Inlaut vor Tönenden die Media erhalten hat, kann kein Zweifel darüber ſein, was im Auslaut und vor T und S an deren Stelle treten muss. Wir ſagen gében gáp, líeben líept, gráben grăpst u. ſ. w. láden lút, Wälder Wältchen, neidiſch Neit u. ſ. w. und nicht etwa gében gáf, líeben líeft, gráben grăfst u. ſ. w., láden lús, Wälder Wälschen, neidiſch Neis u. ſ. w.; folglich ist auch nur genŭgen genúk, lŭgen lók, bergen bark u. ſ. w., und nicht genŭgen genúch, lŭgen lóch, bergen barch u. ſ. w. den neuhochdeutſchen Lautgeſetzen gemäs. Das ist nicht etwa eine Neuerung: ſchon das Mittelhochdeutſche ſchreibt im Auslaut stäts C, T, P statt G, D, B. Dasselbe thun das Griechiſche, das Lateiniſche und viele andern Sprachen vor T und S: statt GT und GS erſcheint ausnahmslos KT und KS; z. B. *ἐκλεκτικός* von *ἐκλέγω*, — director von dirigo u. ſ. w. Da unſere ſchulen das Ohr der Jugend vom ersten Leſeunterricht an gegen den

* In Herrigs Archiv Bd. 57, ſ. 196 ff. und 209 habe ich gezeigt, wie unbeſonnen und gedankenlos es ist wenn man ſich zur Feststellung des nhd. Lautstandes auf den ſogen. „Wohllaut“ und auf den Reim berufen will. Wenn z. B. Goethe überzeugen: Gleichen, — vergnügen: Grieechen, — Augen: brauchen u. ſ. w. bindet, ſo ist das für ihn und die Millionen welche überzeichen, vergnieechen, Auchen u. ſ. w. sprechen, ganz richtig gereimt; aber ſollen wir deshalb das Nhd. verhunzen? — Da man gewohnt ist in Aufſätzen über nhd. Lautlehre die naivste Voreingenommenheit und Befangenheit zu finden, ſo bemerke ich ausdrücklich, dass die hier von mir vertheidigte Sprechweiſe weder die meiner Heimat ist, noch die der Gegenden in welchen ich den grösten Theil meines Lebens verbracht habe. Gegenüber der ſeltſamen Leidenſchaftlichkeit, mit welcher ſich die Leute oft für ihre Sprachgewohnheit erhitzen, erkläre ich ferner, dass ich mit der grösten Seelenruhe gejen, oder gechen, oder jejen, oder chechen u. ſ. w. sprechen würde, wenn eine dieſer Lautformen allgemein üblich wäre; davon ſind ſie freilich alle weit entfernt.

Unterfchied zwifchen den reinen, ungehauchten Tenues einerfeits und den Aspiraten und Affrikaten *ph*, *th*, *kx̌*, *kx* (wie im neuhochdeutfchen Pass, Tón, Kiel, Kasse) und den tönenden Medien andrerfeits gewaltfam abstumpfen, giebt es freilich unzählige Leute welche ap, unt, lák sprechen und gleichwohl mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit ab, und, lág zu hören behaupten.

Die hier auf Grund streng wissenfchaftlicher Unterfuchung als neuhochdeutfch nachgewiefene Sprechweife herfcht auf der Bühne und wird von Männern wie Karl Weinhold, Daniel Sanders, Heinrich Laube, Richard Wagner, Julius Stockhaufen, Ferdinand Hiller, Karl Eckert u. A. als die richtige anerkannt und gelehrt. Es kennzeichnet fo recht die auf dem Gebiet der neuhochdeutfchen Lautlehre herfchende Stümperei und Unwissenheit, dass Manche fich nicht entblöden jenen Lautstand als etwas Gemachtes und Erkünsteltes hinzustellen; diefen Herren ist unbekannt, dass zwanzig Millionen, worunter auch zahlreiche Niederdeutfche, das G weder in der Volksmundart noch in der gebildeten Rede mit J oder CH zufammenwerfen.

Saargemünd. ——— J. F. Kräuter.

Fehlerhafte Imperative.

Eine geradezu widerwärtige (weil durch nichts zu rechtfertigende) Erscheinung des neueren deutschen Sprachgebrauchs sind solche Imperative wie „trete“ statt „tritt“, „lese“ st. „lies“, „schelte“ st. „schilt“, „komme“ st. „komm“, „lasse“ st. „lass“, „verlasse“ st. „verlass“ u. a. Man kann allerdings sagen: „Er trete heran und lese diesen Brief (accedat atque legat has litteras; qu'il approche et qu'il lise cette lettre) — das sind aber bekanntlich keine Imperative, sondern es ist der Conjunct. Präsentis und zwar nicht in der zweiten, sondern in der dritten Person Sing. In der zweiten Person Imperativi kann es nur heissen: „Tritt heran und lies diesen Brief“; desgl.: „Komm und lass Dich umarmen“, nicht: „Komme und lasse Dich umarmen.“ Denn die zuletzt genannten Formen könnten wiederum nur als dritte Person Conj. Präs. angesehen werden („Er komme und lasse sich umarmen“).

Fehlerhafte Imperative dieser Art finden sich nicht selten, auch bei einzelnen Klassikern, z. B. bei Göthe: vergl. G.'s Werke XIII, 346 („So ziehe denn hinüber und trete frisch in jenen Kreis“);* desgl. XII, 165 („Betrete“ st. „betritt“). Die zuerst genannte Imperativform findet sich auch bei Anast. Grün: vergl. den „Letzten Ritter“ p. 198 („Du aber Karl, mein Enkel, o trete näher mir“). Die Imperative „schelte“ und „empfehle“ st. „schilt“ und „empfiehl“ kommen ebenfalls bei Göthe vor: vergl. XIV, 20 u. XXVIII, 362. „Lasse“ st. „lass“, „verlasse“ st. „verlass“ sind ziemlich häufig und weniger anstössig für das Sprachgefühl: vergl. Anast. Gr. „Der letzte Ritter“ p. 165, und den bekannten „Aufruf“ von Th. Körner („Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen etc.“), während es in demselben Gedichte kurz vorher richtig heisst: „Lass den Meissel fallen etc.“ Ebenso lesen wir bei einem bekannten Schriftsteller der neuesten Zeit: „Führe mich zur Mauer und lasse mich dort nieder“ (vergl. Ebers: Homo sum, 4. Aufl., Stuttg. u. Leipz. bei Hallberger, p. 389).

* Auch hier wäre es natürlich richtig, zu sagen: „Er ziehe hinüber und trete frisch in jenen Kreis.“

Merkwürdig aber ist es, dass wir bei dem soeben genannten Autor bisweilen auch die umgekehrte Erscheinung finden. In einer bei ihm sehr beliebten Redeweise gebraucht er nämlich eine Imperativform, wo der Conj. Präs. stehen müsste: vergl. Homo sum p. 32 („Sieh Einer den Tölpel" st. „Sehe Einer den Tölpel", videat aliquis hominem rusticum).

Ldsb. a. d. W. A. W.

Zur Geschichte der pseudo-aristotelischen Ortseinheit.

In einer bei Georg in Genf erschienenen Brochüre Les Unités d'Aristote avant le Cid de Corneille, bedaure ich, den Commentar Castelvetro's zu Aristoteles' Poetik nicht zur Hand gehabt zu haben. Hier in Mailand habe ich nun die erste (Wiener) Ausgabe von 1570 einsehen können. Sie enthält Fol. 60 folgende für mein Thema wichtige Stelle:

„Appresso, la tragedia non ricevette la lunghezza della favola dell' epopea, cioè non ricevette quella azione che trapassi un giro del sole, nel poteva ricevere secondo il possibile, siccome mostreremo. Ora, perchè la tragedia da prima ricevesse ancora la lunghezza dell' epopea, la quale ha rifiututa poi, essendosi avveduta che non le si conveniva come cosa impossibile, — Aristotele parla specialmente dello spazio che può al più occupare la tragedia, che è un giro del sole, laddove lo spazio dell' azione dell' epopea non è determinato. Perciochè l'epopea narrando con parole sole può raccontare una azione, avvenuta in molti anni e in diversi luoghi senza sconvenevolezza nissuna, presentando le parole allo intelletto nostro le cose distanti di luogo e di tempo, la qual cosa non può far la tragedia, la quale conviène aver per soggetto un' azione avvenuta in piccolo spazio di luogo e in piccolo spazio di tempo, cioè in quel luogo e in quel tempo dove e quando i rappresentatori dimorano occupati in operazione, e non altrove, nè in altro tempo. Ma così come il luogo stretto è il palco, così il tempo stretto è quello che i veditori possono a suo agio dimorare sedendo in teatro, il quale io non veggo che possa passare il giro del sole, siccome dire Aristotele, cioè ore dodici, conciosiacosachè per le necessità del corpo, come è mangiare, bere e deporre i superflui pesi del ventre e della vesica, dormire e par altre necessità, non possa il popolo continuare oltre il predetto termine così fatta dimora in teatro. Nè è possibile a dargli ad intendere, che sieno passati più dì e notti, quando essi sensibilmente sanno, che non sono passate se non poche, ore, non potendo l'inganno in loro avere luogo, il quale è tuttavia riconosciuto dal senso. Per la qual cosa veggansi Plauto e Terenzio come si possono scusare di non aver errato, che in alcune commedi, loro hanno fatto durare, l'azione più lungo, d'un giorno. Ora quantunque l'epopea, come abbiamo detto, non sottogiaccia alla necessità di questa legge e possa raccontare una azione avvenuta in molti anni, non che in molti dì, e in luoghi molto distanti, non che in un luogo largo, — non può non dimeno essa tirare il suo raccontamento in lungo tanto, che non fosse cosa verisimile, che esso epopeo l'avesse potuto recitare al popolo in una fiata, cioè in tante ore in quante con suo agio l'avesse potuto il popolo ascoltare per quelle medesime, ragioni per le quali la tragedia non si può tirare in lungo oltre il giro del sole. E perciò si trova la distinzione dell' epopea lunga in libri di tanta lunghezza di quanta è verisimile che agiatamente, abbia l'autore, potuto recitare e l'ascoltatore udire in una sola volta."

Man ersieht aus dieser wichtigen Stelle: 1) dass der Autor sich der 1561 publicirten Ansicht Julius Cäsar Scaliger's anschliesst, nach welcher die Dauer der tragischen Handlung mit derjenigen ihrer Aufführung zusammenfallen soll, 2) dass Philip Sidney's Apology for Poetry aus Castel-

vetro geschöpft hat (man vergleiche nur den Passus über Plautus und Terenz), 3) dass die Ortseinheit also schon 1570 klar ausgeschieden und der Zeiteinheit gegenübergestellt erscheint. Bis auf Weiteres muss wohl Castelvetro als ihr Finder und Formulirer betrachtet werden.

Mailand. H. Breitinger.

Tout comme chez nous.

In Nolant de Fatouville's „Arlequin, Empereur dans la Lune", aufgeführt im Jahre 1684 (Ghérardi „Théâtre Italien", Bd. I), macht Harlekin, der sich für den Kaiser im Monde ausgegeben hat, dem Doctor, dessen Tochter er heirathen will, eine Beschreibung der Mondbewohner; bei jedem Zuge dieser Beschreibung bemerken die Umstehenden: „C'est tout comme ici." Daraus ist das bekannte „tout comme chez nous" geworden, wie Goethe in der „Italienischen Reise", Brief aus Castel Gandolfo vom 8. October 1787, citirt. Schon Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans schreibt am 22. October 1794 an Kurfürstin Sophie von Hannover (Ranke „Französische Geschichte", 1. Aufl. 1870, 6. Bd., S. 216): „Man kann nicht sagen von Lutzenbourg wie im Empereur de la Lune: c'est tout comme ici — denn man sieht hier wenig vergnügte Gesichter." Auch Holberg benutzt im „Ulysses von Ithacia", Act 2, Scene 2 diese Wendung häufig in dänischer Form. Georg Büchmann.

Zu dem Bd. LXII, S. 77 ff. veröffentlichten Vortrag des Herrn K. Biltz über die Etymologie des Wortes „Sorge" sei es gestattet einen kleinen Nachtrag zu liefern. „Sarg" heisst in Oesterreich beim Buchbinder das, was in Norddeutschland „Falz" genannt wird, die Einpressung am Rücken des Buches, wo die Deckel angelegt werden. Wenn der Deckel des Buchs zu schwer aufgeht, so hat es einen zu kleinen „Sarg" oder „Falz". „Sarg" heisst ferner in Süddeutschland der einschliessende Rahmen an einem Tisch, in welchem die Füsse eingereiht sind, auf welchem das Tischblatt aufliegt; ferner der untere Rahmen an einem Kasten, in welchen die Rück- und Seitenwände eingefügt sind, welcher also unten den ganzen Körper des Kastens umschliesst.

Statt Besteck ist in Süddeutschland allgemein Gesteck oder G'steck zur Bezeichnung einer Frauensperson in humoristischem oder auch verächtlichem Sinn. Ein Localblatt brachte vor einiger Zeit in einer Persiflage der Mode folgende Verse im Volksdialekt:

Was bampelt mer mei Röckle,
Was bampelt mer mei Schlepp,
Was bin i für e G'steckle
Mit meine falsche Zöpp'.

Notiz.

Der Verfasser der im LXII. Bande des Archivs (S. 114—116) besprochenen deutschen Literaturgeschichte in italienischer Sprache ist ein geborener Waldenser und heisst eigentlich Jean Jacques Parander, Pasteur. Brenles près Moudon (Vaud) Suisse. Im Verkehre mit seinen italienischen Landsleuten dagegen schreibt er sich Gian Giacomo Parandero.

Die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur.

Von

J. E. Riffert.

I.

Die alte Zeit.

Indem in folgenden Blättern achtzehn Jahrhunderte deutscher Geistesbestrebungen mit besonderem Hinblick auf ein bestimmtes Gebiet derselben vorgeführt werden sollen, ist es die Absicht, unter der Bezeichnung der „Hermannsschlacht in der deutschen Literatur" die Grenzen der Betrachtung soweit zu ziehen, dass auch alle diejenigen Schriftdenkmäler dabei zu berücksichtigen sind, die, gleichsam Ableger des gewaltigen Stoffes, sich um die Vor- und Nachgeschichte des cheruskischen Helden gruppiren und als „Hermans Tod" und unter ähnlichen Titeln in der Literatur zu Tage getreten sind. Da dies Verfahren, bei der Untrennbarkeit so verwandter Tatsachen, keiner besonderen Rechtfertigung bedarf, so gehe ich sofort auf die notwendige geschichtliche Unterlage der Arminius-Ereignisse über. Diese, auf den unten angezogenen Historikern fussend, stellen sich in Kürze, wie folgt, heraus.* Ar-

* Tacitus, Annal. I, 55—71. II, 5—26. 44—46. 62. 63. 88. XI, 16—17. XII, 27. Cassius Dio LVI, 18—22. 24. 25. LVII, 5. 6. 18. Vellejus Paterculus II, 117—120. Strabo VI, 4. VII, 1. Florus IV, 12. Sueton, Augustus 23. Orosius VI, 21. Plinius VII, 45. Seneca, epist. 57. Zonaras, Annal. tom 2. — Ein antiker Poet, ein Römer, der letzten Zeit des August angehörig, berührt die Varusschlacht ebenfalls, Manilius, im ersten Buche seines Astronomikon: feurige Zeichen hätten sich bei jenem Ereigniss am Himmel gezeigt (Ausg. v. Bentley, 1739, v. 896 ff.):

min,* ein Cherusker, Sohn des Segimer, wahrscheinlich 16 v. Chr. geboren, teilweise in Rom erzogen, überfällt mit Hülfe der Katten, Marsen und Brukterer im Herbst des Jahres 9 n. Chr.** drei römische Legionen, die achtzehnte, neunzehnte und zwanzigste, unter dem Oberbefehl des Quintilius Varus, als dieser auf einer Expedition in das Innere Germaniens begriffen war, zuerst an der Weser, darauf, als der Römer sich zurückzog, im teutoburger Walde, woselbst das feindliche Heer vollständig vernichtet wurde.*** Als darauf, im Jahre 15, Germanicus seinen ersten Rachezug unternahm, spielte Segestes, ein Freund der Römer, seine Tochter Thusnelda, Armins Gemalin, in die Hände desselben.† Wütend über den Verlust, wiegelt der Gatte die Cherusker von neuem auf; zwi-

„Externas modo per gentes; ut foedere rupto
Cum fera ductorem rapuit Germania Varum,
Infecitque trium legionum sanguine campos;
Arserunt toto passim volitantia mundo
Lumina, et ipsa tulit bellum natura per ignes,
Opposuitque suas vires, finemque minata est."

* Ueber den Namen später.

** Vellej. Paterc. II, 117. Ein Gelehrter, Eduard Schmidt, will die drei Schlachttage für den 9. 10. und 11. September berechnet haben. Clostermaier, Wo Hermann den Varus schlug. Lemgo 1822, p. 201. — Auch das Jahr 9 blieb nicht unbestritten (Brandes); man nahm noch die drei folgenden 10, 11 und 12 in Anspruch.

*** Der Kampfplatz zieht sich in die Gegend zwischen Oesterholz, Schlangen und Haustenbeck im lippischen Walde zusammen Clostermaier, p. 87 bis 110. Ueber den Zug des Varus weiter unten. Ferner Tac. Annal. I, 61. XII, 27. Interessant ist, dass dem Germanicus später eine Anhöhe gezeigt wird, von der Armin zu den Deutschen vor dem Angriff geredet. Eine Karte des Kampfplatzes findet man bei Tappe, Die wahre Gegend und Linie der dreitägigen Hermannsschlacht.

† Ihren Namen kennt als Einziger Strabo, VII, 1. Thussinhilda. Sie gebar in der Gefangenschaft den Thumelicus und ward mit diesem im Triumph aufgeführt. Beide waren 47 schon tot. Im genannten Jahre war von dem Heldengeschlecht nur noch des Flavius Sohn, Italicus, Armins Neffe am Leben. Die Prachtworte des Tacitus, Thusneldens Gefangennehmung betreffend, lauten: (Annal. I, 57) „Inerant feminae nobiles, inter quas uxor Arminii eademque filia Segestis, mariti magis quam parentis animo, neque victa in lacrimas neque voce supplex, compressis intra sinum manibus gravidum uterum intuens." — Ueber ihr sowie ihres Sohnes vermutliches Bild in den Statuen der Loggien dei Lanzi zu Florenz vgl. Göttling, Thusnelda und Thumelicus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Jena 1843. Bei der Mutter ist der Beweis der Echtheit sicherer. Die tiefe Tragik der Züge eignete sich wol für die vor dem feindlichen Triumphwagen schreitende Gemalin Armins. Unter den Neueren haben Ernst von Bandel und Piloty ihre Gestalt zu fixiren gesucht, ersterer plastisch, letzterer malerisch.

schen ihm und Cäcina, dem Unterfeldherrn des Germanicus, kommt es auf dem zweiten Kriegszuge zur Schlacht, die infolge der Uneinigkeit der germanischen Fürsten verloren geht. Durch die Wälder Deutschlands abgeschreckt, setzt Germanicus ein Heer vermittelst einer Flotte an der Küste der Nordsee ab; an der Weser treffen sich die beiden Gegner, die Deutschen wieder unter Führung Armins; nachdem dieser in einer Unterredung über den Strom hinüber vergebens seinen römisch gesinnten Bruder Flavius zu seiner natürlichen Partei herüberzuziehen versucht, siegen zwar bei Idistavisus (16 n. Chr.) die Römer von neuem, jedoch hält es Germanicus für geraten, den Rückzug anzutreten. Seitdem blieben die Germanen von Italien aus unbehelligt. Armin wollte sich in der Folge, aus seiner gewaltigen Natur heraus, die Alleinherrschaft aneignen, wol mit dem Hintergedanken, Rom in Italien anzugreifen; seinen mächtigsten Gegner Marbod, den Beherrscher der Sueven, schlug er aus dem Felde; zuletzt fiel er durch Hinterlist seiner Verwandten, im Alter von siebenunddreissig Jahren, also 21 n. Chr.*

Was die Haupttat unsres Helden, die Schlacht im teutoburger Walde, anbelangt, so muss, um sie richtig zu beurteilen, vor allem eins im Auge behalten werden. Als historisches Ereigniss, als Factum an sich, war sie keineswegs von so ungeheurer Bedeutung. Will man den Berichten der Römer Glauben schenken, so fielen bei Idistavisus, wenige Jahre nach dem Untergang der drei Legionen, sicher eben so viel Germanen, wie Römer im lippischen Walde. Aber, was diese Schlacht aus der deutschen Geschichte wie wenige heraushebt, was sie, ich möchte sagen, typisch für einen Befreiungskampf macht, das waren die ethischen Motive, die sie bedingten, war der moralische Eindruck, den sie hervorbrachte. Dieser letztere war so bedeutend, dass der Sieg durch zwei darauf folgende, für die Deutschen ungünstig ausfallende Schlachten nicht ge-

* Die Daten ergeben sich aus Tac. Ann. II, 88. — Ebendaselbst widmet er dem Gefallenen die ehrenvollen Worte, die auch sein Denkmal auf der Grotenburg zieren: „Arminius, liberator haud dubie Germaniae, et qui non primordia populi romani, ut alii reges ducesque, sed florentissimum imperium lacessierit, proeliis ambiguus, bello non victus.“

trübt werden, ja der siegreiche Römer noch obendrein nach diesen Vorteilen gezwungen werden konnte, sich mit dem Rhein als Grenze zu begnügen, nachdem er bereits bis an die Weser vorgedrungen war.

An den unter den Strich verwiesenen Nekrolog, den Tacitus dem Helden widmete, knüpft sich nun sogleich die erste Nachricht, dass vielleicht schon zu Armins Lebzeiten, sicher aber bald nach seinem Tode Lieder von seinen Taten im Munde der Landsleute erklangen. „Canitur adhuc, fährt der Römer fort, barbaras apud gentes, Graecorum annalibus ignotus, qui sua tantum mirantur, Romanis haud perinde celebris, dum vetera extollimus, recentium incuriosi.“ Tacitus schrieb seine Jahrbücher etwa hundert Jahre nach der teutoburger Schlacht; die Gesänge lebten also zu jener Zeit noch im Volke; erhalten sind sie uns nicht.

Jakob Grimm* hat diese Notiz, die uns den Befreier Deutschlands zum ersten Mal von poetischem Lichte verklärt zeigt, zerstören wollen. Er nimmt an, Tacitus habe Lieder von dem Helden Irmino gehört und sie irrtümlich auf Armin bezogen. Ich glaube, dass diese Behauptung der Beweiskraft völlig ermangelt. Und angenommen, sie wären unserm Helden nicht als eigentümlich zuzuweisen, hätte man nicht die Frage als berechtigt aufzuwerfen, ob die Germanen ihren Befreier nicht in Liedern gefeiert haben sollten? Was, aus der Erfahrung aller Zeiten heraus, nur mit: Ja beantwortet werden müsste.

Noch eine zweite Hypothese ist hier zu erörtern. Mone** will die Lieder für Siegfriedsgesänge in Anspruch nehmen. Er folgert: die Taten Armins den Römern gegenüber mussten untergehen, sobald man dieselben nicht mehr als Feinde zu betrachten hatte. Nur der tragische Tod blieb im Gedächtniss der Nachwelt haften. Nachdem so der politische Charakter des Ereignisses abgestreift war, bildete die Sage sich wesentlich als Familiensage aus: die kurze unglückliche Ehe (Armin, Thusnelda; Siegfried, Chriemhilt), die einem andern bestimmte

* Mythologie, 4. Auflage. I, 292.

** Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache. Aachen und Leipzig 1830. I, 69—73.

Frau, die mörderischen Verwandten, der frühe Tod, der grosse Ruhm. Auch bei Siegfried treten die Taten — der Kampf mit dem Lindwurm, der Sieg über die Nibelungen — zurück, sie werden nur erzält; dazu erinnert Chriemhilt der Wortbedeutung nach an Thusnelda, die als Thursenhilt eine Riesenkampfjungfrau wie Chriemhilt ist; der Ort, den Germanicus dem gefangenen Segest zum Aufenthalt anweist, das castra vetera, ist in der Tat Xanten; die Alliteration in den Namen Segest, Segimunt, Segimer leitet auf Siegmund, Sieglint und Siegfried hin, in Adgandester, der nach Tacitus sich erbot, Armin durch Gift beiseite zu schaffen, ist im Keim bereits der Name des Hagen enthalten, und das: „dolo propinquorum cecidit" des Römers deutet auf Hinterlist bei der Ermordung hin. Dann muss Etzel als römischer Kaiser in Anspruch genommen werden, dessen Hof dem des Hunnenkönigs an Pracht gleichkommt; zudem war auch Siegfried daselbst anwesend,* wie Armin zu Rom; sein Geschlecht, wie das der Burgunden, ward in den Kämpfen nach des Helden Tode aufgerieben. Nur ist ein Unterschied zu bemerken: bei den Cheruskern sucht der Mann die Rache, im Liede der Nibelungen die beleidigte Frau.

Ich glaube, dass es wenig Mühe in Anspruch nehmen würde, die Mone'schen Ausführungen Nummer für Nummer zurückzuweisen; die übereinstimmenden Punkte sind zum Teil Zufall, zum Teil sehr problematisch, wie die Alliteration der Namen, die man bei altgermanischen Geschlechtern vielfach antreffen kann; und Hagen etymologisch mit Adgandester in Verbindung zu bringen ist schwerlich erlaubt. Zudem leidet die ganze Ausführung an grosser Künstlichkeit. So ist für Armin, wie für Chriemhilt, keineswegs Rache das Hauptmotiv seiner Kämpfe gegen Germanicus, Cäcina und Marbod. Und endlich, was die einzelne Widerlegung der Mone'schen Hypothese überflüssig macht; mit seinen Vergleichungen würde man die ganze Siegfriedsgestalt als eine Sagengestalt hinstellen müssen; sie ist aber eine mythische, die erst sich zur sagenhaften ausbildete, als geschichtliche Momente hinzutraten. Von Siegfried

* Nibelungenlied, Zarncke 177, 4.

erzälten die Germanen sicher schon, ehe ein Römer deutschen Boden betrat.

Dass aber im Arminstoff ein nationales Epos im Keime verborgen lag, tragisch und gross, wie das Nibelungenlied, will ich nicht bestreiten. Zeit und Umstände, andere Helden, wie der Berner, erstickten eben die junge Pflanze, wie sie uns die taciteischen Lieder repräsentiren. „Das blutige Ende Armins, der in den heimischen Bergen von der Hand neiderfüllter Verwandten erschlagen wird, erinnert an den Tod unseres Nibelungenhelden Siegfried am dunklen Lindenbrunnen.“*

Diese verlorenen Lieder von Armin, von denen nur dürftige Kunde zu uns gelangt, sollte, wenn auch nicht dem Wortlaute nach, die deutsche Literatur von nun an nicht mehr los werden. Wie ein Strom durchzieht ihr Inhalt die Jahrhunderte, oft lange Strecken unter der Erde fliessend, unsichtbar, aber stets von neuem hervorquellend, nie versiegend. Und nie zu gleichgültiger Zeit. Es sind hochbedeutende Tage, und wenn nicht bedeutend, so doch bedeutendes vorbereitend, in denen sich Männer finden, die das verborgene Gold, das in jenen Liedern lag, hervorhoben und es zu Formen gestalteten. Nicht jedes Jahrhundert erinnert sich des Wahrers der deutschen Nationalität, aber wenn er wieder ans Licht tritt, da wird der Cherusker ein Vorkämpfer des deutschen Wesens, gegen welchen Feind es auch sei. Ja man möchte behaupten, dass mehr als in den Tagen der Freude, in denen der Not er seinem Volke ein Hort des Trostes und der Begeisterung geworden, auf welchen blickend seine Edlen einer bessern Zukunft entgegenarbeiteten.

Wie lange die von Tacitus erwähnten Gesänge am deutschen Herd erschollen, wissen wir nicht; sie gingen wol in den Fluten der Völkerwanderung zu Grunde, als der germanische Volkskörper sich auseinandersprengte, die einzelnen Teile sich ihre Stammeshelden schufen. Auch währt es lange, bis wir dem Namen des Armin wieder begegnen und nur kümmerlich sind die Andeutungen, die besagen, dass die Tat im teuto-

* Georg Weber, Germanien. In Schmidt, Deutsche Nationalbibliothek. 1861. I, 117.

burger Bergwalde sich überhaupt im Gedächtniss der Nachkommen erhielt. Dass dies aber trotzdem der Fall war, soll im Folgenden nachgewiesen werden.

II.

Von der Völkerwanderung bis zur Reformation.

Wenn man heutzutage bei Nennung des Namens: deutsches Kaisertum sich unwillkürlich ein solches als von Deutschland ausgehend denkt, so ist diese Ansicht erst eine Errungenschaft der nationalen Reformation des sechszehnten Jahrhunderts. Vor dieser war ein solches Fühlen dem Deutschen fremd. Das alte Römertum beherrschte auf Jahrhunderte hinaus die Gemüter noch mit solcher Gewalt, dass, wenn Karl und Otto nach der Kaiserkrone griffen, es sich von selbst verstand, dass sie sich als Nachfolger der römischen Cäsaren betrachteten, von welchen sie nur ein Interregnum trennte. Rom war und blieb der Schwer- und Mittelpunkt dieses internationalen Weltreichs,* was um so selbstverständlicher war, als sich in seinen Mauern die höchste Potenz des geistlichen Reiches, der Papst, befand. Beide Gewalten, sich verbindend, sich abstossend, zeitweise einander unterdrückend, bildeten die Doppelspitze des grossen Reiches; selbst in Zeiten höchsten Zwiespaltes beider war von einer deutsch-nationalen Gegnerschaft nicht die Rede. Die Ansätze hiezu sind auf anderer Seite zu suchen: die Welfen hatten dieselbe als Parole auf ihre Fahnen geschrieben, in Walter von der Vogelweide rang etwas Derartiges und gab ihm seine Sprüche ein.

Diese Abschweifung war nötig, um zu begreifen, dass eine solche Zeit einen Armin weder brauchen noch verstehen konnte. Was sollte jene Schlacht, von vier germanischen Stämmen erfochten, den Sachsen, Franken und Hohenstaufen? Sie verlor,

* Wie wenig eine specifisch deutsche Geschichte im Gefühl der Zeit lag, beweisen die Chronisten, die stets von Adam an in ununterbrochener Folge bis in die Gegenwart erzälen und Karl den Grossen unmittelbar an die römische Kaiserreihe anknüpfen. Es steckte dies eben der damaligen Welt im Blute.

als ein Glanzpunkt deutschen Nationalitätsbestrebens ihren Wert für die, denen das alte Rom mit seiner gigantischen Wucht den Blick blendete. Für die höheren Kreise jener Tage war der cheruskische Held mit seiner unritterlichen Grösse zudem nicht geschaffen. Wie unter den Ottonen die lateinische, so beherrschte unter den Schwaben französische Bildung die oberen Stände. Wol wandte man auf die Vergangenheit den Blick, aber es war der Wald von Breziliane, nicht der teutoburger, in dem sich die neuen Fantasiehelden der Tafelrunde tummelten. Kaum dass einmal ein Dichter es schüchtern wagte, wie Hartmann von Aue und der Bruder Werner der Gärtner eine deutsche Fabel zu behandeln. Den gewaltigsten Stoff, den die Poeten selbst durchlebten, den Kampf der Hohenstaufen, Welfen und Päpste, liessen sie unbeachtet an sich vorübergehen. Das Wenige, was sich ansatzweise findet, verflüchtete ins Legenden- und Sagenhafte.*

Auch die Geistlichkeit, Trägerin der Wissenschaft, konnte kein Interesse daran haben, einen Sieg zu feiern, der die Kraft germanischen Heidentums so glänzend bewährt hatte.**

Wenn die mächtigsten Factoren sich so gegen sie verschworen, was Wunder, wenn bei den wortführenden Mächten die Arminschlacht in Vergessenheit geriet? Erst als man dem römischen Cäsarentum entsagte, konnte der bescheidene Held wieder emporsteigen, um die patriotische Führung zu übernehmen. Wie so manche andere, so war auch diese Erinnerung zu wecken die Reformation berufen.

So stand denn in dem Jahrtausend zwischen der Völkerwanderung und der religiösen Umwälzung unter den Deutschen das Bild, von den leitenden Kreisen verlassen, verwaist da, nur der Pflege des Volks anheimgegeben. Dass es aber von die-

* Wunder nimmt es doch, dass der patriotische Walter, der sonst mit dem Entferntesten seine Lieder auslegt, den Helden nirgends ins Treffen führt. Es zeigt dies, wie weit die höfische Richtung dem volkstümlichen Boden sich entrungen. Walter wusste ohne Zweifel nichts von Armin, wie auch Wolfram, der doch wieder Fühlung mit den Heldenliedern hatte.

** Wie die Geistlichkeit sich von der germanischen Urzeit abwandte, ersieht man als besonders drastisches Beispiel daraus, dass der Geschichtsschreiber der Sachsen, Widukind von Korvei, in welchem Kloster fünfhundert Jahre später die taciteischen Annalen aufgefunden wurden, diese Epoche deutscher Geschichte vollständig ignorirt.

sein, wenn auch verwischt, mit fremden Bestandteilen übermalt, aber dennoch treu im Herzen getragen wurde, dafür haben wir folgende Beweise.

In einem lateinischen Prosadokument des elften oder zwölften Jahrhunderts, dem sogenannten „vellejischen Bruchstück", das vielleicht zu einer Vorlage der grossen Kaiserchronik gehörte,* wird einer Schlacht zwischen Julius Cäsar und den Sueven gedacht, in welcher ein römischer tribunus militum, Namens Verres, dadurch dem Tode entgeht, dass er sich in einem Sumpfe verborgen hält. Das Bruchstück — es sollte von Schriftstellern der augusteischen Zeit herrühren** — nennt die Stadt, bei welcher dies geschah, Cisaris. Dies Cisaris als Zisa-Riess (Zisa als altgermanische Gottheit; Riess die bekannte Landschaft) ward nun von Glossatoren jenes Dokuments auf Augsburg bezogen; und da daselbst in der Tat ein Perleichturm nachweisbar war und noch ist, ein Wort, noch nicht erklärt, aber ohne Zweifel deutschen Ursprungs, so leitete man diesen Turm als auf einer periens oder perdita legio erbaut her,*** indem den untergegangenen, nicht bekannten Le-

* Massmann, Kaiserchronik III, 309. — Ob übrigens nicht in der Kaiserchronik selbst verworrene Erinnerungen an die ersten Römerkämpfe vorhanden sein sollten? Massmann führt eine Stelle an. Sollte nach v. 315 f.

„die geslehte der Baiere
kômen her von Armênie
da Nôê ûz der Arke gie."

der Name Armenien, von wo die Baiern ihren Ursprung herleiten, nicht aus einer Durcheinanderwirrung der Namen Germania und Arminius entstanden sein? — Später lässt noch Aventin (Baiersche Chronik, Ausg. 1622, p. 57) den König Beyer, den er als den zwölften König der Deutschen anführt, nach Armenien dringen. — Mir scheint übrigens im Allgemeinen der Umstand, dass gerade die Sueven (die Schwaben) zu Gegnern Cäsars gewält werden, sowol an die grossen Suevenkämpfe zwischen Armin und Marbod, als an die Beziehungen des letzteren zu den Römern, denen er furchtbar war, zu erinnern.

** G. C. Mezger, Ueber die Sage einer Schlacht zwischen den Römern und Sueven bei Augsburg. Augsburg 1838, p. 10. — Weitere Nachrichten darüber bei Braun, Notitia historico-literaria de codicibus august. Augsburg 1793. III, 57. 58. — Unterhaltungen aus einigen Teilen der Wissenschaften. Augsb. 1788. — Grimm, Myth. p. 182.

*** Diese Definition wiederholt sich später noch sehr häufig. Andreas Althamer in seinen Scholien de Cornel. Tacit. de Germ. (historicum opus I, 52 ff.)

„Cur me Perlegiam dicant, si forte requiris.
Jam tibi responsum per breve, siste, dabo.

gionen die Cäsars untergeschoben wurden. Zu diesem nicht aussergewöhnlichen Moment kam nun noch ein neues hinzu.

Bereits im Anfang des zwölften Jahrhunderts, im Chronicon Uraugiense (Urach in Schwaben; Verfasser ist ein Ekkehard; es reicht bis 1125) war, auf Sueton fussend, der varianischen Niederlage gedacht,* zugleich jedoch kurz vorher jene Suevenschlacht Cäsars erwähnt worden.** Während das vellejische Bruchstück den tribunus militum Verres nennt, wird er hier zu Varus berichtigt. Denn so hiess derjenige Unterfeldherr nach Cäsar, welcher mit Labienus in Spanien fiel.***

Diese beiden Elemente traten nun zusammen, eine eigentümliche, specifisch augsburgische Localsage erzeugend. Der Quintilius Varus des Sueton, an dem andere römische Historiker Geiz und Habsucht tadeln, mit dem Kriegstribun Cäsars zusammengeworfen, musste an jenen Verres erinnern, dessen Erpressungssucht in Sicilien berüchtigt war. Wie diese augsburger Suevenschlacht und wann sie zuerst mit der varianischen Niederlage sich verbunden, ist nicht genau nachweisbar, ebenso wenig wie die kleinen Zwischenglieder, die beide aneinanderknüpften; bereits fertig tritt uns die neue Sage von der Arminschlacht zuerst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, bei Otto von Freisingen entgegen; zwischen 1125 und 1143 muss diese Umwandlung vor sich gegangen sein.

In dieser neuen Gestalt stellt sich die Arminschlacht nun

Non unum verbum est, duo sed mea nomina sunto,
Quod periit legio hic, Perlegiam vocitant."

Das Chronicon urspergiense hat folgenden Vers:

„Indicat hic collis Romanam nomine cladem,
Martio quo legio tota simul periit."

Im letzteren zeigt die Sage bereits einen Fortschritt; die martische Legion schrieb man speciell der Varusschlacht eigentümlich zu.

* Pertz, VI, 93. „Sub eodem vero tempore Quintilianus Varus proprætor cum tribus legionibus trans Rhenum fluvium mira superbia atque avaricia in subiectos agens, a Germanis rebellantibus cum tribunis et legionibus deletus est. Quam reipublicae cladem Caesar Augustus adeo graviter tulit, ut veste capilloque ac reliquiis lugentium indiciis deformis, et sepe per vim doloris caput parieti collidens, clamaret: Quintili Vare, redde legiones."

** Pertz VI, 89. „Caesar . . . Suevos, gentem ferocissimam, quorum centum pagos esse multi prodiderunt, omnemque Germaniam Romano subdidit imperio." — p. 91. „Titus Labienus et Actius Varus in acie caesi sunt."

*** Hirtius, de bello afr. 27—31. 52. 64.

wie folgt heraus:* „Ea tempestate cum tribus legionibus Varus Romano more superbo et avare erga subditos se gerens, a Germanis deletus est. Quam militis Romani cladem in tantum aegre tulisse fertur Augustus, ut saepissime caput parieti collideret, ac per vim doloris diceret: Quintili Vare, reddes legiones. Gravissimum et atrocissimum hoc Romanorum et Germanorum bellum . . . scribit Suetonius. Unde notari potest quanti roboris praedicta gens Germanorum fuerit, quae in summa auctoritate Romani imperii tantam stragem Romani militis dederit. Tradunt Augustenses hanc caedem ibi factam, ostenduntque, in argumentum collem ex ossibus mortuorum compactum, quem in vulgari Perleich, eo quod legio ibi perierit, usque hodie vocant, vicumque ex nomine Vari appellatum monstrant.“**

Für sich betrachtet ist an diesem Denkmal charakteristisch, dass die Sache den Chronisten kaum berührt. Nichts als einige kümmerliche Worte hat er für die Schlacht übrig, keine Silbe für den Helden selbst. Otto war aus erlauchtem Geschlecht, ein Enkel Heinrichs des Vierten, und man kann schliessen, dass in den von lateinischer Bildung beherrschten Geschlechtern der Sachsen und Franken, die wie früher Karl der Grosse durchaus einer Renaissance huldigten, eine gleiche Teilnahmlosigkeit für die Vorzeit herrschte. Scheint doch schon früher Thietmar von Merseburg (976—1018), in dritter Generation mit Otto dem Grossen verwandt, während er der Irminsul erwähnt,*** wobei es vielleicht nahe lag, wie später Spalatin und andere taten, des Armin zu gedenken, keine Ahnung davon gehabt zu haben, dass ein solcher vorhanden gewesen. Auch Lambert von Hersfeld nicht (gest. 1077), trotzdem sein Buch „de rebus gestis Germanorum“ heisst. Und Gottfried von Viterbo, Notar Konrads des Dritten, Friedrichs des Ersten und Heinrichs des Sechsten, der einen Pantheon verfasste, welcher die Geschichte der Welt von Adam bis Heinrich dem Siebenten

* Pertz XX, 173. Die Darstellung ist nach Sueton und Orosius. Otto war 1109 geboren; er starb am 22. September 1158. Sein Chronicon entstand zwischen 1143 und 1147.

** Ueber diese sowie weitere Bezüge unten.

*** Pertz V, 744.

behandelte, hat über die ganzen Kämpfe zwischen Römern und Deutschen nichts als die kahlen Worte: „Quarto autem imperii eius anno (des Tiberius), id est ab incarnatione Domini 19, Germanicus de Germanis triumphavit.“* Charakteristisch ist für diese ganze Zeit, was der Fuldaer Mönch Marianus Scotus, der unter Heinrich dem Vierten starb, in seinem chronicon unter das Jahr 9 n. Chr. einträgt: „M. Lepidus, L. Arnucius, Tiberius Caesar Dalmatas et Sarmatas in Romanam redigit potestatem.“** Dabei waren diesen Männern sagenhafte Persönlichkeiten keineswegs unbekannt; so führt z. B. der Presbyter Siegfried (1307) den Türingerhelden Irminfried an, den er Erinfried nennt.*** Bis zu welcher Leichtfertigkeit schliesslich diese Gleichgültigkeit führte, zeigt der Erfurter Anonymus der „historia de landgraviis Thuringiae“,† der, nachdem er kurz verzeichnet: „perdidit (Octavianus) tres legiones“, wobei er nicht einmal den Varus nennt, in demselben Athem auf die Dacier übergeht.

Aus dem kaiserlichen Chronisten (auch das vellejische Bruchstück war noch tätig) schöpft die Augsburger Localsage die Chronik von Ursperg,†† indem sie einige nicht ganz wertlose Zusätze hinzufügte, ein Beweis, wie die Fantasie tätig war, den Ruhm der Stadt Augsburg auf Kosten des Armin zu mehren. Die Verfasser, ein Burchard und ein Konrad von Lichtenau, Aebte des Klosters Ursperg, das zwischen Ulm und Augsburg gelegen ist, schrieben am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ihr Werk, das sie bis zum Jahre 1229 fortführten. Ich verweise die Stelle unter den Strich.†††

* Pistorii script. rer. g. II.
** Ebds. I, p. 359.
*** Epit. libri II.
† Pistorii script. rer. g. I, 909. Er schrieb 1253.
†† Wonach Massmann, Kaiserchronik III, 309 zu berichtigen ist. Massmann stellt das Verhältniss zwischen Otto von Freisingen und dem Chronicon urspergense umgekehrt dar. Otto schrieb sein Werk zwischen 1143 und 1147 (Pertz); das Chron. urs. entstand vor 1229. Vgl. Pertz XXIII, p. 334: „Burchardus patria Biberacensis Welfonem ducem a 1191 vita defunctum vidit . . . sub fine anni 1226 diem obiit supremum . . . Cuonradum de Lichtenau, quem successorem habuit Burchardus etc. — p. 335. Ottonis Frisingensis Chronicon bene novit.
††† Pertz XXIII, p. 356. 57. Unter 1168. Der Verfasser spricht als „interpositio de civitate Augusta“ von der Suevenschlacht Cäsars und fährt fort: „De hac perdita legione adhuc Perlaich, quasi perdita legio, nomina-

Noch vier Jahrhunderte lang hielten die Augsburgischen Chronisten an der Meinung fest, dass die Befreiungsschlacht vor den Mauern ihrer Vaterstadt erfochten wurde. Armin wird nie genannt. Dafür treten ihnen näherliegende Persönlichkeiten ein. Das Ereigniss ward vollständig zur Sage; Namen und Orte werden mit ihm in Verbindung gebracht. Erst Ende des sechszehnten Jahrhunderts versuchten zwei kritische Schriftsteller an dem Hergebrachten zu rütteln; dem zweiten derselben, Markus Welser,* gelang es, den Bann des Ueberlieferten zu brechen, mit dem Jahre 1594 kann die Sage als abgetan betrachtet werden. Seitdem begannen die Streitigkeiten in anderen Gauen Deutschlands, welchem engeren Vaterlande der Befreier angehöre.**

tur; ubi post modum hi versus reperti: Indicat etc. (p. 10, Anm.) Solus Verres (hier wieder der frühere Name) tribunus militum amne transmisso in proximis paludibus se occultans honestam mortem subterfugit, lacui Vernse hucusque nomen dedit, unde versus:

Das nomen lacui Verres, quo tu latuisti.

.... Propter hunc Verrem, tradunt Augustenses, hanc caedem fuisse eandem, quam sub Augusto factam quidam describunt. Sed Varum illum nominant his verbis. Folgt die Stelle Ottos von Freisingen. S. oben p 138 f.

* Rer. august. Vind. libri VIII. Venet. 1594, p. 43 f. Welser leitet das Entstehen der Sage aus Vellejus Paterculus II, 25. 39. 122 her. Der andere Sceptiker hiess Achilles Prim. Gassar (Menkenii script. rer. germ. I, 1317 f.).

** Mezger, a. a. O. Folgende Werke bezeichnen die Strasse, die die Sage durch die vier Jahrhunderte nahm.

Adalbert, Prior zu St. Ulrich (13. Jahrh.) im Prolog zum Leben des heil. Afra. (Gloriosissimor. Christi confessorum Udalrici et Symperti nec non beatiss. martyris Afrae etc. historiae. Aug. Vind. 1516.)

Siegmund Meisterlein (1456). Ein schöne Cronick und Historia wye nach der Synndtfluth Noe die teutschen das streitpar volck jren anfang enpfangen haben. 1522. Bl. C III$_1$ bis D II$_1$. Dies Werk hat trotz seiner breiten und wertlosen Darstellungsart Wichtigkeit für uns, weil es zeigt, wie die Sage schöpferisch weiterarbeitete. Dies beweist seine ausführliche Charakteristik des Varus; in dem Hinweis auf die Verse, die auf die Schlacht am Perlachturm gestanden haben sollten („die verss vor alten zeiten darvon gemacht") und in der Notiz, dass Germanicus „mit seyner aigen hand" die Gebeine der Legionen am Perleich zusammengetragen haben sollte, haben wir neues Detail. Letzteres, irrtümlich aus Tacitus entlehnt, weist direct auf die Arminschlacht hin. Meisterlein stand dem volkstümlichen nahe, seine Sprache (er giebt dem Feldherrn die Vorschrift, „dass er seiner hand ain höld vor den feinden sein solle") beweist dies. Er benutzte Eusebius, Otto von Freisingen, Sueton und das noch ausführlich zu behandelnde Gedicht von Kuchlin. Von dem Benehmen des August nach der Schlacht heisst es: „dz die selben hyeter (des röm. Kaisers Leibwacht) allein schwaben seyen gewesen, dz magstu daraus briefen, wann alsbald die niederlegung in den römern under Varro beschach in der stat Vindelica, da

Auch in volkstümliche deutsche Verse flüchtete sich diese Localsage von der Arminschlacht. Das Gedicht,* dem vierzehnten Jahrhundert angehörig, ward von einem Geistlichen, Namens Kuchlin, für einen Maler Georg verfertigt, der die Geschichte Augsburgs an dem Hause des Bürgermeisters Peter Egen daselbst zur Darstellung bringen sollte. Ueber den Dichter, von dem es heisst

„Der tichter haisst der Küchlin,
und hat es genomen von latin
und ze teutsch also verkert,
etwa gemindert, etwa gemert“ —

ist nicht näher bekannt; seine Quelle war vielleicht das chron. ursp. (Mezger, p. 8). Die Darstellung ist kunstlos, doch nicht ohne einen gewissen volkstümlichen Reiz. Als erste poetische Darstellung unseres Ereignisses jedoch hat es bedeutenden Wert, weshalb ich es auch hier unverkürzt wiedergebe:**

1.

Hie sagt diss buch, wie die Römer
für die statt Augspurg zugen.

Als ym Augustus Octavian
kaiserlichen gewallt gewan
und hort, das die edlen Germaney
uberall wollten sigen frey,
da schickt er auss drey legion.
Die ain was komen von den herrn ze Rom,

liess der mechtig keiser Octavianus Augustus die selben schar zu hand von jm dz er besorgt sy fiengen etwaz bösz an als jr landesliut.“ Er verlegt, was nicht uninteressant ist, die Schlacht in das Jahr 16 v. Chr.

Burkhard Zenk, Anfang und Beschreibung der kgl. Stadt Augspurg. In Oefelii rer. boic. script. I, 245.

Eine andere Chronik, von Zenk begonnen und von Jacob Schmidt fortgesetzt; bei Braun, not. hist. lit. IV, 43.

Noch eine andere (Zapf, Augsb. Bibliothek, p. 43) bis 1448 gehend, wiederholt Meisterlein wörtlich.

* 1371—1391. Abgedruckt (ohne Interpunction) bei Braun, notitia hist. lit. III, 184—189 und bei Mezger, p. 6—8. Letzterer, der die Suevenschlacht für sich ausführlich behandelt, hat die von mir aus dem Gedicht gewonnenen Consequenzen nicht gezogen.

** Voraus gehen drei Kapitel von der Vorgeschichte Augsburgs, woran sich dieses als viertes anschliesst. Die Orthographie ist möglichst einheitlich herzustellen versucht worden. Bei ihr, wie in der ganzen Ueberlieferung (sie ist ohne jede Interpunction), herrscht grosse Nachlässigkeit.

und vor auss der statt pretor
fürt yn der streit paner vor.
Die ander zwo legion
komen waitren von Macedon;
die fürt des kuniges sun Avar;
und komen für die statt her,
für Zisaris* die statt gerant.
Die römisch legio was genant
Marcia, und ir pretor
belaib mit im vor dem obern tor,
und schlagend auf das feld
gar köstlich hütten und gezeld.
Mit seinen Kriechen künig Avar
zoch für das tor für war
uber die Wertag,** auf solichen sin
das die Germani nit mochten in,
die man besorgt da her ze komen.***
Er het mit im hin über genomen
all wegen und was haist ross und geschirr,
das er die einfart mocht verirr.***
Also was pey im die grosser macht;
und puten hütten tag und nacht,
bis yn die velder uber all
zu dem geliger warn ze schmal.
Das was yn paiden heren
vil stoltzer junger hern,
die der Römer und Kriechen zucht
gelert waren und wol versucht.

2.

Wie die freien Germani oder
Schwaben der statt ze hilf komen.

Vor paiden toren nu die here
verpauten und verschrankoten sere,
das sie in iren hütten sicher belibent.
Herschauen und mutistern† sie tribent
mit stoltzen hochen prangen,
bis nach ir zukunft vergangen
waurend acht und fünfzig tag.
Von dem neunden ist die sag,

* S. oben p. 137.
** Gewässer bei Augsburg.
*** Auf das Ersatzheer zu beziehen.
† mustern?

das den gemaniclich yn der statt
der göttin ze eren gefürt hat
yeder man, und was kain forcht
ze hütten, weder* tor noch port;
und dienten nach lust der göttin wol.
Des selben tag wurden vol
die nänsten veld mit Schwaben haiden,
die komen warend, dahin zu laiden
die gest und die statt zu retten,
das sie auch ritterlich teten.
Sie überfielend das kriechisch her;
sie machten wegen und hütten ler;
sie erschlugend all die da waren,
ausgenomen den jungen kunig Avaren;
der ward geantwort** nach dem sig
in kunig claider lebendig;
die herrn hatten kain erparm
und wollten kain sein pett geweren;
sie liessen in metzgen als ain ku,***
und begrubent ym in dem veld zu.
Und der Kriech begraben leit,
dem dorf es den namen geit:
Kriegs Avar† den leuten da bekant,
wan der künig Avar was genant.

3.

Hie sagt ditz puch, wie die
Römer erschlagen wurden.

Das geschray kam under die Römer;††
die wolten sich im herüberker
und retten ir hergesellen.
Sie zugent aus den gezelten.††
Die in der statt noment des war
und zugent heraus mit grosser schar;
darunter sassen zwen stattfürsten,
die ward des ersten fechten dürsten.
Der ain was gehaissen Habin.
Die Römer den pald richten hin,

* Ist hier ein: an einzuschieben?
** Vielleicht geworcht?
*** Bei Meisterlein (C. V, 2) „sy metzgeten in als ain thyer."
† Kriegshaber bei Augsburg.
†† Man beachte die alte Art zu reimen.

das er tod auf der erden lag.
Pey ainem perg geschach der schlag:
der perg haist Habinperg* davon.
Kackus, der ander fürst, gar schon
was aus der statt mit pomp geprangt;
nach vechten het in ser belangt;
der ward auch pald erschlagen;
darumb hört man noch sagen,
das ain dorf haist Keckingen**
von des selben tods schlag dringen,
wann es alsda beschechen ist.
Der Römer craft sich sehr beweist
gen dem statt volck yn dem dem streit;
und wärend die Schwaben komen nit,
der statt wer vast misselungen.
Die Schwaben starck herüberdrungen.
Das was der statt geluck gross;
die machten die Römer siglos,
und schlugen die all dernider,
das ainer nit kam wider,
der hin haim die potschaft pracht.
Der platz, darauf was das gefecht,
haist noch darumb der Berlegg.
das nit verstat ain yeglich leyg;
es ist ain welsch wort,
das verstat man also dort,
das der Römer legio
ist verdorben hie also.

4.

Hie sagt diss buch, wie es
der Römer haubtman ergieng.

Der pretor von Rom ist nit ze loben;
er ward mit hilf hin geschoben
uber die Wertag an die Möser.*** ·
Sein ding das ward darnach böser;
er wolt hie mit eren nit sterben,
und must anderstwa mit schand erwerben,
das er mit urteile nam den tod.
Das moss, darin er hie vor nod

* Abenberg bei Augsburg.
** Bei Augsburg.
*** Gewässer bei Augsburg.

flüchtig verporgen lag,
des ist an dem heutigen tag
ein wasserhaus und wasserstand,
nach seinem namen Varrus* genant.
Aber darwider sind gar hoch ze loben
die ödlen German und Schwaben,
das sie vermochten solich ritterschaft
und durstig warend nit schwertes kraft,**
des kaisers sich zu erweren,
der zu Rom in grossen eren
was aller welt forchtsam.
Do er die niderlegung vernam,
sein hertz und gemüt was laides fol,
und klagt anders denn ain kaiser soll;
er ward vor laid der sin beraubt,
das er schlug an die wand sein haubt;
die claider zarrt er ab dem leib;
vil ungeberd sach man yn treib;
er schrey: „ach Rom und Macedon!
„Varre, gib wider die legion!“
Je grösser ward der Römer laid,
je grösser ward die frolichhait
zu Zisaris hie in dem Riesse;
niemand sich liess fröden verdriesse.
Die Schwaben und statt erkant sich,
das yn waren gewesen hilflich
die wasser streng zu dem sigen.
Das gelück sie nit wolten verschwigen,
und sprachen: „zu eren der wassern da
„die statt soll haissen Vindelica.“***
Also behub sie auch den namen,
bis die Römer herwider kamen.†

Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, dass wir in den etwas rohen, ungeschickten Versen des Geistlichen Kuchlin nicht entfernt eine rein volkstümliche Darstellung vor uns haben; er arbeitete im Auftrage anderer, die glorreichen Mo-

* Var-Hus.
** Diesen Vers verstehe ich nicht.
*** Von den beiden Strömen Vinda und Lech, Licus.
† Das achte, letzte Kapitel beschreibt, wie Augsburg, zur Rache, von Augustus' Stiefsohn Drusus und dessen Sohn Claudius zurückerobert ward. v. 33 heisst es: „denn noch was Crist geporen nicht.“ Vgl. Meisterlein, p. 13, Anm. **

mente Augsburgs zu illustriren; er tat dies mit Zuhülfenahme gelehrter Namenableitung und etymologischer Beziehungen; aber man kann denselben eine gewisse Popularität nicht absprechen. Da die Bezüge auf die Arminschlacht (sie sind in den ersten drei Kapiteln besonders hervorgehoben, im vierten war es kaum nötig) gesichert sind, so gehe ich sofort auf die Beantwortung der Frage über, was wir aus dieser ganzen Augsburger Localsage für Schlüsse zu ziehen berechtigt sind.

Ich glaube nichts Geringeres als das: Fern vom höfischen Fühlen und Denken hat sich bis zur Reformationszeit, in der gelehrtes Studium die grosse Tat der Vergangenheit wieder in die Literatur einführte, im Volke eine, wenn auch noch so fragmentarische, verzerrte, dunkle Erinnerung an dieselbe erhalten. Ja grade dies Durcheinanderwerfen von Zeiten und Tatsachen, dies Vermengen mit phantastischen Elementen ist ein Zeichen, dass das Volk bei dieser Bewahrung vorwiegend tätig war. Teure Begebenheiten werden nie historisch rein erhalten; man liebt es, sie mit poetischem Schmuck zu bedecken. So wurde die Arminschlacht, wenngleich ihr Held gar nicht einmal genannt wird, doch Sage wie die Taten Siegfrieds und Dietrichs. Und grade das Festwurzeln in einem, wenn auch factisch noch so wenig dazu berechtigtem Gaue, das Verknüpfen mit Orten, die man täglich sah, mit Helden, von denen allgemein erzält wurde, spricht für die Volkstümlichkeit, welche noch durch die Etymologie, die sich ganz fern vom Gelehrten hielt, unterstützt wird. Man setzte einen Stolz darein, dass grade hier, und nicht an andern Orten, die Schlacht geschlagen war: daher die Verse, die Meisterlein erwähnt, dass sie am Perleichturm gestanden haben sollten, als versus divulgati. Auch war es nicht leicht, den Augsburgern in der Folgezeit diesen Wahn zu benehmen; vier Jahrhunderte waren nötig, einen Skeptiker auf diesem Gebiete zu erzeugen.

Und noch eins ist hier heranzuziehen. Sollte es ganz Zufall sein, dass das Schlachtfeld gerade vor die Tore Augsburgs verlegt ward? Auf dem Lechfelde ward 955 die deutsche Nationalität vor den hereinbrechenden Scharen der Magyaren bewahrt. Wie damals vor dem Osten, ward Germanien neunhundert Jahre früher vor dem Süden gerettet. Echt volks-

mässig verfahrend, warf man beide Siege zusammen, indem man sich ihrer Bedeutung voll bewusst blieb. Die Slavenschlacht aber lebte noch im Gedächtniss des Volkes, als der kaiserliche Chronist sein Buch schrieb.

Es ist mir möglich, noch einige Kleinigkeiten als Stütze meiner Hypothese anzuführen.

Als im Jahre 1815 ein Freiherr von Hammerstein auf Notizen hin, die er aus dem Munde zweier Einwohner des Dorfes Feldrom, zwischen Horn und Lippspringe, es sich angelegen sein liess, den Schlachtort ausfindig zu machen,* konnten seine Ergebnisse, weniger auf Betrug als auf Halbkenntniss jener Leute beruhend, vor der Kritik nicht bestehen; aber, und deshalb citire ich hier den freiherrlichen Schriftsteller, Hammerstein hatte damit auf einen Weg hingewiesen, auf dem, wenn der wissenschaftlich-gelehrte verloren, man wol, wenn auch nicht zum Ziel kommen, so doch noch manches Verlorengeglaubte wiederzufinden im Stande ist: die Erinnerung des Volkes selbst. Denn Derjenige, der endlich Licht über den Zug des Varus schuf, Clostermeier, stand ja mit einem Fuss seiner Forschungen im vollen Leben, indem er seine Studien auf gesunder Ortskenntniss aufbaute.

Man will in neuster Zeit ein Volkslied aus Westfalen entdeckt haben, das den Armin besingt. Jacob Grimm führt es an,** wie es noch heute in einigen Gegenden von Hessen und Westfalen lebt. Es lautet:

„Hermen, sla dermen,
sla pipen, sla trummen,
de kaiser wil kummen,
met hamer un stangen
wil Hermen uphangen"

wobei Vers 4 noch variirt als:

* Die Sagen zu Fallrum am teutoburger Walde. 1815. — Fallrum, dialectisch für Feldrom, sollte: Römerfeld bedeuten. Clostermeier, p. 143, wies diese Behauptung zurück.

** Mythologie, 4. Aufl. I, 294. In Schumanns Musikal. Zeit. 1836 steht die Melodie. Das Lied lebt noch heute in besagten Gegenden als Kinderreim. Man vgl. übrigens damit das Lied auf Karl den Fünften (Wunderhorn 1873. I, 121), wo es heisst: „Der Kaiser schlägt die Trum Mit Händen und mit Füssen, Mit Säbeln und mit Spiessen."

„met stangen un prangen“ (Stäbe)

oder

„met hamer un tangen.“

Grimm findet hierin den entstellten Ueberrest eines Liedes, das zur Zeit Karls des Grossen gesungen wurde, als dieser die Irminsul zerstörte. Dass es schwerlich auf Armin geht, ist wol anzunehmen; aber ist nicht grade der Umstand, dass das Volk für den ihm unverständlich gewordenen Irmin den Namen des Cheruskers (und dieser ist es wirklich) einführte, ein Beweis, dass man dieses Mannes noch keineswegs vergessen hatte? Das Lied ist, seiner erhaltenen Fassung nach, natürlich modern; Trommeln kamen erst mit den Kreuzzügen nach Europa.

Auch der Name des Befreiers, von Armin zu Herman geworden, lebte fort, namentlich in Gegenden, die ein Recht hatten, auf ihn stolz zu sein. Von neueren Zeugnissen haben wir hierbei ein Recht, auf Vergangenes zu schliessen. Grimm, im Wörterbuch,* führt mehrere Beispiele an. Wie der Schweizer für den Stier, der die Herde führt, gern seine Lieblingsnamen verwendet, so gibt man in Iserlohn, wie es scheint, noch heutzutage, dem die Schafe leitenden Widder den Namen Herman. In Hessen ist er Kosewort für einen Ziegenbock geworden.** Ebendaselbst spottet man: ein steifer Herman.*** So verflicht das Volk zuletzt seine liebsten Erinnerungen mit seiner täglichen, kleinen Umgebung, wenn die eigentliche schwere Bedeutung derselben von ihm vergessen ward: die alte Waffe wird ihm zum gemütlichen Hausgerät. Aber das ist die Entwicklung aller Heldengestalten im Volksgedächtniss, dass ein Hildebrand zum gemütlich polternden Alten, der wilde und wüste Erzbischof Bucco von Halberstadt zum kinderschreckenden Butzemann† wird, während Wotan der Heide als christlicher Knecht Ruprecht dieselben Kleinen beglückt; so verflüchten sich

* IV, 2, p. 1113.

** Reineke Voss 1171:

„Melke de zege, unde Hermen de bok.“

*** Vilmar 165.

† Wunderhorn 1873, I, 117. 121 f.

endlich Siegfried und Brünhild zum Prinzen und der Prinzessin im Märchen. Auch Armin schritt gleichen Weg. Aber nach 1588* wird herman, wie es scheint, sprichwörtlich, geradezu für: Held gebraucht.**

Endlich sei es mir noch gestattet vom Ende des Mittelalters ein kleines Moment aus dem Leben desselben in seinen höchsten, den Fürsten-Kreisen, herzusetzen, welches, wenn auch mit keiner Silbe Armins gedenkend, doch zeigt, dass der Sinn für die alte Vergangenheit in Deutschland nicht ausstarb. Spalatin*** berichtet von einem Zwiegespräch zwischen Kaiser Maximilian und dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, bei dem er Zeuge war, wie sich beide Männer über die vielen Titel der Fürsten unterhielten, und wie die Vorfahren solche nicht nötig gehabt. „Hm! hm! meinte der Kaiser, es sind die Alten die besten Leut gewest, dass sie allein die Taufnamen der Fürsten und Herrn, ohne Vermeldung ihrer Lande und Herrschaften gesetzt haben; und dafür hielten, solche Leute würden allzeit leben, welche vermeldeten, dass man wüsste, wo sie, die alten Fürsten, von welcher Art und welchen Namen gewest wären.“ Der fromme Kaiser, erzält Spalatin weiter, war auch recht unwillig über die Vergesslichkeit der alten Leute, dass sie nicht mehr überliefert hätten. — Liegt nicht über diesen Worten, die das Mittelalter schliessen, etwas wie eine leise Trauer, dass man in den leitenden Kreisen so gar ganz des Arminius vergass? †

* In J. Sanders Tragödie von Johannes dem Täufer. 1588.

** Auch noch später. Vgl. Hans Wilhelm Kirchhof, Wendunmuth. Hrsg. v. H. Oesterley. (Bibl. d. Lit. Ver. zu Stuttgart. XCVII.) III, 73. „ein kriegsman und Arminius“.

*** Von dem theuern deutschen Fürsten Arminio. Wittenberg 1535. Vorrede.

† Kurz sei hier noch im Anschluss an die augsb. Localsage darauf hingewiesen, dass, wenn vom sechszehnten Jahrhundert an auch andere Länder und Orte den Ruhm, die Schlacht gesehen zu haben, in Anspruch nahmen, diese Annahmen sicher auf älteren Ueberlieferungen fussten; von einer, der für Mainz, fallen die Dokumente schon ins fünfzehnte Jahrhundert: Engelhusius 1434. Aeneas Sylvius 1458. Ueber ihre Schriften später. Ich stelle, da sich hier die beste Gelegenheit bietet, die hauptsächlichsten zusammen: An der Ems (Pirckheimer, um 1500); zwischen Saale und Rhein (Wimpheling 1562); an der Elbe (Irenicus 1518, Seb. Münster 1550); Duisburg (Aventin 1533, Spalatin 1535); Frankfurt a. M. (Mutius 1539); Pannonien (Panciroli 1593).

III.

Von der Reformation bis zum Ausbruch des dreissigjährigen Krieges.

Das Hohenstaufenhaus war untergegangen, das höfische Epos, das Minnelied verklungen; der Meistergesang übernahm die Aufgabe, die Kunst ohne Einbusse in eine bessere Zeit hinüberzuretten. Am politischen Himmel waren die Habsburger aufgezogen; mit dem Jahre 1517 schloss das Mittelalter ab. Eine neue Geistesgeschichte anbahnend schritt der Humanismus der Reformation voraus.

Die antikisirende und internationale Bewegung des Humanismus war einem so nationalen Unternehmen, wie der Arminschlacht, nicht günstig; sie tritt auch erst wirklich nachdrucksvoll auf, als in dem bedeutendsten Vertreter der neuen Richtung, in Ulrich von Hutten, sich 1518 die Wendung gegen Rom und zwei Jahre darauf die muttersprachliche Revolution vollzogen hatte.

Die Geschichte Armins konnte allerdings der quecksilbernen Beweglichkeit des Humanismus nicht entgehen. Aber sie entsprach seinen Idealen nicht, die sie in der Grösse der Antike gefunden hatte. Wie in den ersten Renaissancen, unter Karl und Otto, wie in der französisch gebildeten Hohenstaufenzeit, musste auch jetzt wieder das besonders Nationale des Stoffes eher abstossen als anziehen. Nicht dass die Humanisten, zumal durch Auffindung der historischen Werke angeregt, nicht auch anfingen, sich mit deutscher Vergangenheit zu beschäftigen. Aber wenn z. B. Bebel eine Lobrede auf Deutschland vor Kaiser Max hielt,* wenn Conrad Celtis ein Gedicht in lateinischen Hexametern „de situ et moribus Germaniae" dichtete, so laufen diese Bemühungen doch nur auf rhetorische und poetische Stilübungen hinaus. Sie entspringen aus dem In-

* Bebel sagt (op. hist. p. 294) „hanc Quintilium Varum cum tribus legionibus ab illo ad arcendas barbarorum excursiones contra Augustam missum Suevi ad internecionem deleverunt." Nicht Armin, nicht einmal die Cherusker werden genannt; der Festredner übertrug das Verdienst auf die Schwaben, deren Lob er spricht. Bedeutsam ist für den Humanismus die Bezeichnung der Germanen als: barbari.

teresse eines Dilettanten, der von allem zu kosten begehrt, aber der vor Unruhe, den ganzen Süden und Norden in den Kreis seines Wissens zu ziehen, nicht die Fähigkeit besitzt, sich auf einen Punkt zu beschränken, wie letzteres später Hutten und Luther vermochten. Die Nationalitätslosigkeit, der Geistes-Epicureismus soll der neuen Richtung nicht zum Vorwurf gemacht werden; sie wirkte doch wie ein erfrischender Luftzug, der reinigend einem neuen Frühling Bahn brach.

Das Wesen aller Kundgebungen aus Humanistenkreisen über die Arminschlacht ist kurz dahin zu charakterisiren: man excerpirt, was an Material zur Hand lag, kurz, meist trocken, ohne inneren Anteil an der Sache; Armin wird selten genannt; die Autoren versetzen sich in Gedanken in das alte Rom,* von wo aus sie ihre Berichte in die Welt senden. Bedeutsam ist, dass sie Tacitus mit seinem warmen Anteil am Schicksal des Helden wenig benützen; seine markige und gedrängte Darstellungsweise konnte ohnehin dem stilistischen Bedürfniss der Neu-Lateiner nicht genügen; desto mehr lag ihnen der rhetorische Sueton, der zierliche Florus, der gemässigte Vellejus Paterculus am Herzen. Von Gestaltungslust und Gestaltungskraft an den handelnden Personen, von irgend welchem Leben der Darstellung, wie sie in den nächsten Jahrzehnten Platz greift, ist keine Spur vorhanden.

Es ist infolge der Uebereinstimmung fast sämtlicher Denkmale unnötig, die Anmerkungen damit zu belasten; ich begnüge mich, ausser dem Hinweis auf zwei mir besonders bezeichnend erscheinende, welche gewissermassen den Anfang und den Endpunkt der Entwicklung bilden, da wo der Humanismus noch ganz im Romanismus befangen, und da, wo schon Vorboten des Huttenschen Geistes sich melden.**

---

* Wimpheling, epitoma etc. (hist. op. I, 353) sagt: „Quae laus (dass Germanien nicht überwunden sei) maior dici potest, quam quod homo Romanus, linguaque Romana de Germanis triumphos actos esse, vere autem nunquam victos fuisse asseverat, nisi quantum benevolentia ac benignitate in fidem Romanae nobilitates adducti sunt.“ — Schon früher hiess es in der Chronica compendiosa (Pist. script. rer. g. I, 706) „Varus de Germanis rebellantibus deletus est.“

** An dieser Stelle sei, der Vollständigkeit halber, noch einiger Denkmale gedacht, die, zwar noch dem fünfzehnten Jahrhundert angehörend, doch der Darstellungsart nach bereits mit denen der Humanisten zusammen-

, So schreibt der Humanist Glareanus um 1500:* „Occisi Vari trucidatarum trium legionum a Cheruscis Arminio duce meminit Florus. Sed hanc pugnam nemo copiosius candidiusve retulit in literas quam Vellejus Paterculus, qui ultra tres legiones, totidem alas et sex cohortes addit etc.“

Anders schon lautet 1518** der Bericht des Franciscus Irenicus; die Darstellung bekommt liebevollere Färbung; die Personen fangen an zu leben; eine Stammtafel, die hinzugefügt wird, soll das Interesse heben; Armin und Marbod gehören für ihn zu den grössten Feldherrn, die gelebt.*** „Ariminius† Cheruscorum dux tres legiones consule Q. Varo prostravit. Et postea huius virtutem Cornelius Tacitus Italus non Germanus adeo celebravit, ac coelo aequavit. (Folgt der Nekrolog des Römers.) Eundem Ariminium tanta virtute Q. Vari legiones contudisse Florus refert, ut Augustus semper hunc diem lugubrem habuerit, caputque suum parieti impegerit, barbam vellicaverit, ac sacrificia diis voverit, ut in meliorem statum res Romanorum redigerentur. Hic quinquies Romanis conflixit, semper victoriae compos nunquam superatus est. Ultimo tamen ab amicis eius insidiis circumventus, ultimum diem clausit.“††

---

fallen. Sie sind bedeutungslos. 1) Theodorus Engelhusius' (gest. 1434) Chronicon (bis 1421 gehend) in: Leibnitii script. rer. brunsw. 1710. II, 1018. 2) Aeneas Sylvius, Germania 1582 und 1583. (hist. op. I, 452) und 3) das Chronicon compendiosa eines Anonymus, bis 1474 gehend. (Pist. script. rer. g. I, 706.)

* Heinrich Loriti von Glarus: Commentariolus in Corn. Tac. de moribus etc. (hist. op. I, 191).

** Germaniae exegeseos volumina XII. III. c. 6.

*** Diesen Gedanken nahm Hutten auf.

† Man beachte, wie hier Armin bereits aus der untergeordneten Stellung in die Handlung getreten: er wird Subject derselben.

†† Hinweis auf die übrigen Stellen. Althamer, Scholia in Cornel. Tacitum (op. hist. I, 52). — Bebel, oratio de Germaniae laudibus. 1490 (ebds. I, 228. 230. 294). — J. Wimpheling, Epitoma germanicarum rerum. 1502 (ebds. I, 353. 354). — Albrecht Krantz, Saxonia. 1504. Verdeutscht von Basilius Fabrus Soranus. Leipzig 1563. bl. IX. — Conrad Peutinger, Sermones convivales ad illustrationem Germaniae 1505 (hist. op. I, 413). — Joh. Nauclerus, Chronographie. Tübingen 1514 (I, fol. 190). — Irenicus, 1518. s. oben V. c. 21. — B. Pirckheimer, Germaniae explicatio (hist. op. I, p. 200. 208. 209). — Paulus Constantinus Phrygio, Chronicum regum. Basel 1534, p. 262. — Mutius, De Germanorum prima origine, moribus, institutis, legibus et memorabilibus pace et bello gestis omnibus. 1539 (Pist. script. rer. g. I, 19. 20). — Guido Panciroli, Notitia dignitatum utriusque Imperii orientis et occidentis. 1593. (In: thesaurus antiquitatum romanarum cong. a J. G. Graevio. 1698. VII, p. 1960). — Welser, Rerum augustarum

Soweit der Humanismus. Zum ersten Male, in lateinischer Sprache, ist der Name des Armin von deutschen Lippen an unser Ohr gedrungen. Damit war er und seine Tat wieder in die officielle Literatur eingeführt. Das Verdienst, dies voll-

---

libri VIII. Frankf. a. M. 1594. lib. III. Deutsch 1595 (ebds. p. 14—16). — Es ist leicht möglich, dass mir Notizen entgangen sind; aber schwerlich werden sie die obige Darstellung wesentlich verändern können. Nach Spalatin (a. a. O.) findet sich bei Melanchthon noch einiges; bei Volater (Paralippomenorum libri 38) Picus iunior, Wolfg. Lazius (Commentarii reipubl. rom. I. c. 8) Beatus Rhenanus, Wolfg. Jobst (Auszug aller Chroniken, Frankf. 1567) müssen noch Hinweise vorhanden sein. Ihre Abwesenheit ist schwerlich von Verlust. — Obwol nicht zu den Humanisten und erst einer späteren Zeit angehörig, füge ich doch, als an diesem Orte am passendsten, einige Autoren an, die behufs wissenschaftlicher Erörterung lateinisch die Varusschlaeht behandelten, und nicht ganz ohne Fug verspätete Ausläufer des Humanismus genannt werden können. 1) Johannes Cuspinianus, opus de Caesaribus et Imperatoribus romanis 1529, p. 9. 10. — 2) Bernhard Möller, Rhenus et eius infl. etc. descriptio. Cöln 1570. lib. V in einer grossen Anzal lateinischer Distichen. 3) Cluverius, Germania antiqua 1616. III, p. 78. — 4) Nicolaus Schaten, Historia Westphaliae 1690. p. 61—96 — Neues bringen sie nicht, aber es ist zu bemerken, wie sich das Interesse vom rein Historischen ab und dem Geographischen zuzuwenden begann. Vom poetischen Standpunkte aus am wichtigsten, oder vielmehr das einzig wichtige Dokument ist das Möllersche Gedicht. Möller war Mönch. Das Werk ist bei weitem ausführlicher als die oben angeführten Schriften, bringt aber über Armin nur insofern etwas Neues, als es den Stoff in die Breite zieht, und durch lange Reflexionen und Reden im Charakter der römischen Erzäler, sowie durch Eingreifen der personificirten Naturelemente, z. B. der Flüsse Ems und Lippe in die Handlung, sich ein Detail zu schaffen sucht, das die Distichen füllt. Stilistisch ist das Gedicht rein; Möller ahmt der Antike nach, bringt auch classische Mythologie in die Darstellung (Armin ruft, nach Tac. Germ. III, den Hercules an), aber über einen rhetorischen Versuch kommt das Ganze nicht hinaus. Als Probe diene die Schilderung Armins (p. 232):

„Tum dux militia praeclarus; ad omnia felix:
Sigimeri natus stirpe parentis erat.
Promptior ingenio plus quam Germania ferret:
Teutonica maior nobilitate fuit.
Barbarus et patria, non barbarus estitit arte:
Indole maiorum clarius egit iter.
Quod vir militiam curaret, ad ardua praesens,
Teutonis Hermannum nomine lingua vocat.
Armigeris Harmon belli fervore vocatus
Italis Harminium nomine Roma facit.
Jam gradui Romae fuerat donatus equestri:
Jam pars Ausoniae ceperat esse manus.
Esse videbatur patrii desertor amoris.
Sed tacite patrii cultor amoris agit.
Nomine Romanus, patria Germanus, et ausu
Parthus, fraude vafer mentis, ut Afer erat.
Ille videbatur membris praestare Gigantem:
Consilii donis maior Ulysse fuit.“

bracht zu haben, soll dem Humanismus nicht geschmälert werden.*

Ein neuer Geist beherrscht die nun folgenden Denkmale; aus der Zelle des einsamen Denkers treten wir in die frische Luft, den fröhlichen Lärm des öffentlichen Lebens; nicht objective Ansichten eines abgeschlossenen Gelehrten, wir hören das Urteil des Volkes, das für alles Partei und Meinung fasst, seinen augenblicklichen Zwecken jegliches dienstbar zu machen weiss, ohne es zu schädigen und zu zerstören; und diese Menge redet nicht, wie jene tüchtigen Humanisten, lateinisch, sondern deutsch. Zwar das erste Dokument, Huttens Arminiusdrama, ist noch in fremder Zunge geschrieben; aber es athmet echt deutschen Geist; und grade Hutten steht als schöner Wegweiser an der Grenzscheide des Gebietes, das wir soeben verlassen, weil er der erste war, der die mächtige Wandlung in sich vom Humanisten zum Deutschen der Reformation aus sich heraus vollzog.

Hingewiesen auf Armin ward Hutten durch die Notizen seiner früheren Genossen; auch sein Liebling, Tacitus,** legte ihm diesen Helden ans Herz. Schon 1512 und 1513 hatte er durch gelegentliche Erwähnung der alten Schlacht sein Interesse für sie an den Tag gelegt;*** in der dritten Rede gegen Ulrich von Württemberg (1517) führt er den streitbaren Cherusker ins Feld;† und in dem Sendschreiben an Friedrich den Weisen, das er 1520 von Sickingens Ebernburg aus erliess, ermahnt er diesen, als einen Landsmann Armins, sich den Uebermut des päpstlichen Roms nicht bieten zu lassen.††

* Dass man es der Literatur als Schuld anrechnete, des Helden vergessen zu haben, bezeugen, ausser Stellen in Huttens Dialog, die Empfehlungsgedichte zu Lohensteins Arminius. Die Helden „die durch die lange Zeit zum andern mahl gestorben“ (Hans Assmann von Abschatz). „Und dennoch sahe man: dass Deutschland sein vergass“ (Hans Caspar von Lohenstein).

** Vadiscus. Hutten, op. ed. Böcking IV, 154 ff., § 11: „so doch kein historienschreyber mehr von unserm volck geschriben, und unsern alten lob höchlicher gepreist hat.“ Die andere Stelle, in der Hutten Tacitus hervorhebt, findet sich im Arminius selbst; IV, p. 410. 411.

*** „Quod Germania nec virtutibus nec ducibus ab primoribus degeneraverit.“ Ferner im Panegyr. in laudem Alberti Archep. Mog. III.

† V, p. 45. § 19.

†† I. p. 390.

„Dan ich zele, ruft er aus, unter euch die Westphalen, und die so in vorzeiten die Cherusci und Cauci geheissen, ein mercklich erzeygung jrer mendlichen gemüt und getath in dem Römischen krieg gethon, unnd Teutschen landen den Arminius geben haben, den aller besten und aller stercksten hauptman der je auff erdenn gewest ist, welchs lob er auch von den feinden erlangt hat, Welcher nit allein sein vatterlandt, sonder gantz Germanien und teutschland aus den Händen der Römer die zeit do sie am mechtigsten und reichsten waren erlediget und gerissen, und die Römer mit viel und ungehörten schlachten dar nider gelegt, menlich verdriben und veriagt. Der halben derselbig unser erlöser, was meint er, was heldt er jtzo in jhener welt, wen er sicht, weyl er die besten Römer und hern der welt hie nicht hat lassen herschen und regieren, uns sicht den verzagten pfaffen unnd weibischen Bischöffen dienstbar und untertänig sein? Solt er sich nit seiner nachkommen schemen?“

In der letzten Reflexion liegt bereits der Keim des späteren Arminiusdialogs ausgebildet vor. Dieser ist, sehen wir von dem Gedichte des Kuchlin ab, die erste freie, uns erhaltene Schöpfung im Gebiete des alten Stoffes, erzeugt durch die Fantasie eines Dichters und das Feuer eines politischen Geistes.

Während des noch halb von Hoffnung für seine Pläne erfüllten Aufenthaltes auf der Ebernburg bei Franz von Sickingen (1520—22) ist der Arminius entstanden.* Die äusserliche Anregung fand er in einem der Totengespräche Lucians, in welchem Hannibal und Alexander sich vor Minos um den Vorrang in der Feldherrnkunst streiten; Scipio tritt dazwischen und stellt Alexander über sich, damit den Streit zu schlichten suchend; infolge dessen weist der Totenrichter dem Macedonier die erste, Scipio die zweite und Hannibal die dritte Stelle an.**

* IV, 407—418. Strauss, Gespräche von Ulrich von Hutten. Leipzig 1860. p. 393 ff. Nach Böcking schon in Bologna verfasst (1516). Gedruckt ward der Arminius erst 1529, aus Huttens Nachlass herausgegeben, eingeleitet durch ein Gedicht des Humanisten Eoban Hesse. Vgl. Strauss, Ulrich von Hutten. Leipzig 1859. II, 324—326.

** Vgl. hierzu Livius IX, 17—19 den Vergleich Alexanders mit den Römern späterer Zeit, sowie XXXV, 14 das Gespräch Hannibals und Scipios in Ephesus, auf welchen Reflexionen und Sagen das Totengespräch begründet ist.

Hier setzt das Huttensche Gespräch ein.* Armin beklagt sich, dass er bei dieser Rangstellung übergangen sei, so dass Minos die strittige Sache noch einmal aufnehmen muss. Nachdem Tacitus herbeigerufen und auf Armins Verlangen seinen berühmten Nachruf aus den Annalen (II, 88) vorgelesen, bringt der Deutsche seine Gründe, zum öftern auf Tacitus sich beziehend,** vor. „Er habe Rom bezwungen, als das Reich in seiner grössten Machtfülle gewesen, nicht während seiner anfänglichen Entwicklung, wie andere Feldherrn; und ihm müsse, als dem Besieger Roms in solch einer Zeit, notwendiger Weise der Ruhm des grössten Führers zuerkannt werden. Jung, ohne Mittel, mit dem Neid seiner eignen Verwandten ringend, habe er, fern von Italien, Rom in Schrecken gesetzt; das grösste persönliche Missgeschick (die Gefangennahme seiner Gemalin und seines Sohnes) habe ihn nicht abgehalten, den Todfeind zu bekämpfen; Deutsche wären gegen ihn aufgestanden; er aber habe sich nicht von seinem Ziele, der Einigung und der Freiheit seines Vaterlandes, abirren lassen; infolge dessen sei Germanien allein von dem Weltreich nicht unterjocht worden." Solchen Gründen gegenüber erkennt denn auch der Beherrscher der Unterwelt Armins Ansprüche auf die erste Stelle unter den Feldherrn an; doch da den einmal gefällten Spruch umzustossen unmöglich ist, soll Armin, „der Freieste, Unbesiegteste und Deutscheste", neben den Brutus unter den Vaterlandsbefreiern den ersten Platz erhalten. Das Gespräch schliesst:*** „Necesse est vero hunc qui norunt Arminium, praeclaram ob indolem valde ament: proinde auctum honore decet esse te, Germane, neque nos tuarum virtutum fas est unquam fieri immemores."

Augenscheinlich fehlt dem Werk die letzte Ueberarbeitung; dieser war es wol vorbehalten, die Anspielungen auf das Rom der Reformation zu mehren, die vorhandenen zu schärfen. Es ist in dieser Hinsicht das ruhigste und objectivste unter den Gesprächen. Dass aber Hutten bei den Anmassungen des Varus, dessen Geiz und Erpressungssucht hervorgehoben wird, an die Uebergriffe der römischen Clerisei dachte, beweist die

* IV, p. 411. 412, § 14.
** IV, 415, § 37 und sonst oft.
*** IV, 413.

unten angezogene Stelle.* Sonst auch finden sich Hinweise auf die Zeit,** auf die schon Strauss aufmerksam gemacht hat. Der Gedanke am Schluss des Dramas, dass Armin befugt gewesen, König von Deutschland zu werden, erinnert an Huttens Pläne für Sickingen.

Leider war es diesem nicht vorbehalten, den Arminius in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, was er bei mehreren seiner Gespräche tat, und die er so kräftig handhabte. Bedeutsam aber steht die Gestalt des Cheruskers grade am Ende seiner Laufbahn; sie wies auf eine Geistesverwandtschaft mit dem grossen Vorfahren hin.

Als in jener verhängnissvollen Nacht vor der Kaiserwahl 1519 Friedrich der Weise, der uns eben bei dem steckelnburger Ritter entgegengetreten, die angebotene Krone ausschlug, war ein anderer deutscher Fürst so hochherzig, sie, damit sie in deutschen Händen bleibe, für sich, wenn auch ohne Erfolg, in Anspruch zu nehmen: Joachim der Erste von Brandenburg. Dieser sollte „zu künsten und historien sonderliche Lust tragen", und deshalb widmete ihm derjenige, dessen Erwähnung des Armin in deutscher Sprache uns als älteste aufbewahrt ist, Johannes Cario, sein Werk.*** Freunde hatten ihn gebeten, die Schrift zusammenzustellen, welchem Rufe er Folge leistete. Der Bericht, der Armins Taten erzält, ist nur kurz: „Da war ein Fürst mit namen Herman, die Römer nennen ihn Harminium" u. s. f., aber abgesehen vom Ebenerwähnten, ist er für uns von besonderer Wichtigkeit, weil er den Namen: Herman für den Armin zuerst in unserer Literatur belegt. Es fragt sich, mit welchem Recht.

Die Form Arminius ist von Tacitus überliefert.† Ihr folgen die Humanisten, z. E. Glareanus 1500, Peutinger 1505, Pirckheimer, Nauclerus 1514.††

---

* IV, 417, § 48. „Ibique ea fuit superbia et animi impotentia, ut mente conciperet bestias esse Germanos et ratione carentia bruta, non homines, neque ullam tantam esse indignitatem quam aversari non deceret aut contra quam resistere.

** IV, 413.

*** Chronica. Wittenberg 1532. Melanchthon legte das Buch seinen Geschichtsvorträgen zu Grunde.

† Strabo hat Armenius.

†† Irenicus, 1518, hat Ariminius, worauf wol kein Gewicht zu legen ist.

Entweder ist sie römisch und dann nahm der deutsche Krieger bei Erteilung des römischen Bürgerrechts den Namen an, oft von dem römischen Geschlecht, durch dessen Vermittelung es geschah. Dann war Armin Gentilname, so dass sein Bruder Arminius Flavius, oder besser Flavus, sein Neffe Arminius Italicus oder Italus hiess. Ein römischer Gentilname Arminius ist beigebracht. *

Oder der Name war deutschen Ursprungs, und der neue Bürger und Ritter entnahm ihn seinem heimischen Geschlechtsnamen, vielleicht, was unwahrscheinlicher, seinem Volksnamen: Germanius.

Sollte nun im letzteren Fall der Name vielleicht identisch sein mit Irmin, den Tacitus als einen der drei Söhne des Mannus nennt?** Die Irminonen hatten ihren Wohnsitz im Innern des damaligen Deutschlands, was dem Sitze der Cherusker entsprechen würde. Der Name mochte infolge dessen bei diesem Volksstamm gebräuchlicher sein, als bei den übrigen Germanen. Sollte es bloss auf Unkenntniss und Nachlässigkeit zurückzuführen sein, dass beide Namen: Armin (und also auch die später dafür eingeschobene Form Herman) und Irmin so häufig durcheinander gewürfelt wurden? Aventin*** nennt den obenberührten dritten Sohn des Mannus Herman. Das Grimmsche Volkslied aus Westfalen hat auch für Irmen Hermen gesetzt. Zusammenstellungen mit Irmin gehen oft in Herman über. Irminfried, der Türinger, heisst auch Hermanfried, Ermenrich Hermanrich. Die Irmensul ward vielfach auf Armin gedeutet.† Zwingende Beweise lassen sich allerdings nicht beibringen.

Der Name Herman ist aus Armin durch Verwechslung entstanden. Das Volk wälte ihn wol des ähnlichen Klanges halber, da der alte Name ihm fremd geworden war. Eine Analogie bietet sich in Theodorich und Dietrich. Beide Formen, Armin und Herman, bestanden noch eine Weile neben-

* Vgl. Göttling, p. 15, Anm. 3. — Bei Vergil, Aeneide XI, 642, kommt, um dies hier beiläufig zu erwähnen, der Name Herminius vor.

** Mone, Quellen und Forschungen. I, 69. Arminius gleich „Ermen, Irmen und später mit Herman verwechselt."

*** 1622, p. 43.

† Spalatin u. a.

einander; ich schliesse das aus der Zusammenwürflung Harminius;* später suchte man ihn zu latinisiren,** ein Beweis, dass Arminius zurücktrat, ja zu etymologisiren.*** Zuletzt trug die jüngere Version den Sieg davon.†

So, als Herman, tritt uns der Cherusker bereits ein Jahr später bei Johannes Thurnmaier entgegen, zur Besprechung von dessen „Baierscher Chronik“ wir uns jetzt wenden.†† Hatte der fränkische Ritter die gewaltige Gestalt in die Unterwelt citirt, so beschwört der Baier Aventin, wie Thurnmaier sich nach der Sitte der Zeit latinisirte, seinen Herzog Erman vollends an das helle Tageslicht und bringt uns den mächtigen Mann wie einen lieben Bekannten menschlich näher. Er führt ihn uns vor als elften Helden nach Tuisco und Mannus und reiht ihn familiär den Erzkönigen der Deutschen an. Das Gedicht, welches das Bild eines jeden derselben ziert (Herman hält in der Linken das Haupt des Varus), lautet bei unserm Helden, wie folgt:

„Arminius, den man nennet Herman,
Ein junger Heldt, ein kühner Mann,
Von Leib und Gemüt wol aufferwachsen,
Geborn vom Hartz, ein Fürst zu Sachsen:

---

* Bei Cario 1532. Mutius 1539. Möller 1570.

** Möller hat p. 232 Hermannus.

*** Wiederum Möller:

„Armigeris Harmon belli fervore vocatus“

Luther V, 154b, „Herman, den die Lateiner übel verkeren, und Arminium nennen, heisst aber ein Heerman, dux belli, der zum heer und streit tüchtig ist, die reihen zu retten und forn an zu gehen, sein leib und leben drüber zu wagen.“ Grimms Wörterbuch.

† Hier auch ein paar Worte über den Namen des Thumelicus, des Sohnes Armins. Ueber seine Ableitung sind zwei Ansichten vorhanden, die aber in ihrem Endpunkte zusammenlaufen. Göttling (p. 14. 15) will ihn als Apellativum der Fechterschule entnommen und aus dem Griechisch-Lateinischen erklären: thymele der unbedeckte Teil der Arena, thymelicos ein solcher, der hier auftritt; wahrscheinlich endete der Sohn Armins als Fechter in Ravenna. Oder (Wackernagel, Gesch. d. Lit. p. 41) der Name setzt sich aus dem Deutschen zusammen: tumôn = circuire und leich. Der Sinn würde dem thymelicos entsprechen.

†† Deutsch 1622. 1533 geschrieben, 1580 gedruckt. Geboren ist Thurnmaier 1477 zu Abensberg in Baiern; gest. 1534 zu Regensburg. — Man vgl. Moscherosch, Gedichte etc, der ihm die Ehre erweist, ihn als Secretär der sieben altdeutschen Helden in Geroltseck fungiren zu lassen.

Der hat offt Ritterlich gekriegt,
Stäts obgelegen und gesiegt.
Zu dess Keysers Augusti zeiten
Wolt Varus wider d Teutschen streiten,
Als von den Römern aussgesandt;
Mit grosser Gwalt wehrhafftter Handt
Ins Teutschland biss an Hessen kümpt.
Wie solchs Arminius vernimpt,
Macht sich balt auff, schlugs alle gar,
Solch gross unüberwindtlich Schar;
Dess Vari Kopff gen Rom ward geschickt,
Darob der Keyser sehr erschrickt,
Dass er für Angst, Sorg, Leyd und Traurn
Den Bart räufft, schlug an d Maurn.
Da ward geschwächt der Römer Macht.
Dergleichen vormals nie gedacht;
Damit Arminius erlangt,
Dass ihm das gantze Teutschlandt dankt;
Und wurd sein lob bey Alt und Jungen
Hernach viel hundert Jar gesungen."

Aventin hatte Liebe zur deutschen Vergangenheit; er wies als erster auf den Waltarius Manufortis hin. Das Kapitel, das er in seiner baierschen Chronik Armin widmet,* ist in jener naiv-treuherzigen Weise des sechszehnten Jahrhunderts verfasst, die so tief, weil von einer ernst sittlichen Weltanschauung getragen, wie gesund und packend wirkt, weil sie stets nur aus der Zeit heraus schreibt, in der sie lebt. An mehr als einer Stelle geht er auf die Schäden seines Jahrhunderts ein; neues Material bringt er nicht; aber voll Leben tritt uns die ganze Handlung entgegen, gänzlich verschieden von der trockenen Annalistik der vorhergehenden Jahrzehnte. Er gibt die alten Historiker in oft ziemlich getreuer, aber individuell gefärbter Uebersetzung wieder, wie am Schluss seiner Darstellung, wo es heisst:**

„Weiter mehrgenannter Herzog Erman ist ohn allen zweiffel, sol auch also gehalten, dafür geacht und von jederman menniglich genannt werden, ein Erlediger Teutscher Nation, der nicht im Anfang, da es noch klein und schwach war, das römisch

* p. 283 ff.
** p. 284.

Volck, Reich unnd Kaiserthumb, wie andere König, Fürsten und Herrn, sonder da es am allermächtigsten und glückseligsten gewesen ist, angegriffen und gezwackt hat: Wie wol er in den Schlachten hernach mit den Römern gethan, jetzt under, jetzt obgelegen, ist er doch nie mit streit überwunden unnd dess kriegs müd worden, hat zwölff Jahr stracks aneinander mit grossen Ehren unnd Macht den Krieg wider die Römer geführt und vollstreckt, biss an sein End. Ist im 37 Jahr seines alters, im zwölfften Jahr seiner Regierung von dieser Welt abgeschieden. Es singen unnd sagen noch von ihm die Teutschen."

Zwei Jahre nach Aventin ward unser Held, „der theure Held" wie ihn das Titelblatt nennt, Gegenstand einer eigenen Monographie, die Spalatin schrieb.* Der schon erwähnte Verfasser war Kanzler Friedrichs des Weisen, sein eigentlicher Name Georg Burkard aus Spalt. Gewidmet ist die Schrift dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen; das Interesse weist also in hohe Kreise hinauf. Gelehrten Zirkeln ward es durch eine lateinische Uebersetzung von Peter Kenler** zugänglich gemacht. Das Buch erzält in vierunddreissig Kapiteln die Geschichte Hermans bis zu seinem Tode, wie sie dem Verfasser in den Geschichtsbüchern der Alten, namentlich des Tacitus, vorlag. Doch benutzte er auch moderne Autoren, wie Otto von Freisingen, Thietmar von Merseburg, die Chronik des Kranz.

Der Zweck der Arbeit Spalatins ist weniger genaue Wiedergabe der Tatsachen, wie bei Aventin, sondern — und dies muss beachtet werden — sucht vielmehr eine gemütvolle Erhebung des Lesers zu erzielen; und so nähert sich das Werk, wenn auch des Versgewandes entbehrend, dem dichterischen Kunstwerk. Kommt es dem Verfasser doch nicht auf Unrichtigkeiten an, wenn er den Germanicus als Tibers Sohn hinstellt und die Goten anstatt der Cimbern nach Italien wandern

---

* Von dem thewern deutschen Fürsten Arminio: Ein kurtzer auszug aus glaubwirdigen latinischen Historien: durch Georgium Spalatinum zusammengetragen und verdeutscht. Wittenberg 1535.

** Historia Arminii, Germanorum contra Romanos ducis. Hist. op. I, 501 ff.

lässt. Was aber mehr wert ist, als die zweifelhaften Streitigkeiten der späteren Zeit über den Ort der Schlacht, das ist die Nutzbarmachung des Stoffes für die Zeit des Dichters. Da heisst es z. B. in der Vorrede: „Damit E. C. F. G. mügen sehen, was grosser sachen die alte Deudschen gefurt, Auch wie Gott der allmechtige hoffart, geitz, unzucht, auch untreu, ungehorsam, auffruhr und andere untugent allzeit gestrafft hat, und gewislich hinfurder auch, wo man sich nicht bessert und busse thut, ernstlich straffen wird.“ Und weiter unten:* „Solt auch billich unserm itzigem Adel ursach geben, solchem ehrlichen Exempel und vorbild nach mehr zu folgen, denn tag und nacht im luder zu ligen, und nümmermehr kein zornigen man sehen.“ Leider waren solche Warnungen notwendig geworden; während Hutten in Armin vor allem den Todfeind der Römer verehrte, liebt Spalatin in ihm den Mann, den Charakter.

Infolge dieser Tendenz übersetzt auch Spalatin das Römertum in die Verhältnisse des sechszehnten Jahrhunderts, wie das schon Aventin tat. Aber er geht noch weiter, wenn er von den Städten der Germanen spricht und die Bewohner jenseit des Rheins Franzosen, die Bataver Holländer nennt.

Für seinen Helden, dessen Beiwort: teuer, charakteristisch, er nicht oft genug wiederholen kann, ist er denn auch bereit, alle möglichen Ehren zu fordern, und deshalb will er auch für ihn die Irmensul bei Eresburg als Hermanssäule in Anspruch nehmen: gewiss so rührend, wie historisch verfehlt.

Der ungemeine Reiz der Darstellung beruht in den Detailpartien: da ist der Mann an seinem Platze, wenn ihm auch sonst der grosse geschichtliche Blick des Tacitus und Aventin fehlt. Um eine Probe zu geben, greife ich eine Stelle heraus. Spalatin erzält, wie Germanicus auf seinem ersten Rachezuge nach Deutschland die Stätte im teutoburger Walde berührt, wo die Varianischen Legionen untergegangen sind.** „Also zogen die Römer betrübt und traurig an den selben ort, von wegen der grossen schlacht zuvor, der ende erliten.*** Also sahe

* fol. C II.

** Bl. D.

*** „Des Orts“. „Ende“ hat bei Spalatin oft die Bedeutung von „Ort“, wie früher: Ort für „Ecke“, „Ende“ gegolten hatte.

man zum ersten fein, wo der Obirst Felthauptmann der Römer mit sampt der Römer dreien Legion gelegen, und wie die schlacht geschehen war. Mitten auch auff dem platz lagen die weissen gepein, darnach sie entweder geflohen waren oder sich geweret hetten; an etlichen enden zerstreuet, an etlichen orten heuffig und dick bei einander. So lagen auch stück von pfeilen und pferdgebein dabei, desgleichen steckten menschenköpff an baumstrümpffen; zu dem auch inn den nehesten Hainen und höltzern der Deudschen altar, auff welchen sie die hauptleut und Webel geschlacht und ihren Göttern geopffert hetten. Die krieger auch, so aus der Varianer schlacht durch die flucht mit dem leben davon komen waren, zeigten fein an, wo die Legaten und Leutinanten weren erschlagen, Wo die Obirste Feltpanir, die Adler, den Römern abgedrungen weren, Wo der Obirst Felthauptmann Varus erstlich wund war worden, Wo er sich endlich auch selbs erstochen het; Wo der Hertzog Arminius enpor gestanden und gered hat; wie viel galgen die Deudschen wider die gefangen Römer, wie viel auch gruben gemacht hetten; Auch wie der Arminius der Römer Fenlein und panir gehönt, geschmecht und gespot het, da mans inen abgedrungen und abgewonnen het. Also klaubten und lasen der Römer heer der dreien erschlagen gebein zusamen, sechs jar nach gehaldener schlacht; Und wie wol ir keiner wider der freunde noch feinde gebein kante, so begrubens sie es doch alle fur irer freunde und verwandten gebein und ergrimten noch serer dadurch auf die Deudschen und waren betrübt dazu."

Mehr als Spalatin und seine Vorgänger zog Sebastian Frank (1500—1545) unsern Stoff in das Gebiet des rein Geschichtlichen mit kunstvoll moderner Behandlungsweise; aber weit ist seine Objectivität von der Trockenheit, seine höhere Auffassung des Geschichtslaufs von der annalistischen Ausführung, seine deutsche Gesinnung von der antik-römischen Universalanschauung entfernt, wie sie die Humanisten zur Schau trugen. Abgesehen von der kurzen Notiz in der „Chronica, zeytbuch und geschichtsbibel"* behandelt er in seinem Hauptwerk, der „Chronik teutscher Nation"** die Sache aus-

* 1531. Bl. CXX biy.
** 1539. p. 12 u. 13.

führlicher. Es ist ein grosser Unterschied zwischen seiner Darstellung und der des Baiers Aventin; ersterer wird nicht minder ergriffen von der Sache, wie der letztere, dessen Erregung in der Darstellung nachzittert, so dass sie an Glanz und Farbe die des Schwaben Frank übertrifft; aber letzterer zeichnet besser und lieber in scharfen Umrissen; objectiver als Thurnmaier lässt er die Beleuchtung der eignen Zeit beiseite und verweilt nicht länger auf dem Gegenstande, als es der Zweck des Ganzen gestattet. Aber was beiden gemeinsam ist, das ist der weite historische Blick und die Auffassung der Geschichte als eines sittlichen organischen Ganzen.

Dies zu beweisen gebe ich seine Darstellung des deutschrömischen Krieges. Es heisst da: „Varus wolt diss frei volck der Teutschen, dess jochs ungewont, zu hart zämen; und meynet Varus, sie hetten jetz des kriegens vergessen, und jre schwerter weren rostig; und verliess sich also auff den frid, das er auch, vor der teutschen waffen gewarnet, sich nit liess bewegen.

„Als sie nun zu jm, für gericht oder in ein landstag gfordet, mit jrem auff geworffen hertzogen Arminio kamen, fallen sie gleich die Kastel an und erwürgten bald drei legion Römer, also das sie alles verwüsteten und zuletzt auch den gfangnen, eim ein handt, disem die zungen abschnitten und auss dem halss rissen, den die augen aussstachen und zu in sprachen: ‚Nun hört einmal auff, jr nattern, zu zischen!' Des Fürsten Vari leib, den die kriegss knecht schon in die erden hatten gescharret, ward wider aussgegraben sampt dem zugelegten zeychen, zwen adler, sein leib zerhauen und in ein pfütz geworffen. Also mochten die Römer den Rhein nit besitzen oder behalten, die doch das meer und alles, was dran war, beherschten; da warde das reich und der nam der Römer bei den Teutschen wider aussgelescht." *

* Auch Sebastian Münster, der Zeitgenosse Franks, erwähnt die Arminschlacht in seiner „Kosmographei (Basel 1550), allerdings in einer wenig von den Referaten der Humanisten unterschiedenen Weise. Sein Bericht ist lateinisch, ohne jede Bedeutung; auch er will die Germanen „cogere ad officium". Ich würde ihn kurz unter den Humanisten abgefertigt haben, wenn nicht der Vater der deutschen Erdbeschreibung eine gewisse exceptionelle Stellung beanspruchen könnte. Die Notizen finden sich p. 207

Seinem Wert und Geiste nach* etwa zwischen Aventin und Spalatin stehend, ist die Schilderung, die Cyr. Spangenberg in seiner „mansfeldischen Chronik“** von Herman dem Cherusker entwirft, zu verzeichnen. Auch ihm ist Armin „der theure Held“, auch er geht auf seine Zeit ein, wenn er z. B. bei Gelegenheit des Vergiftungsvorschlags, den Adgandester der Katte dem römischen Senat macht, ausruft:*** „Solte es aber dazumal allbereit die gelegenheit gehabt haben, das solche Untreu unter den deutschen Fürsten gewesen, so ist itziger zeit gleiches auch nicht so gar gros zu verwundern.“ Man beachte, wie diese gelegentlichen Notizen die wachsende Verwilderung des Jahrhunderts beleuchten.

Noch mehr als bei den vorhergehenden Darstellungen ragt hier das sechszehnte Jahrhundert in das erste hinein. Herman, „der freydige, der unerschrockene, der Ausbund unter den Helden“, erscheint hier wie ein Landsknechtshauptmann der Reformationszeit. Als Germanicus, um die Stimmung der Soldaten vor der Schlacht zu erkunden, den Horcher an den Zelten spielen will, zieht er sich seinen „Pelz“ an und belauscht die Knechte in ihren „Losamenten“. Wem kommt da nicht Frundsberg in den Sinn?

Um Genauigkeit ist es auch ihm nicht zu tun; wunderlich ist die Art, wie er sich Namen zurechtzustutzen weiss; aus Siegmar macht er Siegmaier, die Bructerer zu Brockenbergern.

Die Motivirung ist reich, gemütvoll, aus dem Leben gegriffen; als Varus „Schöppenstühle errichtet“, lässt Herman die Deutschen zum Schein, um die Römer sicher zu machen, Prozesse anstiften. Den Rachezug des Germanicus erklärt er daraus, dass dieser den unbeerdigten Toten der Schlacht die letzte Ehre habe erweisen wollen.

Die freundliche Darstellung verweilt mit besonderer Liebe beim Detail. Den kläglichen Zustand des römischen Lagers vor einem der späteren Gefechte charakterisirt er so (p. 31):

---

und 279. Armin erwähnt er gar nicht; er benutzt augenscheinlich seinen Vorgänger Frank.

* Einzureihen ist hier die p. 153 Anm. †† angeführte Uebersetzung von Krantz' Saxonia. 1563. Besonderes zeigt sie nicht.

** 1572. Bl. 23—35.

*** Bl. 26.

„Sie hetten dazumal eine müheselige und unruige Nacht. Die Deutschen assen, truncken, waren guter und frölicher Dinge, sungen und schreien greslich darzwischen, das es in Tälern und Weldern erschallete. Dagegen hetten die Römer schwach Feuer, redten krenklich, lagen hin und wider umb die Wagenburg, giengen auff und ab und waren hart bestürtzet.“ Kann man in wenigen Zeilen den Zustand beider Heere, den Gegensatz besser zeichnen?

Auch bei Spangenberg treten die grossen Züge der Darstellung zurück. Die Sprache ist kräftig; altertümliche Ausdrücke* geben dem Ganzen eine prächtige Färbung. Seine Quellen nennt er selbst: Tacitus und Spalatin; der Einfluss des letzteren ist unverkennbar.

Fast wörtlich benutzte diese Schilderung ein Bremer, Erpoldus Lindenbruch,** ein Hamburger Canonicus. Wichtigkeit hat das Werk nur wegen einiger Zusätze, z. B. im Titel, in welchen man infolge der Betonung des strategisch-kriegerischen Elements der Arminschlacht sieht, wie der dreissigjährige Krieg seine Schatten vorauswarf.*** Was das Patriotische anbelangt, so möchte man vermuten, dass, unter dem Einflusse der über Deutschland heraufziehenden schweren Schicksalswetter, dasselbe eher geschärft als abgestumpft wurde; mit einer gewissen Hast und Dringlichkeit wird dasselbe gradezu betont. Des Verfassers Vorsatz war, „aus liebe gegen das Vaterland

* mangeln für kämpfen; ramen für stossen.

** Chronica von des löblichen thewren Helden Harminij oder Hermanni der Cherusken Hertzogen lobwirdigen Geschichten unnd Thaten. Hamburg 1589. — Es ist der zweite Teil einer Chronica. Von dem Scheutzlichen Kriege welchen die Cimbri mit dem Römischen Volcke geführet. Bl. G II bis P II. Er nennt seine Quelle nicht. Die Darstellung Spangenbergs, etwas umgestellt, wenig verkürzt, selten vermehrt (der Localpatriotismus des Verfassers verursacht sie meist), ist so verarbeitet:

Lindenbruch	G II_2 bis G IV_2	= Spangenberg	Bl. 23_1 bis 24_1
„	G IV_2 bis K II_2	= „	Bl. 26_2 bis 30_1
„	K IV_1 bis O I_1	= „	Bl. 30_2 bis 35_1
„	O I_2 bis O II_2	= „	Bl. 34_2
„	O II_2 bis O IV_1	= „	Bl. 35_2 bis 36_1
„	O IV_2 bis P II_1	= „	Bl. 25_1 bis 26_1

*** „Darauss zu lehrnen, was einem freudigen Kriegssman und gutten Obersten zustehn, wie unnd an welchem Orth er nach vortheyl das Läger schlagen, die Schlachtordnung machen unnd mit auffgerichtem Fenlein mit dem Feinde schlagen soll.“

seine Geschichten aus den bewerten Schreibenten zusamen zu lesen, ausszuklauben"; und in der Vorrede, die an mehre bremensische Prälaten gerichtet ist, hebt er ausdrücklich das ethisch erhebende Gefühl hervor, das uns der Anblick und die Schicksale grosser Männer zu gewähren vermögen. Sein Buch, obwol den Bremer Landsleuten besonders ans Herz gelegt, sollte aber auch das ganze Vaterland angehen.*

Der dringende Patriotismus, den das Werk Lindenbruchs documentirt, steigert sich, durch die drohende Gefahr gezeitigt, je mehr wir uns dem verhängnissvollen Jahre 1618 nähern, und findet seinen vollen Ausdruck in dem Buche, das wir als letztes vor dem Ausbruch des Krieges über unsern Helden geschrieben zu verzeichnen haben: „Teutscher Nation Herligkeit" von Matthias Quadt von Kinckelbach.** Dieser Mann steht mit dem einen Blick freudig in die Vergangenheit, mit dem andern sorgenvoll in die Zukunft schauend so recht am Platze, wo die Periode, welche die Reformation geschaffen, schliesst; von der epischen Ruhe der früheren Erzäler ist bei ihm wenig mehr vorhanden; die Not macht ihn subjectif; ein seherischer Anflug liegt auf seinen Worten, wenn er ausruft:***

„Siehe zu, ein solch land haben besessen unsere Vorfaren, und seind gleich wols noch solche gehertzte menner und helden dabey gewesen, das die Römer, welche nun in die achthundert jahr in stetigen wehr und waffen geubt waren, sie nie mals zu irem willen in gehorsam bringen kunten."

Diesem unruhigen, ich möchte sagen publicistischen Wesen des Autors gemäss nimmt das Werk den Charakter eines Reise-

---

* Noch zwei Stellen der Art sind: die Geschichte Armins (Bl. III), „welche mir so wol gefallen, das ichs darfür geachtet, das es der mühe und unkosten wol werth und der wirdigkeit unnd grösse sein kundten, das man sie in ein eigenes abgesondertes Buch verfassete" und (Bl. IV) „Also kan einem ehrlichen hertzen nichts lustigers sein, denn die Antiquiteten und alten Monumenta und Gedechtnissen seines Vaterlands zu wissen."

** Köln 1609. Bereits 1595 hatte Quadt in der „Jahr Blum", einer Reimchronik, auf Armin Bezug genommen (Bl. D I_1):

„Berühmet war in dieser zeit
Quintilius Varus genandt,
Mit all seim Volck im Teutschen landt
Erschlagen wirdt durch Harmin stoltz;
Gschach bey dem Teutenburger Holtz."

*** p. 6.

buchs an, weil es auf dem gewöhnlichen Wege der Veröffentlichung seine Wirkung nicht erreicht haben würde. Es ward kurz gehalten, damit es nicht nur in der Stube, sondern auch beim Durchreisen des Vaterlands, auf dem Schiff, dem Wagen gelesen werden konnte.* Es behandelt ausser Geschichtlichem auch Geographisches, Kunstnotizen, Anekdoten, Curiosa; unbewusst — der Autor stand unter dem Einfluss seines Jahrzehnts — schleicht sich, in tragischem Gegensatze zu seinem reinen Inhalte, in den Stil ein wenig Sprachmengerei ein. Nicht zu übersehen ist, dass das Werk am Rhein entstand, dort, von wo das Verderben der folgenden Zeit hereindringen sollte: ein Kölner Bürger veranlasste es, und dem Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein widmete es der Autor, der selbst Pfälzer war.

Solch einem Patrioten durfte allerdings der Cherusker nicht entgehen. Er schreibt (p. 14):

„Es haben die Römer sehr grosse muhe gehabt, das Teutschland under das Römische joch zu bringen, wie es alzeit dz Römich joch gehasset, noch denselbigen, so die Teutsche Freiheit zu under trucken gedencken, nach bestem vermögen widersetzet: daraus dan ein auffrechte Teutsche art erkant mag werden. Es hat der Turck und etliche andere Potentaten viel mächtiger länder under sich bracht; und wie sehr sie auch noch das Teutschland streben, wirt es jhnen doch zu jhrem willen nimmer glucken werden; und wolte Got, das Teutschland nicht so viel Marios und Pompejos hette, dabei wirs itz lassen mussen. Octavius Augustus hat auch nie viel glucks mit dem Teutschen krieg gehabt; er schicket Tyberium und Drusum, seine beyde stieffsöhne, gegen sie; und als Drusus in der Schlacht umbkommen, schickt er den Tyberium und Quintilium Varum uber die Teutschen; aber Harminius, der Saxische Furst, schlug jhn in Westphalen uff jehnseit des Duissburger Walds, das er drey Legion, das ist 21000 zu fuss und 1500 zu pferd, uff der walstat liess; geschehen im eilfften jahr des alters Christi."

* Vorrede: „Wollen also hiemit zu dem werck fortschreiten, und diss herrliche Teutsche Paradeiss oder Lustgarten mit gutem gemach, ohn alle Gefahr, und geringem unkosten durchwandern."

Leider konnten Männer, wie Quadt, das Verderben wol aufhalten, nicht beschwören. Es nützte auch nichts, als der Gründer der fruchtbringenden Gesellschaft, Fürst Ludwig von Anhalt, bei einem Vermälungsfeste, 1614, mit seinen Genossen inmitten der fremdländischen Maskeraden, als alter deutscher Held aufzog und in deutschen Reimen sprach.* Indess mag diese rührende Tatsache unsre Epoche beschliessen.

Auch im Volksgedächtniss schlummerte das Andenken an den Cherusker nicht. Als 1546, während die beiden Hälften Deutschlands sich gerüstet gegenüberstanden, der Dichter des Volksliedes in Sorgen entschlafen ist,** führt ihn der Traumgott in eine ferne Gegend, durch rauhe Berge, bis er an einen kühlen Bach gelangt, an dem ein Maulbeerbaum mit Früchten steht, welche den Ermüdeten erquicken. Wie er so des harten Wegs vergisst:

„da sah ich kommen her zu mir
der helden und fürsten vier,
die zwen von kleider, har und bart,
von aller zier heidnischer art“,

die andern beiden in fürstlicher Weise bekleidet. Sie begrüssen ihn freundlich und geben sich als König Eerenvest (Ariovist), Herzog Herreman, Kaiser Friedrich Rotbart und Jörg von Frondsperg zu erkennen. Ariovist führt das Wort:

„ich bin könig Eerenvest,
Ariovistum zu latein
nent mich Caesar, der feinde mein,
mit dem ich hab ein lange zeit
gefüret krieg und grosse streit,
dass ich im nit liess uberhand
uber mein liebes vaterland.
Darnach der bei mir, zeig ich an,
der heisst Herzog Herreman,
ein ritterlicher Sachse frum;
den nenneten Arminium
die Römer in iren geschichten.“

* Bartold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Berlin 1848. p. 69–71. — Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt. Zerbst 1710. V, p. 228. VII, p. 229.

** Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. IV, p. 302 ff. Der Dichter heisst Johann Schradin; das Lied selbst etwas breit, trocken und gelehrt.

Auf der vier Alten Befragen, wie es um ihr „liebes Vaterland“ stehe,* weiss der jüngere Landsmann nun wenig Gutes zu berichten:

„von unserm vaterland,
wie es darumb so ubel stand,
kan ich leider nit alles sagen,
es ist zu weinen und zu klagen.“

Der Dichter ist Protestant: daher klagt er den Kaiser der Gewalt und Untreue an seinem Volke an.** Als die Vorfahren dieses hören und noch ausserdem, dass der Anstifter der Papst in Rom sei, da wissen auch sie von den Vergewaltigungen der Römer zu erzälen, worauf sie natürlich nur den Rat geben können, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben:

„Es ist besser einmal gestorben,
dann alle tag in schand verdorben.“

Die Rechtfertigung solchen Beginnens übernimmt Herzog Herman und führt sie mit Sophistik und Beispiel aus:

„wie kan der ewer haupte sein,
der sich sondert von ewerm leib,
dass er euch von der freiheit treib,
handelt wider sein ampt und stand,
verderbet selb das vaterland,
zwingt euch unter frembd tyrannei?
Meinstu, dass es ein aufrur sei,
so man nit alles ubersicht,
das ieder unbillich anricht?
Dann er ist nit ewer halsherr;
auch weil er wider trew und ehr
dem römischen pfaffen zugefallen,
solich gewalt treibt mit euch allen,
so ist er nun des babsts amptman
und geht euch Deudschen nit mehr an,

* Der Gedanke, die Gegensätze alter und neuer Zeit, natürlich zu Ungunsten der letzteren, durch solche Gespräche der Vertreter beider noch schärfer hervortreten zu lassen, liegt in dem Charakter jeder bedrängten Zeit: wir werden ihm hundert Jahre später, in Rists friedewünschendem Deutschland (1647) von neuem begegnen.

** Vergl. v. 373—386. — Es ist diese Nutzbarmachung grade für den Protestantismus (vergl. das folgende Dokument) nicht ohne Bedeutung. Wir werden sehen, dass der Stoff sich mit Vorliebe ins antikatholische Lager flüchtete.

ir solt im auch nit fragen nach.
Ee ich von im lid solich schmach,
die er an euch unbillich legt,
ee müst das deudsche land erregt
sein, ehr und freiheit zu beschirmen,
mit kriegen, fechten, schlahen, stürmen
auf sein bei tag und auch bei nacht.“*

Das Beispiel aber weiss er aus seinem Leben zu berichten: die Schlacht im teutoburger Walde:

„wie ich auch thet der Römer macht:
die hetten sich gerüstet ein,
wolten auch unser herren sein,
trieben gewalt und ubermut
mit unserm leib, land und auch gut.
Drei legionen wol gerist
die lagen zu derselben frist
zu der besatzung in dem land
Dort an der Ems. Ich zoch zuhand
mit meinen lieben deudschen frum,
erschlug Varum Quintilium,
iren öbersten feldhauptman;
dem selben ich auch abgewann
ross, harnisch, baner, grosse beut,
erschlug die besten kriegsleut
und schwechet ser die römisch macht.
Das klagt Augustus tag und nacht,
sein kopf vor leid stiess an die wand;
also half ich dem vaterland.
Darumb so weiss ich bessers nicht,
dann dass sich Deudschland aber richt
wider der Wahlen** list mit macht,
zu brechen ir hochmut und pracht
frisch nach der alten Deudschen art.
Wem der kopf bleibt, der scher den bart.“

Ein besseres Exempel konnte schliesslich dem Johann Schradin nicht überwiesen werden.***

* Die ganze Explication zwingt unwillkürlich an Hutten zu denken.

** Welschen.

*** Aus v. 261 f. geht hervor, dass der Dichter, noch von der Sage befangen, sich die Armineereignisse in die Zeit vor Christi Geburt verlegt.

Leider sollte der Rat nicht zum Heil ausschlagen. Als die Schlacht bei Mühlberg (1547) geschlagen war, die Not der Evangelischen auf ihrem Höhepunkt stand, da wird wieder die Gestalt Armins als Helfer in der Not heraufbeschworen, diesmal von zarten Lippen:*

„Zwen held des kriegs gabstu uns, got,
Arminium, den dritten Ott;
Arminius macht frei deutsch land,
Ott stiftet der churfürsten stand."

Die Weise** zeigt an, wie dringlich man es meinte.

So als getreuer Eckart,*** zog der alte Held durch das Land; und wie fest das Volk seine Gestalt, trotz alles Elends der Zeit, im Gedächtniss behielt, zeigt eine Notiz bei Moscherosch,† die für uns unschätzbar ist, weil sie beweist, wie die alte Arminsage auch durch die Reformation nicht ertötet ward. Der Cherusker, diesmal neben Ariovist mit Wittekind und Siegfried†† verbündet, hat bei seinem Ritt durch das Land auch seine heimische Stätte gefunden: die Burg Geroltseck im Wasgau, auf der ihm von den Wanderungen auszuruhen vergönnt ist. Philander von Sittewald erzält:

„In dem wir nun überzwerchs zuruck durch den Wald, auff die Matten kommen, erkante ich mich alsobald, dass wir nicht weit, und nächst bey Geroltz Eck, einem alten Schloss auf dem Wassgau, wären, von dem man vor Jahren hero viel Abentheuer erzehlen hören: dass nemblich die uralte Teutsche Helden, die Könige Ariovistus, Arminius, Witichindus,

* Liliencron, IV, p. 460. „Eines sechsischen meidlein (Magdeburg?) klag und bitt." 1548. Str. 11.

** Im ton: Erhalt uns, herr, bei deinem wort.

*** Liliencron, IV, 299. „Ein klagred teutsches lands mit dem treuwen Eckhart." 1546.

† Gesichte. 1650. II, p. 32. 33. Es ist selbstverständlich, dass diese Erzälung, trotzdem sie erst durch den dreissigjährigen Krieg ihre rechte Beleuchtung erhielt, älter anzusetzen ist, als da sie niedergeschrieben wurde.

†† Für das Sagenhafte von grosser Wichtigkeit, dass grade Siegfried genannt wird, wie früher Friedrich Barbarossa, was, ausser der obigen Notiz, darauf hindeutet, dass man Armin zeitweise mit dem im Berge schlafenden Nationalhelden identificirte.

der Hürnin Siegfried* und viel andere, in demselben Schloss zu gewisser Zeit des Jahres gesehen werden; welche, wan die Teutsche in den höchsten Nöthen und am undergang sein werden, wieder da herauss, und mit etlichen alten Teutschen Völckern denselben zu hülf erscheinen solten."

Werfen wir noch einen Blick zurück auf die Epoche seit dem Beginn der Reformation, um das Resultat derselben gegenüber dem Vorhergehenden festzustellen. Mit wenigen Ausnahmen gehören die Denkmäler der erzälenden Geschichte, der Chronik an, was kein Zufall ist: freier poetischer Production war das Jahrhundert der Reformation nicht günstig. Vorzugsweise wird der Held zu Tendenzzwecken verwendet: ein Zeichen für den polemischen Zug der Zeit. Dennoch versuchte man den Stoff künstlerisch zu gestalten: lebendige Darstellung, kräftige Sprache, eine charakteristische Auffassung gelang. Die trockenen Notizen der Humanisten treten zurück, das Latein wich dem volkstümlicheren Deutsch. Lieb ist es, verzeichnen zu können, dass an Stelle des Florus, Sueton als Quelle der ungleich gewaltigere Tacitus trat: ein Beweis, dass man das Grosse dem Correcten vorzog und zu geniessen vermochte. Noch zwar versuchte man nicht, den Marmor selbst künstlerisch zu bemeisseln, zu beschneiden, wo zu viel, hinzuzusetzen, wo eine Lücke vorhanden war, — dies blieb den folgenden Jahrhunderten vorbehalten — aber in der Charakteristik der handelnden Personen — bei den Humanisten trockene Schemen — regte sich schon der erste Flügelschlag des künstlerischen Genius. Man beginnt sich die handelnden Menschen in ihrem Tun und Treiben zu erklären, z. B. den Segest. Mit den wenigen Andeutungen, die ihm Tacitus über diesen Mann überliefert, rang Spalatin, ehe er sich das Bild des Schwähers des Armin zusammenstellte. In der Geschichte ein rauher, im harten Leben stehender, missgünstiger Geselle, ein Gegenbild des grossen Idealisten Herman, aber mit unverrückbarem Ziel seines Strebens, das er in gedeihlichem, friedlichem Verkehr der Deutschen mit den Römern sieht, wird er bei Spalatin, bei gänzlicher Beibehaltung dieser Züge, eine redliche, offene Natur, die dem Armin auf jede

* Auffallend ist die Vierzal, die auch später bei Rist (1647) wiederkehrt.

Weise, weil es seinen Ueberzeugungen zuwiderläuft, entgegenarbeitet, aber, als die Römer ihn schlecht behandeln, ihnen derbe Wahrheit ins Gesicht sagt. Die Gestalt hat etwas von ihrer Grösse eingebüsst, aber sie wird gemütvoller.

Eine andre Seite, das etymologisch-wissenschaftliche Interesse, mit welchem man sich den Ereignissen zu nähern suchte, darf nicht ganz übergangen werden. Ist der erste Gefühlsrausch einer neuen Bekanntschaft vorbei, so will man derselben mit dem Verstande beikommen. Bei den in etymologischer Hinsicht noch primitiven Kenntnissen der Zeit, kam allerdings Wunderliches dabei zu Tage. Nicht nur bei dem Namen des Cheruskers allein, auch Teutoburg musste es sich gefallen lassen, Gleichklangs halber, mit Duisburg zusammengeworfen zu werden. (Aventin.) Irminsul sollte Herman zu Ehren errichtet sein* (Spalatin), Idistavisus, das Schlachtfeld des Germanicus Oedestwiese bedeuten (Spangenberg); Lindenbruch leitet seine geliebten Chauken von den homerischen Kaukonen her. Wenn Melanchthon den Vergilschen Herminius mit Armin zusammenbringt und behauptet, der Dichter der Aeneide habe hier den Cherusker vor Augen gehabt, so beruht dies nur auf falscher Kenntniss, denn Vergil starb 19 v. Chr. und Armin ward erst 16 geboren.** Aber der Name Hermans ward auch von heerman, dux belli abgeleitet (Luther), mit harmon = armigeris belli fervore zusammengestellt.***

Auch an die andern germanischen Namen legte man Hand an: Thusnelda ward wunderlich verstümmelt, Veromarus ward Freymaier, die Bructerer sollten Brockenberger, Sesithacus

* Heinrich Meibom, Professor zu Helmstädt, schrieb eine lateinische Schrift darüber: „Irmensula saxonica."

** Lindenbruch, Bl. P II übersetzt demgemäss die Vergilschen Verse, wie folgt:

„Balder auch Hertzog Herman felt,
Der im streit war ein küner Helt.
Auff sein Heubt er kein Helmen fürt,
Sein Schulder von Harnisch umbgürt,
So ferne bloss zum Streit er gieng;
All gefahr und wunden acht gering.
Solch sterck, freud, muth war in ihm dann:
Darumb hies er billich Heermann."

*** S. oben p. 160, Anm. ***

Siegsdegen, Berthorites Werdreich, Siegmar Siegmaier sein.* Aber mit einem Lächeln über diese Unmöglichkeiten ist es nicht abgetan; es bezeugt das rege Interesse an dem alten Ereigniss in noch höherem Masse, als es durch blosse Kenntnissnahme der Sache selbst documentirt wird. Durch Zurechtlegung der Namen suchte man das Neugewonnene in den Kreis seiner täglichen Umgebung hineinzuziehen.

---

*) Die letzteren bei Spangenberg und Lindenbruch.

(Schluss folgt.)

Eine französische Bearbeitung der Don-Juan-Sage vor Molière.

Von

Dr. Mahrenholtz.

Seitdem Tirso di Molina die überlieferte Don-Juan-Sage zum Gegenstande eines an poetischen Schönheiten wie an dramatischen Fehlern reichen Stückes gemacht hatte, bemerken wir in Italien sowohl wie in Frankreich einen regen Wetteifer, diesen echt dramatischen Stoff der Schaulust der Menge oder den eigenen finanziellen Bedürfnissen dienstbar zu machen. Giliberti wandelte zuerst (1652) die Tragödie des Spaniers zu einem halb possenhaften, dramatisch wie technisch unvollkommenen Zugstücke um, eine italische Truppe zu Paris machte aus dem spanischen Stücke, aus Giliberti's Dichterei und aus eigenen grotesken Erfindungen eine Harlekinade, aus der einzelne Bestandtheile selbst in Molière's Meisterwerk übergingen.* Villiers übertrug 1660 das Giliberti'sche Stück in leichtfliessende Alexandriner, mit der ausgesprochenen Absicht, Geld zu erwerben und den Concurrenzwerken des Pariser und Lyoner Theaters ein Paroli zu bieten.* Zwei Jahre früher hatte der Schauspieler Dorimond in Lyon einen Fils criminel aufführen lassen, der das Giliberti'sche Stück in freier Reproduction und durch originale Erfindungen vermehrt vorführt. Gedruckt wurde diese „tragi-comédie" erst 1665 und ist dann eine Zeit lang unter dem

* Nähere Beweise in meiner Abhandlung: „Zu Molière's Don Juan", Archiv Bd. LXIII, S. 1 bis 12.

Namen Molière's der Nachwelt überliefert worden, so dass die Amsterdamer Ausgabe der Molière'schen Komödien (Amsterdam, chez Henri Wetstein 1691, Tome III) dieselbe enthält.

Da das Stück selbst den Molièristen häufig unbekannt zu sein pflegt, und namhafte Herausgeber Molière'scher Dichtungen, z. B. Moland und Laun, darüber Irriges behauptet haben, so wird vorerst eine kurze Inhaltsangabe nicht unerwünscht sein.

Act I. Amarille, die heldenhafte Tochter des Gouverneur Don Pierre, erklärt ihrem Geliebten Don Philippe, dass sie ihm Herz und Hand für ewig schenken würde. Letzterer erwidert mit einer Anzahl hergebrachter Liebesphrasen und renommistischer Drohungen gegen seinen Nebenbuhler Don Juan. Das liebende Paar verabredet ein nächtliches Rendezvous. Don Juan schwört dem glücklicheren Nebenbuhler Rache, und letzterer erfreut uns noch einmal mit einem Wortschwall von verliebten Phrasen. In einem Monologe erörtert uns Don Juan, dass er nur der „galant", nicht der „espoux" der schönen Amarille zu werden beabsichtige, dass er das Mädchen durch erheuchelte Liebesversicherungen bethören wolle. Die Scene ändert sich dann. Wir finden Alvaros, den tiefgebeugten Vater des lüderlichen Don Juan, in einem Gespräche mit Briguelle, dem hanswurstartigen Lakaien des Sohnes. Alvaros wünscht sich den Tod: Briguelle macht ihn darauf aufmerksam, dass ein solcher Wunsch etwas verfrüht sei, und räth, den ungerathenen Sohn entweder sich austoben zu lassen oder nach Rom zur Kirchenbusse zu senden. Alvaros bemerkt, dass die Redereien des Dieners überflüssig seien, und der gehorsame Briguelle wagt nur noch die schüchterne Bemerkung, dass der alte Herr durch sein Zürnen und Schelten seine Gesundheit „alterire". Da kommt zufällig Don Juan dem zürnenden Alten in den Weg. Alvaros fährt auf ihn los, er mache sich durch seine tollen Streiche alle Welt zu Feinden, in seinem jugendlichen Alter überlege er nicht, wohin solches Treiben führe. Don Juan darauf, seine Jugend entschuldige eben Alles. Alvaros fährt fort, er entehre die Töchter „der besten Freunde" seines Vaters, er stürze deren Liebhaber ins Grab. Würdiger sei es, Kriegsruhm zu erwerben. Briguelle mischt sich ein: der junge Herr nenne das „Galanterien". Don Juan kündigt dem Vater das Pietätsverhältniss auf,

er sei mündig, brauche nicht mehr zu gehorchen. Alvaros beschwört ihn auf den Knien, endlich vernünftig zu werden. Ironische Erwiderungen von Seiten Don Juan's bringen den unterdrückten Zorn des Alten zum Ausbruch, er nennt den Sohn einen „démon des enfers, Tygre insatiable". Auch Briguelle redet zum Guten — und wird durch einen Fusstritt Don Juan's belohnt. Neuer Wuthausbruch des Alten. Ob denn der ungerathene Sohn nicht einmal des Vaters Gegenwart ehre? Don Juan: er habe die „importunitéz" des Vaters satt, der Alte sollte sich „zurückziehen". Alvaros droht mit Gewaltthätigkeiten. Don Juan: er verdanke dem Vater gar nichts, denn nach dem Belieben des Schicksals (au gré du destin) kämen die Kinder zur Welt. Alvaros droht, flucht und schimpft weiter, und der Sohn bemerkt kühl: Ne m'approche pas. In einem Monolog am Schlusse des Aetes bittet Alvaros Himmel und Hölle um Rache an Don Juan und fleht zugleich um sein eigenes baldiges Ende.

Nach dem falschen Pathos des ersten Aetes führt uns Act II, 1 in realere Verhältnisse. Briguelle hält, von Hunger gepeinigt, unter einem Küchenfenster Wache, während sein Herr der keuschen Amarille einen nächtlichen Besuch abstattet. Durch Kalauer aller Art sucht er den knurrenden Magen zu besänftigen und flucht insgeheim dem brutalen Herrn, der ihm „mehr als hundert Mal den Hals habe brechen wollen". Da plötzlich tosender Lärm. Don Pierre, von Dienern begleitet, verfolgt den frechen Störer der häuslichen Ruhe und wird durch einen Stoss von Don Juan's Klinge ins Jenseits befördert. Amarille eilt hinzu, klagt um den ermordeten Vater, schwört dem Mörder Rache und wüthet gegen die Diener, die ihren Herrn nicht vor dem Mörder gerettet. Auch Philippe eilt herbei und verschwendet die Worte, an denen er so überreich ist, durch nutzloses Fluchen auf Don Juan. Amarille, praktischer als er, giebt wenigstens den Rath, die Thore Sevillas zu schliessen, damit der Mörder nicht entkomme. Zur Beruhigung des zukünftigen Ehegemahls theilt sie mit, dass Don Juan's frevelndes Attentat auf ihre Jungfrauschaft noch rechtzeitig verhindert sei. Doch kann sie dem Liebhaber nicht verhehlen, dass das nächtliche Rendezvous und somit sie selbst und Philippe Schuld an des

Vaters Tode gewesen. Pathetische Exclamationen aus Don Philippe's Munde. Don Juan, inzwischen glücklich entkommen, trifft seinen Hasenfuss von Diener, der sich anfänglich nicht zu erkennen giebt, auch feierlich gelobt, dem Scheusal von Herrn nicht ferner zu dienen, endlich aber der force majeure gehorchend, seine Kleider mit denen des Gebieters tauscht. In dieser Verkleidung treffen die Polizeibeamten Sevillas, ein Prévost und zwei Archers, die Don Juan's Verfolgung unter bramarbasirendem Gepolter unternommen haben, den nichtsahnenden Briguelle. Letzterer, im Augenblick der Gefahr plötzlich beherzt, giebt sich für einen „Prince" aus, der seiner Maitresse einen Besuch mache. Die dupirten Polizisten machen ihm ehrerbietigst Platz, Briguelle wettert noch hinter ihnen her und reisst dann eiligst aus.

Act III. Ein Pilger schildert sein Wanderleben und preist die Einsamkeit der Natur. Don Juan kommt hinzu und will die Gewandung des Pilgers als sicherste Verkleidung um jeden Preis erwerben. Briguelle bemerkt witzelnd, da würde sein modischer Herr noch manchen Zierrath hinzuthun müssen, um salonfähig auftreten zu können. Der Pilger sträubt sich natürlich gegen Don Juan's Vorschlag, muss sich aber schliesslich der Gewalt fügen. Inzwischen hat Briguelle dem Don Juan mitgetheilt, dass der Kummer dem alten Alvaros das Herz gebrochen. Don Juan ist anfänglich gerührt, meint aber zuletzt, der excentrische Alte sei selbst Schuld an der Affaire. Dann fasst er den Entschluss, in überseeische Länder zu gehen. Briguelle, seit dem Rencontre mit den Polizisten plötzlich beherzt und zu allen Schandthaten fähig, entschliesst sich gern, die Reise mitzumachen, zumal ihn Don Juan betreffs etwaiger finanzieller Verlegenheiten beruhigt. Nur der Gedanke an seine Eltern macht ihn einen Augenblick betroffen. Don Juan bemerkt: Eltern finde er überall, auch in der Türkei, worüber Briguelle seine gewohnten Kalauer macht. Plötzlich bemerkt Don Juan, als Pilger verkleidet, seinen Todfeind Don Philippe. Letzterer fragt den heiligen Mann, ob er auf seinen weiten Pilgerfahrten nicht den Frevler Don Juan getroffen habe. Während nun Philippe, Don Juan's heuchlerischem Rathe folgend, in heissem Gebete den himmlischen Beistand zu seinem Rachewerke erfleht, entreisst ihm der schlaue Gegner das Schwert.

Philippe will auch unbewaffnet den Kampf mit dem Todfeinde wagen, doch nimmt er schliesslich sein Leben als Geschenk aus des Feindes Hand. Wortreiche Klagen des so errretteten Cavaliers beschliessen den Act.

Act IV. Die Schäferin Amaranthe ist von zudringlichen Freiern auf Schritt und Tritt verfolgt und durch den Eigenwillen der Eltern an der Vermählung mit dem Herzensgeliebten gehindert. In dieser verzweifelten Stimmung, wo sie selbst den Eltern Trotz bieten will, trifft sie auf Don Juan, der aus einem Seesturme glücklich errettet ist und eben seinem halb ungläubigen Diener die aufrichtigste Besserung angelobt hat. Natürlich ist Don Juan beim Anblick der niedlichen Landdirne ganz wieder der Alte und weiss das resolute Mädchen, das anfänglich ihn entschieden zurückweist, durch ein erheucheltes Heirathsversprechen und wohlberechnete Schmähungen des Hoflebens und der Hofdamen zu gewinnen. Folgt dann ein possenhafter Dialog zwischen dem Bauern Bontemps und seinem albernen Schwiegersohn, der sich über die Zumuthung, seine Braut zu küssen, sittlich entrüstet. Plötzlich der Schreckensruf: die Braut sei geraubt worden. Don Juan natürlich ist der verwegene Räuber. Briguelle hat inzwischen die betrogene Amaranthe zu trösten gesucht, indem er ihr die Namen der von Don Juan Verführten herzählt. Don Juan kommt hinzu und sagt der verzweifelnden Amaranthe ins Gesicht, dass er sie nie gesehen. Eine komische Katechese des Dieners lässt sich der gutgelaunte Herr gefallen.

Im Weitergehen kommen Don Juan und Briguelle zu dem Grabmahle Don Pierre's. Don Juan höhnt den Todten, will seine Statue in Stücke brechen und lässt ihn endlich durch den kläglich jammernden Diener zum Souper einladen. Briguelle tröstet sich damit, dass das Gespenst schwerlich Don Juan's Haus finden werde.

Act V. Das Souper wird von Briguelle aufs Beste angerichtet. Don Juan erzählt ihm, dass er nach Sevilla zurückgehen und die väterliche Erbschaft versilbern wolle. Briguelle denkt an nichts als an Befriedigung seiner Esslust und sucht den huldvollen Gebieter in ein kleines Liebesgespräch zu verwickeln, um an des Herrn Seite tafeln zu können. Plötzlich

erscheint der „Schatten des Don Pierre“ seinem Versprechen getreu. Don Juan's höfliche Entschuldigungen, dass er in der „Hotelwirthschaft“ kein besseres Souper auftreiben könne, erwidert der Geist mit einem drohenden Hinweis auf des Sünders baldiges Ende und mit einer furchtbaren Strafpredigt. Don Juan ist ohne alle Besorgniss, sagt dem Geist, er möge sich nicht lächerlich machen, fordert den furchtsamen Briguelle auf, zu essen und zu trinken. Der Geist ladet Don Juan zum Revanchesouper im Grabgewölbe ein.

Auf den Rath einer Cousine hat sich inzwischen Amarille entschlossen, den Don Philippe zu ehelichen, trotzdem er das Rachewerk noch nicht vollführt. Zum Uebermass des Glückes verkündet nun auch der Prévost, dass Don Juan wieder aufgetaucht sei. Natürlich spornt Philippe die Archers zur Eile an und will selbst den Todesstreich gegen den Todfeind führen. Inzwischen haben sich Don Juan und Briguelle auf den Weg zum Grabgewölbe gemacht. Don Juan, heiter und gesprächig, verkündet dem Diener, nachdem er Alles auf Erden gesehen, wolle er auch Hölle und Himmel sich anschauen. Im Grabgewölbe angekommen, hat er wieder die Katechese des Gespenstes zu erdulden, das ihm die echt pastorale Frage vorlegt: ob er an Gott glaube. Don Juan bejaht, meint aber, Gott habe ihm seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten gegeben, um „dem Schicksale zu trotzen“. Seine muthvolle Zuversicht ist grösser als je, er will sogar den Donner mit dem Schwert auffangen. Zu bereuen und Gott um Gnade anzuflehen, weigert er in stolzer Selbstüberhebung, selbst als ihm der Erlass der Höllenstrafen zugesichert wird. Vom Blitz getroffen, sinkt er dann in den Abgrund.

Briguelle, der betäubt dabeigestanden, wird von den Archers auf Philippe's Befehl festgenommen. Halb bewusstlos hält er die Archers für böse Geister und fleht ihr Mitleid an. Dann, als seine gesunde Vernunft zurückkehrt, schildert er das Schicksal seines „armen Herrn“, tröstet sich aber über diesen Verlust, als Philippe ihn in seine Dienste zu nehmen verspricht. Amarille's und Philippe's ehelicher Bund, durch Vermittelung der Respectscousine Lucie geschlossen, erhöht die Freude über des grauenvollen Sünders Ende.

Mit dem Stücke Giliberti's verglichen, wie wir es in Villiers' Uebersetzung wiederfinden, zeigt Dorimond's „tragicomédie" erhebliche Verschiedenheiten in Bezug auf Inhalt wie Charakterzeichnung. Zwar sind die Personen fast die gleichen wie dort, denn dass Lucie aus einer vertrauten Dienerin des Amarille zu deren „Cousine" gemacht, dass die von Don Juan verführte Schäferin mehr in den Vordergrund des dramatischen Interesses gerückt wird, das sind Kleinigkeiten ohne Bedeutung. Anderes ist aber für die Gestaltung des Drama und für die Entwickelung der Charaktere nicht ohne Wichtigkeit. So wird Don Juan, der in Villiers' Stück ein weitläufiger Bekannter des Philippe* ist, hier zu einem Nebenbuhler desselben. Während er also dort nur aus Lust am Bösen die Verführung der Amarille ersinnt, ist hier gekränktes Ehrgefühl und Durst nach Rache neben angeborener Sinnlichkeit das Motiv zu der schändlichen Handlung. In der Scene mit Alvaros lässt sich Don Juan trotz aller Pietätslosigkeit nicht zu einer so ehrlosen Handlung fortreissen, wie es die Misshandlung des Alten in Villiers' Stücke ist. Dem wehrlosen Todfeinde schenkt er das Leben, bei Villiers stösst er ihn mitten im Gebet nieder. In seinem Verhältniss zu Briguelle ist er viel weniger brutal und herrisch, als dort. Zwar schildert der Diener, wie sehr er durch Wort und That von dem Gebieter zu leiden habe, aber abgesehen von dem Fussstosse, der durch Briguelle's aufdringliches Wesen einigermassen motivirt ist und von dem erzwungenen Kleidertausch, der durch die drohende Verfolgung nöthig wird, sehen wir keine gewaltthätige Handlung auf Don Juan's Seite. Dem Todten gegenüber ist Don Juan zwar ebenso frivol und sarkastisch, wie in Villiers' Festin, aber er geht wenigstens nicht so weit, den Schmerz desselben durch frivole Liebesgesänge verhöhnen zu lassen. Vor Allem ist er nichts weniger, als ein Athée, wie es der Titel des Stückes besagt. Wenn er auch in Bezug auf sittliche Verhältnisse einem crassen Realismus huldigt und weder vor dem Alter, noch vor dem Tode irgend welche pietätsvolle Scheu zeigt, so spricht er doch seinen Glauben an die strafende Allmacht Gottes an zwei Stellen deutlich aus. Dass er sich

* J'ai si peu vu ce traistre, sagt Philippe.

nicht überreden will, der Todte könne zum Leben zurückkehren und an dem Mörder Rache nehmen, dass die pathetischen Katechesen des Gespenstes ihren Eindruck auf seinen jugendlich leichtfertigen Sinn verfehlen, werden wir ihm nicht besonders verargen können. Ritterlicher Muth ist ein Grundzug seines Charakters. Als er nach dem Seesturm vor der rächenden Allmacht Gottes bangt und vorübergehende Reue zeigt, hebt er doch besonders hervor, dass nicht Feigheit oder Furcht vor den Folgen seiner Thaten das Motiv seiner Stimmung sei. Mit dem Schwerte in der Hand will er selbst dem Tode trotzen.

Giliberti's und Villiers' Don Juan, wie ich in der angeführten Abhandlung mit aller Schärfe hervorhob, ist kein einheitlich geschlossener Charakter, bald ist er der tapfre Cavalier, bald der zerknirschte Sünder, bald kecker Gottesleugner, bald aus Furcht zum Glauben geneigt. Heuchelei und Neigung zu renommistischen Prahlereien sind Züge, die seinen Charakter noch mehr entstellen. Der gleichnamige Held des Dorimondschen Stückes ist von eitler Prahlsucht völlig frei und Heuchler nur insoweit, als es seine Verführungskünste fordern.

Es scheint, Dorimond war Dichter genug, um den ästhetischen und moralischen Widerwillen zu beachten, den Giliberti's Don Juan hervorruft, und deshalb den Helden seiner Komödie sittlich wie ästhetisch zu veredeln.

Die Grundidee des Giliberti'schen Stückes, so wie es in Villiers' Versificirung hervortritt, ist eine prosaische Moral. Jenes „Kinder, gehorchet euren Eltern", wie es durch das ganze Stück hindurch gepredigt wird, hebt Philippin am Schluss noch einmal ausdrücklich hervor. Dem feineren Dichtertacte Dorimond's mochte eine solche in die Augen springende Moral ebenso unsympathisch sein, wie die einseitig vergeltende Gerechtigkeit des Villiers'schen Festin, die zwar den Don Juan zermalmt, aber auch den unschuldigen Don Philippe in den Tod stürzt. Darum musste er das Leben Philippe's retten und ihn zu dem Besitz der heissgeliebten Amarille gelangen lassen.

Idealisirt im Vergleich zu Giliberti, ist auch der Charakter Amarille's. Dort eine gewöhnliche Modedame, ohne Energie der Liebe, wird sie hier zu einem heldenhaft entschlossenen Mädchen, das zu handeln weiss, während ihr Geliebter sich in

zwecklosen Klagen verliert. Philippe selbst dagegen ist, wie in Villiers' Festin, ein wortreicher, liebessüchtiger Cavalier à la mode.

Briguelle erinnert in den Grundzügen an den Giliberti-Villiers'schen Philippin, nur tritt der rohe Aberglaube hier weniger nackt, der mechanische Kirchenglaube dagegen offener hervor. Amaranthe ist hier wie dort eine modisch angekränkelte, aber von Natur derb realistische Erscheinung.

Der Prévost und die Archers sind nicht in gleichem Masse lächerliche Renommisten, wie in der Uebersetzung der Giliberti'schen Komödie, doch von einem naiven Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Polizeikünste keineswegs frei. Uebertrieben carrikirt sind dagegen der Bauer Bontemps und sein läppischer Schwiegersohn. Ebenso überschreitet die leidenschaftliche Wuth des Alvaros jedes künstlerische Mass.

Sind nun diese Abweichungen von dem Giliberti'schen Stücke, dessen Grundbestandtheile in Dorimond's „tragicomédie" übergingen, wie der Vergleich mit Villiers' Uebersetzung zeigt, Producte der eigenen Dichtererfindung oder auf die Nachahmung einer anderen Dichtung zurückzuführen? Eine directe Benutzung der dem Dorimond'schen Stücke vorangehenden Bearbeitungen ist, von Giliberti abgesehen, nur an einer Stelle (V, 1) nachzuweisen, wo Briguelle's fingirte Liebesschilderung an einen Passus der oben erwähnten Harlekinade (s. Moland, Oeuvres III, 351) erinnert.* Auf eine Benutzung des Tirso'schen Burlador (I, 13) möchte die Scene zwischen Don Juan und Amaranthe (IV, 3) hinweisen, doch sind die Uebereinstimmungen höchst allgemeiner Art.

Aber andere Erwägungen führen zu der Annahme, dass der Burlador dem Dorimond ebenso bekannt war wie dem Giliberti und den Improvisatoren jener Harlekinade (s. meine oben angeführte Abhandlung). Nicht zufällig kann es sein, dass der Charakter Don Juan's mehr an den Helden des spanischen Stückes erinnert, als an Giliberti, nicht zufällig auch, dass dem

* Jedenfalls ist es aber incorrect, wenn Laun (Einleitung zu Don Juan, 7) das Dorimond'sche Stück „aus der Bearbeitung Giliberti's und der italischen Posse zusammengesetzt sein" lässt, oder wenn Moland (a. a. O. III, 353) in demselben eine „Uebersetzung" Giliberti's erblickt.

Briguelle einige Züge fehlen, die Giliberti's unglückliche Erfindungsgabe hinzugedichtet hatte. Auch dass die Ehre der Amarille noch im letzten Augenblicke gerettet wird, ist ein dem spanischen Original entlehnter Zug; hier verräth Don Juan im Angesichte des Todes, dass er die Verführung der Donna Anna nicht habe vollenden können. Vor Allem die sichtbare Scheu, den Helden nicht in offenen Widerspruch mit dem Kirchenglauben zu setzen, lässt den Einfluss Tirso di Molina's erkennen. Die pathetische, bisweilen von wahrer Poesie durchdrungene Sprache in den tragischen Scenen des Stückes möchte gleichfalls ein Beweis für unsere Annahme sein, wenn sie nicht schon im Giliberti, ebenso wie die zahlreichen Anspielungen auf antike Mythologie, zu finden wäre. Dem Schluss des Dorimond'schen Stückes liegt dieselbe moralische Reflexion zu Grunde, wie der Hochzeitsscene im letzten Acte des Burlador; nicht ohne Kenntniss der spanischen Dichtung ist sie wohl hinzugedichtet worden.

Mag nun Dorimond direct oder indirect aus dem Burlador geschöpft haben, jedenfalls sind die Aenderungen des Gilibertischen Stückes sehr glücklicher Art. Die prosaische Moral ist mit Geschick ausgeschieden worden; der Charakter des Helden ist ästhetisch würdiger und psychologisch richtiger, namentlich ist der Kampf zwischen dem angeborenen Leichtsinn und dem plötzlich aufdämmernden Bewusstsein der göttlichen Vergeltung an zwei Stellen (III, 2, IV, 2) mit feiner Seelenkenntniss durchgeführt. Auch die Figur des Briguelle ist von psychologischen Widersprüchen frei und in ihren komischen Eigenthümlichkeiten weniger übertrieben, als Philippin. Ueberhaupt ist die sichtbare Effecthascherei Giliberti's auch in den Charakteren zweiter Ordnung, in den Polizeibeamten und den Bauerdirnen, vermieden worden. Das Stück als „höchst mittelmässig" zu bezeichnen, wie es Laun a. a. O. thut, erscheint mit Rücksicht auf den herrschenden Zeitgeschmack als ungerecht.

Auf den Molière'schen Festin de Pierre ist diese tragicomédie ohne Einfluss geblieben.

Hâvamâl 93—101

Das Lied von „Billings mey".

Uebersetzt und erläutert

von

Werner Hahn.

I. Lyrische Bestandtheile in der Edda.

Wie sehr umfangreich der Zeitraum poetischen Lebens gewesen ist, dessen Erzeugnisse für uns zu den Resten der Edda zusammengeschmolzen sind, dafür finden sich in diesen letzteren selbst die sprechendsten Hinweise; und zwar äussere und innere. Zu den äusseren gehören Merkmale der Sprache und der poetischen Form; zu den inneren Art und Inhalt der Dichtungen.

Als eines der bedeutungsvollst mitredenden Zeugnisse verdient die Thatsache hervorgehoben zu werden, dass neben den Hauptbestandtheilen epischer Art sich in der Edda vereinzelt auch lyrische finden.

Die Gattung, die dem Mythus unmittelbar ausschliesslich eignet, ist ja die epische. Gegenstände und Vorgänge objectiver Wahrnehmung sind es, Himmel, Erde, Wasser, Feuer, Sturm etc., die im Mythus durch Vermenschlichung verherrlicht werden. Dass ein Dichtungsgegenstand dieser Art im Charakter der Objectivität erledigt wird, das bringt er selbst unmittelbar mit sich. Ein Gott, der die Sonne, den Himmel, das Feuer etc. bedeutet, steht dem Menschen, der ihn sich vorstellt, der ihn in seiner Phantasie gestaltet, ebenso fern wie die Sonne, der Himmel und was es sonst sei, selbst: so fern, so durch die Art des Daseins von ihm getrennt, dass von einer Annäherung an ihn und gar von einer inneren Durchdringung mit ihm, wie es die lyrische

Poesie fordert, in keiner Weise die Rede sein kann. Die Stimmungen, die den Denkenden mit einem solchen Gegenstand seines Denkens verbinden, sind Fürchten, Verehren, Bewundern. Es ist eine Verbindung, die das Getrenntsein der Beiden trotz aller Verbindung aufrecht hält.

Wenn dennoch unter den Resten der Edda sich auch lyrische Bestandtheile finden, so kann dies nur in Folge einer grossen, wandlungs- und stufenreichen Entwicklung geschehen sein. Die Götter müssen wiederholentlich grossen Umbildungen durch die Phantasie der Dichter anheimgefallen sein. Was die Götter bedeuten (die Naturform oder -Kraft) muss zurückgetreten; was dagegen die Dichterphantasie ihnen hinzugefügt hat (Form und Richtungen des menschlichen Lebens), muss in den Vordergrund getreten sein. Ebenso muss andererseits der Mensch in der Erfassung seines eigenen Wesens, seiner Seelen- und Geistesnatur, ausserordentliche Fortschritte gemacht haben, Fortschritte namentlich ins Tiefe und Abstracte. Aus Seele und Geist des Menschen heraus, aus diesem räumlich-kleinsten und dennoch wirkungs-grössten Grunde des Weltdaseins hervor, müssen Kräfte als herrschende Gewalten im All zum Bewusstsein gelangt sein, an denen die Wahrnehmung lange Zeit unthätig vorübergegangen war. Die seelischen und geistigen Aufregungen, Kämpfe, Leiden und Siege müssen den Göttern nicht nur im Allgemeinen als Art ihres Daseins, sondern in dem Sinne überwiesen worden sein, dass sie durch ihr Thun und Erfahren, durch ihr Forschen und Erkennen dasjenige, was ewig und unwandelbar an Seele und Geist ist, klar legen.

In der Geschichte der griechischen Mythenpoesie sind von den Zeiten der objectiv-epischen Auffassung d. i. von den Zeiten Homer's und Hesiod's, bis zu denen der subjectiv-lyrischen d. i. zu den Zeiten Aeschylos', Pindar's, Jahrhunderte vergangen. Nach Jahrhunderten messbar wird auch die Zeit sein, die in der Geschichte der germanisch mythischen Dichtungen zwischen der Ursprungszeit der ersten, rein epischen Poesie und zwischen der der lyrischen Bestandtheile liegt, die in der Edda erhalten sind.

„Lyrische Bestandtheile" — es könnte eine Zweideutigkeit mit diesem Wort einhergehen. Wir meinen nicht Dichtungen, in denen die menschliche Stimmung der Verehrung und Anbetung gegen die Götter zur Darstellung kommt, — Dichtungen dieser Art werden überhaupt nicht zu den mythischen zu rechnen sein, sie setzen den Mythus

vielmehr voraus, — sondern von Dichtungen ist die Rede, in denen aus dem Ich eines Gottes heraus gesprochen wird, und zwar so, dass die Seelen- und Geistesart, sei es ihrem allgemeinen Wesen nach, sei es in einer einzelnen, als bedeutungsvoll hervorgehobenen Richtung derselben, dadurch als eine ewige gekennzeichnet, als eine göttlich gegebene geweiht wird.

Kleinere Ansätze zum Lyrischen in dieser Weise, vereinzelte Strophen solchen Inhalts, ferner auch epische Dichtungen, deren Darstellungen mit so feinem Eingehen auf Seelenzustände der Götter ausgestattet sind, dass der Stoff zum Lyrischen fast ohne Weiteres herausgehoben werden könnte, — alles dies giebt es in den Resten der Edda mehrfach. Zum Werth selbständiger Dichtungen aber ausgeprägt, mit Anfang, Mitte und Schluss in sich, sind nur vier Abschnitte hervorzuheben. Und zwar zuvörderst das inhaltschwere, ebenso tiefsinnige, wie geistesklare

veit ek at ek hêkk vindga meidi â

(Hâv. 139—143); ferner das übermüthig schelmische, welches die achtzehn Zauber aufzählt, deren Odin sich mächtig weiss (Hâv. 147 bis 164); ferner das Lied mit dem beschämenden Geständniss Odins, Billings Maid gegenüber (Hâv. 93—101); endlich die beiden Fragmente Hâv. 12—13 und 104—110, wenn es nämlich gestattet ist, diese in den Handschriften der Sammlung so auseinander gerückten Strophen als Glieder Eines und desselben Liedes zu betrachten; Behandlung Eines und desselben Liedstoffes sind sie unzweifelhaft. Odin spricht die Empfindungen aus, die er im Gedenken der höchst beseligenden und dann doch preisgegebenen Liebe Gunnlöds hegt.

II. Stellung der Wissenschaft den lyrischen Bestandtheilen gegenüber.

Die Wissenschaft nimmt, diesen lyrischen Bestandtheilen der Edda gegenüber, zur Zeit noch eine weit abgerückte und unsichere Stellung ein. Kaum dass man sie von ihrer Umgebung getrennt und als Dichtungen, die der Form, Art und Gattung nach von allem sonst in der Edda Enthaltenen verschieden sind, bezeichnet hat.

Der Grund für diesen geringen Grad der Aufmerksamkeit liegt — abgesehen von der allgemeinen Thatsache, dass die Wissenschaft, die sich mit der Edda beschäftigt, eine ganz junge und nur spärlich betriebene ist, — der Grund dafür liegt vielleicht hauptsächlich darin,

dass in den Handschriften jene lyrischen Bestandtheile über ein grosses Ganze zerstreut sind, welches, der Hauptmasse nach Spruchpoesie, für den Mythus überhaupt von keinem Belang ist. Hâvamâl enthält Sprüche, wie:

Gâttir allar, âdr gangi fram,
Um skodask skyli;
þvîat ôvist er at vita, hvar ôvinir sitja
Â fleti fyrir —

Sprüche, die dem Erdenwaller im Hause Gastfreundschaft, in der Fremde Vorsicht, beim Mahle Mässigkeit, im täglichen Leben Fleiss, Ordnung und Besonnenheit rathen, Sprüche, die den Werth der Freundschaft, des Eigenthums, der Lebenserfahrung verkünden, Sprüche, die (mit Einem Wort bezeichnet) die Prosa und Moral des thatsächlichen Lebens jener alten Zeit zeichnen. Mitten unter Gedanken so realer Art auf kleine Strophenzusammenhänge zu stossen, die, wie jene lyrischen Dichtungen, sich so frei und hoch und weit im Schwunge der kühnsten Phantasien des Mythus bewegen: darauf ist man nicht gefasst. Dem geringfügigen Umfang, den sie einnehmen, entsprechend, glaubt man ihnen auch nur geringen Werth beilegen zu sollen. Der verlorenen Stellung, die ihnen durch die Aufzeichnung von Alters her gegeben ist, entsprechend, glaubt man auch in neuerer Zeit die Bedeutung wesentlicher Glieder für das Mythenganze ihnen nicht geben zu brauchen.

Und noch ein anderer Umstand kommt hinzu: die verhältnissmässig grosse Schwierigkeit der Behandlung. Was nur immer, das Verständniss eines Dichtwerks erschwerend, eintreten kann, die Art der Vorstellungen, die zusammenkommen, der Hinweise, die gegeben werden, der Pointe, die beabsichtigt wird: Alles ist in jenen lyrischen Resten anders als in der grossen Mehrzahl der objectiv-epischen Mythenbestandtheile.

Die Möglichkeit so gehäufter Schwierigkeiten liegt ja unmittelbar in der Gattung, der sie angehören. Während epische Poesie den Gegenstand, den sie behandelt, als einen der Wahrnehmung und Vorstellung entnommenen, auch wieder nach aussen hin klar legt, die Beziehungen und Wendungen aus den Aufstellungen des Gedichts selbst entstehen, durch sie sich ändern oder vergehen lässt, während sie so den Hörer des Dichtwerks unmittelbar und in gleichem Schritt Herr des Ganzen und alles Einzelnen darin werden lässt: verarbeitet lyrische

Poesie, je inhaltvoller sie ist, desto mehr Beziehungen, Andeutungen, Gedanken, die im Geiste vorher schon fertige Gestalt haben müssen, und die auch der Hörer, als ihm klar und bewusst, dem Gedicht entgegen mitbringen muss. Wer sie in seinem Geiste nicht hat, dem bleibt das Gedicht verschlossen. Aus dem Dichtwerk lernt er sie nicht kennen. Er soll sie für dasselbe vielmehr anwenden. Das Dichtwerk erinnert ihn nur daran.

Die lyrische Poesie trägt ihren Stoff aus dem Fühlen und Denken, die epische aus dem Schauen und Vorstellen heraus. Die unmittelbare Art jenes Stoffes ist Verborgenheit, Durchdringung, Unergründlichkeit: das Fühlen und Denken ist einem ruhelosen, vielbergenden Meere vergleichbar. Die Art dieses Stoffes ist Aeusserlichkeit, Begrenztheit, Offenheit: das Schauen und Vorstellen setzt äusserlich klare Gegenstände und Vorgänge voraus. In dem Grade, wie der Quell, aus dem ein lyrisches Gedicht entspringt, sich wirklich als ein geheimnissvoll bergender, unerschöpflicher, unergründlicher empfinden lässt, in demselben wachsen Werth und Bedeutung des Gedichts. Anders beim epischen. Hier wachsen Werth und Bedeutung in dem Masse, wie das Gebiet, dem die Gegenstände und Vorgänge der Erzählung angehören, begrenzt, klar gesondert und übersichtlich ist.

Es ist ein ganz allgemeines Gesetz in Betreff der epischen und lyrischen Art, auf das hiermit hingedeutet ist: ein Gesetz, in dessen Folge sich unmittelbar von selbst versteht, dass Pindar schwieriger zu commentiren ist als Homer, Horaz schwieriger als Vergil, Klopstock's Oden schwieriger als Klopstock's Messias.

Man überlege, was alles und wie sehr viel Verschiedenartiges ein lyrisches Gedicht, selbst ein ganz kleines, in sich aufnehmen kann! Von wie viel verschiedenen Personen und Dingen, Oertern und Zeiten redet z. B. Claudius im Rheinweinlied! Man überlege ferner, wie gross die Freiheit ist, die ein lyrischer Dichter in der Verwendung seiner Kenntnisse, Erinnerungen, Erfahrungen zeigen kann! Mit Freiheit, die der Willkür ganz nahe steht, legt er einen Gesichtspunkt an, wie er zu Stimmung und Tendenz des Dichtwerks passt. Wenn Schwierigkeiten dieser Art nur in geringem Masse in einer lyrischen Dichtung vorkommen, so können sie den Worten schon reichlich den Charakter des Verschlossenen und Harten, des Sonderbaren und Räthselhaften mittheilen.

Alle diese Erwägungen treten aber doppelt und dreifach in Bezug

auf ein Dichtwerk zusammen, das auf dem Boden eines so weit entlegenen Vorstellungs- und Gedankenkreises, wie der mythischen Phantastik des Germanenthums erwachsen ist.

Die Commentare zur Edda geben in der That in Bezug auf die beregten Stellen kaum eine nennenswerthe Ausbeute für das Verständniss. Ich lasse zur Begründung dieser Anklage die Wissenschaftsmethode ganz unberücksichtigt, wie sie von norwegischen Gelehrten, namentlich Bugge, gehandhabt wird. Von daher ist nichts als Missverständniss, Verwirrung und Entfremdung zu erwarten. Die Bedingung für eine erfolgreiche Auslegung von Geisteswerken fehlt dort, die allgemein philosophische; die Fähigkeit des Eingehens auf die naturmässig geschiedenen Entwickelungen des menschheitlichen Geistes, namentlich so entfernter wie des Denkens unter dem Einfluss des lebendigen Schauens und Glaubens der Völker und des unter dem Einfluss des Bibliothekwissens und Buchstabenvergleichens. Aber auch unter den Richtungen der Wissenschaft, denen das Verständniss der Mythik nicht ganz abhanden gekommen ist, wird zur Auslegung jener lyrischen Abschnitte nur wenig beigebracht. Am meisten fern haben sich unter den deutschen Gelehrten in neuerer Zeit Holtzmann und Bergmann gehalten; jeder auf andere Weise — Holtzmann durch sein umfangreiches Nichtwissen und Nichtverstehen, Bergmann durch sein rücksichtsloses Alles-ändern.

Holtzmann sagt in Bezug auf die Strophen Hâv. 139—143, die oben als inhaltschwer, tiefsinnig und geistesklar bezeichnet sind, wörtlich Folgendes, zuvörderst im Allgemeinen: „Mythen kommen darin vor, die wir nicht kennen"; dann zu Str. 139: „von wem die Rede ist, wissen wir nicht"; ferner zu 140: „wer Bölþôr. ist, wissen wir nicht". Trotz dieses Nichtwissens im Einzelnen urtheilt Holtzmann aber ganz sicher über das Ganze: „keine sehr tiefe Weisheit!" — Welch ein Zauber des Gedankens muss in der Edda liegen, wenn solch eine oberflächliche, nichts vermögende und nichts achtende Art des Umgehens, vom Katheder eines Universitätssaales herab, den Sinn für ihre Geheimnisse in der Jugend nicht sogleich im Keime erstickt hat!

Anders Bergmann. Er dichtet Alles nach seinen Ideen um. Den übereinstimmenden Handschriften gemäss lautet z. B. Vers 1 in Strophe 139: veit ek at ek hêkk vindga meidi á. Bergmann verbessert hêkk in vætta'k und meidi in heidi. Aus dem Gedanken „ich

weiss, dass ich am windigen Baume hing“ macht er: „ich weiss, dass ich auf windiger Haide wartete“. Warum? wozu diese Aenderungen? Das lässt sich, ohne höchst weitläufig zu werden, nicht sagen: nämlich um allerlei andere Aenderungen, die Bergmann hier und dort vorgenommen hat, nun durch neue Veranstaltungen zu stützen. Es ist ein innigst verflochtenes Gewebe von eigen gefertigten Gedanken, das Bergmann überall, am reichlichsten vielleicht in jenen Strophen lyrischer Poesie, bis zur vollsten Unkenntlichkeit der alten Vorstellungsweise über die Edda ausgebreitet hat.

Bei der Möglichkeit so grosser Dürftigkeiten und Irrungen im Umgehen mit der Edda mögen wohl auch kleine Gaben, und vielleicht um so mehr als sie den Blick durch Beschränkung auf Einzelnes schärfen, etwas zur Förderung beitragen.

III. Hâvamâl 93—101.

Der Text der 9 Strophen in Hâvamâl, die Odins Beziehung zu Billings mey behandeln, gehört zu den im Einzelnen, in Wort- und Buchstabenform am wenigsten bestrittenen. Er folgt hier, wie er von den neueren Herausgebern übereinstimmend anerkannt wird.

93. Eyvitar firna madr annan skal
þess er um margan gengr guma;
Heimska or horskum görir hölda sonu
Sâ inn mâtki munr.

94. Hugr einn þat veit, er bŷr hiarta nær,
Einn er hann sêr um seva;
Öng er sôtt verri hveim snotrum manni
En ser öngu at una.

95. þat ek þâ reynda, er ek î reyri sat
Ok vættak mins munar;
Hold ok hiarta var mer en horska mær,
þeygi ek hana at heldr hefik.

96. Billings mey ek fann bedjum â
Sôlhvîta sofa;
Iarls yndi þôtti mer ekki vera
Nema vid þat lik at lifa

97. „Auk nær apni skaltu, Odinn, koma,
Ef þû vilt þer mæla man;
Alt eru ôsköp, nema einir viti
Slikan löst saman.“

98. Aptr ek hvarf ok unna þôttumk
Vîsum vilja frâ;
Hitt ek hugda at ek hafa mynda
Ged hennar alt ok gaman.

99. Svâ kom ek næst, at in nŷta var
Vîgdrôtt öll um vakin,
Med brennandum liósum ok bornum vidi,
Svâ var mer vilstigr of vitadr.

100. Ok nær morni er ek var enn um kominn,
þâ var saldrôtt um sofin;
Grey eitt ek þâ fann ennar gôdu konu
Bundit bedjum â.

101. Mörg er gôd mær, ef görva kannar,
Hugbrigd vid hali;
þâ ek þat reynda, er id râdspaka
Teygda ek â flærdir fliód;
Hâdungar hverrar leitadi mer it horska man,
Ok hafda ek þess vætkis vîfs.

IV. Kunst der Edda-Uebersetzung.

In Bezug auf die Aufgaben, die in einer Edda-Uebersetzung zu lösen sind, steht unsere Zeit (nicht anders als in Bezug auf die Aufgaben der Edda-Commentirung) auf einer der ersten vorbereitenden Stufen. Dass Alles, was dabei zu erfüllen ist, klar geworden sei, ist nicht der Fall; geschweige denn, dass man über die Mittel einig wäre, durch welche jene Aufgaben erfüllt werden können. Es sind allerdings Schwierigkeiten sehr verschiedener Art, die sich dabei zur Geltung bringen.

Die Abweichungen der beiden Sprachen von einander kommen vor allen Dingen in Betracht. Unsere heutige Sprache ist reich und gereift: sowohl was den Vorrath an Wörtern, die Wandlungsfähigkeit derselben, die Formen ihrer Verbindung zu Sätzen und Satzfolgen, den Ausdruck der Gedanken und Gedankenbeziehungen betrifft. Unsere Sprache hat in Folge der Jahrhunderte langen Entwicklung in Poesie und Wissenschaft, zumal in den höchsten Richtungen derselben, im Drama und in der Philosophie, ein leichtes Umgehen mit den schwierigsten Aufgaben des Denkens, des Unterscheidens, Abstrahirens, Verallgemeinerns, Begründens und Folgerns gewonnen. Die Sprache der Edda dagegen ist arm und unentwickelt. Arm: denn sie besitzt nur Klänge für die natur- und lebensnächsten Vorstellungen und Gefühlserregungen. Unentwickelt: denn sie vermag diese nur in den einfachsten, grössten und unwandelbarsten Beziehungen zur Darstellung zu bringen. Für den Ausdruck der Geisteskategorien, der Unterscheidungen zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, zwischen Grund und Folge, zwischen Bedingung und Voraussetzung, zwischen mittelbarer und unmittelbarer Beziehung, für alles das, was

unsere Grammatik und unser Lexikon so reich mit den feinsten Unterschieden füllt, besitzt sie nur die dürftigsten und gröbsten Mittel.

Um nur an Eines zu erinnern! Die Gedankenbeziehungen, die wir heute, je nachdem, jetzt mit dem Relativpronomen (welcher), dann mit einer relativischen Conjunction (als, wenn, wie) bezeichnen, vermag die alte Sprache noch nicht zu trennen. Er ek i reyri sat (Hâv. 95) kann sowohl heissen: „als ich im Rohre sass", wie „der ich im Rohre sass". Ob von etwas gesprochen wird, das als zeitlich Einmaliges, vorübergehend Thatsächliches zu denken ist (das Im-Rohre-sitzen), oder das zu einer Eigenschaft des Redenden erhoben und befestigt werden soll (der im Rohre Sitzende): das bleibt im Wortlaut der Sprache unentschieden. Als Conjunction ferner verbindet eben diese Form *er* sowohl die Bedeutung des temporalen als, wie des conditionellen wenn, wie des comparativen wie.

Dergleichen Verwischungen dessen, was unser Geist heute getrennt wünscht und unsere Sprache heute zu trennen im Stande ist, kommen fast in jedem Satze der alten Poesie vor. Das 3. Personal- und das Demonstrativ-Pronomen haben ihre Gebiete noch nicht auseinandergesetzt. Unter dem Mangel der Zeitformen ist für uns das Fehlen des Plusquamperfects besonders empfindlich. Und dergl. mehr.

Beschränkt der Uebersetzer die Sprache der heutigen Zeit auf so wenige Formen, wie die Edda in Gebrauch hat, so hören wir ihn eine armselige, eckige, hölzerne Sprache reden. Dass unser Fühlen und Denken von diesen Formen eine wohlthuende, ja nur eine angemessen beschäftigende Anregung empfangen, ist nicht der Fall. Wendet er hingegen Formen unserer entwickelteren Sprache stellvertretend für jene ärmeren Mittel der Edda an: wie viel Gefahr der Abirrung vom Alten, Gefahr des Eintritts schiefer Wendungen, Gefahr der Herstellung eines ganz anderen Seelen- und Geistescharakters als des in der Edda thatsächlich lebenden tritt alsdann ein! In der verschiedensten Weise: jetzt durch die Wahl eines Ausdrucks, dann durch die Bildung einer Satzform, dann durch die Art der Satzverbindung. Je mehr der Uebersetzer feines und reines Hineinfühlen in den alten Wortlaut, lebendige Vorsicht und Umsicht bei der Wahl aus den heutigen Sprachmitteln sich zur Pflicht macht, desto grösser werden die Schwierigkeiten, die er überwinden möchte. Denn man glaube ja nicht, dass, der Einfachheit und Dürftigkeit der alten Sprachmittel entsprechend, die Deutung derselben immer einfach und leicht sei.

Ein Beispiel wird auch dies erläutern. Die Sprache der Eddalieder hat für das Demonstrativpronomen zwei Formen in Gebrauch: sâ sû þat, das von jeher d. h. seitdem Grammatiken und Wörterbücher geschrieben sind, dem heutigen „dieser"; und inn in itt, das dem heutigen „jener" gleichgestellt wird. Die letztere Form (inn) hat sich in späterer Zeit zur Bedeutung des Artikels abgeschwächt. Aber, wie gesagt, in späterer Zeit. Im Zusammenhang der Strophen, denen das folgende Beispiel entnommen ist, wie in der grossen Mehrzahl der Eddalieder, kommt etwas der Art noch nicht vor. Hâv. 93 finden sich nun in einem sentenzartigen Satze beide Pronomina (sâ und inn) verbunden vor ein Hauptwort gestellt. Heimska or horskum görir hölda sonu sâ inn mâtki munr. Wörtlich übersetzt: Dumme aus Klugen macht die Mannessöhne (sâ inn) diese jene mächtige Liebe. Was sagt der alte Dichter mit dieser Zusammenstellung beider Demonstrative? Das Erste, woran wir denken möchten, ist vielleicht unser heutiges „dieser und jener" d. h. mehrere, verschiedene, die einzeln nicht genannt werden sollen. Die Verbindung mit dem Abstractum munr aber (Liebe, Liebesleidenschaft) macht diese Auffassung sofort bedenklich. Nicht „diese und jene" Liebesleidenschaft macht einen Klugen zum Dummen, sondern überhaupt „Liebesleidenschaft". In jener distributiven Bedeutung läge nichts als Abschwächung des Gedankens, die einerseits im Allgemeinen zur Sentenzart des Verses, andererseits insbesondere zu dem Zusammenhang, in dem er gebraucht wird, schlecht passen würde. Denn Eine (ungetheilte) mächtige Liebe ist es, die das Gedicht im Auge hat. Wir müssen uns nach einer anderen Auffassung des sâ inn umsehen.

Ich glaube, man macht sich die Erklärung unmöglich, wenn man, der Lehre der Grammatiken und Wörterbücher folgend, ohne Vorbehalt annimmt, dass sâ „dieser" und inn „jener" sei. Die Unterscheidung dieser Beziehungen ist erst für die Sprache späterer Jahrhunderte eingetreten. In der Sprache der älteren Eddalieder gehen beide Wörter mit der allgemeinen Kraft des Hinweises nahe zusammen, so nahe, dass sie, redend nebeneinander gestellt, nicht den Begriff, mit dem sie verbunden werden, in mehrere und verschiedene trennen, sondern sich gegenseitig zur Stärkung und dem Begriff, mit dem sie verbunden werden, zur Hervorhebung dienen. Von dem „sâ inn mâtki munr" kam dem alten Denker ein Eindruck, wie heutzutage uns von einer Anaphora („diese — diese mächtige Liebe"), oder

wie uns heute von einer Interjection („ach, diese mächtige Liebe"). Interjectionen, beiläufig gesagt, hat die poetische Sprache der Eddalieder noch gar nicht! Starker Nachdruck, Spannung, Anregung zur Zustimmung, Mitwirkung des Gefühls bei der Gedankenfassung, das sind, meine ich, die Wirkungen, die durch die Verbindung jener beiden Demonstrativen hervorgebracht werden.

Es sind feine Schwierigkeiten, auf die ich hiermit hingewiesen habe; aber Feinheiten, die Niemand für unerheblich erachten wird, besonders nicht, wenn man bedenkt, dass sie in poetischen Ausführungen der lyrischen Gattung vorkommen.

Wendungen dieser Art aber kommen in der Edda vielfach vor. Das Verhältniss, das zwischen den Sprachmitteln und den Sprachwirkungen stattfindet, ist in der alten und in der jetzigen Sprache so sehr verschieden, dass Dichter und Uebersetzer wie auf ganz anderem Boden stehend erscheinen. Ein Gebiet des geistigen Arbeitens liegt hier, auf dem, je nach der Sprachgewandtheit und Geistesfähigkeit, die daran gewandt wird, die Aufgaben in einem selten hohen Grade leichter oder schwieriger, oberflächlicher oder tiefer genommen werden können.

Der deutsche Geist ist im Allgemeinen nicht danach angethan, das, was sich ihm als Arbeit anbietet, leicht abzuthun. Bis die Kunst der Uebersetzung aus griechischen und lateinischen Dichtern bei uns tadellose und normale Formen gewonnen hatte, sind Jahrhunderte vergangen. Höher und höher gestellte Aufgaben haben ruhelos die immer erneute Aufnahme derselben Arbeit wieder und wieder gefordert. Unter dieser Arbeit und durch sie haben sich Sprache und Geist gleichmässig so sehr fortgebildet, dass ein grosser Theil der nationalen Bildung sich daran, an Werke der Uebersetzung aus diesen beiden Sprachen, knüpft.

Den Aufgaben der Edda-Uebersetzung gegenüber befindet sich unser Jahrhundert in dem grade umgekehrten Verhältniss. Die Sprache, wie sie jetzt lebt, steht den reichsten und gewandtesten Sprachen der Erde nahe, wenn nicht gleich oder über. Wie wird sie sich mit der Aufgabe abfinden, mittels Uebersetzung einen Geistesstandpunkt zum Ausdruck zu bringen, bei dem sie sich eines grossen Theils ihrer Vielgewandtheit und ihres Beziehungsreichthums entäussern muss?

Ich frage: wie wird sich die Wissenschaft unseres Jahrhunderts mit dieser Aufgabe abfinden? wiewohl seit etwa 30 Jahren eine Ueber-

setzung, die von Simrock, unter uns umgeht, die von verschiedenen Seiten — nicht des unkritisch lesenden Publikums, sondern der Wissenschaft — als vollkommen ausreichend und befriedigend jedem neuen Versuche gegenüber festgehalten wird.

Fortschritte der Wissenschaft werden immer, je nachdem mehr oder weniger Kräfte dabei mitthätig, ferner je nachdem mehr oder weniger bedeutungsvolle Gesichtspunkte dafür angeregt sind, schneller oder langsamer gemacht. In Bezug auf die Eddastudien aber befindet sich unsere Zeit in einem Vorgang denkbar langsamster Bewegung, fast des träge umschauenden Stillstands, wenn wir nicht sagen wollen, des Rückschritts. Liegt in den Uebersetzungen ein Massstab dafür, so ist der Ausdruck „Rückschritt" vollkommen begründet. Simrock's Uebersetzung, welche die Zeit von 1846 bis jetzt beherrscht, ist gegen die der Brüder Grimm, die im Jahre 1815 erschien und wenig bekannt geworden ist, nichts als ein Rückschritt. Frisch und kräftig ist der Duft der alten Natur- und Heldenzeit in die Sprache der Brüder Grimm übergegangen; bei Simrock dagegen ist alles Charakteristische verwischt und vergeudet.

Es ist Simrock so leicht gefallen, die Arbeit der Brüder Grimm aus dem Felde zu schlagen. Von den letzteren existiren ja nur die Heldenlieder der älteren Edda. Simrock dagegen war es gegeben, schnell mit einem so grossen Werk, wie die Uebersetzung der ganzen alten und aller mythischen Bestandtheile der jüngeren Edda ist, fertig zu sein. Von einem vollendeten Ganzen, selbst wenn es Spuren äusserster Flüchtigkeit an sich trägt, wird leicht ein Bruchstück, selbst wenn es die geistvollste Feinarbeit enthält, in Vergessenheit gebracht.*

Simrock's Uebersetzung ist nicht nur darum so schlecht, weil sie Fehler im Einzelnen, missverständliche Auffassungen in grosser Menge

* Beiläufig sei bemerkt, dass die von mir 1872 herausgegebene „Edda" hier nicht in Betracht gezogen werden kann. Sie ist nicht Uebersetzung, sondern „Bearbeitung", und zwar gelegentlich Paraphrase, gelegentlich Umdichtung des Prosaischen in poetische Form, auch Zusammenziehung mehrerer in Eine Darstellung, auch Ausgleichung widersprechender Angaben etc., mit Einem Wort: kritisch gesichtete, aber der Form nach selbständige Wiedergabe des Inhalts. Dass auch der Wortlaut des Textes zum Rechte kommt, tritt zuweilen, vielleicht kann man sagen: häufig ein, ist für das Ganze aber nicht beabsichtigt. — Hans von Wolzogen's „Edda" (ohne Jahreszahl, Leipzig bei Reclam) kommt wegen des gänzlichen Mangels wissenschaftlicher und ästhetischer Gesichtspunkte überhaupt nicht in Betracht.

enthält, — übrigens zum Theil Fehler der erheblichsten Art, die das Verständniss des Mythus unmöglich machen, — mehr noch darum, weil sie Ton und Charakter des Ganzen, die Geistesart, die in der Edda liegt, auch nicht andeutungsweise zum Ausdruck bringt.

Vorwürfe so schwerer Art müssen erwiesen werden. Ich unterwerfe die Simrock'sche Uebersetzung der 9 Strophen, denen diese Abhandlung gewidmet ist, einer eingehenden Kritik Wort für Wort. Ich verbinde damit zugleich die Klarlegung derjenigen Wendungen des Urtextes, die der Erläuterung bedürfen.

V. Kritik der Simrock'schen Uebersetzung von Hâv. 93—101.

Háv. 93, erste Halbstrophe lautet bei Simrock:

Unklugheit wundre Keinen am Andern,
Denn Viele befällt sie.

In der Edda steht von diesem Gedanken überhaupt nichts. Wenn man die Wörter einzeln prüft, so sind namentlich „Unklugheit" und „Viele" Simrock's Erfindung und Zusatz. Im Texte steht: „wirf ja nicht dem Einen vor, was Andere auch so trifft." Man überlege, welcher Art (abgesehen von dem ganz verschiedenen Inhalt beider Gedanken) die von Simrock beliebte Aenderung ist. Im Text wird mit den ersten Worten Spannung und Aufmerksamkeit erregt, und zwar dadurch, dass nicht sogleich gesagt wird, weswegen man nicht tadeln soll; bei Simrock wird diese poetische Wirkung vernichtet. Statt dass der Hörer bei sich durch eine Frage beschäftigt wird, durch die: was das sein mag, das man bei Einzelnen zu tadeln geneigt ist und doch nicht, weil Andere auch davon betroffen werden, tadeln sollte, spricht Simrock das plumpe Wort „Unklugheit" und kommt den Hörern mit der Schmeichelei entgegen: „Viele befällt sie." Das Wort „Viele" ist ungeschickte Uebertreibung des Textausdrucks: margr, mancher. Zu dem Worte „Unklugheit" aber liegt überhaupt kein Recht im Texte: auch nicht in der Fortsetzung der Strophe. Wenn aus dem Folgenden derjenige Begriff, auf den hingezielt wird, vorweggenommen werden sollte, so hätte gesagt werden müssen: „Liebesleidenschaft wundere Keinen am Anderen, denn Viele befällt sie." Die „Unklugheit" (besser: Dummheit, Witz- und Geistlosigkeit) wird vom Dichter erst als Folge des Liebeswahnsinns dargestellt.

Aber noch mehr! Simrock verwischt mit jenen Zusätzen und Aenderungen namentlich die lyrische Art des Ausdrucks. Man könnte strenger urtheilen; könnte sagen: er verwischt überhaupt das Poetische. Oder liegt etwa Poesie in solcher Plattitüde: „Unklugheit wundere Niemand am Anderen, denn Viele befällt sie“? Aber ich will nur auf die Vernichtung des lyrischen Elements aufmerksam machen: d. i. einerseits auf die Unterdrückung der Lebhaftigkeit und Entschiedenheit des in dem Gedanken mitredenden Gefühls, das sich zumal so stark, nämlich in der vorangeschickten heftigen Negation (eyvitar, ja nicht! bei Leibe nicht!) ausspricht; andererseits auf die Wegwischung des im Text sogleich mit erregten Ich. Ausgesprochen wird das Wort „ich“ nicht. Aber (sit venia verbo!) die Ichstimmung, das Gefühl vom eigenen Selbst, wird sogleich erweckt. Der Text fordert den Leser zu Entschuldigung und wohlwollender Parteinahme für den Einen, der wie Andere ist, auf. Das Ich tritt denen, die sonst getadelt zu werden pflegen, nahe. In Simrock's Worten dagegen liegt nichts als Ueberhebung des Redenden über die „Vielen“, die er für unklug ausgiebt; das Ich trennt sich von diesen und schliesst sich vor ihnen ab. Durch die Textesworte wird der Hörer zu der ihn betreffenden Frage erregt, ob er selbst vielleicht der Eine ist oder zu den Anderen gehört: das Wort des Vorwurfs, an den der Dichter erinnern will, ist ja noch nicht ausgesprochen. Bei Simrock dagegen ist Alles sofort fertig; der Gegenstand und das Ich sind von einander gesondert. Wer den Rath geben kann, sich über die Unklugheit Anderer nicht zu wundern, „denn Viele befällt sie“, der tritt deutlich als Einer der Wenigen auf, die nicht unklug sind. In den Worten des Textes liegt mittels der Allgemeinheit und Weite des ersten Gedankens die kunstgemässe Vorbereitung zu dem „das erfuhr ich“ der Strophe 95. In Simrock's Worten dagegen ist der poetische Zusammenhang der ersten Gedankenglieder zerschnitten; das Gesetz der poetischen Gedankenfortführung (Entwicklung von innen her, aus den mit den ersten Worten gegebenen Aufstellungen unmittelbar heraus) ist missachtet.

Die zweite Halbstrophe lautet bei Simrock:

Weise zu Tröpfen wandelt auf Erden
Der Minne Macht.

Von dem Gefühlsdrang und der Vorstellungsbestimmtheit, die im

Texte liegen, geben diese Worte wiederum keine Ahnung. Buchstäblich übersetzt:

Zu Einfältigen aus Gewitzten macht des Freien Söhne
Diese — diese — mächtige Liebe.

Der Ausdruck ist bei Simrock verweichlicht, der Charakter verwischt: erstens dadurch, dass die Beziehung auf den freien Mann (den mit Recht auf Grundbesitz Ausgestatteten) gegen den trivialen Ausdruck „auf Erden" eingetauscht ist („auf Erden" ist in unserem heutigen Gedankengang der Gegensatz zu „im Himmel"; eine Beziehung, die hier ganz fremd ist); ferner dadurch, dass die Wiedergabe eines so viel gebrauchten und gebräuchlichen Worts wie görva (machen) durch ein so gesuchtes und geziertes wie „wandeln" bewirkt ist; ferner dadurch, dass so verbrauchte sentimentale Worte wie „der Minne Macht" zur Wiedergabe des gedankenvollen und charakteristischen mâtki munr (mächtige Liebesleidenschaft) gewählt sind; ferner dadurch, dass die Demonstrativ-Verdoppelung (sâ — inn, s. o.) ohne entsprechenden Ausdruck geblieben ist. Will man das Charakteristische des Urtextes inne werden, so muss man sich ferner in die Straffheit der überaus vollen Alliteration, womit der Vers eingeleitet wird (heimska or horskum), hineinfühlen, muss man auch den Gegensatz der Gedankenbestandtheile, den zwischen Object und Subject frisch erfassen (Object: dass ein Freier und Kluger einfältig wird; Subject: die mächtige Liebe bewirkt das).

Strophe 94 muss der Uebersetzung Simrock's zufolge sogleich vollständig citirt werden; die gesetzmässige Theilung in zwei Halbstrophen ist bei ihm vernichtet.

Das Gemüth weiss allein, das dem Herzen inne wohnt
Und seine Neigung verschliesst,
Dass ärger Uebel den Edeln nicht quälen mag
Als Liebes Leid.

Wer versteht den Gedanken dieser Verse? Was beim ersten Hören Simrock's Absicht unerkennbar macht, ist vor Allem die Stellung der Wörter. Der unbefangene Leser wird immer das relative „das" der ersten Zeile für „was" nehmen (das Gemüth weiss allein, was dem Herzen inne wohnt). So hat es aber Simrock nicht gemeint. Seine Absicht würde klar geworden sein, wenn er die Worte „weiss allein" hinter die beiden Relativsätze gestellt hätte. „Das Gemüth, das dem Herzen inne wohnt und seine Neigung verschliesst, weiss allein,

dass“ etc. — Nun aber die Gedanken Simrock's! und ihr Verhältniss zu den Gedanken des Textes! Was soll das heissen: „das Gemüth wohnt dem Herzen inne“? Die Begriffe „Gemüth“ und „Herz“ sind, der volksmässigen Fassung zufolge, mehr tautolog, als dass sie in dieses Verhältniss, dass eines dem anderen inne wohnt, gebracht werden dürften. Es müsste denn unter dem Worte „Herz“ nichts als das organische Glied des Leibes verstanden sein, was (abgesehen davon, dass alsdann die Trivialität der Aussage zu gross wäre) weder dem alten noch dem jetzigen Sprachgebrauch entspräche. Was soll ferner heissen: „das Gemüth verschliesst die Neigung des Herzens“? ist „verschliessen“ im Sinne von „zurückhalten, verbergen“ oder bloss in dem von „inne haben“ zu nehmen? Gedanken, die auf ungezwungene Weise sich an die herrschende Terminologie jener Ausdrücke anschliessen, sind weder so noch so zu fassen. Es ist ein Herumwühlen mit Wörtern, die einander ganz nahe stehen (Gemüth, Herz, Neigung), ohne dass sich Klarheit über das, was der Redende beabsichtigt, einstellte. Was alles wird vom „Gemüth“ ausgesagt! es „weiss“ etwas; es „wohnt dem Herzen inne“; es „verschliesst die Neigung des Herzens“ — oder bezieht sich der Ausdruck „seine Neigung“ etwa auf „Gemüth“ zurück? Soviel Unklarheit und Verwirrung! und die Worte des Textes sind doch ganz einfach. Wörtlich:

Der Geist allein weiss, was dem Herzen nahe wohnt,
Er allein sieht das Sehnen.

Die Fehler gegen Grammatik und Lexikon, die Simrock begangen hat, sind: 1) dass hugr mit „Gemüth“ (statt „Geist“) übersetzt worden; 2) dass das Relativum *er* auf hugr (statt auf das zunächst stehende þat) bezogen; 3) dass die Hervorhebung des Begriffs hugr durch das einn im zweiten Verse nicht zum Ausdruck gebracht; 4) dass die einfache Wendung sia um seva nicht wiedergegeben ist. Gerade das, worin ein Zeugniss von der hohen Darstellungskraft des Dichters liegt, hat Simrock zu Grunde gerichtet. Nachdem das Dichtwerk in der ersten Strophe von dem Liebeswahnsinn, der den Menschen ganz und gar umkehrt, gesprochen hat, geschieht es nun der logischen Nothwendigkeit, die im Gedichte herrschen soll, gemäss, dass die Stellung, die der Geist d. i. die Kraft des Sichselbstkennens und -Beurtheilens, jener Gefühlsmacht gegenüber einnimmt, angegeben wird. Der Dichter bewegt sich auf diese Weise in dem ihm aufgegebenen Fortschritt: im kräftigen Fortschritt zum Gegensatz. Simrock dagegen lässt den

Dichter mittels sinnverwandter Begriffe bei dem, was er in der ersten Strophe schon gesagt hat, ausruhen, sich umschauen und zerstreuen. Der alte Dichter spricht klare Gedanken aus, die Jeder sogleich fasst und deren Zusammenhang er begreift; Simrock dagegen lässt ihn verschwommene Aussagen über psychische Vorgänge machen, bei denen der Leser ermattet und theilnahmlos wird.

Der Grobheit dieser Verstösse entsprechend, fährt dann Simrock in der zweiten Halbstrophe fort. Das Wort des Textes „Krankheit" (sôtt) wird zu dem allgemeinen Begriff „Uebel" verflacht. Wie bezeichnend ist gerade „Krankheit"! Der Liebeswahn kommt wie eine Krankheit, deren Veranlassungen man erst merkt, wenn man ihnen bereits verfallen ist; er nimmt ferner, wie eine Krankheit, den ganzen Menschen in Beschlag und macht Alles an ihm leidend. Beide Vergleichungen fallen bei dem Simrock'schen Worte „Uebel" fort. Eine Krankheit ist es, der der Mensch verfällt: das gerade will der Dichter sagen. Der ganze Mensch, Alles an ihm, auch der Geist leidet beim Liebeswahn. Demgemäss gebraucht der Dichter am Schluss der Strophe einen Ausdruck, der das Ganze des menschlichen Wesens (Geist und Seele) umfasst: „in sich nicht zufrieden, in sich uneins sein." Bei Simrock ist ein Gefühl der Geistesklarheit und -Kraft, die hierin liegt, nicht aufgekommen. Ihm gefiel es besser, auf das in der ersten Strophe schon gegebene „Liebesleid" noch einmal zurückzukommen.

Str. 95, erste Halbstrophe, bei Simrock:

> Selbst erfuhr ich das, als ich im Schilfe sass
> Und meiner Holden harrte.

Fehlerhaft ist 1) die Hervorhebung des „ich" durch das „selbst". Im Text steht dieses letztere Wort nicht. Es liegt aber auch nicht im Sinne des Gedichts, dass Odin sich vor Anderen hervorheben, nicht einmal dass er sich von Anderen unterscheiden will. Die Hervorhebung trifft im Texte vielmehr das dem ganzen Satze voranstehende zurückweisende Pat (das erfuhr ich: nämlich dass keine schlimmere Krankheit den Klugen beschleicht, als in sich uneins sein). Der Dichter ist gedanklich stärker beschäftigt, als Simrock zum Ausdruck bringt. 2) Das Wort reyr (Rohr) ist unrichtig mit „Schilf" übersetzt. Wie Simrock nur darauf kommt, solche durch nichts begründete Aenderungen sich zu erlauben? Der Unterschied zwischen Schilf und Rohr ist ja so gross. Das Naturbild wird ein anderes: sowohl

in Bezug auf die Anschauung des Einzelnen (Schilf ist das Kleinere, Beweglichere; Rohr das Grössere, Sprödere), wie auch in Bezug auf den Zusammenhang mit dem Naturleben (im Schilf liegt eine starke Hindeutung auf die Sommerszeit, im Rohr eine auf den Winter). Es wird sich später zeigen, wie sehr bedeutungsvoll gerade die Erwähnung des Rohres ist. 3) Die Wendung „als ich meiner Holden harrte“ ist eine Nachahmung weichlicher Minnepoesieformen, von denen selbstverständlich im Text der Edda nichts steht. „Ich harrte meiner Holden“: als wenn Alles ganz glatt und gut wäre! als wenn Odin wie ein Troubadour in zierlichen Reimklängen sich zeigen wollte! Im Text steht: ich wartete mins munar. „Munr“ ist das schon besprochene Abstractum vielsagenden, starken Inhalts: ich wartete (ich war ein Knecht) meiner Liebesleidenschaft.

Zweite Hälfte, bei Simrock:

Herz und Seele war mir die holde Maid,
Gleichwohl erwarb ich sie nicht.

1) „Herz und Seele“ ist Uebersetzung von hold ok hiarta d. i. Fleisch und Herz. Allerdings lassen sich diese Worte, wenn unser Mitempfinden nicht durchaus gestört werden soll, in der heutigen Sprache nicht wörtlich wiederholen. „Herz und Seele“ aber, wie Simrock sagt, geht zu weit von dem Realismus des alten Ausdrucks ab: soweit, dass die Pointe, die im Sinne des Dichters damit verbunden wird, gar nicht mehr zum Ausdruck kommt. In einer Antithese mit der Kraft des sarkastischen Verwunderns liegt die Absicht. „Fleisch und Herz war mir die Maid — und doch h a t t e ich sie nicht!“ Mit allgemeinen Worten: was ich selbst bin, habe ich nicht! 2) Simrock nimmt dem Dichter diese Kraft der geistreichen Zuspitzung, indem er auch auf der anderen Seite ein Wort starker Bedeutung (hafa, haben) gegen ein schwächeres (erwerben) eintauscht. 3) Den Gedankenfehler mit dem Worte „hold“ wiederholt Simrock hier. Im Text steht horskr, klug, umsichtig d. i. die objectiv richtige Kennzeichnung der Jungfrau.

Str. 96, erste Hälfte, bei Simrock:

Ich fand Billungs Maid auf ihrem Bette,
Weiss wie die Sonne, schlafend.

Die Fehler, die bisher nachgewiesen werden mussten, gehören im Allgemeinen zu den Flüchtigkeiten und Oberflächlichkeiten. Hier tritt nun ein Fehler schwererer Gattung zu anderen hinzu: eine Dreistigkeit. Simrock ändert den Namen „Billings“ in „Billungs“ Maid.

Die Möglichkeit, dass ein Druckfehler vorliege, ist durch die Wiederholung im Text und durch die Unterscheidung der Namen Billing und Billung im Register ausgeschlossen. Simrock hat den Namen ändern wollen. Die Wirkung dieser Aenderung ist eine sehr grosse. Hören wir Billung, so haben wir einen Namen nach der Bildungsart von Amelung, Nibelung etc.; wir werden mit unseren Orientirungsfragen in das Gebiet der historischen Sage geführt. Lesen wir dagegen Billing, so liegt kein Anlass vor, aus dem Gebiet des Mythus hinauszugehen: wir sind um des Verständnisses willen an die Bedeutung des Stammes bil und an die Verwendung, die theils dieser, theils der ganze Name Billing in anderen Mythen gefunden hat, gewiesen. Statt einer historischen Person nachzuforschen, wissen wir im Voraus, dass es eine Naturart und -Kraft sei, auf die mit jenem Namen hingewiesen wird. Die Aenderung schliesst somit geradezu eine Vernichtung des Mythischen in sich.

Die zwei Verse enthalten noch andere Ungehörigkeiten. Im Text steht: ich fand Billing's Maid bedjum â; was selbstverständlich zu übersetzen ist: auf dem Bette; Simrock schreibt: auf ihrem Bette. Es ist wohl zu kleinlich, von dieser Abweichung zu reden! Natürlich wird ja „ihr" Bett zu denken sein. Freilich, dasselbe wäre auch zu denken, wenn man dem Text gemäss sagte: auf „dem" Bette. Nichtsdestoweniger muss auf so Kleines Gewicht gelegt werden. Auch an einem kleinen Haken bleibt Ungehöriges hängen; und selbst ein festes Gewebe wird durch einen kleinen Haken geschädigt. Und namentlich hier! Denn nicht bloss, dass im Allgemeinen die Denkrichtung durch das Pronomen possessivum verschoben wird (denn dass sie überhaupt, auf dem Bette liegend, schläft, sagt der Mythus aus; durch die Hinzufügung des Pronomen possessivum zu dem Worte „Bett" wird die Einfachheit dieser Aussage vernichtet, der Gedanke mit einem kleinen Schwulst umgeben, mit etwas Fremdem gemischt), sondern mehr noch! in dem Zusammenhang, in den Simrock das Pronomen possessivum bringt, wirkt es geradezu irreführend und Vorstellung fälschend. Wäre es Prosa, so könnte man über das Wort „ihrem" vielleicht ohne Nachdruck hinwegkommen. Der Rhythmus aber verträgt sich nicht mit bedeutungslosen Wörtern; er vertheilt den Nachdruck bis auf die Einzelheiten, bis auf die Silben. Und hier namentlich giebt er dem Worte „ihrem" ebenso viel von seiner Kraft, wie dem Worte „Bette". Wenn wir nun aber mit dieser klangvollen

Weise der in wechselnden Hebungen und Senkungen fortschreitenden Sprache lesen

Billungs Maid auf ihrem Bette
Weiss wie die Sonne schlafen etc.

wer ist dann „weiss wie die Sonne“? sprachgemäss das Bett! von einem sehr reinen, glänzend weissen Bette ist die Rede. Im Text aber bezieht sich diese Beschreibung auf die Maid. Auch dieser letztere Ausdruck selbst „weiss wie die Sonne“ ist falsch. Im Text steht sólhvîta d. h. sonnenweiss. Simrock vollzieht eine Aenderung, die die mythische Denkweise in ihrem Nerv verletzt. In der Art des Mythus liegt es, der Natur gleich zustellen, nicht mit der Natur zu vergleichen. Die Eddapoesien geben diesen Urstandpunkt des menschlichen Geistes noch mit ganzer Kraft und Reinheit; weit stärker und reiner als z. B. die vergleichbaren Poesien der Griechen. Man erinnere sich der Ueberfüllung der Homerischen Darstellung mit Vergleichungen in ausgeführten Gleichnissen, im Gegensatz zu der gänzlichen Leere der eddischen Mythenpoesie von solchen Wendungen. Der Geist des germanischen Volkes lebte noch unbefangen und unbeirrt in der Gleichstellung des mythisch Gedachten (der Götter) mit der Natur; der Geist des griechischen Volkes 2000 Jahre früher war schon darüber hinaus. Die Gleichstellung (In-Eins-Fassung) hatte sich zur Vergleichung gespalten.

Zweite Halbstrophe, bei Simrock:

Aller Fürsten Freude fühlt ich nichtig,
Sollt ich länger ohne sie leben.

Simrock hat den Text durch Hinzufügung zweier Wörter geändert; nicht zum Vortheil des Gesagten. 1) Durch Hinzufügung des Wortes „Aller“. Es ist eine wirkungslose Hyperbel. Wie kann Odin „aller Fürsten Freude fühlen“? wie kann er „aller Fürsten Freude nichtig fühlen“? Weit stärker ist der Ausdruck, wenn man wörtlich übersetzt: „Fürstenfreude fühlte ich nichtig.“ So kann namentlich Odin, der Fürst der Fürsten, sprechen. 2) Durch Hinzufügung des Wortes „länger“. Das Wort scheint gedankenlos aus der Feder geflossen. Odin findet ja die Sonnenweisse soeben. Was soll bei dieser Augenblicklichkeit heissen: „sollt ich länger ohne sie leben“? Ohne dieses Wort findet übrigens die Heftigkeit und Entschiedenheit

der Leidenschaft Odins einen weit stärkeren Ausdruck. Simrock hat ein alliterirendes Wort zu „leben“ gebraucht.

Str. 97, erste Hälfte, bei Simrock:

Am Abend sollst du, Odin, kommen,
Wenn du die Maid gewinnen willst.

„Gewinnen willst“ — hier ist wieder ein schlechter Ausdruck um der Alliteration willen eingeschoben. Im Text heisst es ungleich schöner, zarter und zugleich stärker: „wenn du mit der Maid *reden* willst.“ Ans Gewinnen denkt die kluge Jungfrau noch gar nicht. Sie schneidet dem Zudringling vorläufig selbst das Wort der Anrede ab.

Zweite Hälfte, bei Simrock:

Nicht geziemt es sich, dass mehr als zwei
Von solcher Sünde wissen.

Frei übersetzt. Nicht gerade grob falsch; aber auch nicht im mindesten gut. Namentlich bringt das Wort „Sünde“ einen dem Alterthum fremden Zug des Fühlens und Denkens mit sich.

Str. 98, erste Hälfte, bei Simrock:

Ich wandte mich weg, Erwiderung hoffend,
Ob noch der Neigung ungewiss.

Welch ein Gedanke! in Halbheiten und Unsicherheiten umherirrend! Ob etwas der Art wohl zu den Möglichkeiten der alten Poesie gehört hätte? Zuerst „Erwiderung *hoffend*“; dann „der Neigung *ungewiss*“! Simrock hat wohl überlegt, dass diese beiden Ausdrücke sich widersprechen. Er schiebt ja demgemäss das adversative ob (im Sinne von obwohl) dazwischen. „Erwiderung hoffend, ob noch der Neigung ungewiss.“ Simrock denkt also den alten Dichter als einen feinen Psychologen, der sich mit Zerlegung von Seelenzuständen, mit Aufklärung über Dunkelheiten der Empfindung abgiebt! Im Text steht selbstverständlich keine Silbe davon. Wörtlich heisst es: „Ich wandte mich rückwärts, Lieb in Gedanken, vor dem weisen Willen.“ „Vor“ d. i. *gemäss* dem weisen Willen: dem Willen der Jungfrau nämlich, jetzt nicht da zu bleiben, sondern Abends wiederzukommen. Beides, Weisheit und Liebe der Jungfrau, findet Odin darin; und zwar mit voller Sicherheit, ohne nur einen Augenblick zu zweifeln.

Zweite Halbstrophe, bei Simrock:

Jedennoch dacht ich, ich dürfte erringen
Ihre Gunst und Liebesglück.

Simrock lässt Odin in seinem Seelenschwanken fortfahren. Der Gott wird wieder etwas sicherer. Aber mit welchen Worten! „Jedennoch!“ ob dieses Wort wohl schon je, d. h. ausserhalb der Parodie, in einem Verse gebraucht ist? „Jedennoch dacht ich, ich dürfte erringen!“ als ob Odin mit Handschuhen im Salon erschien und sich halb schüchtern, halb vertraulich äusserte. Wo bleibt der Hauch des Alterthums?

Str. 99, erste Hälfte, bei Simrock:

So kehrte ich wieder, da war zum Kampf
Strenge Schutzwehr auferweckt.

„Auferweckt“! vom Tode? Im Text steht vakin d. h. wach. „Zum Kampf war sie auferweckt“! mit wem kämpfte sie? Im Text steht vigdrôtt d. h. Kampfesschaar.

Zweite Halbstrophe, bei Simrock:

Mit brennenden Lichtern, mit lodernden Scheitern
Mir der Weg verwehrt zur Lust.

„Verwehrt“: mit diesem Worte schiesst Simrock über das, was der Text sagt, hinaus. Hier heisst es ungleich feiner und treffender: „gewusst (vitadr) war mein Wonnesteig.“ Die Jungfrau hatte ihn verrathen. Das Gesinde wusste von dem, was als Heimlichkeit in Aussicht gestellt war. Das Participium von vita (wissen) steht hier in geistvoller Beziehung auf dasselbe Wort in der vorangehenden Rede der Jungfrau: „Schmach würd' es, wenn's mehr noch wüssten (nema einir viti).“ Nun war die Sache gewusst. Simrock hat diese fein beabsichtigte Beziehung nicht verstanden.

Str. 100, erste Hälfte, bei Simrock:

Am folgenden Morgen fand ich mich wieder ein,
Da schlief im Saal das Gesinde.

Statt „am folgenden Morgen“ steht im Text: „nær morni, näher zum Morgen.“ Natürlich in derselben Nacht. — Statt „da schlief im Saal das Gesinde“ steht im Text: „da schlief das Saalgesinde (saldrôtt).“ „Saal“, wohl verstanden, ist im alten Sprachgebrauch nicht eine grosse Stube, sondern das ganze Haus. Das Hausgesinde schlief. Wo es schlief, bleibt ungesagt. Dass es im Frauengemach nicht schläft, ergiebt sich aus dem Folgenden. Denn jetzt, gegen Morgen, ist der Jungfrau zum Schutz ein Hund ans Bett gebunden.

Zweite Halbstrophe, bei Simrock:

Ein Hündlein sah ich statt der herrlichen Maid
An das Bett gebunden.

„Statt der herrlichen Maid"! Also die herrliche Maid war vordem ans Bett gebunden? und jetzt ist sie nicht mehr im Bette? —

Genug damit! —

VI. Vorbemerkungen zur folgenden Uebersetzung.

Bei der eigenthümlichen Geistes- und Sprechart, die sich in den Eddaliedern ausgeprägt hat (s. IV), können die Ziele, die ein Uebersetzer sich stellt, näher und weiter gerückt werden. Er kann sich's damit genügen lassen, dass er die Gedanken in richtiger Wiedergabe der Sprachformen nur überhaupt verständlich macht; oder er kann das Schwierigere und Weitere unternehmen, die verständliche Wiedergabe der alten Gedanken so zu gestalten, dass das Uebersetzte dem heutigen Sprachcharakter ebenso nahe steht, wie das im Urtext Gedichtete dem damals herrschenden Sprachcharakter unmittelbar nahe gestanden hat. Diese letztere Art der Uebersetzung ist dem Wortlaut nach freier, dem Fühlens- und Denkensinhalt nach aber nicht minder gebunden als jene.

Allerdings fehlt für die Beurtheilung einer solchen Uebersetzung ein Massstab, der in jedem Falle äusserlich erfassbar und ins Einzelne verfolgbar wäre. Wer die Formen beider Sprachen durch Grammatik und Lexikon kennen gelernt hat, ist nicht immer auch zum Urtheil befähigt. Nur wer sich in die Fühlens-, Vorstellens- und Denkensart beider Zeiten und Völker innig hineingelebt hat, wird das mehr oder weniger Zutreffende in der Uebersetzung bezeichnen können, nicht aus einem unbegründbaren Gefühl, sondern — je nachdem — aus der Abwägung dieser und jener Rücksichten, die sich für das Uebersetzte aus dem Ganzen der Mythendichtungen als massgebend nahe stellen.

In der folgenden Uebersetzung von Háv. 93—101 ist diesem letzteren Ziele nachgestrebt worden.

Unter den Freiheiten in der Wiedergabe des Wortlauts, die um dieses Zweckes willen eingetreten sind, werde auf zwei vorweg aufmerksam gemacht! Der Name „Billing" ist in der Uebersetzung nicht genannt, die Jungfrau vielmehr nur nach dem mythischen Charakter gekennzeichnet, der in ihrem Attribut sôlhvît liegt. Die unregelmässige sechszeilige letzte Strophe ferner ist durch Wiederholung ihrer ersten zwei Zeilen in zwei regelmässige und vierzeilige Strophen

ausgebreitet. Diese letztere Aenderung ist geringfügiger Art und rechtfertigt sich, wie ich denke, leicht und von selbst. Die Gründe aber für jene erste Aenderung des Wortlauts werden sich in späterem Zusammenhang besser geben lassen (s. IX).

VII. Lied von der sonnenweissen Maid.

Thu's ja nicht! wirf nicht dem Einen vor,
Was Andre auch so trifft!
Zum müden Tropf wird muntrer Kopf,
Ach, leicht durch Liebes Macht.

Das Haupt nur weiss, was im Herzen wohnt;
Es kennt allein sein Kümmern.
Nicht schlimmre Krankheit schleicht zum Klugen,
Als — in sich uneins sein.

Erfuhr ich's doch, als im Rohr ich sass
Mit Liebes Warten und Wünschen.
Leib und Leben war mir die Geliebte,
Doch — ward sie wohl mein eigen?

Auf ihrem Pfühl fand ich sie liegen,
Die Sonnenweisse schlummern.
Nichts deuchte Fürsten-Freude mir,
Wenn ich mit ihr nicht lebte.

„Des Abends komm! komm, Odin, wieder,
Willst mit mir Worte wechseln!
Dass wir zusammen, Geheimniss sei's!
Schmach würd' es, wenn's mehr noch wüssten."

Und, Lieb in Gedanken, schnell lenkte ich um
Nach der Jungfrau weisem Willen.
Sie werde gewähren, ich war es ja sicher,
Ihres Herzens ganze Gunst.

Und wie sie gewollt, so kehrte ich wieder:
Da war im Saal das Gesinde,
Kriegsleute, in Händen leuchtende Scheite —
Gewusst war mein Wonnesteig.

Und näher zum Morgen, nochmals naht' ich,
Da schlief des Saales Gesinde;
Den Hund aber fand ich, des Hauses Hüter,
Ans Bett der Jungfrau gebunden.

Erforsche die Mädchen — so manche wohl findst du
Wankelmüthig den Männern.
Ich selbst gewahrt's, als die Sonnenweisse
Zu Liebesgunst ich mir lockte.

Erforsche die Mädchen — so manche wohl findst du
Wankelmüthig den Männern.
Zum Schimpf noch vollführte die Schlaue mir viel
Und nichts gewann ich vom Weibe.

VIII. „Lied"-Charakter der vorstehenden Dichtung.

Als Lied — dieses Wort im engen und strengen Sinne der Theorie genommen — müssen die vorstehenden Strophen bezeichnet werden.

Was dem heutigen Leser den Eindruck eines solchen vielleicht nicht aufkommen lässt, ist eine Seite der Form, die nicht mehr zu unserer Gewohnheit gehört: der Stabreim statt des Endreims. Seinem inneren Wesen nach ist das Gedicht nichtsdestoweniger ein Lied d. h. die poetische Aussprache eines das Ich betreffenden Gedankengangs in der unmittelbaren Art der Empfindungsrede: — der Empfindungsrede, die einfach, leicht verständlich und entschieden ist (daher die kurzen, klaren, selbständigen Sätze), die ihren Gedankeninhalt von den Erregungen der Seele beeinflusst giebt (daher das Springen von Einem zum Anderen, die Abwesenheit logischer Verbindungsmittel, das Unausgesprochenlassen leicht hinzudenkbarer Zwischenglieder), die sich fern von Schilderungen hält, dagegen gern in Verallgemeinerungen bewegt (so namentlich in den Einleitungs- und Schlussstrophen), die das gedanklich Allgemeine nach der Lage und aus dem Gefühl des Redenden einrichtet (so wenn das Gedicht mit der Warnung beginnt, einem Einzelnen nicht Thorheiten vorzuwerfen, in die Andere auch fallen können; und mit dem Tadel über den Wankelmuth der Mädchen schliesst). Alles dies in dem kleinen Gedicht ist der Art des „Liedes" gemäss.

Ja, das höchste (weil innerlichste) Merkmal eines vollkommenen Liedes muss ihm zugesprochen werden: dies, dass der Ausdruck bis in die kleinsten Glieder von einem sicher erfassten Geistes- und Gemüthston wie getränkt ist: vom Tone schelmischer Naivetät.

Wie geistvoll ist die Schelmerei der ersten Worte: die Einleitung des Gedankengangs durch eine so auffallend starke Negation. Der Hörer glaubt etwas besonders Erhebliches erwarten zu sollen. Es folgt aber nichts als die Warnung, denjenigen zu tadeln, der vor Liebesschmerz thöricht wird. Und warum? Weil der Redende einmal eine beschämende Erfahrung darin gemacht hat. Wie schelmisch ist ferner die Nebeneinanderstellung verschiedener Contraste im Liede! Zuerst gegenüber dem Uebermuth der ersten Strophe der philosophische Ernst der zweiten: die gedankenvolle Unterscheidung zwischen Haupt und Herz; daran anschliessend, die sinnvolle Kennzeichnung dessen,

was die „schlimmste Krankheit“ genannt werden soll (in sich uneins sein)! ferner der Contrast der Kläglichkeit des Gottverstecks im Rohre gegenüber der Fürstenherrlichkeit, welche die Sonnenweisse umgiebt! dann der schnell fertigen Schlauheit der Jungfrau — gegenüber der gutmüthigen Vertrauensseligkeit des Verliebten; dann der glänzenden Kriegsschaar mit den Feuerscheiten — gegenüber dem ans Bett gebundenen Hund! durch das Ganze gehend, endlich der Contrast des Drüberstehens Odins, mit Gedanken und Worten nämlich (er hat die Kraft, den Vorfall zu erzählen, zu beklagen, auch demgemäss ein Urtheil über die Sonnenweisse zu sprechen und weise Lehren daran zu knüpfen), gegenüber dem Drüberstehen der Sonnenweissen, mit Vorkehrungen und Thaten nämlich (sie weiss den Gott von sich zu halten und allerlei Schimpf ihm anzuthun)! Wie schelmisch ist endlich am Schluss die Aussprache von Gedanken, indem sie verschwiegen werden! Odin tadelt am Schluss, wie er sagt, die Mädchen ihres Wankelmuths wegen, während durch die ganze Erzählung ihre kluge Beharrlichkeit in das glänzendste Licht gestellt wird. Odin tadelt ferner am Schluss, wie er sagt, die Mädchen, während vom Eingang des Liedes her der Eindruck noch ganz gegenwärtig ist, dass es die Männer sind, denen nach dieser Seite eine so mitleids- und tadelnswerthe Schwäche anhaftet („zum müden Tropf wird muntrer Kopf, ach, leicht durch Liebes Macht“). Dies Alles ist der Liedart vollkommen entsprechend.

Wir besitzen in den wenigen inhalt- und charakterreichen Strophen ein Erstlingsgepräge dieser den germanischen Stämmen zu besonderem Ruhme gereichenden Gattung: ein Lied, dessen Erhaltung um so dankenswerther erscheint, als es aus dem Geist der mythischen Welt- und Lebensauffassung heraus erwachsen ist.

IX. Der mythische Stoff der Dichtung.

„Mythisch!“ Was ist hier mythisch? hören wir fragen. Wiegt die Nennung eines Namens, wie Odin, oder die Zeichnung solcher Naturstriche wie „als ich im Rohre sass“, oder die Schilderung der Jungfrau mit einem Worte wie „sonnenweiss“, so schwer, dass wir uns zu der Gedankenarbeit mythischer Deutung verpflichtet fühlen? Tritt nicht vielmehr ein anderer Eindruck, ein unmittelbarer Gesammteindruck, vom ersten Worte wachgerufen, dann gleichmässig in Fluss gehalten und bis zum Schluss kräftig bewahrt, in uns ein, der den

Gedanken an mythische Auffassung gar nicht aufkommen lässt? Ein reizendes, spasshaftes Liebesabenteuer wird uns mitgetheilt, ein Abenteuer zwischen einem Kühnen und einer Klugen, bei dem das Zünglein unseres Beifalls abwechselnd von ihm zu ihr und von ihr zu ihm sich wendet! bei dem wir mit dem Redenden ganz unbefangen menschlich empfinden, wir in unserem Jahrhundert ebenso wie vor 1000 Jahren, als das Lied gedichtet wurde! Ein Ich hören wir reden, dem die Erinnerung an ein Leidenschaft anfachendes Begegniss das Herz so voll macht, dass sein Mund davon überfliesst, dass Leid und Lust jener Erinnerung im Klange des Rhythmus und Reims aller Welt preisgegeben werden. Klüger wäre schweigen gewesen.. Dem Redenden ist ja nichts als Beschämung von der Jungfrau zu theil geworden. Ist das noch Odin, der sich so bethören lässt? wo ist der Zauber, dessen dieser Gott sich rühmt? der Zauber namentlich, jede Maid sich geneigt zu machen? wo ist in diesem kleinen Liede gar der gewaltige, All-Eine Gott, zu dem ihn der Mythus im Ganzen und Grossen gemacht hat? Der Redende im Liede könnte wie immer genannt werden: die Sache bliebe dieselbe. Mit derselben Leichtigkeit auch eignen wir uns die Naturstriche in der Dichtung für unsere Verhältnisse und unsere Stimmungen an. Das „Im-Rohre-sitzen" fassen wir nach der allgemeinen Poesie-Allegorik als Sinnbild für irgend jeden Versteck, von dem her ein glückliches Begegnen uns einmal zu theil geworden ist; den Ausdruck „die sonnenweisse" nehmen wir als eine sehr kräftige Betheuerung einer grossen, in Verwunderung setzenden Schönheit. Das rein menschliche, unser eigenes, das alle Zeit gleich wiederkehrende Empfinden der Menschheit finden wir in dem Liede, — gerade umgekehrt, wie es in einer mythischen Dichtung sein würde. In dieser letzteren muss mittels der Natur- und Weltbelebung das Subjectiv-, das Beschränkt-Menschliche über seine Grenzen hinausgetragen und zu etwas Wunderbarem umgewandelt erscheinen.

Wir stellen die Gedanken, die zur Beantwortung dieser Frage führen, zusammen.

Odin allerdings ist in den germanischen Mythen ein Gott weitester, vielseitigster, kräftigster und entwickeltster Art. Die beiden grossen Gebiete poetischer Auffassung, die der Mythus sich nacheinander angeeignet hat, — Natur und Geist — beide sind Odin in gleicher Weise zugefallen; in beiden ist er die Vermenschlichung des

Höchsten und Allgemeinsten, des am meisten Unwidersprechlichen, des All-Ueberragenden und All-Umspannenden geworden.

Als Gott, mit der Wiederspiegelung von der Natur her, ist er die Vermenschlichung (populär ausgedrückt) des Himmels d. i. des grossen, unendlichen, ununterbrochenen, Erd-umspannenden und Erd-überragenden atmosphärischen Wechsels. Alles, was am Himmel umfassend auftritt, das wird Odins; danach werden ihm Namen, Attribute und Thätigkeiten in grosser Zahl und Verschiedenheit gegeben. In den Namen Bâleygr (Flammenauge), Bileygr (Weilauge), in dem goldenen Helm auf seinem Haupte, in dem Speer, der nie der Ruhe bedarf, spiegelt sich die Sonne mit ihrer erhabenen, umfassenden, ruhelosen Strahlenmacht; in dem blauen Mantel, in dem Namen Svafnir (Beruhigung), die blaue milde Luft; mit dem Ross Sleipnir (dahinschleifend), mit dem Gefolge der Valkyren saust er als Sturm den Himmel entlang; die Wechsel des Jahres beherrscht er von oben her: in dem Namen Fiölnir (Vervielfältiger), in dem Goldringe, der in jeder neunten Nacht acht ebenso schwere herabtröpfelt, liegt die Schaffenskraft des Sommers; in dem Schlitten, den er zieht, die Freude und das Spiel des Winters etc. Es giebt keinen grossen umfassenden Eindruck, der sich von der atmosphärischen Luft her zur Geltung bringt, den Odin als Gott nicht verträte.

Ebenso gross ist er, sofern das Geistesleben sich in ihm wiederspiegelt. Nicht eine einzelne Richtung, sondern die allgemeine Art des Geistes vermenschlicht Odin: die Kraft, im Bewusstsein von Erkenntniss zu Erkenntniss, im Willen von That zu That fortzuschreiten und dadurch Herr der Welt zu werden. Die Uebergangsstufen der Entwicklung macht Odin durch: das Erwachen von dem bewusstlosen Körper- und Sinnenleben; das Bedürfniss, den Trieb nach Erkenntniss; das Erfassen der Gegenstände am Himmel und auf Erden; das Erfassen der Begriffe recht und klug; den Zwiespalt, den die Leidenschaft, die Selbstsucht des Willens dagegen hervorbringt; die Kraftsteigerung, die ihm durch Ausgleich dieses Zwiespalts zu theil wird. Nachdem Odin das Ziel dieser Entwicklung (All-Erkenntniss und All-Beherrschung) erreicht hat, sind es hauptsächlich die drei umfassendsten und stärksten Richtungen des Geisteslebens, nach denen seine Thätigkeit sich sondert: Krieg, Poesie und Recht. Odin ist der Kriegsgott: er wirft seinen Speer unters Volk, er entzweit die Fürsten, er leiht dem Rachebedürftigen seine Waffe, er thront mit den Helden

des Kriegstodes in Valhall. Er ist ferner der Gott der Poesie: mit der Göttin Saga trinkt er, wo kühle Wellen rauschend hinabsinken, täglich aus goldenen Schalen; den Trank der Dichtkunst zu gewinnen, unternimmt er gefährliche Wagnisse; Göttern und Menschen von diesem Trank zu spenden, bewahrt er die Gefässe, in die er ihn füllt: Geisterregung, Hingebung und Sühne (ôdrærir, bodn und sôn). Er ist endlich der Gott des Rechts und der Gerechtigkeit: im Gerichtshause der Götter stehen zwölf Stühle und Einer, der Hochsitz für Odin; im Thinge der Völker führt er den Vorsitz.

Dieser grosse, erhabene, tiefsinnige, wunderbare, immer doppelt, dreifach, ja vielfach beschäftigte Gott, immer so dass er den Blick und die Kraft auf das Schwierigste, Gewaltigste und Bedeutsamste richtet, — hier wird er auf den Wegen eines kleinen Liebesabenteuers ertappt; hier hat er Musse für solch eine harmlose Unbesonnenheit. Wo ist der Punkt, an dem wir einfügen müssen, um Sinn darin finden zu können?

Den Beziehungen, die Odin sonst mit Weibern hat, liegt, wenn wir näher zusehen, ein und dasselbe Verhältniss der Natur zum Grunde.

Männer und Frauen unter den göttlichen Wesen unterscheidet und verbindet ja der Mythus, je nachdem unter den im Weltall zueinander gehörigen Gegenständen und Kräften, die sie bedeuten, das Eine als Stärkeres und Herrschendes, das Andere als Abhängiges und Leidendes sich zeigt. Wie sehr erklärlich ist es, dass für jene erste grosse Beziehung, die Odin in sich trägt, für die, derzufolge er den Himmel bedeutet, eine Göttin ihm immer zur Seite steht! Himmel und Erde sind in der Natur überall und zu jeder Zeit ein zur Zweiheit getheiltes Ganze. Es ist für den Mythus eine gedankliche Nöthigung, Odin in diesem Sinne nicht als isolirten, sondern als in Vermählung befindlichen Gott aufzufassen.

Die Macht dieser Nöthigung zeigt sich nicht bloss in den germanischen Mythendichtungen, sondern ist mit stärkeren oder schwächeren Anklängen in allen Mythensystemen nachweisbar. Dass z. B. Uranos und Gäa sich vermählen, ist bei den Griechen einer der Grundgedanken, von dem die Fäden ihres Weltvorstellens den Anfang nehmen.

Die germanischen Mythen haben an diesem Punkte vor den griechischen zweierlei voraus: einerseits ein feineres, anschmiegendes

Naturgefühl, andererseits einen grösseren Reichthum von Wahrnehmungen und Auffassungen.

Vorzüge eines Mythensystems sind niemals lediglich in dem Masse der Geisteskraft, die dem Volke einwohnt, sondern ebenso in der Naturbeschaffenheit des Landes (der Zone) begründet, wo die Mythen sich gebildet haben. In der grösseren Mannigfaltigkeit der Jahreszeiten, die dem Heimathleben der germanischen Stämme zu theil geworden ist, in der weiteren Ausspannung des Gegensatzes zwischen Sommer und Winter, in der grösseren Erregung der Empfindungen der Freude dem wieder erwachenden, der Wehmuth dem hinsterbenden Naturleben entgegen, in dem gesetzmässigen grossen Wechsel des Geniessens und Schön-Empfindens mit dem Entbehren und Hart-Empfinden: hierin liegt der Grund, dass sich in den germanischen ein Kreis von Mythen, die von Himmel und Erde handeln, ganz anderer Art und weit grösseren Umfangs gebildet hat.

Bei den Griechen beschränkt sich im Allgemeinen das Bild der Vermählungen zwischen Uranos und Gäa auf zweierlei Geburten: auf die des Okeanos und der Titanen. Sehr erklärlich! Der Okeanos mit seinen wogenden Fluthen und wirbelnden Tiefen liegt räumlich zwischen — und gestaltet sich gleich abhängig von beiden: vom Himmel, dessen Wehen und Stürmen ihn erregt; von der Erde, deren Festigkeit ihm die Grenze giebt. Die Titanen ferner, d. h. (in ihrer naturmässigen Urbedeutung) die über das ebene Land hinaufragenden Berge, Felsen, Kuppen, sind ebenso in gleicher Weise Mittelglieder nach beiden Seiten, mit der Spitze zum Himmel, mit dem Grunde zur Erde hinweisend. Die Griechen haben in diesen einfachen Vorstellungen Himmel und Erde als ein wandlungsloses, ein- für allemal vollendetes Vermählen aufgefasst. Ganz anders die Germanen. Hier ist es eine in Wandlung begriffene Verbindung, die zur Auffassung kommt. Der Jahreslauf mit seinen charakteristischen grossen Wendungen und Gegensätzen ist es, der in den hierhin gehörigen Mythen sich abspiegelt.

Vergegenwärtigen wir uns das Bild des grössten, majestätischsten Naturereignisses, in dem Himmel und Erde zur Frühlings- und Sommerszeit jetzt noch vor unseren Augen sich vermählen. Schwer und schwül, körperlich verdichtet, lagert der Himmel über der Erde. Er ist eine Dunst-, Nebel- und Staubatmosphäre, die Alles unkenntlich macht, die ebenso den Glanz der Luft- und Lichtkörper, wie die Ge-

stalten und Farben der Erdoberfläche in Eins mischt. Der alte poesievolle Germane sagte: Odin vermählt sich mit Iörd. „Iörd" ist Gattungsbezeichnung für Erde: die nordgermanische Form, dem althochdeutschen erda, dem jetzigen „Erde" entsprechend. Und wie beschreibt der Mythus diese Göttin? als ein Wesen ohne Selbstheit, nur abhängig von Odin; ohne ein Wort, das sie spräche, ohne ein Attribut, das ihr zur Kennzeichnung diente, ohne einen Willen, eine That, die sie je gehabt oder gethan hätte; nur leidend, unter Odins (des Himmels) Gewalt. Odin und Iörd sind zwei; aber in einer Verbindung, die ihre Zweiheit hinwieder vernichtet. Eine Vermählung in äusserster Kraft und Leidenschaft findet statt. Odin und Iörd vermählen sich und — ein Gott wird geboren, Þôr mit Namen (Tun-hâr Dröhnen in der Höhe); in einem Palast mit 540 aufleuchtenden Heerden wohnt er (in den zerklüfteten Wolkenschichten, die der Blitz zeichnet); auf Schwingen naht er in rasender Eile (auf den stürmend dahersausenden Wolken); oder in einem ratternden Wagen, von zahnknirschenden Böcken gezogen, fährt er dahin (das über den Himmel sich weithin fortsetzende Donnerecho); einen wunderbaren Keil (hamar d. i. Stein) wirft er aus, je nach seinem Willen, zum Segen oder Verderben der Menschen und der Flur (die jetzt segnende, dann verderbende Gewalt des Blitzes).

Himmel und Erde nehmen aber andere Gestalten an und zeigen anderes Verhalten zueinander. Die Zeit der gewaltsamen atmosphärischen Entladungen ist im Vergleich zu der Dauer der sommerlich schönen, sanft ausgeglichenen Natur gering. Es kommt die Zeit, in der ein milder, gleichmässig Licht gebender, Alles fördernder, Alles in Glanz kleidender Himmel herrschend wird. Odin hat sich gewandelt. Er ist nicht mehr der Gott, der eine leidenschaftliche Einigung mit der Erde sucht. Er ist der Gott mit dem blauen Mantel, dem Goldhelm auf dem Haupte. Auf einer Lustfahrt durch die Luft begriffen, thront er über den Landen; sein nimmer ruhender Speer, der Sonnenstrahl, jagt ungestört nach allen Seiten dahin. Und — ist es dieselbe Erde, die sich unter diesem Himmel breitet? (mythisch ausgedrückt) ist es dieselbe Göttin, der Odin sich nun vermählt? Im Gegentheil! der Mythus häuft alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um das Bild einer anderen Göttin zu zeichnen. Zwar, dass es eine Grundbedeutung giebt, in der Frigg mit Iörd zusammenfällt, deutet der Mythus selbst und vollkommen sicher an. Er verwendet Einen

und denselben Namen für beide: Fiörgyn. In Bezug auf Iörd ist es der Beiname der Göttin; in Bezug auf Frigg wird er als Name des Geschlechts eingeführt, von dem diese Göttin stammt. Iörd fällt mit Fiörgyn (d. i. Lebenzeugung) zusammen; Frigg dagegen geht davon aus. Iörd beharrt bei dieser allgemeinen Idee; Frigg dagegen erweitert und erhöht sich von ihr aus. Dies ist der Gesichtspunkt, von dem Friggs Attribute, Thätigkeiten und Art sich erklären.

Sie ist eine Göttin mit der Selbständigkeit einer Hausfrau neben Odin. Sie wohnt in einem eigenen Saal, ist von reichlicher Dienerschaft umgeben, sorgt für geordnete Verwaltung im Hause und hegt Liebe für das Ihre. Die Erde, unter dem klaren Sommerhimmel, bietet sich ja mit Allem, was zu ihr gehört, dem Auge dar, mit den Bergen und Thälern, den Wäldern und Feldern, den Thieren und Pflanzen, Früchten und Steinen, mit Allem, was lebt und todt ist, was entsteht und vergeht. Ueber ihr, der Himmel webt ins Unendliche, hat seine eigenen, freien, beweglichen Gebilde, die dann und wann eintretenden Wolken, die Wechsel des Lichts und der Dämmerung. Die Erde dagegen ist, abgesondert von ihm, schön für sich gestaltet, reich und mannigfach.

Odin und Frigg vermählen sich. Und ein anderer Gott ist es, der geboren wird. Baldr, der in dem Palaste Breidablik (weithin Glanz) wohnt; an dem selbst kein Fehl ist und in dessen Reiche nichts als Reines und Gutes aufkommt; zu dessen Lebenserhaltung sich alle Wesen gern verpflichten; der aber zu früh, zum Schmerz Aller stirbt. Die schöne, schnell dahin eilende Jahreszeit, die des reichen gleichmässigen Lichts, des Gedeihens und Reifens rings in der Natur, des Spiel- und Lustlebens der Völker, des Zusammens aller Herrlichkeiten, die in der Welt Raum haben, ist es, das in diesem Sohne Himmels und der Erde vermenschlicht wird.

Und noch eine Göttin, der sich Odin in eben diesem Sinne vermählt, nennen die Eddalieder: eine Göttin, mittels deren wir einem weit entfernten Wendepunkt im Jahresleben, der Zeit über den Winter hinaus, zugeführt werden. „Im Westen", sagt der Mythus, „stehen Rinda's Säle. Odin vermählt sich mit dieser Göttin. Da wurde Vali geboren. Eine Nacht erst alt, noch hat er die Hand nicht gewaschen, noch das Haupt nicht gekämmt; doch zieht er schon zur Grossthat aus: zum Siege über den, der Baldr getödtet hat." An dieser letzteren Wendung kennzeichnet sich unmittelbar, dass die Rückkehr der

warmen Jahreszeit gemeint wird. Baldrs Tod wird „gerächt“ d. h. die Ordnung der Natur, die Baldr darstellte, wird wieder aufgerichtet. Alle anderen Züge des Mythus passen sinnvoll eben dahin. „Rinda's Säle stehen im Westen“: da, von wo die milden Wetter kommen. „Eine Nacht erst ist Vali alt, als er zur Götterthat auszieht“: die wunderbare Macht Eines warmen, mit Regen daherbrausenden Frühlingstages wird so geschildert. „Noch hat er die Hand nicht gewaschen, noch das Haupt nicht gekämmt“: Bilder für die unreinliche, verworrene Natur, wie sie unter der Mischung der winterlichen Eis- und Schneereste mit der aufthauenden, auflockernden Art der Wärme sich zeigt. Zwei Namen hat der, so jung, schon so starke Gott: Vali d. h. Wähler (den Gegner wählt er, um ihm den Tod zu geben; den Winter tödtet er); und Ali d. h. Ernährer (das Wachsen und Reifen des Sommers leitet er ein).

Diese drei Gottheiten also, Iörd, Frigg und Rinda, zeigen ihren Charakter vollkommen klar und breiten ihre Naturbedeutungen zweifellos aus. Wie! fragen wir, für das Gewitter, die Sommerszeit und den Frühlingsanfang hat der Mythus Vermenschlichungen geschaffen; die lange Winterszeit aber sollte er übergangen haben? Sind Himmel und Erde nicht auch im Winter ein zur Zweiheit getheiltes Ganze? Ist es denkbar, dass der Mythus ein so bedeutsames Glied des Naturlebens unberücksichtigt gelassen habe? der Mythus, dem sich, nicht wie der heutigen Poesie, die Stoffe mit Zufälligkeit und Willkür, nicht in Folge eines Suchens und Aufstöberns im Verborgenen und Entlegenen, nicht in Folge eines glücklichen Findens des Einen oder Anderen, sondern mit Uebermacht und unabweislich von den grossen, unverwischbaren, Allen gemeinsamen Wahrnehmungen der Natur her dargeboten haben! der Mythus, für den in unwillkürlicher Einheit Dichten und Denken zusammenlagen, weit mehr als es heute für die Poesie der Fall ist! Vertritt der Mythus nicht eine Jahrhunderte, ja Jahrtausende lange Zeit? und sollte — wie Alles, was in naturmässiger Entwicklung vor sich geht, — nicht auch dieser Gedankenstoff Zeit und Gelegenheit gefunden haben, vollkommen auszureifen und eine erschöpfende abschliessende Gestalt gewonnen zu haben?

Ich frage nicht länger. Der Gedanke, dass das Lied von Billings mey dieses fehlende Zwischenglied sei, stellt sich ohne Weiteres ein und bestätigt sich mehr und mehr bei jedem Schritt eingehender Prüfung.

Die „sonnenweisse Maid“ d. i. die Erde unter dem Wiederschein des winterlichen Glanzhimmels; die schöne, von der niedrig gehenden Sonne mild erleuchtete Schnee- und Eiserde.

„Als ich im Rohre sass“, beginnt der mythische Verlauf. Die Zeit, in der das Rohr gewonnen wird, ist die der eben eintretenden Kälte, des Eises, das sich an die Ufer legt.

„Auf ihrem Pfühle liegend, schlafend“, wird die Sonnenweisse vorgeführt. Ausbreitung, Ebenheit, Ruhe sind der vorherrschende Charakter der Wintererde.

„Odin naht der Sonnenweissen und wirbt um sie.“ Der Himmel mit seinem lebensfreundlichen Licht spannt sich auch im Winter über der Erde aus.

„Die Sonnenweisse versteht es, den Gott von sich fern zu halten.“ Die Wintererde widerstrebt der Lebenserweckung.

„Odin geht von dem Lager, um wiederzukommen, hinweg.“ Der im Licht erglänzende Himmel des Winters ist immer nur kurze Zeit, die wenigen Stunden des Tages, gegenwärtig.

„Odin kehrt Abends wieder.“ Abend und, was darauf folgt, Nacht ist der herrschende Charakter der Winterszeit.

„Bei abermaliger Annäherung wird Odin schon von weitem zurückgewiesen.“ Die Tage werden kürzer, die Sonne rührt an die Erde nur aus weiter Ferne.

„Was Odin auch versucht, die Sonnenweisse thut ihm allerlei Schimpf an, und Nichts erlangt er von dem klugen Weibe.“ Zur Lebenserweckung vermag der winterliche Himmel die Erde nicht umzubilden.

Die gedanklichen Deutungen des mythischen Vorgangs liessen sich, ins Kleine gehend, vielleicht noch vermehren. Zu weit getrieben, wird Symbolik leicht zur Spielerei. Nur Ein Zug des Mythus, der Name Billing, muss noch erwähnt werden.

In den Namen des Mythus liegt bekanntermassen ein Hauptmittel der Gedankendarstellung. Sie sind nicht Eigennamen im Sinne dieser so benannten Wortelasse, sondern dienen der Charakterbezeichnung. Billing (von bil, der Verzug, die Weile, das Ausharren; vom Zeitwort bila, an sich halten, säumen, gleich bleiben) weist auf die lang dauernde, gleichförmige und wandellose Art der Wintererde. Die Schöne, die Odin, diesen mächtigen Gott, zu höhnen versteht, ist aus einem Geschlecht starken Charakters und festen Willens.

Es ist zu bedauern, dass ein Name mit dieser bedeutungsvollen Kraft in der neuhochdeutschen Uebersetzung nicht wiedergegeben werden konnte. Es hätte etwa heissen können „Langdauerns Tochter" oder ähnlich so. Eine Wirkung, nur im Entferntesten derjenigen ähnlich, die für das alte Volk in dem Namen Billing lag, wäre dadurch nicht erreicht. Ist der Klang dieses Namens in der alten Mythenpoesie ja so vielfach genützt und geweiht! Einer von den geheimnissvoll waltenden Zwergen heisst Billing. Der Stamm des Namen bil findet sich in mehrfacher Weise wieder: im Namen eines der Kinder, die mit den Mondwechseln einhergehen; ferner im Namen von Þórs Zauberpalast (Bil-skirnir), im Namen der Himmelsbrücke (Bil-röst). Ohr, Vorstellung und Gedanke des alten Naturvolks lebten in diesem Klange ganz anders auf, als dass nur annähernd durch ein Kunstwort unserer Zeit etwas der Art bewirkt werden könnte.

Ja, Odin selbst hat einen seiner Namen mittels eben dieses Klanges empfangen, den oben erwähnten Bil-eygr (Weil-Auge). So also steht im Zusammenhang unseres Mythus ihm ein Wesen seines Gleichen gegenüber. Und es fragt sich, wer den Sieg davon trägt. Der Verlauf neigt von Anfang an zu Ungunsten Odins. Dass er sich namentlich als Bil-eygr geltend mache, ist nicht der Fall. Odin weilt nicht. Er kommt und geht wieder; ist abwechselnd an- und abwesend. Die Göttin mit der Kraft des Klanges Bil vielmehr hat die Uebermacht.

X. Stoff- und Formwandel in der Poesie.

Ein Gedicht — dies ist der zusammenfassende Schluss der Erörterungen, die sich an Hâv. 93—101 angeschlossen haben — liegt vor uns, an dem sich in grossartigster Weise ein Wandel, wie er auf dem Gebiet der Poesie mit Stoff und Form der menschlichen Gedanken vorgeht, wahrnehmen lässt. Dem Stoff nach ist's eine Dichtung, die das Naturverhältniss zwischen Himmel und Erde zur Winterszeit vorführt; der Form nach eine Dichtung, in der ein menschliches Ich Gedanken und Gefühle ausspricht, die ihm bei der Erinnerung eines missglückten Liebesabenteuers sich einstellen. Jenem Stoffe nach steigen vor unserer Phantasie wunderbare, fremde, schwer zu vergegenständlichende Wesen auf, Wesen, bei denen Grenzloses, Naturmässiges, Gewaltiges (Himmel und Erde) mit menschlichem Thun und Leiden in Eins gedacht werden sollen; dieser Form nach dagegen fühlen wir uns

selbst, unsere persönlichen Empfindungen, unsere heimlichen Lebenserfahrungen, die ewigen Charaktere der menschlichen Natur in dem Gedichte wieder.

Wie viel Zeit hat vergehen müssen, bis eine so grosse Wandlung der Gedanken und Gedankenformen vollbracht werden konnte? bis das äusserliche Natursein der Götter und Göttinnen sich in die Seele der vorstellenden und denkenden Geschlechter so verinnerlicht hatte, dass ein kühner, leicht fassender und innig aneignender Dichtergeist zur Aussprache der Stimmungen seiner Seele sich der Sprache jener Wunderwesen bedienen konnte!

Wie geistvoll aber, müssen wir andererseits sagen, ist dieser grosse Wandel in dem Liede von der „sonnenweissen Maid" bereits in dem Zeitraum der mythischen Poesie vollbracht worden!

Die Geschichtsforschung auf dem Gebiete der poetischen Entwicklung hat immer mehr den Gedanken klar gelegt, dass der menschliche Geist Nichts — im eigentlichen und strengen Sinne — schafft, sondern dass ihm Alles, auch das scheinbar Neueste und Eigenste, durch Umbildung eines schon Vorhandenen entsteht. An dem Beispiel unseres Liedes aber können wir diesen Vorgang der Umwandlung auf einer der frühesten Stufen und in einer der kühnsten Weisen wahrnehmen.

Die Orthographiereform in England.

Ist unsere Reichsorthographie mit Herrn von Raumer schlafen gegangen? Ist das Interesse für einen nicht zu unterschätzenden Factor nationaler Einigung in Regierungskreisen erloschen? Wie wurden wir von den Engländern beneidet, als ohne vorhergegangene, dahin zielende Agitation die Verbesserung unserer Rechtschreibung von der Regierung veranlasst und in die Hand genommen wurde! Jenseit des Canals hat man es erst nach Jahre langer, harter Arbeit dahin gebracht, wissenschaftliche Autoritäten und Parlamentsmitglieder für die Orthographiereform zu gewinnen, und hofft nun, durch diese die Aufmerksamkeit und das Interesse der Regierung auf die wichtige Angelegenheit zu lenken. Wie wird man im Auslande über den Verlauf unserer Bewegung auf diesem Gebiete die Köpfe schütteln, der Bewegung, die, einem starken Quell entsprungen, im Sande zu versigen scheint! Wie werden die Feinde unserer nationalen Einigung laut, oder, sind sie klug, ganz in der Stille triumphiren! Hoffen, thun wir für die Zukunft das Beste! Einen neuen Anstoss wird die Sache erhalten durch das vor kurzem erschienene Buch von Paul Eisen, „Herr Professor von Raumer und die Deutsche Rechtschreibung. Ein Beitrag zur Herstellung einer orthographischen Einigung."

Wenn P. Eisen am Schlusse seines Buches sagt: „Möchte sich das deutsche Publikum . . . bald und gründlich einigen und zwar nicht blos um der lieben Einigkeit willen, sondern ganz besonders im Interesse unserer armen lernenden Kinder" — so berührt er ein Motiv, welches in der englischen Reformbewegung eine hervorragende Rolle spielt. Nicht mit Unrecht schreibt man die Unwissenheit, an der das englische Volk im Allgemeinen leidet, der corrupten Orthographie zu, deren Erlernung den grössten Theil der Schulzeit beansprucht, so dass für den Unterricht in anderen Gegenständen verschwindend wenig Zeit übrig bleibt.

Das englische Unterrichtsgesetz bestimmt, dass die Kinder von sieben bis dreizehn Jahren in sechs Classen zu theilen sind, und dass das Aufrücken in eine höhere Classe nur auf ein erfolgreiches Examen hin stattfinden darf. Als Unterrichtsziel werden die Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen gefordert, welche von Kindern dieses Alters billig erwartet werden können. Im Jahre 1877 belief sich nun die Zahl der Kinder in den von der Regierung beaufsichtigten Schulen in England und Wales auf 3,154,973. Von diesen hatten 213,306 das zwölfte Lebensjahr überschritten und hätten in die sechste und letzte Classe aufrücken sollen. Allein nur 26,103 konnten befördert werden, d. i. etwa ein Achtel der gegebenen Zahl. Und kürzlich las ich in einer englischen Zeitschrift vom 1. November 1879, dass im Districte der Londoner Schulcommission (School Board) von mehr als 50,000 Kindern vier Fünftel die dritte Classe nicht erreichen oder überschreiten. Robert Lowe, früherer Unterrichtsminister, äusserte in einem Briefe vom 21. Mai 1877 (siehe J. H. Gladstone, Spelling Reform from an Educational Point of View): „Seit vielen Jahren habe ich die Gewohnheit, Knaben vorzunehmen und lesen zu lassen. Ich nehme sie stets aus der sechsten Classe (also Kinder im letzten Schuljahre). Sie sind nicht fähig, leidlich laut zu lesen und haben keine Idee von der Aussprache.“ E. Jones (late Headmaster of the Hibernian Schools, Liverpool) konnte in einer öffentlichen Versammlung die Behauptung aufstellen, dass die Anzahl der Kinder, die jährlich aus den von der Regierung überwachten Schulen mit der Fähigkeit, eine Zeitung oder leichte Erzählung zu lesen, entlassen wird, ungefähr der Anzahl der beschäftigt gewesenen Lehrer entspricht. Aus dem für das Schuljahr 1870/71 gegebenen Comitéberichte des Erziehungsrathes ergiebt sich in der That, dass auf jeden Lehrer weniger als ein Schüler zu rechnen ist, und auf jede Schule weniger als zwei Schüler kommen, die das Unterrichtsziel der sechsten Classe erreichten (siehe G. Withers, The Engl. Language Spelled as Pronounced, p. 13).

Das wird in den englischen Elementarschulen erreicht. In welcher Lage befindet sich nun aber der gebildete Engländer seiner Schriftsprache gegenüber? J. H. Gladstone, Mitglied der Londoner Schulcommission, sagt in der schon erwähnten Schrift: „Wenn wir einem fremden Worte oder einem neuen Eigennamen begegnen, kommen wir sehr oft in Verlegenheit, wie wir aussprechen sollen. Wer hat das nicht schon beim Lautlesen einer Zeitung empfunden?“ Gladstone

illustrirt seine Behauptung mit einem ergötzlichen Beispiele. Er betheiligte sich einst an einem Ausfluge nach „Cothele“. Unterwegs wagte er nicht, den Namen dieses Ortes zu nennen, denn er hatte berechnet, dass derselbe auf 27 verschiedene Arten ausgesprochen werden könnte. Und als er den Namen von competenter Seite aussprechen hörte, fand er keine von seinen Vermuthungen bestätigt. (Er wurde, mit deutschen Buchstaben bezeichnet, „Kotiel“ gesprochen.) Was sagt der Leser dazu, wenn er erfährt, dass der schon erwähnte „Lowe“ dem Unterhause vorhalten konnte, nicht ein halbes Dutzend seiner Mitglieder würde das Wort „unparalleled“ auf der Stelle richtig schreiben? Oder wenn Lord Malmesbury öffentlich erklärte, aus Documenten nachweisen zu können, dass kein erster Minister, von Lord Bute ab bis auf Lord Palmerstone das Orthographieexamen würde haben bestehen können, dem sich die Candidaten für den Civildienst unterwerfen müssen? Ein ansehnliches Büchlein könnte man füllen mit all den Klagen, die hierüber in England öffentlich schon geäussert worden sind. Wer trägt die Schuld daran, dass die Kinder der Elementarschulen ihre kostbarste Zeit zum grössten Theil auf die Erlernung des Lesens und Schreibens verwenden müssen, und trotzdem nur ein geringer Procentsatz einigermassen gut lesen und schreiben lernt? Wer die Schuld daran, dass selbst gebildete Erwachsene vor orthographischen Fehlern nicht sicher sind und nicht selten in Verlegenheit gerathen, wie sie ein Wort aussprechen oder schreiben sollen? Trifft den Lehrer oder den Schüler die Verantwortung? Keinen von Beiden. Es ist ein altes Uebel, ein Acker mit Unkraut überwuchert, da man versäumte, zur rechten Zeit und immer und immer wieder zu jäten. So ist das Unkraut erwachsen zu einer Macht, von deren Tyrannei sich zu befreien, es einer nationalen Heldenthat bedarf. Die englische Orthographie trägt die Schuld, unter deren Drucke jetzt Millionen seufzen, Klein und Gross, Arm und Reich. Die englische Lehrerwelt blickt neben anderen Ländern auch auf Deutschland als ein Eldorado für den Lehrer der Muttersprache, der nicht Jahre lang sich und die ihm Anvertrauten fast ausschliesslich mit geist- und geschmacklosen Combinationen von Buchstaben zu langweilen und zu plagen hat; und wie viel Mühe und Schweiss kostet es nicht schon bei uns, im Lesen und ganz besonders im Schreiben der Muttersprache befriedigende Resultate zu erzielen! Viel Zeit und grosse Summen Geldes verschlingt die „unhistorische, unsystematische, unvernünftige, unlehr-

bare englische Orthographie“ (wie sie Max Müller nennt), passender Kakographie. Der Lernende darf weder den Augen, noch den Ohren trauen, den einzigen Sinneswerkzeugen, mit welchen eine Sprache zu erfassen ist: den Augen nicht, denn die Worte werden anders geschrieben, als gesprochen; den Ohren nicht, denn die Worte werden anders gesprochen, als geschrieben. Um die 16 englischen Vocale zu bezeichnen, bedient sich das gegenwärtige orthographische System 28 verschiedener Zeichen. Jedes dieser Zeichen kann aber wiederum mehrere Laute darstellen. Das sogenannte lange a z. B. kann auf 7 verschiedene Arten angedeutet werden: fatal, pail, pay, there, great, vein, prey; allein jedes von diesen vocalischen Zeichen verrichtet noch andere Functionen, „ea“ z. B. noch drei: heat, sweat, heart, ei noch zwei: receive, height etc. (Bei dieser Zusammenstellung sind jedoch vereinzelte Fälle, wie heifer, gaol, gauge, people, yeoman u. a., ausser Rechnung geblieben.) Ferner: das kurze u findet sich in dull, love, flood, cousin; ou aber leistet auch anderweitige Dienste: sour, pour, would, tour, cough, sought. W. E. Evans hat in seiner Schrift „A Plea for Spelling Reform“ berechnet, dass die 28 Vocalzeichen der englischen Sprache nicht weniger als 80 verschiedene Functionen zu verrichten haben, im Durchschnitt also jedes Zeichen 3 verschiedene Bedeutungen und jeder Laut 5 verschiedene Zeichen hat. Etwas günstiger gestaltet sich das Verhältniss bei den Konsonanten. Für 24 Konsonanten verwendet die englische Orthographie 34 Zeichen (21 einfache und 13 Digraphen) mit zusammen 79 Functionen.

Die gegenwärtige Orthographie ist zu verbessern. Das ist der Wunsch und die Forderung Tausender. Aber wie? „That is the question.“ Der Professor der Theologie eines englischen College erhielt von einem früheren Alumnen, der eben wohlbestallter Dorfpastor geworden, einen Brief mit mehreren groben orthographischen Fehlern. Schleunigst berief der fromme Herr sämmtliche Studenten zu einer Betstunde und forderte sie auf, brünstig zu bitten, dass ihre alma mater künftig vor solcher Schande bewahrt bleiben möchte. Auch ein Mittel zur Abhilfe, das jedoch den entschiedenen Vortheil bietet, Meinungsverschiedenheiten abzuschneiden, durch welche leider die Partei derjenigen zersplittert wird, die es sich etwas saurer werden lassen und dem orthographischen Ungeheuer persönlich zu Leibe gehen.

Die Bestrebungen, die englische Orthographie zu verbessern, sind in der That sehr alt. Schon der Verfasser des Ormulum (um 1200)

bemühte sich, eine richtige Aussprache zu sichern, indem er consequent nach kurzen Vocalen den Consonant verdoppelte und etwaige Abschreiber seines Buches inständig bat, ja diese Schreibweise beizubehalten, denn sonst würden sie dasselbe nicht richtig englisch schreiben.

„And whase wilenn shall þiss boc efft oþerr siþe writenn
himm bidde icc þat he't write rihht swa summ þiss boc him taecheþþ
and tatt he loke well þatt he an boestaff write twiggess
eggwhaer þaer itt uppo þiss boc iss writen o þatt wise.
loke well þatt he't write swa, for he ne magg nohht elless
on Enngliss writenn rihht te word, þatt wite he well to soþe."

Vom 16. Jahrhunderte an bis auf die Neuzeit ist daran gearbeitet worden, die englische Orthographie der Aussprache mehr anzugleichen. (Siehe Ellis, „Early English Pronunciation".) Auch Benj. Franklin schlug ein phonetisches Alphabet vor. Obwohl dasselbe den heutigen Ansprüchen nicht genügen dürfte, haben doch die Gründe, mit denen er es vertheidigte, ihre Geltung behalten, wovon später. Allein all diese Männer waren Prediger in der Wüste; sie vermochten nicht, die Nation für ihre Sache zu gewinnen.

Ohne durch frühere Bestrebungen angeregt worden zu sein, hat sich in neuerer Zeit Isaac Pitman in Bath auf dem Gebiete der Orthographiereform einen Namen erworben. Er construirte in den dreissiger Jahren ein stenographisches System (Shorthand) nach phonetischen Principien. Die erste Ausgabe seiner Phonographie erschien 1837. Fünf Jahre später wurde „The Phonographic Journal" gegründet. „Könntest du die Wörter nicht auch so drucken lassen, wie sie gesprochen werden?" dachte Pitman, und schon im ersten Bande des erwähnten Journals wurden phonotypische Alphabete empfohlen. Dieselben waren jedoch ziemlich roh entworfen; die Buchstabenformen wichen vollständig von den gebräuchlichen ab. 1843 wurde beschlossen, das alte Alphabet, soweit die Buchstaben verschiedene Laute darstellen, beizubehalten und die fehlenden Zeichen zu ergänzen. Also schon damals griff I. Pitman, um ein praktisches Alphabet zu schaffen, zu dem Mittel, welches John Earle in seinem Buche „The Philology of the English Tongue", Oxford 1873, empfiehlt, wenn er p. 178 sagt:

„The letters of the alphabet are too few to represent all the variety of simple sounds in the English language; and even", fährt er fort, „what they might do is not done, because of the restraining hand of traditional association. The consequence is, that when we use the word „orthography", we do not mean a mode of spelling which is

true to the pronunciation, but one which is conventionally correct.“ Von 1843 an nahm Alex. John Ellis, der sich schon, ohne von Pitman's Bestrebungen Kenntniss zu haben, mehrere Jahre lang mit phonetischen Versuchen befasst hatte, thätigen Antheil an den Experimenten. 1844 erschien „The Phonotypic Journal“ (seit dem Januar 1848 „The Phonetic Journal“ genannt). Durch die vereinigten Bemühungen Pitman's und Ellis' kam 1847 ein Alphabet zu Stande, das grossen Beifall fand. Dieses Alphabet bestand aus 40 Buchstaben, 23 alten und 17 neuen. Von ersteren wurden beibehalten: a für das lange a in pale, mate etc. (der entsprechende grosse Buchstabe erhielt eine neue Form), A für das kurze a in at, cap etc. (der entsprechende kleine Buchstabe erhielt die Form des geschriebenen „*a*“), E und e für den kurzen Laut in egg, bet etc., I und i für den kurzen Laut in ill, it etc., O und o für den kurzen in on, not etc., U und u für den Laut in us, nut etc. Von den übrigen Buchstaben des alten Alphabets blieben: B, b; C, c; D, d; F, f; G, g; H, h; J, j; L, l; M, m; N, n; P, p; R, r; S, s; T, t; V, v; W, w; Y, y; Z, z. In diesem Alphabet wurden verschiedene Schulbücher, das neue Testament, the Book of Common Prayer und viele andere auf die Reform bezügliche Schriften gedruckt. 1850 wurde sogar die ganze Bibel in dem Alphabet von 1847 veröffentlicht. Heut noch macht George Withers für dieses Alphabet Propaganda. („The English Language Spelled as Pronounced, with Enlarged Alphabet of Forty Letters, a Letter for Each Distinct Element in the Language etc.“ „On Teaching to Read in Primary Schools etc.“) Pitman blieb jedoch bei dieser Errungenschaft nicht stehen. Von 1851 bis 1870 experimentirte er ununterbrochen weiter, das phonetische Alphabet so vollkommen und praktisch als möglich zu gestalten. Während dieser Zeit wurden nicht weniger als 288 neue Typen gegossen und im Phonetic Journal angewendet. 1870 glaubte Pitman mit einem Alphabet von 38 Buchstaben zum Abschluss gekommen zu sein. Dasselbe bestand aus den schon angeführten 23 alten Buchstaben (nur dass er K, k für C, c wählte) und 15 neuen. Er vermindert die 17 neuen Buchstaben des Alphabets von 1847 dadurch, dass er „ou“ und „oi“ für die entsprechenden Diphthonge beibehielt. Allein erst in neuester Zeit wieder (wie er mir persönlich mittheilte, vom 17. Mai 1879 ab) beschränkte er die neuen Zeichen auf 13, indem er die Diphthonge „ei“ und „ju“ (by, new) durch „ei“ und „eu“ darstellt. So besteht denn gegenwärtig

sein Alphabet aus 36 Buchstaben. Unter allen bis jetzt vorgeschlagenen phonetischen Alphabeten hat das von Pitman die meisten und begründetsten Aussichten, kommenden Falls angenommen zu werden; findet es doch den Beifall wissenschaftlicher Autoritäten, wie eines Max Müller. (Siehe dessen Aufsatz „On Spelling“ in der „Fortnightly Review“ vom April 1876.) Die Abonnentenzahl des „Phonetic Journal“ hat gegenwärtig 12000 überschritten.

Ausser phonetischen Alphabeten mit neuen Buchstaben werden auch solche mit alten Buchstaben vorgeschlagen. Die bekanntesten und durchdachtesten derselben sind die von W. R. Evans, Alex. J. Ellis und F. Jones.

Es folgen hier einige kurze Proben.

1) Evans, „A Plea for Spelling Reform“, p. 33: „Ov koars, we shal not hav gon so far without vairius objekshonz arcizing in diferent reederz' meindz. Much fault kanot be found with our regeularcizing the eus of the short vouelz, eksept az tu the dubel deuti given tu „u“ ceven when not distingwisht bei the mark (`) [durch dieses Zeichen wird das u in put, truth, butcher etc. bezeichnet]. In replei, we urj the nesesiti ov the kais, and aulso the ekzampel ov the Duch reformd orthografi [durch das umgekehrte „t“ in „th“ wird der scharfe th-Laut angedeutet], in which a preseisli analogus eus ov „u“, for „ü“ (French u) in oapen silabelz, and for ... [hier ist das Zeichen gesetzt, mit welchem Pitman das kurze u bezeichnet] in kloas wunz, iz found tu wurk satisfactorili. But in regard tu the vouel-notaishon we ekspekt the strongest objekshonz wil be tu our eus ov deigrafs or difthongz for simpel karakterz in long aksented silabelz etc.“

2) Ellis, „Ingglish Glosik, or Foanetik Speling widh Oald Leterz“:

„Ingglish Glosik (soa kauld from dhi Greek gloassa, tung) konvaiz whotever proanunsiaishen iz intended bei dhi reiter. Glosik buoks kan dhairfoar bee maid too impart riseevd aurthoaipi too aul reederz.

Ingglish Glosik iz veri eezy too reed. Widh proper training, a cheild ov foar yeerz oald kan bee redili taut too giv dhi egzakt sound ov eni glosik werd prizented too him. Aafter hee haz akweird familiariti widh glosik reeding hee kan lern nomik reeding [darunter ist das Lesen der herkömmlichen Orthographie zu verstehen] aulmost widhout instruktshen etc.“

3) Jones: „English or*th*ografy [das cursiv gedruckte „th“ be-

zeichnet den scharfen Laut] vicolaits the true iedeal ov the relaishon ov riten langwaij tu spoeken, and ov an alfabetic moed ov rieting. Tu thoez hoo hav never lookt intu the subject, it may seem that a fonetic speling, giving wun sien tu every sound and wun sound tu every sien, iz a rued and simpel devies, which an enlietend injennity miet wel enuf be tempted tu enrich and adorn by mixing it with elements ov hier significans. But the stuedent ov langwaij noez that the cais iz far utherwiez: that an alfabet iz the fienal rezult ov senturiez, eeven aijez, ov educaishon and practis in the ues ov riten caracterz etc."

Jones' System ist insofern das mangelhafteste von diesen dreien, als es sich die meisten Inconsequenzen und, wie es scheint, ohne jeglichen Zwang zu Schulden kommen lässt. Nicht selten sind die Buchstaben vieldeutig und werden dieselben Laute in verschiedenen Worten verschieden bezeichnet. Er schreibt intu, wun, educaishon: u hat hier drei verschiedene Functionen. Neben intu steht true und hoo: hier hat derselbe Laut drei verschiedene Zeichen. Der Diphthong „ju" wird bald „u", bald „ue" geschrieben: educaishon, stuedent. Für langes „e" findet sich „ee" und „e": seem, iedeal etc. etc.

Auch die Systeme von Evans und Ellis sind nicht ohne Inconsequenzen und Mängel (siehe Evans, „A Plea for Spelling Reform"). Ein gemeinschaftlicher Mangel derselben ist die überaus häufige Anwendung von Digraphen für einfache Laute. Es sind dafür einfache Buchstaben mit diakritischen Zeichen in Vorschlag gebracht worden, für aa, ai, ee, oa, oo, uo: a', ä, é, ó, ü, ŭ. Neben den vocalischen Digraphen stehen noch die consonantischen ch, th, dh, sh.

Es ist hier wie überall: Abweichungen von einem gesunden Princip (dieses Prädicat gebührt unstreitig dem rein phonetischen System) müssen Schwierigkeiten, Verlegenheiten und Mängel erzeugen. „Jeder Laut nur einen Buchstaben, und jeder Buchstabe nur einen Laut", das ist die Forderung der strengen Phonetiker. Die consequente Befolgung dieses Grundsatzes führt nothwendig zu einem erweiterten Alphabet. Es ist eben absolut unmöglich, mit der beschränkten Buchstabenanzahl des gegenwärtigen Alphabets die sämmtlichen typischen Laute der englischen Sprache zu bezeichnen, wenn man nicht zu dem Nothbehelfe der Buchstabencombination greifen will. Das streng phonetische Alphabet (wie das erweiterte Alphabet im Gegensatze zu dem phonetischen Alphabet

mit alten Buchstaben, dem semiphonetischen, genannt wird) entspricht auch den Forderungen der Wissenschaft. Ich erinnere an die oben (p. 227) citirte Stelle aus Earle's Werke; und Richard Morris sagt in seinen „Historical Outlines of English Accidence", Chapter VII: „A perfect alphabet must be based upon phonetic principles, and (1) every simple sound must be represented by a distinct symbol; (2) no sound must be represented by more than one sign."

Die erwähnten Vertreter der phonetischen Schreibweise mit nur alten Buchstaben verschliessen sich durchaus nicht gegen die Vorzüge eines erweiterten, rein phonetischen Alphabets. Sie meinen aber, im Interesse des Publikums die möglichste Harmonie zwischen dem alten und neuen Alphabet erstreben zu müssen. Warum verhält sich ein grosser Theil des Publikums, der vom Leben der Schriftsprache keinen Begriff hat, eingewurzelten Gewohnheiten eine zu hohe Berechtigung zuschreibt, so ablehnend gegen orthographische Neuerungen; warum erregen solche in Vielen Widerwillen? Weil die alten Wortbilder, die sie mit unsäglicher Mühe dem Gedächtnisse eingeprägt haben, ihnen zu Fleisch und Blut geworden sind. Nun sehe man näher zu: erscheint im semiphonetischen Drucke nicht eine sehr grosse Anzahl ganz neuer Wortbilder? Die Summe derselben im rein phonetischen System ist nur unbedeutend höher. Die populären Vorurtheile müssen auf jeden Fall erst gebrochen werden; ein klein wenig Mühe mehr, und das Publikum ist für das Bessere gewonnen. Betrachten doch die Semiphonetiker selbst ihr System nicht für das Endziel der Reform, sondern nur für eine Zwischenstufe, für ein pädagogisches Hilfsmittel, vom Alten zum Neuen überzuleiten. W. R. Evans bekennt in der schon citirten Schrift, p. 29: „We may now give a tabular view of the orthographic scheme proposed, in conjunction with the Phonetic Alphabet, of which it is intended to be the imperfect and, we trust, only temporary representative."

In Amerika findet gegenwärtig noch das Angloamerikanische, d. i. semiphonetische System allgemeineren Beifall, als das rein phonetische. Auf der am 30. und 31. Juli 1879 zu Philadelphia abgehaltenen Versammlung des Vereins für Orthographiereform wurde berichtet, dass Erzieher und Zeitungsherausgeber sich durchweg günstig über die neuen Bestrebungen ausgesprochen, dass sogar ein Zeitungsverleger das von dem Vereine aufgestellte Alphabet ohne irgend welche Unbequemlichkeit für das Publikum nach und nach eingeführt habe.

Wenn auf dieser Versammlung ein Herr die Befürchtung aussprach, dass durch die phonetischen Systeme eine grenzenlose Verwirrung in der Schreibung der Personennamen erzeugt werden müsse — er habe bis jetzt seinen eigenen Namen von sieben Buchstaben auf nicht weniger als 60 verschiedene Arten geschrieben gefunden: so scheint er nicht bedacht zu haben, dass durch das rein phonetische System einer solchen Verschiedenheit auch in der Schreibung der Personennamen gründlich vorgebeugt wird. Auf derselben Versammlung erhoben sich in der That auch gewichtige Stimmen für ein rein phonetisches Alphabet, einräumend, dass das angloamerikanische System zwar schon einen bedeutenden Fortschritt auf der Bahn der Orthographiereform bedeute, dass es jedoch nicht als Endziel der Reformbestrebungen betrachtet werden dürfe, sondern blos als eine Stufe hinauf zum rein phonetischen. Es müsse ein Alphabet gewählt, oder erfunden werden, das jedem Fremden sogleich verständlich sei (siehe „The Phonetic Journal" 13. September 1879.)

Als Unparteiischer den Parteien gegenüber, in welche die Orthographiereformer hinsichtlich der Mittel sich zerspalten, hat sich im Laufe des Jahres 1879 ein Verein gebildet, in dessen Vorstande wir Männern begegnen, wie M. Müller, A. H. Sayce, W. W. Skeat (Verfasser des erscheinenden etymologischen Wörterbuchs der engl. Spr.), J. A. H. Murray, J. Angus, R. Morris, Alex. J. Ellis, J. Pitman, J. H. Gladstone, Lord Bishop of Exeter u. A. Dieser Verein, „The English Spelling Reform Association", hat sich die Aufgabe gestellt, alle Bestrebungen auf dem Gebiete der Orthographiereform ernstlich zu erwägen, vor der Hand jedoch von der Empfehlung eines besonderen Systems abzusehen. Er will den Neuerungen gegenüber zunächst nur den Standpunkt der öffentlichen Meinung repräsentiren.

Von pädagogischer Seite wird, da die Zweckmässigkeit der Methode durch zahlreiche, von Autoritäten angestellte Versuche nachgewiesen ist, dringend empfohlen, sich vornächst eines phonetischen Alphabets als eines Mittels zur leichteren Erlernung des Lesens zu bedienen. Es wird vielfach bestätigt, dass vermittels eines phonetischen Alphabets das Lesen in etwa einem Drittel der Zeit, welche der gewöhnliche Weg erfordert, bemeistert werden kann. (G. Withers theilt in seiner Schrift „On Teaching to Read" etc. eine Reihe ausführlicher Berichte über angestellte Versuche mit.)

Im Jahre 1876 bereits hat der Londoner „School Board", unter-

stützt von 100 anderen „School Boards“, das Comité des Geheimen Erziehungsrathes ersucht, die Regierung zur Ernennung einer Königlichen Commission zu bewegen, die untersuchen möge, ob es möglich sein würde, die Orthographie im Interesse der Elementarschulen zu reformiren, um die Künste des Lesens und Schreibens allen Kindern zugänglich zu machen. Die Lehrer, welche sich des oben erwähnten Mittels bedienten, kommen darin überein, dass die Kinder den gewöhnlichen Druck nicht nur in weit kürzerer Zeit lesen lernen, sondern auch die nach der herkömmlichen Methode unterrichteten hinsichtlich der Aussprache, des Vortrags und des fliessenden Lesens übertreffen, besonders aber, was Mr. W. Silver of Haddington hervorhebt, hinsichtlich der Intelligenz und geistigen Regsamkeit sich vortheilhaft auszeichnen. Schön charakterisirt derselbe Herr die neue Methode, wenn er spricht: „The old system throws the pupil on the teacher; the new throws him on his own resources. The old says, Get the master to help you; the new, Help yourself. The old says, That's too difficult for you, for you can never make it out yourself; the new, You can master that yourself, if you try. The new system induces a spirit of self-reliance, which will be applied, not merely to the art of reading, but to other things.“ (Siehe Withers, „On Teaching to Read“ pag. 19.)

Ich habe manchen Artikel voll beissenden Spottes über die Bestrebungen der englischen Orthographiereformer gelesen. Es ist in England wie bei uns: hinter der anmassendsten Kritik verbirgt sich nicht selten die grösste Unwissenheit; in unserem Falle die grösste Unwissenheit über den Zweck der Orthographie überhaupt, über das Wesen der Schriftsprache, über die hohe Bedeutung der jetzigen Reformbewegung, über die Begründung ihrer Nothwendigkeit. Es liegt doch in der Sache selbst, dass eine geschriebene lebende Sprache von Zeit zu Zeit einer Reform bedarf, da erfahrungsmässig die Orthographie der lebenden Sprache stets folgt, nicht parallel mit ihr fortschreitet. Je länger die Schriftsprache dieser Angleichung sich verschliesst, desto schwieriger wird eine solche. Unterbleiben kann und darf sie jedoch bei einem geistig fortschreitenden Volke nicht, selbst wenn die Orthographie mit der lebenden Sprache so stark differirt, wie es gegenwärtig im Englischen der Fall ist. Dass es auch Gegner giebt, wie jenen Edelmann, der, aufgefordert zur Unterstützung der Reform, entgegnete, dass durch eine bequeme Orthographie die Masse der landwirthschaftlichen Arbeiter zu weit aufgeklärt werden würde,

zur Unzufriedenheit mit ihrem Lose und schliesslich zur Rebellion gegen ihre Herren geführt werden würde; oder Gegner, welche befürchten, dass die Einführung des phonetischen Schriftsystems den Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten verwischen, oder dass das neue Schriftgewand die Pietät gegen das Wort Gottes abschwächen würde — dass auch solche Motive gegen die Neuerung ins Feld geführt werden, darf kaum Wunder nehmen. Es liesse sich eine lange Reihe von Einwendungen, eine ziemliche Anzahl amüsanter Curiosa aufstellen. Ich beschränke mich auf diejenigen Bedenken, welche eine ernstliche Berücksichtigung verdienen.

1) „Geht nicht durch das phonetische System der historische und etymologische Charakter der Sprache verloren?"

Einige Beispiele mögen diese Frage beantworten. In Milton's Paraphrase des 104. Psalm lesen wir:

„Shake Earth, and at the presence be agast
Of him that ever was ete."

In „Comus", V. 49. 50 heisst es:

„Coasting the Tyrrhene shore (sc. Bachus), as the winds listed,
On Circe's iland fell etc."

Heut schreibt man „aghast" und „island", als ob das erstere in irgend welcher Beziehung zu „ghost" stünde und das letztere über Frankreich aus Rom bezogen wäre (got. usgaisjan erschrecken — agls. ealand, nhd. Eiland). Bei Spenser noch findet man: soveraine, soverainty (vereinzelt allerdings auch soveraigne), forreine (daneben forreigne). Welche Berechtigung hat das neuere sovereign, foreign? Haben diese Worte etwas gemein mit reign? Sicherlich nicht. Spenser schrieb phonetisch: vele, battell, hart, brest, heven, foming, heut aber muss es veil, battle, heart, breast, heaven, foaming thun. Und wie lässt sich „a" in reproach, approach der Schreibweise Spenser's gegenüber rechtfertigen, bei dem wir reproch und approch lesen? Wenn wir ferner renowmed (daneben renowned), corage (dan. courage) finden, hat man sich in all den angeführten Fällen, die sich mit Leichtigkeit vermehren liessen, später nicht stets für die falsche Form entschieden, sei es in etymologischer oder historischer Beziehung (auch Chaucer schrieb „corage"). Die moderne Schreibweise des Wortes „kindred" verleitet zu falscher Etymologie; Thom. More noch (1480—1535) schreibt kinred. Die Wörter „limb", „thumb" belästigt man mit einem „b", welches Niemand mehr spricht (vergl. unser „darumb" u. a.) und

vom Etymologen ignorirt wird; das ältere „lim", „thum" ist ausser Curs gesetzt. Chaucer schreibt doute (doubt), dette (debt). Diese Wörter sind dem Französischen entlehnt; daher ist das „b" unhistorisch. Heut schreibt und spricht man husband, gospel, gossip. Will man den Anforderungen der Etymologie gerecht werden, muss man mit Chaucer, Thom. More u. A. „housebond" setzen, nach älteren Autoren godspel, godsip schreiben. Was soll „u" nach „g" in Wörtern deutschen Ursprungs? Chaucer schreibt gess, gest, gild, gilt, tunge. Welche Hilfe bietet dem Etymologen die gegenwärtige Orthographie der Wörter: woman (altengl. wifman), lord (agls. hhaford), righteous (agls. rightvis, d. i. right wise), wholesome (altengl. holsum, nhd. heilsam), orchard (agls. ort geard), ant (agls. aemete), bridegroom (agls. brydguma, got. guma Mann), culprit (culpa), sexton (sacristan), head (agls. heafod, got. haubiþ), daisy (agls. daeges eage, d. i. day's eye), harbour (agls. hereberge) etc. etc.? Diese wenigen Beispiele mögen genügen, das Urtheil M. Müller's, der in dem schon erwähnten Aufsatze „On Spelling" die englische Orthographie eine unhistorische und unetymologische nennt, zu illustriren. Ebendaselbst bemerkt M. Müller: „Die Sprache ist nicht für Gelehrte und Etymologen gemacht; und wenn selbst durch die Orthographiereform das ganze Geschlecht der Etimologen hinweggefegt werden würde, hoffe ich doch, dass sie die ersten sein würden, die sich für eine so gute Sache aufopfern." R. Morris wies 1877 auf einer öffentlichen Versammlung zu London nach, dass gerade dem Philologen die phonetische Schreibweise erwünscht sein müsse, da ihm oft viel daran liege, über die frühere Aussprache genauen Aufschluss zu erhalten. Um zu den ältesten Wortformen zu gelangen, hiengen wir nicht von der gegenwärtigen Orthographie ab, denn wir besässen eine ununterbrochene Kette von Documenten von Alfred d. Gr. ab bis zur Gegenwart. In demselben Sinne spricht sich Skeat in einem Artikel des Phonetic Journal vom 16. August 1879 aus. Sehr richtig bemerkte auf einer am 29. Mai 1879 zu London abgehaltenen Conferenz ein Redner: „Wenn hervorragende Etymologen, wie R. Morris und M. Müller, die phonetische Schreibweise der historischen vorziehen, könnten geringere Männer recht wohl schweigen."

2) „Werden durch Einführung eines neuen Schriftsystems die bereits gedruckten Bücher nicht nutzlos werden?" fragt man weiter. „Werden die Schätze unserer Nationalliteratur den kommenden phoneti-

schen Generationen nicht verschlossen bleiben?“ Die Antwort hierauf findet sich schon in einem Brief B. Franklin's vom 28. September 1768, in welchem derselbe die Bedenken einer Miss Stephenson gegen eine Orthographiereform beschwichtigt. Es heisst daselbst: „This inconvenience would only come on gradually, in a course of ages. I and you, and other now living readers, would hardly forget the use of them. People would long learn to read the old writing though they practised the new.“ (Siehe Pitman, A. Plea for Spelling Reform, Tract No. 311.) Die Reform würde ganz allmählich sich vollziehn, und die späteren Auflagen der noch im Gebrauch stehenden älteren Bücher würden im neuen Schriftgewande erscheinen.

3) Das Bedenken, die Verwirrung in der Orthographie müsse durch die phonetische Schreibweise noch vergrössert werden, da ja die Aussprache verschieden sei, findet durch den Umstand seine Zurückweisung, dass es überhaupt nicht Aufgabe einer für die Gesammtheit der Nation bestimmten Schriftsprache sein kann, alle rein persönlichen und dialektischen Schattirungen der Laute zu fixiren. M. Müller weist darauf hin, dass innerhalb der möglichen Laute, die typischen Vocale und Consonanten einer Sprache sich auf eine sehr kleine Anzahl beschränken, und dass als letztere nur solche gelten können, die durch ihre Verschiedenheit von einander eine Verschiedenheit der Bedeutung des Wortes erzeugen. So wird z. B. „a“ in „last“ verschieden gesprochen, bald wie ein reines italienisches „a“, bald an das niederdeutsche „a“ anklingend, bald wie das kurze englische „a“. Diese Schattirungen verändern jedoch die Bedeutung des Wortes nicht, so lange das „a“ nicht wie „e“ in „lest“, oder wie „o“ in „lost“, oder wie „u“ in „lust“ gesprochen wird. M. Müller preist als einen Vorzug des Pitman'schen Alphabets, dass es sich eben auf die typischen Laute der englischen Sprache beschränkt, nur 12 Vocale giebt (ohne die 4 Diphthonge) und nicht, wie Mr. Bel, 36, welche Anzahl selbst nicht hinreichen würde, alle möglichen Schattirungen zu bezeichnen.

4) Die Grundlosigkeit der Befürchtung, dass durch das phonetische System die Unterscheidung der Homonyma unmöglich gemacht werde, liegt nahe: so wenig Schwierigkeiten die Unterscheidung derselben in der Conversation bereitet, so wenig Missverständnisse wird auch die gleiche Schreibung derselben verursachen.

Werdau. Dr. M. Schilling.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum herausgegeben von Dr. H. Schweitzer. 1. Heft. Biographisches vom Herausgeber.

Schon aus Humbert's Schrift: Englands Urtheil über Molière (124 Anm.) war es bekannt, dass Hr. Dr. Schweitzer in Wiesbaden mit dem Plane umging, ein Molièrejahrbuch herauszugeben, wie wir ein Dantejahrbuch hatten und ein Shakspearejahrbuch haben. Seit September v. J. liegt nun das erste Heft des Jahrbuches vor, dessen Inhalt eine Reihe allgemeinerer Bemerkungen über den Dichter (VII—CV) und die Biographie desselben bis 1641 (3—43) ausmachen.

Die Behandlung des Gegenstandes sucht die Interessen der Fachgelehrten, wie der Gebildeten zu vereinen. Während specielle Literaturangaben, Notizen über ältere Molièrana, Proben aus wenig bekannten Uebersetzungen etc. vor Allem an die Ersteren sich wenden, werden die Letzteren durch eine ästhetisch-culturhistorische Würdigung des Dichters demselben nahe geführt, bevor sie die Details seines Lebens und seiner Werke kennen lernen. Methode und Ziel dieses Molièrejahrbuches ist also verschieden von dem Shakspearejahrbuche — und mit Recht. Denn während die Shakspearegelehrten schon auf Jahrzehnte eines ungestörten Shakspearecultus zurückblickten, während hier das positiv Feststehende auch schon festgestellt war und der Hypothese und gelehrten Conjectur ein weites Feld übrig blieb, muss für Molière erst das Interesse der deutschen Nation gewonnen werden, und wichtige kritische und biographische Fragen, von der copia verborum der französischen Kritiker mehr verworren als gelöst, bedürfen einer erneuten Prüfung.

Der erste Abschnitt hat vielfach einen apologetischen Charakter und richtet sich gegen die Verächter und Verkleinerer des Dichters in alter und neuer Zeit. Parteimeinungen, die den Dichter zum Vorkämpfer des Jansenismus oder des Jesuitismus machen, die in ihm nur einen Schmeichler des Hofes und des Königs erblicken, werden mit Schärfe zurückgewiesen. Ihnen gegenüber erblickt Verf. in Molière einen „Verherrlicher der wahren Frömmigkeit“ (XVI) und einen „der wahren Apostel eines ewigen Friedens“ (XXIII). Im Folgenden enthält namentlich die Besprechung der älteren Biographien Molière's (82 f.), besonders des Grimarest'schen Buches manches Neue. Verf. sucht die erheblichsten Vorwürfe, die von Späteren gegen Grimarest gerichtet sind, theils zu beseitigen, theils zu mindern, ohne übrigens in den sehr aphoristischen und kritiklosen Aufzeichnungen eine zuverlässige biographische Grundlage zu erblicken.

Die Biographie des Dichters, soweit sie in Heft 1 enthalten, ruht auf dem eingehendsten Detailstudium. Alles, was in irgend einer Weise Beziehung hatte zur Charakteristik Molière's und seiner Zeit, ist hier in ansprechendster Weise verwerthet. Selbst die neuesten Schriften über Jesuitismus und jesuitische Erziehung (Kelle, Sugenheim u. a.) liefern einzelne Züge zu dem biographischen Gemälde. Mehrfach zeigt sich das Bestreben, schroffe und einseitige Ansichten Anderer zu mildern und abzuschwächen. So wird das Verhältniss des alten Poquelin zu dem emporstrebenden Sohne

in etwas milderem Lichte angesehen, als das von der neueren Kritik geschehen ist. Auffallend war es für Ref., dass nach einer Andeutung des Verf. die Gemahlin Molière's wieder als „Schwester" der Madeleine Béjart aufgefasst wird, doch soll die Bilanz der für und gegen diese Annahme vorgebrachten Gründe in dem Folgenden gezogen werden.

Mit besonderer Frische ist der Abschnitt über Chapelle, den Jugendfreund Molière's, und sein Verhältniss zu dem Dichter geschrieben, auch Cyramo de Bergerac erfährt eine eingehende Besprechung. Die interessantesten und schwierigsten Fragen, die sich an das Verhältniss des Dichters zu seinen Zeitgenossen, zum Hofe, zu der Person des Königs und endlich zu der eigenen treulosen Gemahlin knüpfen, können natürlich erst im zweiten Hefte zur Besprechung kommen.

Wenn es überhaupt noch möglich ist, unsere Zeit für Molière zu begeistern und ein tieferes Verständniss für den ersten aller komischen Dichter anzuregen, als es aus den seichten, absprechenden Urtheilen der deutschen Kritik und den oft schwindelerregenden Phrasen der französischen Literarhistoriker sichtbar wird, so ist gewiss Hrn. Dr. Schweitzer's Darstellungsweise hierfür die geeignetste. Dem Ref. will es freilich scheinen, dass unserer Nation überhaupt der Sinn für wahre Komik fehlt, und bestärkt wird er in dieser Meinung, wenn er sich überzeugen muss, wie moderne Schwänke, Possen und dergl. nicht nur den Beifall der grossen Menge erringen, sondern auch von massgebenden Kritikern in bekannten Cliquenblättern wohlgefällig gepriesen werden. Gewiss würde ein Zurückgehen auf denselben Molière, dem Lessing manche Züge seiner Erstlingskomödien entlehnt,* den ein Kotzebue in plumper Weise geplündert und bestohlen,** auch für die Entwicklung des deutschen Lustspieles von erheblichem Vortheile sein. Aber wenn schon auf französischen Theatern der grosse Dichter so ziemlich verdrängt ist, und man gewöhnlich nur Tartuffe und le Malade imaginaire giebt, wie soll er auf dem deutschen Theater wieder eingebürgert werden?

Wenn es somit begründetem Zweifel unterliegen mag, ob das Unternehmen auch in weiteren Kreisen gewürdigt wird, so wird es zunächst das Interesse aller Molièristen in hohem Masse anregen. Besonders wird eine Abhandlung des bewährten Molièrekenner, Dr. Humbert, „Molière in Deutschland", deren Erscheinen in einem der nächsten Hefte bevorsteht, eine Lücke der Molièreforschung ausfüllen.

Auch die versprochene Kritik der Veuillot'schen Schrift: Molière et Bourdaloue, ist um so erwünschter, da die deutsche Molièrekritik bisher nur ganz vereinzelt ihre Stimme gegen Veuillot erhoben und Lapomeraye doch die Sache etwas leichthin behandelt. Es kann also dem Erscheinen der folgenden Hefte mit grosser Spannung entgegengesehen werden.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache von Eduard Müller. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Köthen, Paul Schettler's Verlag. I. 1878; II. 1879.

Dass von dem rühmlichst bekannten Werke E. Müller's eine uns nun vorliegende zweite Auflage nöthig geworden ist, darf an sich als ein günstiges Zeichen für das treffliche Buch selbst, wie für das Studium der englischen Sprache in Deutschland überhaupt angesehen werden. Bei dem

---

* Ich habe dies in einem Beitrag näher dargelegt, welcher demnächst im Archiv f. Literaturg. erscheinen wird.

** Siehe zwei kleinere Aufs. in Herrig's Archiv 1879, Heft 1 u. 2.

ersten Erscheinen dieses etymologischen Wörterbuchs hatte eine wissenschaftliche Erforschung des Englischen unter uns noch nicht lange begonnen; wenigstens war die geschichtliche Behandlung des Gegenstandes kaum vor der Mitte des Jahrhunderts angebahnt und auf einzelnen Punkten in Angriff genommen worden. Der Verfasser hatte damals sich die Aufgabe gestellt, zunächst im Sinne der neuen Wissenschaft den Grund zu sichern und zu ebenen, auf welchem weiter gebaut werden könnte, und man darf ihm das Verdienst nicht absprechen, dabei mit Fleiss und Besonnenheit zu Werke gegangen zu sein. Den Willkürlichkeiten und Phantasien früherer Etymologen gegenüber hatte er den Wortschatz im wesentlichen nach seiner historischen Entwicklung zu erklären und darzustellen nicht ohne Geschick versucht. Man kann wohl annehmen, dass dann auch seine Arbeit, so viel im Einzelnen daran unvollkommen sein mochte, in weiten Kreisen belehrend und anregend gewirkt hat. Seitdem nun ist freilich gerade auch die Erforschung der englischen Sprache in einer vorher kaum geahnten Breite und Tiefe betrieben worden: nicht nur sind die alten Denkmäler erst in den letzten zwei Jahrzehnten allgemeiner zugänglich gemacht, sondern die systematische Betrachtung der Laute ist hinzugekommen; kurz die eigentlichen Grundlagen zu einer Etymologie, wie sie dem Verfasser selbst offenbar vorschwebte, sind allmählich mehr und werden täglich in grösserer Ausdehnung gewonnen. Unter diesen Umständen musste heute die Aufgabe als eine völlig neue erscheinen; dessen ist, nach seiner kurzen aber für den Kundigen hinreichend deutlichen Bemerkung in der Vorrede, Hr. Müller sich auch vollkommen bewusst gewesen. Es blieben ihm bei einer Neubearbeitung zwei Wege offen. Entweder er musste unter Aufgabe des ursprünglichen Plans ein umfangreiches Werk liefern, in welchem etwa unter kürzester Berührung des unzweifelhaft Sicheren, alle — und deren blieb eine grosse Anzahl — irgend noch zweifelhaften Wörter ihrer ganzen Entwicklung nach verfolgt und urkundlich belegt wurden; es würde sich dann mehr um eine grössere oder geringere Anzahl einzelner eingehender Untersuchungen gehandelt haben und ohne Zweifel damit der Wissenschaft ein grösserer Dienst erwiesen worden sein. Das Buch würde aber seinen früheren Charakter eingebüsst, nicht mehr zu allgemeinerem Gebrauche die möglichst sicheren Ergebnisse für den ganzen Sprachschatz geboten haben, kurz dem selbständigen Forscher zwar erwünschter, dem Lernenden minder dienlich gewesen sein. So hat denn der Verfasser den anderen Weg vorgezogen, nämlich unter Festhaltung der ganzen ursprünglichen Anlage, so viel wie möglich von den Errungenschaften der letzten fünfzehn Jahre hineinzuarbeiten. Auch das war, zumal bei dem wie es scheint grossen Drange der äusseren Verhältnisse, keine kleine Arbeit und sie ist immerhin dankenswerth. Die einzelnen Artikel sind ausnahmslos einer gründlichen Ueberarbeitung unterzogen; es sind, wenn auch keine Belegstellen, doch die älteren Formen, die früher meistens fehlten, hinzugefügt worden, um die Geschichte der Wörter wenigstens anzudeuten; die werthvollen Leistungen Stratmann's und besonders Mätzner's sind dabei gewissenhaft benutzt und manche kleine Mängel und Ungenauigkeiten der ersten Auflage berichtigt worden. Dafür den Beweis im Einzelnen zu liefern dürfen wir uns um so eher ersparen, als jeder Leser bei dem ersten Einblicke davon sich unschwer selbst überzeugen kann.

Um unser Urtheil kurz zusammenzufassen: auch diese zweite Auflage des Werkes wird für jeden selbständigen Forscher einen bequemen und zuverlässigen Ausgangspunkt bilden, für die grosse Menge der Lernenden aber, auch auf den Universitäten, ein zu empfehlendes, wo nicht unentbehrliches Hilfsmittel sein. Wir wenigstens wünschen dringend, dass es recht allgemein als ein solches anerkannt und benutzt werde! H.

La Natura, libri VI di T. Lucrezio Caro Tradotti da Mario Rapisardi. Milano, Brigola 1880.

Der Verfasser, Sicilianer, Professor der italienischen Literatur in Catania, ist seinen Landsleuten schon seit den sechziger Jahren als Dichter bekannt. Nach seiner „Palingenesi“ und seinen „Ricordanze“ hat besonders sein „Lucifero“, der in einem Jahre zwei Auflagen erlebte, Aufsehen gemacht. Rapisardi trug hier jenen Materialismus vor, den wir schon im Gedichte des Lucretius finden, so dass vorliegende Uebersetzung sich in gewissem Sinne an seine eigene dichterische Thätigkeit anschliesst, dieselbe so zu sagen ergänzt. Auch hier ist es Rapisardi vor Allem um die poetische Leistung zu thun. Verglichen mit dem Lucifero scheint uns seine Uebersetzung in der That die Klippe südlicher Rhetorik glücklich zu umschiffen, verglichen mit der Uebertragung seines Vorgängers Marchetti (gest. 1714) zeigt die unstreitig grössere Kraft zugleich grössere Treue. Rapisardi hat sich an die Texte von Lachmann, Bernays und Munro gehalten und da wo er die Lesart des Letzten vorzuziehen Gründe hatte, dies am Zeilenrande mit M. bezeichnet. Ausgefüllte Lücken des Sinnes hat er durch cursiven Druck angedeutet. Die Sprache dieser Uebersetzung ist kraft- und schwungvoll, oft sehr glücklich in der Wahl des Aequivalenten, aber sie bewegt sich noch allzusehr im akademischen Geleise der classischen Dichtung: die Inversion des Genitivs namentlich ist zu häufig, mitunter hart und unnatürlich. Die Inversionsmanie ist ein Vermächtniss der akademischen Zopfzeit; in Deutschland hat sie mit Schleiermacher's Monologen ihr Spiel ausgespielt, und auch in Italien gilt sie heute bei den Gegnern der alten Mamma-Rhetorik für bedenklich.

Grammatica italiana dell' uso moderno compilata da Raffaello Fornaciari. Florenz, Sansoni 1879. 8°. 360 Seiten.

Bereits hat sich Herr Fornaciari durch eine im Anschlusse an Diez verfasste historische Formenlehre, durch ein Handbuch der ital. Literaturgeschichte und durch eine historische Sammlung von Stilproben zu letzterer aufs Vortheilhafteste bekannt gemacht. Man darf seine Literaturgeschichte unbedingt als das beste, reichhaltigste und zuverlässigste der in Italien erschienenen Compendien bezeichnen. Seine eben erschienene Formenlehre dürfte zweifelsohne denselben Rang behaupten. In klarer Bündigkeit enthält sie alles Wissenswerthe, empfiehlt sich besonders auch durch die sorgfältige Bezeichnung der Aussprache, was im Falle der vielen Flexionsformen, die in keinem Wörterbuche nachgeschlagen werden können, von grossem Vortheile ist. Selbst als Supplement zu grösseren Werken, wie z. B. Vockeradt's neulich erschienene wissenschaftliche Grammatik der italienischen Sprache, ist Fornaciari zu empfehlen. Hoffentlich wird er die „Sintassi dell' uso moderno“, die er heute noch unbestimmt verspricht, uns ebenfalls schenken. Es wäre sehr wünschenswerth, einen Mann von seinem Wissen, seiner Besonnenheit und seiner Bildung auf diesem Gebiete als Berichterstatter zu vernehmen, um so mehr als dasselbe einerseits von unmittelbarstem Interesse, anderseits so zu sagen noch eine „terre vierge“ ist, an die sich bisher kein Sachverständiger gewagt hat.

Fornaciari's Buch beginnt mit einer fünfundzwanzig Seiten langen Einleitung über die Entwicklung der italienischen Grammatik seit dem sechszehnten Jahrhundert. Dann wird die Lautlehre, die Formenlehre, die Wortbildung und die Metrik, letztere in origineller Weise behandelt. Nur vermisst man hier ungerne einige Bemerkungen über die Qualität des Reimes, denn die Begriffe vom reichen und vom armen, vom guten und vom schlechten Reime sind ja nicht überall dieselben. Dies ist die einzige Lücke, die uns in dem inhaltsreichen Buche aufgefallen. Wir empfehlen es aufs Wärmste allen Studirenden. Br.

Die Hermannsschlacht in der deutschen Literatur.

Von

J. E. Riffert.

(Schluss.)

IV.

Vom dreissigjährigen Kriege bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen.

Der dreissigjährige Krieg naht sich bereits seinem Ende, als das Buch geschrieben ward, das eine ganz neue Reihe von Productionen eröffnet, eigentümlich, weil durchaus andere Seiten unserer Geschichte von Armin hervorgekehrt werden, bedeutend, weil man in ganz anderem Masse, als bisher, beginnt, den Stoff künstlerisch anzugreifen, aber zugleich traurig, weil sie Kennzeichen einer Zeit geistigen Elends und der politischen Unselbstständigkeit sind. Der erste Deutsche, der inmitten der allgemeinen Not den „Beschirmer der deutschen Freiheit" wieder anruft, ist Johann Heinrich Hagelgans.* Auch diesem ist Arminius „der theure Held", der mit Unbilligkeit von

* Dess thewren Fürsten vnd Beschürmers Teutscher Freiheit Arminii glorwürdige Thaten. Allen jungen anwachsenden Teutschen Helden wie auch andern dess Vatterlands Liebhabern zu frewdiger Auffmunterung auss den Römischen Historien durch Handleitung Johann Heinrich Hagelganss verteutsch Vnd sampt einer notwendigen Land Tafel vnd andern zur Materi dienlichen Stücken Zum öffentlichen Truck befördert durch Wolffgang Endter Buchhändlern in Nürnberg. 1640. — Nach Gottsched's Vorrede zum Schönaich'schen Herman (p. VIII) zu urteilen, scheint 1643 eine neue Auflage des Werks erschienen zu sein, was nicht ganz gleichgültig wäre. Leider sind jedoch die Gottsched'schen Angaben oft recht unzuverlässig.

seinen Landsleuten, „den undankbaren Teutschen“ über anderthalb tausend Jahr vergessen wurde, und er hofft nicht, „dass jemand so träg und hinlässig seyn sollte, deme die beyden Namen Arminii und Germanici nit solten auffmuntern oder zum wenigsten belustigen.“ So ist denn das Wort des Daniel Heinsius über den Cherusker: „virum Arminio majorem ne Romana quidem res cum maxime floreret, habuit“ sein Motto geworden.

Das Werk war ursprünglich lateinisch abgefasst; aber Hagelgans liess es für den Herzog Johann Ernst von Sachsen, dem das Büchlein auch gewidmet wurde, „von zweyen jungen Adelborsen“, seinen Schülern, verdeutschen. Der Ahne sollte „als ein hurtiger Beschützer teutscher Freiheit“ dem Fürsten ein Vorbild sein.

Was die Fassung des Ganzen anbetrifft, so ist allerdings manches von dem chronikartigen Verfahren des verwichenen Jahrhunderts zu spüren; aber bemerkenswert ist es doch, und dies ist entschieden ein Schritt näher zu künstlerischer Vollendung, dass er den Stoff mehr als Roman verarbeitet; der Versuch, die Tatsachen zu einer Erzälung spannend zu gruppiren, ist nicht misslungen; dabei ist der Stil anmutig; bei dem Bericht vom tragischen Ende Armins* erhebt er sich zu pathetischer Grösse, und es berührt uns die Subjectivität des Verfassers angenehm, wenn er die Antwort der Römer auf den Mordvorschlag, den Adgandester gegen Herman plant, durch fetten Druck hervorheben lässt. Um das Werk gebührend zu schätzen, betrachte man z. B. die Charakteristik des Varus und des Armin.** Ich gebe als Probe die erste:

„Vellejus beschreibet ihn, dass er gewesen ein glimpflicher und sanfftmütiger Mann, sittsamer Geberden, jedoch dess Geldes ein uberauss grosser Liebhaber, welcher auch zur Ruhe und Müssigang mehr als zum Kriegswesen Lust gehabt. Dieser als er dem Römischen Kriegsvolck in Teutschland vorstunde, bildete ihm ein, als hätten die Teutschen, ausser der Menschenstimme und Glieder, nit viel Menschlichs mehr an sich, und weil er sie gleich als wilde grimmige Thier mit dem

* p. 226.
** p. 58. 62.

Schwert nicht zu bändigen vermochte, verhoffte er sie durch Recht zu bezähmen."*

Dies letztere empört unsern Autor; denn er ist ein guter Deutscher. Als Strabo die Germanen der Treulosigkeit bezichtigt, tritt er für seine Landsleute ein,** und hebt die Freiheitsliebe und das Rechtsgefül seiner Vorfahren hervor.

Ein Gelehrter ist er nicht, was er auch offen bekennt;*** aber wie er im Volk steht, beweist sein Versuch, die Idistavisusfelder an eine Oertlichkeit im Schaumburgischen zu knüpfen. An der Irmensul als Hermannssäule wagt auch er nicht zu zweifeln.

Von einer Confrontation des ersten und siebzehnten Jahrhunderts sah Hagelgans noch ab; diesen Effect als erster anzuwenden war Johannes Rist berufen.† Wieder wie vor hundert Jahren tritt der alte Held als Wahrer des Glücks im höchsten Jammer auf, und es ist charakteristisch, als sechs Jahre später derselbe Poet seinem „Friedewünschenden" ein „Friedejauchzendes Deutschland" folgen liess,†† wie Armin, als ob seine Sendung erfüllt wäre, wie selbstverständlich von den Brettern zurücktrat. 1647 ward das Stück „auf öffentlichem Schauplatze" vorgeführt, nachdem es innerhalb acht Tagen, infolge des Drängens eines Herrn Andreas Gartner, geschrieben war. Besagter Herr Gartner liess es von seinen Studenten, mit denen er in Hamburg grade Vorstellungen gab, agiren; der Zulauf war gross: man fühlte, dass der Dichter etwas Zeitgemässes geschaffen hatte.

Dieser, eine biedere, ruhige Natur, mehr duldend, als tätig, gedrückt, wie viele durch den endlosen Krieg, friedlich, nicht ohne Verständniss für das Grosse, aber hohen Aufschwungs nicht recht fähig — ein typischer Charakter seiner Zeit. Aber eine ergreifende Liebe zu seinem Vaterlande lodert in ihm, geht auch in sein Werk über, das man wol mit Recht den Notschrei

* Durch Rechtsprechen, römisches Gerichtswesen.
** p. 92—94.
*** p. 240. vgl. p. 117.
† Das Friede Wunschende Teutschland. In Einem Schauspiele öffentlich vorgestellt und beschrieben durch einen Mitgenossen der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. 1647.
†† Nürnberg. 1653.

des durch das dreissigjährige Elend zertretenen Deutschlands nennen kann.

Von diesem Patriotismus ist die Darstellung sowol als die Dedication (an die fruchtbringende Gesellschaft)* und der „nothwendige Vorbericht an den Teutschgesinneten Leser“ wie getränkt. In all der Bedrängniss der Zeit konnte der Dichter in der Zueignung noch Worte finden, um die fruchtbringende Gesellschaft anzureden, als in welcher „unsere hochlöbliche Teutsche Mutter- und Heldensprache in Ihre uhralte Reinligkeit, Zierde und Auffnehmen geführt, von den unzeitigen Flickreden fremder Sprachen befreiet“ u. s. f., „dass man nunmehr allen anderen Sprachen, sie mügen auch heissen, wie sie wollen, an Majestät, Reinligkeit, Zierde und Vollenkommenheit nichtes bevorgibt, ja kühnlich kan trotz bieten.“

Die Sprache seines Werkes ist nicht ohne Kraft, zu schaffen; ein leicht ironischer Ton bei Schilderung der Zustände des siebzehnten Jahrhunderts, ein pathetisch angehauchter bei der der Vorzeit gelingt ihm wol. Die Handlung ist nicht ohne Interesse. Sie summirt sich zu Folgendem.**

Die vier altdeutschen Helden*** König Ehrenvest, Herzog Herman, Fürst Klaudius Civilis und Herzog Wedekind haben die eliseischen Felder verlassen, um Deutschland, „dass allerherrlichste und prächtigste Reich des gantzen Erdbodens“ wieder einmal schauen zu können. Sie treten einher „auff eine gar alte Manier bekleidet, mit auffgebundenen langen Haren, grosse Streitkolben in den Händen haltend, mit angehängten breiten Schlachtschwerdtern.“† Der dichterische Effect beruht nun darin, dass die alten Recken, als sie hören, an Stelle des Römertums habe das Deutschtum die Weltherrschaft angetreten, aufjauchzen, da sie wähnen, ihr Vaterland in Herrlichkeit und Glanz zu erblicken, während sich ihnen dasselbe in entsetzlich-

* Ein Fingerzeig, dass es Seiten bei den oft falsch beurteilten Sprachgesellschaften gibt, die noch nicht genügend hervorgehoben sind. Rist selbst gehörte der fruchtbringenden Gesellschaft an. p. 35 bricht er auch gegen die Alamodesprache eine Lanze.

** Das Ganze teilt sich in drei Handlungen mit einem Zwischenspiel. Jede Handlung ist in „Aufzüge“ geteilt.

*** Vgl. oben p. 43 Anm. *

† Vgl. dazu p. 11. — Die Anschauung des altdeutschen Lebens ist von rührender Einfalt.

ster Versunkenheit präsentirt. Drastisch tritt ihnen dieser Contrast entgegen in einem sich vor ihren Augen enthüllenden Gemälde des alten Deutschlands als einfache, würdige Matrone, und dem gegenüber in einer Erzälung des die Helden führenden Mercurius, in welcher dieser eine auf den Gegensatz gestellte Schilderung Deutschlands aus dem siebzehnten Jahrhundert gibt. Diese Gegenüberstellung der alten und neuen Zeit wird nun auch noch in dramatischer Handlung gesteigert. Teutschland, von Friede und Wollust begleitet, tritt auf; ihr stellen sich die alten rauhen Gesellen vor,* denen allmählich der wahre Zustand des Vaterlandes einzuleuchten scheint. Denn als Germania sich sogar weigert, deutsch zu sprechen und französische Anrede von den Degen verlangt, da bricht der alte Herzog Wedekind schmerzlich in die Worte aus: „O Teutschland! unsere Teutsche ist eine so tapfere, schöne und Majestätische Heldensprache, dass sie es allen anderen Spraachen weit zuvor thut; und ist es wahrlich zu beklagen, dass eine solche grosse königinn sich nicht schämet, Ihre so vollkommene eigene Spraache zu einer Schlavinnen aller anderen, sonderlich aber der Französischen zu machen! Gott gebe nur, dass dieses nicht ein Vorbild sei der künfftigen Dienstbarkeit, in welche dein mächtiges Königreich durch die gahr zu grosse Verehrung fremder und ausländischer Völker dörffte geraten.“** Solche Reden und Apostrophen können natürlich nur zum Zwist beider Parteien, Hochmut, Ueppigkeit auf der einen Seite, Stolz, Einfachheit auf der andern, führen. Und so entfernen sich die vier Alten denn mit den Worten: „Bewahre dich Gott, du ruchloses Teutschland, wir sehen dich hinfüro nimmermehr.“

Im Laufe der Handlung wird nun die Prophezeiung der Vorfahren erfüllt; Deutschland ist am Abgrund seines Elends angelangt, als sein guter Genius es rettet: geläutert durch das Unglück schwört Germania seinen bösen Geistern ab.

Der Gedanke, den ganzen dreissigjährigen Krieg, allegorisch, den Zustand vor, während und nach demselben im

* Diese Scene, komisch, und von den Zuschauern gewiss herzlich belacht, musste auch tieferschütternd wirken: der Gegensatz war zu ungeheuer.

** p. 34. 35. vgl. ausserdem p. 38—41.

Rahmen eines Theaterabends darzustellen, ist entschieden grossartig; wenn auch die Ausführung meist hinkt. Ein Schauspiel im modernen Sinne ist es freilich nicht, wogegen schon die Weise, Begriffe wie Friede und Wollust zu personificiren, protestirt. Es ist mehr eine zusammenhängende Reihe von Dialogen, in welche die Sucht des siebzehnten Jahrhunderts, durch maskeradenartige Aufzüge und lebende Bilder zu wirken, hineinspielt; hierin berührt sich der Autor mit Ludwig von Anhalt, dessen charakteristischer Aufzug erwähnt wurde, und mit Moscherosch, auf den wir noch zu sprechen kommen.* Es wäre übrigens nicht unmöglich, dass der gelehrte Verfasser durch Huttens Dialog, ein Werk ähnlichen Charakters, angeregt wurde: schon die mythologischen Bezüge (Merkurius als Ankündiger) erinnern an dieses, ebenso wie die Personificationen von Abstracten. Zudem weist bei Rist Arminius, grade wie bei Hutten, auf Tacitus, als den Bürgen seiner Taten hin.**

Dem Werk voraus gehen, dem Zeitgebrauch gemäss, empfehlende Gedichte von Harsdörffer und einigen Freunden. Auch Noten sind beigegeben.

Rist führte Armin nur als mahnenden Genius des gefallenen Deutschlands ein; zu einem strafenden, richtenden ward er an der Hand des Satirikers Moscherosch.*** In dem Gesicht: Alamode Kehrauss erzält Philander folgendes: Bei der Burg Geroltseck im Wasgau† ward er, der Typus des entarteten Deutschen seiner Zeit, von germanischen Reitern aufgegriffen und nach besagter Burg gebracht. In dem unterirdischen Gange, den sie dahin zu passiren haben, entdeckt Philander einen Stein mit einer lateinischen Inschrift, welchen der alte deutsche König und Fürst der Sachsen, Arminius „zum Gedenckzeichen, als er den Römischen Feld-Obersten Varus mit dem gantzen Heer erschlagen, und hernach in diese Lande herübergezogen,†† allda einmauren lassen“, und er erkennt daran sofort, wo er sich befindet. Als er in den

* p. 37.
** p. 34.
*** Gesichte Philanders von Sittewald. Strassburg 1650. II, p. 31—136. Die Handlung wird als im Jahre 1641 geschehen gedacht.
† Vgl. oben p. 45.
†† Es ergänzt dies die oben angeführte Sage.

Schlosshof geführt wird, verlachen ihn die Knechte wegen seines modischen Gebahrens und er ahnt, worauf die Gefangenschaft hinauslaufen könne: auf ein Gericht des siebzehnten Jahrhunderts vor den Schranken der alten Zeit. Letztere repräsentiren sieben altdeutsche Helden, Ariovist an der Spitze, daneben Herman, Wittekind und andere. Zunächst wird er vor König Ehrenvest allein gefordert; hier besteht der Arme schlecht, Ariovist zweifelt überhaupt, dass er ein Deutscher sei; das Gericht der Sieben soll entscheiden.* „Dess Montags früh, mit der Sonnen auffgang, hörete ich ein Horn blasen: so bald kam mich ein Gräusahl an: doch hatte der Bläser gewiss wenig Athem mehr im Leib; dan es war ein elendes blasens: und hatte mich gewundert, das in einer so Vornehmer Königlichen Burg nicht bessere Bläser oder Thürmer sein solten, die doch eines Herren Hof mehr zierten, als viel andere köstliche sachen. Hörete dabey aussruffen, konte aber eygentlichen nicht verstehen, was es seyn musste; als etliche wenig Wort vernahme ich, nemlich: Kuonickh Saro! Kuonickh Airovist! Kuonickh Herman! Kuonickh Witekhund! noch andere.

„Bald wurde ich auss Befehl in den grossen Sahl geführet; da sahe ich Sieben Mannspersonen: recht davon zu reden: Sieben Helden in grosser gravität und Stärcke dess Leibes auff eingemaurten Sesslen sitzen, mit langen breiten Bärten, so theils die Haar mitten auff dem Haupt in einen schlupff zusammengewunden und fast grosse Schwerter an der seite hencken hatten, theils lange Wurffspiess in der einen faust, in der andern grosse Pfäffesen oder Schilde, und auff dem Leib mit Wolff- Bären und Hirschhäutten, daran theils noch die Gewichter oder Gehörn waren, gezieret: welches förchterlichen war anzusehen."

Das nun folgende Verhör vor dem zitternden Angeklagten nimmt nacheinander sämtliche Laster der Alamodezeit in Gebahren, Sprache, Nahrung, Tracht vor und zeigt ihre Unnatur und Undeutschheit; das Gebiet der Kleidung fällt dem Cherusker zu.**

* p. 62 f.
** p. 78 f.

„Soltestu ein Teutscher sein? sprach Hertzog Herman: Man sehe deine Kleider an! was vor ein Wambst ist das? was für Hosen und Strimpff? Ich glaub, das du allererst mit von Pariss kommest? ein Wohlthörichter Tausch, den ihr da thut gegen solche Neue Dinge! das alte Teutsche Gelt wird hässlich umbgetauscht! Aber Recht: die Wälsche können es ihnen fein zu Nutz machen. Meynet ihr, wan der Teutschen saur erworbenes Gut nit alles nach Pariss für solche närrische neue Trachten ubermacht wirde, es könte sonst nicht verthan werden? Habt ihr Teutsche (wan du je einer von unsern ungeschlachten Nachkömmlingen bist) nicht in der Erfahrung, das, welchen Völckern Ihr euch in Kleidung alsogleich stellet und nachäffet, das dieselbige dermahlen Euch und eure Hertzen bezwingen, Euch undertrucken und zur Dienstbarkeit ziehen werden? dann sie ja schon Eure Hertzen, das beste Bollwerck; die Schantzen der Augen und Aussenwerck der Sinne undergraben, Eingenommen und gewonnen haben. Ist euch dan nimmermehr ichtwas gut genug dass auss eurem Vatterland kommet? Man spüret wohl, das Ihr Verächter Eures Vatterlands seit und dessen Verräther. Wo ist ein Volck under der Sonnen, alss die ungerathene Teutsche jetzt sind, in ihrem Kleidertragen so unbeständig, so Eckel, so Närrisch. Wo siehet man dessgleichen bey Eureren Nachbauren geschehen? O solte Keyser Karl der Grosse, Keyser Ludwig und Otto, die solche frembde Trachten einzubringen mit Ernst und Eyffer hochsträflichen verbotten, deine a la mode Hosen und Wammest sehen, sie würden dich als einen Wälschen Lasterbalg auss dem Lande jagen.“ Und Johannes Thurnmaier, der Secretär der Sieben ist, muss Belege dazu aus seiner Chronik beibringen.*

Es ist wol nicht nötig zu den Worten des Dichters einen Commentar hinzuzufügen.

Mit Moscherosch schliessen die eigentlichen Tendenz-Dichtungen Armin in unsrer Epoche ab; die freien Kunstwerke beginnen; unter ihnen die dramatischen Bearbeitungen.**

* Vgl. noch p. 127.

** Der Vollständigkeit halber setze ich hier noch eine lateinische Dissertation her: De Arminio. Praeside Conrado Samuele Schurzfleisch, publice disseret Paul Conrad Mitternacht. Wittenberg 1677. 24 Seiten. — In

Es berührt eigentümlich, dass, sehen wir von Hutten und Rist ab, die doch mehr Gespräche dichteten, das erste eigentliche Armindrama uns in der unarminisch'sten Sprache, der französischen, entgegentreten muss. Abgesehen von dem Interesse überhaupt, ist dasselbe nicht ohne Einfluss auf die deutschen Productionen geblieben; und da die folgende Literaturzeit bedeutende jenseitsrheinische Elemente enthält, mag es gestattet sein, entgegen dem Titel dieser Arbeit, etwas näher auf besagtes Werk einzugehen.*

Das Stück ist von Campistron und 1685 als „tragédie" in Paris erschienen.** Wie der Dichter zu dem Stoff gelangt, ist nicht nachzuweisen; die Bezüge zeigen alle auf die hohe französische Gesellschaft hin. Der Herzogin von Bouillon ist es gewidmet.

„Pour faire avec succès paroître sur la Scene
Arminius, jadis l'heureux liberateur
Dès Germains qu'opprimoit la puissance Romaine"

zwanzig Kapiteln wird hier die Geschichte Armins kurz und mit Beantwortung aller Nebenfragen (Irmensul) abgehandelt.

* Bereits 1644 war ein französisches Drama: „Arminius ou les freres annemis. Tragi-comedie par Mr. de Scudery. Paris" erschienen. Wie der Titel andeutet, verlegt der Dichter hier den Conflict in das Verhältniss der beiden Brüder Armin und Flavius zu einander, der um ein Weib, Hercinie, die deutsche Thusnelda entsteht. Die Handlung ist bereits (und deshalb verweise ich diese ganze Notiz unter den Strich) dem Boden der eigentlichen Hermannsschlacht entrückt; sie ist in die Kämpfe zwischen Germanicus und Armin verlegt, nach der Varianischen Niederlage. Flavius hat Hercinien in die Hände der Römer gespielt, um sie, die bereits Hermans Eigentum ist, für sich zu reserviren. Die Befreiung derselben, das Für und Wider bei den Wortführenden, die Hoffnung auf Gelingen, die Furcht des Misslingens — alles dies bildet den Inhalt der fünf Akte, bis Armins Dazwischenkunft die Erlösung der Gefangenen, die Rehabilitirung der früheren Geliebten des Flavius, der Segimire, in ihre alten Rechte bewirkt. — Wie bei der oben zu besprechenden Tragödie des Campistron ist auch von Scudery das specifisch Arminische Element vollständig abgestreift. Die Handlung könnte ebenso gut in irgend welchem Fantasielande spielen, wie in Germanien. Sonst hat der Poet grosse Meinung von seinem Werk. Er sagt in der „Preface": „C'est mon Chef-d'oeuvre que je vous offre en cette Piece; et l'Ouvrage le plus achevé, qui soit jamais parti de ma Plume: car soit pour la Fable, pour les Moeurs, pour les Sentimens, ou pour la Versification; il est certain, que je ne fis jamais rien de plus juste, de plus grand, n'y de plus beau; et que si mes labeurs avoient pu meriter une Couronne, je ne l'attendrois que de ce dernier." Im Uebrigen ist zu bemerken, dass die grosse Streitscene zwischen den beiden feindlichen Brüdern im fünften Akte, auf der alle Conflicte zum Austrag kommen, wol auf dem berühmten Kapitel der Taciteischen Annalen beruht.

** Neu abgedruckt in den „Tragédies de Mr. Campistron. 8°. Paris 1715" als No. 2, ohne Dedication und Gedicht.

heisst es in der Dedication. Ob es aufgeführt ist, weiss ich nicht. Im Hause dieser Herzogin von Bouillon fand Campistron die Vorbilder seiner Helden: Turenne erschien ihm als Armin; Varus als „ce sage Cardinal, ce Jule"; die Herzogin selbst endlich portraitirt er in Ismenie, der französischen Thusnelde. Dazu nimmt der galante Poet die Taten der alten Germanen für das goldne Zeitalter des Louis quatorze in Anspruch. Von Armin

„Sortirent ces Princes Gaulois,
Sources de ce Sang adorable
D'où sont descendus tous nos Rois."

Der Inhalt der Tragödie nun ist folgender: Segest hat sich, weil er es dem Wol Deutschlands für das Zweckdienlichste hält, mit Varus verbündet und will diese Vereinigung durch die Heirat seiner Tochter Ismenie, die bereits von früher her mit Armin verlobt ist, mit dem römischen Feldherrn befestigen. Armin, der, hiervon nichts ahnend und Pläne für Deutschlands Befreiung schmiedend, im Lager erscheint, wird auf den Befehl des Augustus hin, während seine Truppen in der Nähe versteckt lagern, gefangen genommen, jedoch durch Ismenie mit Hülfe ihres Bruders Sigismond und dessen Braut Polixene, die wiederum Armins Schwester ist, befreit. Er greift die Zelte der Gegner an, errettet seine Freunde, denen ihr Wagniss das Leben kosten soll, gewinnt die teutoburger Schlacht und vergibt Segest, während Varus sich tötet: die Verlobung der beiden Liebespare bildet den Schluss.

Das Ganze ist, wie man sieht, geschickt gemacht und nicht ohne „élan" durchgeführt. Wie der Held erfährt, dass Varus die Geliebte heimführen soll, bricht er in die Worte aus (II, 4):

„Avant que mon Rival épouse ce que j'aime,
Ce rival périra, fût-ce César lui-même."

Die letzte Wendung im Charakter des Segest, seine tiefe Beschämung, das Abweisen jedes Trostes ist nicht ohne tragische Wirkung; aber wie (II, 6) der Name Teutberg sich sträubt, in einen französischen Alexandriner gesteckt zu werden, so die ganze Stoffmasse gegen die typische Gussform der französischen

Tragödie: das Individuelle, Armin eigentümliche ist fortgefallen. Von altgermanischem Hauche ist nichts zu spüren; die Fabel ist ganz zur französischen Liebesgeschichte geworden.

Aber grade dies letztere ist von Wichtigkeit. Der Dichter schnitt vom Stoff weg, was ihm nicht passte, er setzte hinzu, was noch weniger passte, aber er schuf ein organisches Kunstwerk, mag man dessen Berechtigung in diesem besonderen Falle nun billigen oder nicht. Zwar vieles blieb noch: bei II, 4 könnte Campistron das Gespräch des Tacitus zwischen Armin und Flavius (der hier durch Segest ersetzt wird) vor Augen gehabt haben; wenn letzterer (I, 1) sagt:

„Les Dieux me sont témoins que dans tous mes desseins,
Me proposant pour but le salut des Germains,
Sans regarder jamais ma grandeur ni ma gloire,
J'ai combattu pour eux, et cherché la victoire"

und Unterwerfung für das Beste hält, so sind dies noch alte Bestandteile der Historie; aber die beiden neuen Errungenschaften sind das Wesentliche des Werkes, und in diesen Eigenschaften ist das Stück denn auch nicht ohne Einfluss in der deutschen Literatur geblieben, in der des freien Kunstwerks und der Liebestragödie, letztere bestimmend für ein halbes Jahrhundert. Gleich das nächste Product in Deutschland, eins der eigentümlichsten, legt Zeugniss davon ab: Lohensteins Roman Arminius.*

Lohenstein war bereits sechs Jahre tot (gest. 1683), als sein Werk im Druck erschien; der Bruder Hans Caspar gab es heraus; er selbst wollte es nicht publiciren. Nicht einmal vollendet war es, als er starb; das letzte Buch ward „von anderer Hand" hinzugetan.** Das Ganze gedieh sehr allmählich;

* Daniel Caspars von Lohenstein Grossmüthiger Feldherr Arminius oder Herrman Als Ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit Nebst seiner durchlauchtigen Thussnelda In einer sinnreichen Staats-Liebes- und Helden-Geschichte dem Vaterlande zu Liebe dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge In Zwey Theilen vorgestellet Und mit annehmlichen Kupffern gezieret. Leipzig 1689. — Daniel Caspars von Lohenstein Arminius Anderer Theil. Mit annehmlichen Kupffern gezieret. Leipzig 1690. — Das ungeheure Werk umfasst achtzehn Bücher mit 3076 zweispaltigen Seiten.

** II, Anm. p. 22.

was nicht unwichtig ist: es war die Arbeit eines Gichtkranken im Bette.

Zum zweiten Mal tritt hier ein Brandenburger als Beschützer des Armin auf: Friedrich der Dritte, der nachmalige erste König von Preussen, dem das Werk gewidmet war. „Dieser deutsche Held (Armin) zohe Ihm und seinen Landes-Leuten das Römische Joch recht unerschrocken vom Halse. Was Wunder, dass er sich mit seinen Sieghafften zu dem grossen Europeischen Friedrich Wilhelm zu wenden begehret?“ Leider war der grosse Kurfürst bereits tot; ihm sollte der Roman zuerst zugeeignet werden. „Arminius bleibt nun zweifels ohne in dem berühmten Berlin, dessen Verherrlichung einen August zum Beherrscher andeutet.“ (Friedrich den Grossen.) Der Herausgeber hofft schliesslich, dass Friedrich der Dritte der Herman Deutschlands sein werde. Wie plötzlich man begann, den Blick nach Norden zu wenden, beweist der Umstand, dass Lohenstein selbst sich seinen Helden nur in der Person Kaiser Leopolds zu denken vermochte.

Das Werk unsres Dichters ist eins derjenigen unsrer Literatur, denen man entschieden zu wenig gerecht geworden ist, weil man es von einem falschen Standpunkte aus betrachtete. Den Lobsprüchen der Zeitgenossen* und vereinzelten Worten

---

* Das Werk leiten mehre Empfehlungsgedichte ein. Ein dreissigstrophiges „Ehren Getichte“ von Hans Assmann von Abschatz führt den Gedanken aus: Heldentat ist vergänglich ohne Dichterlob. — Unstrophisch ist das von Hans Caspar von Lohenstein; den Titelkupfer commentirt ein Gedicht von Christian Gryphius. Benjamin Neukirch eröffnet mit einem Gedicht den zweiten Band, dessen Anmerkungen (p. 3) den Arminius als Lohensteins „vollkommenstes Meisterstück“ bezeichnen. — Dass es Widerspruch schon bei seinem Erscheinen wach rief, geht aus der Besprechung des Thomasius hervor: Monatsgespräche 1689. (Halle 1706) Augustheft p. 646—686. Von zwanzig Lesenden hätten ihn nur zwei gelobt; er wäre vielen zu hoch; auch wol zu breit. Thomasius selbst hält ihn für einen Universalroman, der zugleich Speise und Arznei sei, wobei jedoch der Nützlichkeitszweck zu bedenken ist, den Thomasius der Poesie als Absicht unterlegt. Der Roman Lohensteins sei zwar nicht so anmutig, wie die Dichtungen Hoffmannswaldaus, dafür aber um so heroischer. Endlich p. 667: „Ich kan wohl sagen, dass ich kein Buch in der Welt weiss, darinnen ich so viel Gelahrtheit beysammen angetroffen, als in der Thusnelda, und dass ich keinen Roman gelesen, der mehr nachsinnen braucht als der Arminius.“ — 1710 ging aus Lohensteins Armin noch eine Sammlung von Sittensprüchen: Lohensteinius sententiosus hervor. Den Ruhm des Werks stürzten zuerst Gottsched und Breitinger.

der Anerkennung in späterer Zeit* steht unbarmherziges Verneinen seines Wertes gegenüber. Man tadelte es als zu breit, interesselos, bombastisch in der Sprache, kurz als in jeder Hinsicht verfehlt. Frägt man sich jedoch, was der Dichter wollte und in welcher Zeit er schrieb, so gestaltet sich das Urteil allerdings wesentlich anders. Was aber war des Dichters Absicht?

Für ihn sollte diese „Nebenarbeit", wie er das Werk selbst nannte, das er auf dem Gichtbett in schmerzensfreien Stunden zusammenschrieb, las und dictirte, kein „blosses Getichte" oder ein sogenannter „Roman" sein; vielmehr das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, wollte er auch Staatsgeschichte, ja ein ganzes Compendium des Wissens seiner Zeit auf allen Gebieten der Gelehrsamkeit liefern. Daher nimmt die Vorrede ihn weniger als Dichter in Anspruch, sie nennt ihn einen Gelehrten. Als ersterer wollte er zwar durch eine Liebesgeschichte** seine Zuhörer ergötzen, aber zugleich als letzterer den Ruhm des Vaterlands erhöhen, und durch Gelehrsamkeit das Wol der Menschheit fördern. So ward ihm das Kunstwerk nicht Selbstzweck, was es allerdings bei höchster Anforderung sein muss, sondern Mittel zum Zweck. Und das ist immerhin achtenswert. Mag man schliesslich an der Berechtigung seiner Aufgabe zweifeln, das Gebotene als der Idee nachhinkend bemäkeln, man wird dem Gedanken einen grossartigen Zug nicht absprechen können.

---

* Moses Mendelssohn (Ges. Schriften. Leipzig 1844. IV. II, p. 458 bis 460) nimmt, bei Anerkennung aller Fehler, seinen prosaischen Stil in Schutz. Der Armin besitze einen historischen Stil, den sich „unsere Geschichtsschreiber zum Muster nehmen sollten" was nicht so ganz unrichtig ist, wenngleich man das folgende: „gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke" etwas einschränken muss. — Unter den Neueren ist Cholevius (Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1866, p. 313—408) ein beredter Anwalt des Romans geworden. (p. IV) „Man findet hier Erzählungen, die von einer solchen Kraft der Phantasie, von einer so tiefen Menschen- und Lebenskenntniss zeugen und zuletzt auch in der Sprache so frei von den Unarten des damals herrschenden Styles sind, dass man in ein gerechtes Erstaunen gerät." Freilich schränkt er dies günstige Urteil gleich wieder ein, indem er diese Erzählungen in einem „Meer von barbarischem Wust und Trödel" schwimmen lässt. — Darin hat Cholevius allerdings Recht, dass der Roman von Menzel, Gervinus unterschätzt, von Koberstein und Kurz zu wenig beachtet ist.

** II, Anm. p. 7.

Und unter welchem Zeichen ward der Dichter geboren, unter dem Banne welcher Anschauungen musste er schreiben! Es wäre ungerecht, von dem Mann, dessen Volk, durch den dreissigjährigen Krieg erlahmt, sich fremder Stützen bedienen musste, um überhaupt noch gehen zu können, es wäre ungerecht, von diesem ein Werk zu verlangen, wie in kampflustiger, frischer Zeit es Hutten und Spalatin schufen. Was vor 1618 lag, war für Lohenstein verschollen. Deutschland vor allem durfte seinen Blick nicht mehr fesseln. Und auch was die Fremde bot, ist nur bedingungsweise heut als gut anzuerkennen. Die Wunderbarkeiten Heliodors, Bischofs von Trikka, der im vierten Jahrhundert in seinen „Aethiopischen Geschichten" die Historie zum Roman ausweitete, der conventionelle Heroismus des Franzosen Scudery (gest. 1667), der süssliche Schwulst und die Hohlheit des Italieners Marini (1569—1625; Adonis, Epos in zwanzig Gesängen), die marklose Schäferlichkeit des Engländers Philipp Sidney (1554—1586), der eine Arkadia dichtete, endlich, als wirkliche Poesien, die bunte Fabelwelt des graziösen und genialen Ariost und die elegische Rhetorik, die in Tassos „befreitem Jerusalem" melodische Töne anschlägt — das war die Welt, in der Lohenstein sich bewegte und deren Luft er athmete.

Unter solchen Einflüssen ist es erstaunlich, dass der Verfasser noch so viel zu leisten vermochte, wie in seinem Werke vorliegt. Welch eine deutsche Gesinnung in so undeutscher Zeit, welch eine nationale Anschauung unter so fremdländischem Drucke! Ueberall glüht es gegen den westlichen Feind:

„Ihr stoltzer Hochmuth wächst, macht andre Völcker klein,
Und trachtet allen Ruhm sich selber beyzumessen."

Strassburgs Verlust, der in den Worten zittert:

„Es drent der Westen Stern, so sich sonst Sonne nennet,
Uns Deutschen wiederumb aufs Neue Mord und Brand"

fordert einen energischen Aufschwung:

„Ihr aber, die Ihr noch auf Bären-Häuten liget,
Und Deutschlands Untergang mit trocknen Augen schaut,
Seid ihr durch Zauberey in trägen Schlaf gewiget?
Ist das erfrorne Hertz denn noch nicht aufgethaut?"

Und wie weit lässt er Marini und Seinesgleichen hinter sich, wenn seine Anhänger ausrufen konnten, Lohenstein würde ein Denkmal gesetzt worden sein:

„wenn nicht die frembden Heere
Uns bis auf Blut und Marck durch Schwert und Brand geschätzt."

Und was ist es denn schliesslich anders, als Liebe zu seinem Volke, das ihn die ganze spätere deutsche Geschichte, die Habsburger, Luther, ungeheuerlich genug, unter fingirten Namen* bereits in die Zeit Armins verlegen, die modernen Adelsgeschlechter als Ritter Nassau, Waldeck, Helfenstein, Bentheim schon bei jenen Ereignissen handeln lässt?

Das gelehrte Material des Romans ist so ausgebreitet, dass es auch nicht annähernd erschöpfend vorgeführt werden kann. Es ist dies auch nicht nötig, da die Explicationen nur zum geringsten Teil heutzutage mehr als ein literarhistorisches Interesse einflössen können. Da begegnen wir zuerst dem deutschen Altertum, allerdings in wunderlicher Verzerrung. Man kann behaupten, so subjectif die Poeten des sechszehnten Jahrhunderts die alten Vorkommnisse auffassten, sie standen der Wahrheit näher, als unser gelehrter Sammler Lohenstein. Da werden Notizen des Tacitus mit französischer Antike, mit zeitgenössischen Elementen verquickt; zum ersten Male auch tritt die seltsame Keltomanie auf, die zwischen keltischem und germanischem Altertum keinen Unterschied macht, Ossian für einen altdeutschen Barden erklärte und noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein in unsrer Arminliteratur ihren gespensterhaften Spuk treiben sollte. Zwar weiss man von dem alten Heiligtum Tanfana, von der Seherin Velleda, dem Ringetragen der Katten; der Dichter kennt die altgermanische Sitte des Erstickungstodes, der in einem Sumpf an Verrätern vollzogen wird, Wodan, die Walküren („Schutzgeister im Kriege") sind ihm nicht unbekannt, aber unbekümmert darum erschallen Bardengesänge mit antiken Beziehungen, und Brennus wird als deutscher Heerführer gefeiert.

* Auch die fremder Nationen. So heisst z. B. Robert Essex mit Umstellung der Buchstaben seines Namens Trebosserex. Natürlich hatte alles dies zur Folge, dass ein Commentar gegeben werden musste, den dann die Anmerkungen zum zweiten Bande des Romans lieferten.

Neben diesem werden Dinge abgehandelt, die jeder Unterordnung in Kategorien spotten: die Spielsucht, der Vorzug der Jagd, Weinbau, das Wesen der Liebe, Naturgeschichte der Hirsche und Auerochsen, Kuriositäten, Philosophisches, Pädagogik — nichts wird übergangen. Trotz der vollständigen Abwendung von aller Volkstümlichkeit, die mehr in das Schuldbuch der Zeit einzutragen ist, begegnen wir daneben doch interessanten mythischen, sagenhaften Elementen: so erzält (I, 94) der Fürst Malowend, dass eine Waldgöttin einem seiner Vorfahren ein Wunderhorn gegeben, an das sich bestimmte Bedingungen über Glück und Unglück der Enkel knüpfen;* die Toten kämpfen in der Nacht nach dem Treffen noch als Geister miteinander (I, 64); werden sie bestattet, so bekommen sie eine Münze als Zehrpfennig auf den Weg, die man ihnen in den Mund steckt (I, 68); das Gottesurteil des heissen Eisens (II, 54) kennt der alles wissende Dichter auch.

Die moderne französisch-italienische Gegenwart mischt sich bedenklich in dieses Rendez-vous aller Zeiten und Elemente hinein: die köstliche Naivetät der früheren Jahrhunderte fehlt gänzlich. Ich will hier nur, dem Charakter des Werks gemäss, einige Einzelheiten aneinander reihen. Die gefangenen römerfreundlichen Germanenfürsten, denen jede Reckenhaftigkeit fehlt, ergötzen sich am Schachspiel, um das Missliche ihrer Haft zu vergessen (I, 85). Das Zelt, in dem dies vorgeht, liegt schwerlich in den deutschen Urwäldern; ein zarter Blumengeruch, Düfte von wolriechenden Wässern erfüllen seine Atmosphäre (I, 29); Flavius, als er aus Rom anlangt, bedient sich der Postchaise, ein Posthorn kündigt ihn an. Die Hochzeitsfeier Hermans und Thusneldens, der ein ganzes Buch, das achte des ersten Bandes, gewidmet ist, bietet ein wahrheitsgetreues Abbild der Wirtschaften des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren Allegorien und Festspielen** und die Heeresbewegungen, das Defiliren der Truppen vor ihrem Feldherrn mahnt an das Jahrhundert des grossen Krieges.

* Vgl. Uhlands Glück von Edenhall; Leibrock, Harzsagen I, 130.

** Bei dem Friedensfest der Römer und Deutschen wird die römische Freiheit in einem Schauspiel dargestellt: die sieben Könige kämpfen um den Vorzug, Bellona reicht Romulus den Siegeskranz; dieser, artig genug, übergibt ihn mit einer Verbeugung dem Augustus (II, 424).

Ein neu hinzutretendes Element, das Beachtung verdient und das möglicherweise als italienisches Gut über die westliche Grenze geschmuggelt wurde, ist das mittelalterlich romantische. Hier befinden wir uns ganz auf den Fantasiegefilden des ariostischen Märchens. Verkleidete Schöne kämpfen und werden besiegt und erkannt; unbekannte Prinzen aus allen Weltteilen (wie überhaupt alle nur möglichen und unmöglichen Reiche in Mitleidenschaft gezogen werden) finden sich zu galanten Abenteuern ein. Es sei gestattet, dies zu veranschaulichen, zugleich um endlich Lohensteins Werk selbst reden zu lassen, den Inhalt des ersten Buches, das die teutoburger Schlacht abhandelt, so gedrängt wie möglich, hieher zu setzen:

Um sich vor Varus unzüchtigem Ansinnen zu retten,* hat sich die sicambrische Fürstin Walpurgis in dem Siegflusse den Tod gegeben. Dies entflammt die unterdrückten Deutschen, die grade auf Befehl des römischen Statthalters gegen die aufrührerischen Sicambrer aufgeboten worden, zur Rache; im deutsch-burgischen (teutoburger) Hain kommen sie zusammen, beschliessen den Untergang der Römer und, nach einigem Hin und Her bei den Unterhandlungen, wälen sie Herman zum Führer der Bewegung, worin man durch eine überirdische Inschrift bestärkt wird, welche besagt, dass das Heer zum Haupte einen Mann brauche (I, 29). Man zieht den Römern entgegen; nach einem lebhaften Kampfe, an dem auch neben Hermans Schwester Ismene** Thusnelda als Ritter verkleidet teilnimmt, indem sie die ebenfalls ritterliche Fürstin Erato von Armenien besiegt, werden die Römer, die durch Schwelgerei geschwächt sind, geschlagen, der Armenierprinz Zeno, der auf ihrer Seite focht, gefangen; Varus tötet sich selbst. Darauf gelingt es, die Angriffe des zur Rache der Erschlagenen her-

* Wo stammt dies Motiv her? Es zieht sich bis in die neusten Hermansdramen hindurch. Basirt es auf früheren Gerüchten? Stammt es von Florus oder Vellejus, welche berichten, dass Varus sehr lüsterner Natur gewesen?

** Hier geraten wir auf eine Spur, die zu den Quellen Lohensteins führen könnte. Bei Campistron heisst Thusnelda Ismene. Sonst sind wir vollständig im Unklaren über dieselben. Es ist dies übrigens, da Lohenstein seine Excerpte wol von allen Seiten her ergänzte, so schwierig wie wertlos. Vgl. Cholevius, die bedeutendsten deutschen Romane u. s. f. p. 376. 377. 391. 392.

beieilenden Lucius Asprenas und Cäcina zurückzuweisen. Segest, der zum Feinde übergegangen und gefangen war, soll getötet werden; seine Tochter will sich für ihn opfern lassen; aber ihre hingebende Liebe zu Herman macht sie, nach alter Sitte, frei und rettet somit auch ihren Vater. Die Gefangenen werden unter grausamen Martern hingerichtet (der Verfasser der Agrippina und ähnlicher Blutstücke verweilt auf diesen Scenen mit sichtlichem Wolbehagen), die einziehenden Sieger in Deutschburg (Teutoburg) festlich begrüsst; während des allgemeinen Jubels findet die Verlobung Hermans und Thusneldens statt, womit das Buch schliesst.*

---

* Ich füge, als am passendsten Orte, gleich hier den Inhalt der andern siebzehn Bücher summarisch an, durch welchen man sich einen Begriff von der Massenhaftigkeit des Materials machen kann.

II. Jagd zweier gefangenen Fürsten, Malowends (Marse) und des Armeniers Zeno, um sich zu zerstreuen, wobei Nebendinge wie Jagd, Liebe abgehandelt, die Genealogie des cheruskischen Fürsten erzält werden.

III. Herman trägt Sorge, gegen die Rache der Römer das Reich zu schützen. Er und Thusnelda suchen die gefangne Armenierkönigin auf. Die Geschichte ihres Landes bis zur Gegenwart wird berichtet.

IV. Während im Tanfanatempel über die Römerbeute beratschlagt wird (wobei man Drusus' Taten, der Vorgeschichte der germanischen Kriege gedenkt), raubt der wieder abtrünnig gewordene Segest und Marobod Thusnelden und Erato die Armenierin; erstere wird von Herman, letztere von Jubil, dem Bojerkönig, der sie liebt, befreit. Da trifft Flavius, der in Rom erzogen, von daselbst ein, schildert die Bestürzung über die varianische Niederlage, wie sie in Rom herrsche, sowie seine Erlebnisse in Italien und seine Kämpfe in Afrika gegen Juba.

V. In des Verwundeten Zeno Zimmer, der Erato gleichfalls liebt, kommen Herman, Thusnelda, Erato und andere zusammen und, um ihn zu erheitern, unterhalten sie ihn mit der Geschichte der Amazonen, von Egypten, von Alexander und ähnlichem.

VI. Fremde Fürstinnen kommen und müssen unterhalten werden. Deutschlands fabelhafte Vorgeschichte.

VII. Fortsetzung davon. Hermans und Thusneldens Beilager wird vorbereitet.

VIII. Beilager Hermans und Thusneldens. Festlichkeiten. Nachdem sie zu Bett gegangen, wird unter anderm die Jugendgeschichte Hermans in Italien zum Besten gegeben.

IX. Beschluss der Hochzeit. Asblasters, der Mutter Hermans, Erzälung über ihren Aufenthalt in Rom.

Zweiter Band.

I. Vorbereitungen zu einem Einfall in Italien. Geschichte und Geographie von Thracien. Liebesepisode.

II. Krieg mit Germanicus und Tiberius. Geburt des Thumelich.

III. Friedensfest der Römer und Germanen, die zusammen wacker zechen.

IV. Zwistigkeiten unter den deutschen Fürsten.

Fassen wir das Urteil nunmehr über das Werk und seinen Stil zusammen, so haben wir etwa Folgendes zu verzeichnen: Das mehr ungeheuerliche als ungeheure Werk hat einen vorwiegend gelehrt höfischen Charakter, vom Volkstümlichen sich soweit wie möglich entfernend. Dahin sind, ausser den Einzelheiten, die bereits aufgezält sind, noch beispielsweise die etymologischen Spielereien des Dichters zu rechnen. Das ethisch-erhebende Element, das früher von den Autoren vorzugsweise betont wurde, weicht der Polyhistorie, die Hauptsache geworden ist. Im Gegensatz ebenfalls zu den ehemaligen Darstellungen und gemäss dem Charakter des neunten Jahrzehnts im siebzehnten Jahrhundert fehlt jeder grossartige Zug, der die Einzelheiten zusammenfasst; äusserlich und mosaikartig sind diese aneinandergereiht, wie z. B. in der Schlacht, die nur eine Häufung von teilweise uninteressantem Detail zu nennen ist; das Charakteristische des Wald- und Sumpfkampfes, das grauenhafte Colorit der hülflosen Abgeschlossenheit des römischen Heeres wird vollständig vermisst. Der Zeit entspricht ferner die schwächliche Constitution des Ganzen*, die sich in Ohnmachten der germanischen Männer äussert, und der echt unkünstlerische Schluss des Werks:* es ist das Zeichen einer entarteten Zeit, wenn tragischen Stoffen der tragische Schluss genommen wird.

Die ganze Welt der Helden überhaupt ist eine kleine geworden: nicht das Grosse der vergangenen Zeit, das Glänzende,

V. Neue Spannung zwischen den Römern und Deutschen. Augustus stirbt.

VI. Krieg zwischen Germanicus und Herman.

VII. Thusnelda wird zum zweiten Mal gefangen genommen; gebiert einen zweiten Sohn. Thumelich, scheinbar geopfert, wird gerettet. Der Krieg wird unterdessen fortgesetzt. Gespräch Hermans und des Flavius über die Weser. Beginn eines Zerwürfnisses zwischen Herman und Marobod.

VIII. Mit Rom wird Friede geschlossen; Adgandester, der Katte, als Verräter verwiesen.

IX. Krieg zwischen Herman und Marobod; letzterer bittet Tiber um Hülfe. Adgandester macht aus Rache einen Vergiftungsplan gegen Herman. Marbod muss ins Römische fliehen. Herman entkommt dem Mordanschlag durch ein Wunder, gelangt wieder in Thusneldens Besitz, wird König von Deutschland; Hindeutung auf Kaiser Leopold.

* Wenn auch nicht mehr der Ausführung nach, dem Plane nach gehört der Schluss sicher Lohenstein selbst an. Cholevius, p. 379.

den „Esprit“, den Witz derselben hatte man übernommen. Französische Hofluft hat bereits die germanischen Urwälder inficirt; Intriganten, echt modernen Salonstils, treiben ihr Wesen; ihre kleinlichen Motive ersetzten die grossen der Geschichte; so muss (I, 72) ein Brief des Segest, in Varus Gewand gesteckt und gefunden, eine wichtige Wendung herbeiführen. Ein falscher Idealismus, wiederum jenseitsrheinisch, macht sich breit; die kleinen köstlichen Schwächen, die grossen ergreifenden der Heroen werden weggeputzt: die „héros“ dürfen keine Fehler haben, so entstehen die „Tugendhelden“, deren einer unser Lohensteinscher Armin ist, die bis in die neuste Romanliteratur hinein ihr lächerliches Dasein gefristet haben. Dem gegenüber können die Gegenspieler nicht schwarz genug gezeichnet werden, wodurch sie zu interesselosen Schemen herabsinken. In diese Welt drängt sich unangenehm des Verfassers breite Moral und soll die fehlende Handlung ersetzen. Was die letztere anbelangt, so ist, weil alle Spannung von vornherein aufhebend, der, man möchte sagen unverzeihliche Fehler der Dichtung, dass die Hauptsache, die teutoburger Schlacht, bereits im ersten Akt sich abspielt; siebzehn Bücher noch liegen vor uns; wie soll der Autor sie ausfüllen? Es scheint fast, dass diesem die letzten siebzehn, trotz ihrer künstlerischen Armut die Hauptsache gewesen, weil sie eben Gelegenheit zu einem Compendium boten; es ist doch unmöglich, dass ein Dichter von einigem Geschick das Unschickliche nicht sollte herausgefunden haben.

Die Darstellung, der Stil selbst ist breit, mehr redselig als behäbig, unanschaulich; Erzälertalent ist Lohenstein zwar nicht abzusprechen, aber es ist nicht durchgebildet, oft läuft es auf eine trockene Aneinanderreihung von Tatsachen hinaus. Die Sprache verleugnet ihre Zeit nicht; echt französisch, und so lässt es sich noch bis über Gottsched hinaus verfolgen, sind die stereotypen, grellen Epitheta, wie sie aus der Tragödie Corneille's nach Deutschland verschleppt wurden: das blutige Schwert, das schwarze Herz und ähnliches. Sonst ist die Darstellung oft nicht ohne Geschick; wenn auch anmutlos, so doch nicht grade verunglückt zu nennen; auch Kraft fehlt hin und wieder nicht, wie in der Scene, in der Herman vor dem Be-

freiungskampf sein Heer anredet, das ihn kriegerisch begrüsst (I, 31. 32).

Und doch ist, überblickt man noch einmal das Ganze, ein Fortschritt zu verzeichnen. Wir haben, entgegen dem Früheren, ein selbstständiges Kunstwerk: Arminius vor uns, eine freie Erfindung, oft wunderlich (I, 67), Motivirung, gleichfalls frei, ein Heraustreten aus dem Chronikenbann. Freilich durfte Lohensteins Roman nur ein Anhaltepunkt auf der Strasse sein, der zu einem vollendeten Arminiuskunstwerk führen sollte: dieses konnte nur erreicht werden, indem sich die Kraft der früheren* mit der Kunst der späteren Zeit verband. Den Weg zu letzterem gewiesen zu haben, bleibt unsres Dichters Verdienst.

Es ist nötig, den Schöpfer eines so hervorragenden Werks auch ein wenig selbst reden zu lassen, und ich setze aus dem ersten, weil besten Buche die Schilderung her, wie Varus den Tod an sich selbst vollzieht (I, 49. 50). Sie ist eine der besseren Partien der Dichtung und nicht ohne Schönheit. Lohenstein erzält:

„Als Varus seine noch standhaltende Hand voll Volcks auff allen Seiten umringt und nirgends hin einige Ausflucht mehr sahe, bezeugte er endlich grössere Hertzhafftigkeit zu sterben, als zu kämpfen, und redete die nächsten mit diesen Worten an: „„Lasset uns, ihr ehrlichen Römer, diesen letzten Schlag des veränderlichen Glücks behertzt ertragen, und lieber dem Tod frisch in die Augen sehen, als aus einer bevorstehenden Gefängniss noch einige Erlösung hoffen und also eine freywillige Entleibung einer knechtischen Dienstbarkeit fürziehen. Der stirbt desto rühmlicher, der noch einige Hoffnung zu leben übrig hat. Ich gestehe, dass uns Segesthes und die Götter unser Verderben vorher gesagt; allein wenn das Ver-

* Immer noch klingt die alte Zeit hindurch. Wen berührte nicht folgende Stelle! (II. Anm. p. 4.) „Solten wir das Glück gehabt haben, die Gesänge der alten Barden von ihm zu hören, oder gar seine Thaten zu sehen, würden wir diesen theuren Helden uns weit ansehnlicher in unsern Gedanken abbilden, als insgemein zu geschehen pfleget; indem dasjenige, was Griechen und Römer von ihm melden, ein unvollkommenes und viel ehe nach seinem Todten-Gerippe als nach dem Leben entworffenes Bild zu nennen ist."

hängniss an unser Glücks-Rad die Hand anlegt, können uns keine verträuliche Warnungen aus seiner Verfolgung entreissen, und der Scharfsinnigsten Anschläge werden stumpff und verwirret. Jedoch lasse ich gerne geschehen, dass der Schluss der Götter mit meinem Verschen bekleidet und der Zufall zu meinem Verbrechen gemacht werde. Mein Grossvater Sextus Varus hat in der Pharsalischen Schlacht durch seine eigene, mein Vater Varus Quintilius in dem Philippinischen Kriege durch seines freygelassenen Hand sich lieber hingerichtet, ehe sie sich der Willkühr ihrer Feinde, die doch Römer waren, unterwerfen wollen. Ich wil es ihnen nachthun, ehe ich in dieser Barbaren Hände falle, und euch ein Beyspiel, der Nachwelt aber das Urtheil hinterlassen: Ob ich durch meine Schuld oder durch ein besonders Verhängnüss meines Geschlechts also vergehe. Von dem Tode mehr Worte zu machen, ist ein Stücke der Kleinmüthigkeit. Wie feste ich mir zu sterben fürgesetzt, könnet ihr dahero schlüssen, dass ich niemanden einige Schuld beymesse. Denn sich über Menschen und Götter beklagen, stehet nur dem an, der länger zu leben begehret. Ein König aber soll seines Reiches, ein Knecht seines Herrn, ein Kriegsmann seines Obersten, ein Feld-Hauptmann seines Heeres Wohlstand nicht überleben.““ Hiemit umhüllete er mit seinem Goldgestückten Purpur-Mantel sein Haupt und stach seinen Degen ihm biss an den Griff ins Hertze. Also verhüllete sich auch der ermordete Pompejus und Julius, wormit niemand ihre sterbenden Ungeberden sehen möchte.“

Damit mag es mit Daniel Caspar von Lohenstein sein Bewenden haben. Auch seinen Zeitgenossen, den zweiten Chorführer der Schlesier, Hoffmannswaldau, liess der Schatten des Armin keine Ruhe; auch er suchte ihm gerecht zu werden, freilich in ungleich geringfügigerer Weise. Der Verfasser der Heroinen, fingirter Briefe berühmter Liebespare, führt Arminius und Thusnelden* „nach erhaltenem siege wider die Römer in dem deutschmeyerischen Thale“ zusammen und der Held macht ganz im Geiste der zweiten schlesischen Schule, in

* Herrn von Hoffmannswaldau und anderer deutschen auserlesener und bisshcr ungedruckter Gedichte vierdter theil. Frankf. u. Leipzig 1725. p. 15–18.

Alexandrinern, seiner Gattin oder Geliebten das Geständniss, dass nicht eigentlich er, sondern sie, das Weib, den Feind besiegt habe, was der galante Liebhaber dahin begründet, weil nur sie ihm den Mut zu einer solchen Tat hätte einflössen können. Das ist alles. Man sieht nicht sonderlich viel. Lohensteins Werk beherrschte ihn ganz; auf den Beginn des Romans bezüglich sind die Verse, die zugleich als Probe des schwülstigen Stils dienen können:

„Sein (des Varus) geifer wagte sich an königliche brüste,
Doch die erwehleten davor die siege bach*
Und sturben ohn befleckt, ihr asche ruffte rache! .
Die hast du, Fürstin, nun der Fürstin so verschafft.“**

Damit, wie der Dichter, können auch wir es uns genügen lassen.

Den Weg zur höchsten Kunstform, dem Drama, hatte der Stoff inzwischen weiter verfolgt. Bereits 1687 war das nürnberger Opernhaus mit einer Originaloper „Arminius“ eröffnet worden.*** Leider scheint die Dichtung nicht erhalten zu sein, denn schwerlich ist sie identisch mit der Oper: „Arminius der Teutschen Erzheld. In einer Opera aufgeführet und der Römischen Majestät Leopold dem Grossen allerunterthänigst gewidmet und zugeeignet von Christof Adam Negelein Kayserl. gekrönten Poeten und des löbl. gekrönten Blumen Ordens benahmten Celadon. Nürnberg 1697.“ Das Werk trägt das Brandmal französisch-italienischer Abhängigkeit, ohne durch wesentliche Eigentümlichkeiten zu entschädigen. Der Poet geht der Handlung Campistrons Scene für Scene nach, was er auch in der Vorrede offen bekennt; ein „hochgelehrter Mann“ habe ihm dieses Manöver anempfohlen; da er in Deutschland kein Vorbild fand, so mussten ihn die Verse der Franzosen und die Arien der Italiener ins Schlepptau nehmen. Das Stück selbst, das nur auf eine Verhimmelung Kaiser Leopolds hinausläuft, dem es auch gewidmet ist und den der Dichter als „Armin“ begrüsst, wobei er letzteren stets als Vorfahren der deutschen Imperatoren auffasst, ward in Nürnberg zum achten Jahrestag der Krönung Josefs zum

* Vgl. p. 257.
** Ein weiterer Bezug p. 18, v. 3.
*** Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. I, p. 272.

deutschen König aufgeführt. Dies geht aus dem Vorwort hervor, das sich, charakteristisch genug, nicht mehr an ein allgemeines Publicum, sondern an die „Stands Gebühr nach Höchst- und Hochgeehrten Leser“ wendet, und den Charakter des Dichters erkennt man zur Genüge an dem jammervollen Schweben zwischen widerlicher Servilität und Anflügen von nationalem Stolze. Da heisst es zuerst: „So betrübt dorten Kayser Augustus, als er des Varus Niederlage vernommen, die ungedultige Klag Worte: Vare, o Vare! redde Legiones! wiederholte; so freudig wird man dazumal in der Teutschen Heer den Jubel-Ruff: Lang lebe unser Siegs-Fürst Arminius vervielfältiget haben.“ Und daneben: „Sind diesem Arminius jemals Ehre und Glück zugefallen, so fallen sie ihm mit hauffen zu, wann Eure Kayserl. Majestät von ihm noch heut zu Tag sagen und singen zu hören allergnädigstes Belieben zu nehmen geruhen.“ Und wieder: „Arminius, der sichs für seine Teutschen so sauer werden lassen, siehet sich eben dem am liebsten wiedmen und unterwerffen, der sich um Teutschland am meisten verdient hat.“

Das Stück selbst, das Teutonia „in ihres Landes alt-heroischer Tracht“ (das Titelbild stellt sie so dar) mit einem poesielosen Prolog eröffnet, steht an poetischem Wert weit unter dem Drama Campistrons. Das Heroische ist ins Prosaische, Gemeine, das Erotische ins Schlüpfrige gezogen. Die Alexandriner werden durch Arien von entsetzlicher Trivialität unterbrochen; sie sind derart gebaut, dass die beiden Anfangsverse zugleich als Wiederholung die Strophe schliessen, etwa so (I, 5):

Ismenia (Thusnelda).
Nein, nein! Nein, nein!
ich will beständig sein!
Die Flamme meiner Seele
hat wahre Treu zum Oele:
Wie könnt ein Wankelmut
dann dämpfen ihre Glut?
Nein, nein! Nein, nein!
ich will beständig sein! —

Ich glaube, es ist nicht nötig eine weitere Probe der Leistung unseres Dichters Negelein zu geben.

Ohne Angabe des Ortes und Verfassers erschien im Jahre 1725 ein: „Arminius“,* wol ein Schauspiel, sowie zwanzig Jahre später zwei Opernbücher: „Arminio, ein musicalisches Drama. Dresden 1745. 8°. Poesie von Herrn Abt Joh. Claud. Pasquini. Die Musik von Hrn. Joh. Adolf Hassen, ital. und deutsch“** und: „Thusnelde, ein Singspiel in vier Aufzügen, in Recitativversen von Johann Adolf Scheiten, K. dän. Kapellmeister. Leipzig 1749. 8°.“*** — Wenn man einer Vermutung Raum geben darf, so gehört das erste Stück seinem Abfassungsjahr, die beiden letzten ihrem Charakter als Libretti nach, wol, was Behandlung, Farbe und Sprache anbelangt, in die Kategorie des Negeleinschen Dramas, weshalb ich sie auch, obwol sie bereits über das Grenzjahr des Kapitels hinausgreifen, hier angereiht habe.

Zwei bemerkenswerte historische Darstellungen stehen am Schluss der Epoche, welche, straffer in der Form, einen gesunderen Kern in sich bergen als die bisher besprochenen Productionen und somit etwa als Uebergangsstadien zu einer neuen Periode zu betrachten sind. Mascow ist der erste, der die Armingeschichten als wirklich moderner Historiker behandelt.† Eine methodische Quellenbenutzung zeichnet ihn aus, wovon unter dem Strich Rechnung abgelegt wird; aber er folgt nicht sklavisch dem Ueberlieferten; er sichtet das Material, wie er auch die der Technik der antiken Historiographie unentbehrlichen Reden, die man früher getreu wiedergab, in ihre Bestandteile auflöst. In den Geist der Geschichte drang er tief ein, wie die philosophische Betrachtung beim Ende Armins (p. 102) bezeugt; seine hohe Anschauung von dem Wesen derselben betätigte sich, wenn er die Berechtigung der Widersetzlichkeit gegen ein aufgedrungenes Rechtssystem hervorhebt.

* Gottsched, Vorrede zu Schönaichs Herman, p. VIII u. Nöt. Vorrat I, 301. — Leider gelang es dem Verfasser nicht, ein Exemplar des gewiss sehr selten gewordenen Stückes aufzutreiben. Möglich, dass es überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Dasselbe gilt von den beiden folgenden Opernbüchern. In den Bibliotheken von Leipzig, Dresden, Weimar, Berlin fehlten sie.

** Gottsched, Nöt. Vorrat. II, 272.

*** Ebds. I, 331.

† Johann Jacob Mascou, Geschichte der Teutschen bis zu den Merovingern. Leipzig 1726. I, p. 76—103. Buch III c. 25 bis IV c. 21.

Ueberhaupt ist er ein guter Deutscher: bei Gelegenheit des Attentates gegen Armin verflucht er zwar die Niederträchtigkeit (p. 102), hebt aber zugleich die Einfalt der Alten hervor, die sich das Gift aus Rom verschreiben mussten. So rühmt er denn auch dem Helden nach: (p. 77) „Alle Grösse der Römer hatte bey ihm die Liebe fürs Vaterland nicht überwogen, und Arminius hielte die Ehre, ein freyer Fürst zu seyn, höher, als alles, was er in Rom hoffen konnte."

Seine Darstellung ist kräftig und individuell, klar und ruhig; er liebt eine woltuende Kürze; Beziehungen auf seine Zeit verschmäht er nicht, wenn sie sich ihm darbieten, so (p. 76) wenn er sich gegen das römische Recht in Deutschland ereifern oder den Skeptiker und Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts bei Gelegenheit der Traumdeutungen (p. 94) hervorkehren kann; dann wird er auch wol humoristisch und äussert sich dem entsprechend (p. 97) über die Secungetüme, die man gesehen haben wollte. Dass er von Unrichtigkeiten sich nicht ganz frei hält (p. 78. 90), wollen wir ihm nicht sonderlich als Schuld anrechnen.

Bei weitem nicht so hoch zu stellen ist die zweite Darstellung, die Bünau in seiner „Teutschen Kayser- und Reichs-Historie", Leipzig 1728. I, p. 178—230 gibt. Ohne die Klarheit und Plastik Mascows, den er im Uebrigen benützt,* nähert er sich wieder mehr der Weise der früheren Chronisten; es fehlt die Durcharbeitung, die seinem Vorgänger eigen ist; für einen Historiker der Neuzeit reiht er die Tatsachen zu annalistisch aneinander, wie er auch die Reden des Tacitus, trotzdem er gelegentlich (p. 215) gegen dieselben eifert, als ob sie „im Gehirn der Geschicht-Schreiber ihren Ursprung gefunden", wörtlich herüber nimmt.** Ueberhaupt ist ein gewisser Zwiespalt in seinem Wesen nicht wegzuleugnen; während der Rationalist des Jahrhunderts mehrmals (p. 216) zum Vorschein kommt, kann er doch auch den be-

---

* p. 179—181 gleich Mascow p. 79. Anm. 6.
p. 192 „ „ p. 87. Anm. 2.
Auch Irrtümer Mascows nimmt er herüber:
p. 208 gleich Mascow p. 90.

** p. 198. 199 ff. 214. 215. 225 f.

schränkten Hofmann seiner Zeit nicht unterdrücken; so nennt er (p. 184) das Benehmen des Augustus nach der Schlacht „für einen so grossen Kayser gantz unanständig", was doch einfach menschlich war. Diese Kurzsichtigkeit äussert sich auch, wenn er auf deutsches Altertum eingeht (was übrigens auch auf Mascow auszudehnen ist), die religiösen Anschauungen der Vorfahren (p. 194) sind ihm „vormahlige Abgötterey". Dagegen ist hervorzuheben, dass er das Anekdotenhafte, welches früher die Fantasie der Schriftsteller und Leser reizte, mit kurzen Notizen abfertigt (p. 204. 206. 213. 214). Auch fehlt es ihm nicht an patriotischem Stolz (p. 223).

Dieser letztere hatte von je darnach gerungen, einen Armin auch in der Zeit zu finden; nach allen Seiten, allen Thronen hatte man ausgespäht; kein Fürst war geneigt gewesen, das Erbe des Cheruskers zu übernehmen; endlich schien ein solcher gefunden. Schon früher hatte man begonnen, den Blick nach Norden zu lenken; jetzt sollte dieser die Aufmerksamkeit dauernd fesseln.

V.

Von 1740 bis 1840.

Es ist bedeutsam und spricht für die Wichtigkeit unsres Helden für die deutsche Literatur, dass diejenigen Richtungen, welche sich bekämpfend im achtzehnten Jahrhundert gegenüberstanden, und die man nach ihren Chorführern die Gottschedsche und die Klopstocksche nennt, beide sich des Stoffes bemächtigten, um ihn ihren Principien gemäss zu Kunstwerken zu gestalten. So entstand in dem Zeitraum, den die Zahlen 1740 und 1800 begränzen, eine Fülle von Kunstwerken, reich nicht nur, weil Epos, Lyrik und Drama mit einander wetteiferten, das Haupt des germanischen Helden zu bekränzen, sondern auch fast unerschöpflich, weil man die mannigfachsten Ideen in diese hineintrug, wie sie die vorhergehenden Jahrhunderte auch nicht annähernd aufzuweisen hatten. Wenden wir uns zunächst zur Gottschedschen Schule.

Johann Christof Gottsched hat wie Lohenstein, dessen Ruhm er als erster stürzte, das Unglück gehabt, infolge der Angriffe seiner Zeitgenossen als Unterliegender auch von der Nachkommenschaft falsch beurteilt zu werden, gegen welche Ungerechtigkeit es schwer ist anzukämpfen. Es ist das Verdienst von Danzel,* hiergegen zuerst ernstlich Front gemacht zu haben. Gottsched war eine literarische Grossmacht des achtzehnten Jahrhunderts und ein Geist, der während dreissig Jahren widerspruchslos das Zepter im Literaturreiche Deutschlands führte. Beides kann weder auf Zufall beruhen noch als vollständig unberechtigt zurückgewiesen werden; seine Geschichte ist nicht damit geschlossen, wenn behauptet wird, er sei ein Pedant und ein Mensch ohne jeden Geschmack gewesen. Jedenfalls war er ein Mann von Charakter und besass Grundsätze, welcher beiden Eigenschaften sich manche seiner Todfeinde, die seinen Ruhm überlebten, nicht rühmen dürften.

Vor allem ist eins zu beachten. Wenn Gottsched die französische Literatur als die einzig massgebende und nachahmenswerte bezeichnete, so ging er zuerst von dem Glauben aus, dass aus eigner Machtvollkommenheit der Deutsche sich keine Literatur mehr schaffen könne, und dass die jenseitsrheinische als Vorbild gewält werden müsse, nicht weil sie die französische, sondern weil sie die relativ beste sei;** zweitens aber leitete ihn auch der Gedanke, dass diese Nachbeterei doch nur Mittel zum Zweck sein werde, der Deutschland zu Gute kommen solle. Er benützte die Feinde nur, um sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, eine Tactik, die noch kein Feldherr verschmäht hat. Seine Bemühungen um die ältere heimische Literatur sind anerkannt; die deutschen Epen, den Teuerdank, den Froschmäusler stellt er in Parallele zu Vergil, indem er sagt:

---

* Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Zweite Auflage. Leipzig 1855.

** Wie er sich übrigens gegen schlechte Ware, die über den Rhein geschmuggelt wurde, zur Wehr setzte, beweist folgende Aeusserung, bei Erwähnung einer Uebersetzung aus dem Französischen getan (Nöt. Vorrat I, 318 f.). „Es ist beynah eine Schande, dass man ein so elendes Ding, das den Deutschen überhaupt, und ihrem Philosophen (das Stück heisst: die Philosophen) zur Beschimpfung gereicht, noch verdeutschet hat . . . Endlich können wir solche Dollmetschungen mit den Franzosen gegen die abrechnen, da sie die Fassmannischen Todtengespräche übersetzet haben.“ Die Stelle ist beliebig aus der Masse herausgegriffen.

„Man muss sich nur über die sklavische Hochachtung vor dem Ausländischen, die uns Deutschen mehr geschadet als genützt hat, erheben.“* Die deutsche Sprache war ihm, gegenüber den romanischen, eine Grundsprache. So quälte er sich auch um ein Wörterbuch. All diese Bemerkungen waren nötig, um als Einleitung zu seinem Verhältnisse zu unserm Nationalhelden zu dienen, bei welchem seine deutsch patriotische Gesinnung glänzend zu Tage tritt.

Er selbst hat zwar keinen Herman gedichtet, unter seiner Aegide nur entstanden Epos und Drama, aber es finden sich genug Bemerkungen, die keinen Zweifel walten lassen, wie hoch er über die Werke, als specifisch arminische, dachte. Zunächst wendet er sich zur Geschichte des Helden selbst. „Hermann befreyete einen grossen Theil seines Vaterlandes, von den Ketten der allerfürchterlichsten Macht, die jemals der Erdboden getragen hatte. Aller Ehre und Herrlichkeit, die ihm Rom theils schon ertheilet hatte, theils ihn noch künftig hoffen liess, zog er die gerettete Freyheit seines Volkes vor, die ohne ihn, schon so gut als verlohren war. Kurz, er wollte lieber durch eigne Tapferkeit, ein zwar armer, doch unabhänglicher deutscher Sieger, als durch die Gnade Augusts, ein reicher Sclave der Römer seyn: ungeachtet er bey dieser Knechtschaft, soviel Wollüste des Lebens hätte einärnten können, als Ungemach und Beschwerden er bey jener Herrschaft zu gewarten hatte.“** „Wie nun diese Heldenthat eines deutschen Fürsten, der für die deutsche Freyheit gestritten, eines unsterblichen Andenkens wohl werth war,“*** so wollte Gottsched auch, dass sie und der Befreier als epischer und tragischer Held vor allen andern von den Poeten bei ihren Poesien in Erwägung gezogen würde. Und zwar geht er hier streng systematisch zu Werke, denn „die Kunstrichter gebiethen, dass ein Dichter sich keinen fremden, sondern einheimischen Helden wählen solle, an dessen Ruhme einem ganzen Volke viel gelegen ist.“† Mit einem solchen Werke wollte er, was Stoff und Ausführung anbelangt, und

* Critische Dichtkunst. Danzel, p. 329.
** Dedication zu Schönaichs Herman. Bl. a^3.
*** Deutsche Schaubühne, IV. Vorrede.
† Vorrede zu Schönaichs Herman. p. II.

man beachte einmal die Tragweite seines Unternehmens, einem Homer, Vergil, Tasso, Voltaire Paroli bieten, den Schöpfer ebenbürtig neben jene, sein Gedicht gleichbedeutend neben die Werke derselben gestellt wissen. Nachdem so das grosse Epos geschaffen, durfte auch das Drama nicht feiern, und hier lag ihm bereits ein Stück vor, dem er mit der Aufnahme in seine deutsche Schaubühne gleichsam den Preis der vollendeten Hermanstragödie zuerteilen konnte. Ganz undenkbar schien es ihm hierbei, dass ein Nichtdeutscher diesen zu erringen im Stande sein möchte, denn das Campistronsche Drama anbelangend, äussert er sich: „Ueberhaupt wird man auch sehen, dass ein Franzos die wahre Grösse eines deutschen Helden, bey weitem nicht so natürlich vorzustellen gewusst, als ein deutscher Dichter; der selbst ein deutsches Blut in den Adern, und die Neigung zur deutschen Freyheit im Herzen, mit der Gabe des poetischen Witzes verbunden hat.“*

Elias Schlegels „Hermann, ein Trauerspiel“,** auf welches diese Bemerkungen zielen, ist 1743 gedichtet. Es eröffnet eine Reihe von dramatischen und epischen Dichtungen, die nach den süsslich-matten Erzeugnissen der früheren Jahrzehnte durch ihre straffe Haltung, trotz vielfacher Monotonie und Pedanterie, einen wahren Genuss gewähren. Schlegel selbst war das Glück beschert, auch noch, als es in unsrer Literatur bereits heller Tag geworden war, als Stern anerkannt zu werden; Schiller*** nennt ihn „einen der geistreichsten Dichter unsers Vaterlands, an dessen Genie es nicht lag, dass er nicht unter den Ersten in dieser Gattung glänzt,“ und Mendelssohn,† dessen mildem und besonnenem Urteil wir schon einmal auf dem Wege unsrer Untersuchung beizupflichten Gelegenheit nehmen konnten, rühmt von seinem Drama: „Ein deutsches Original, ein Vorwurf, der in der Geschichte Deutschlands so wichtig ist, deutsche Helden, altdeutsche Gesinnungen, und ein Sieg der deutschen Liebe zur Freiheit über die grän-

* Deutsche Schaubühne, IV. Vorrede.

** 1748. Deutsche Schaubühne, IV.

*** Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

† Ges. Schriften. Leipzig 1844. IV, 2. p. 448.

zenlose Ehrbegierde der Römer: können deutsche Zuschauer hierbei gleichgültig seyn?"

Dieses Stück ward am sechsten Oktober 1766 zur Eröffnung des neuerbauten Leipziger Theaters (des jetzigen Alten) von der Kochschen Gesellschaft mit einem Prologe von Clodius* aufgeführt; Koch selbst gab den Siegmar. Man hatte, was bemerkenswert ist, ein vaterländisches Drama wählen wollen. Goethe, welcher der Vorstellung als leipziger Student mit beiwohnte, äussert sich dahin, dass der Herman, „ungeachtet aller Thierhäute und anderer animalischer Attribute sehr trocken abgelaufen wäre."** Dieser Tadel leitet am besten auf eine kritische Betrachtung des Schlegel'schen Stückes über.

Mendelssohn sagt in der eben angezogenen Stelle (p. 452) weiter: „Die Poesie des Hrn. Schlegel war mehr eine Tochter der Vernunft als der Einbildungskraft," er geht auf eine Besichtigung der scenischen Handlung ein, die er als arm bezeichnet, auf eine Analyse einer Persönlichkeit, des Segest, um auch hier, bei den Charakteren, das Unzulängliche nachzuweisen. So nennt er das ganze Werk, das durch Reflexion vermittelt sei, eine Arbeit nach feststehendem Schema. Er trifft hiermit in der Tat den wunden Fleck der Schlegelschen Poesien. Natürlich konnte das Schema nur das französische sein. Die typischen Charaktere, bei denen der interesselose Bösewicht unter dem Namen Segest nicht fehlt, die gegensätzliche Stellung derselben zu einander (Herman — Varus, Siegmar — Segest, Siegmund — Flavius), das gerichtsverfahrenmässige Plädiren für Grundsätze, welche die Personen vertreten (Vaterlandsliebe, Egoismus), welches sie aber zu Schemen herabdrückt, die moralischen Exclamationen, die künstliche Spannung, mit der kurz vor dem Schluss das Gegenteil des schliesslich Geschehenden vor sich zu gehen scheint (Thusneldens angeblicher Tod V, 3 u. 5) — alles dies ist der Rüstkammer

* Abgedruckt bei Frh. v. Biedermann, Goethe und Leipzig. Leipzig 1865. p. 79—82. Er ist matt, geschwätzig. Clodius hebt die Grösse der alten Zeit hervor und mahnt, diese mit moderner Feinheit zu verbinden. Daran wird ein Lob des königlichen Hauses angeklebt.

** Werke XXVIII, 623. Zu beachten ist, dass Goethe dieses Urteil etwa funfzig Jahre später niederschrieb.

französischer Theatertechnik entnommen.* Aber in diese kalten Farben mischt der Deutsche doch Töne echten Gefüls ein, die dem Werk hoch über seinen Originalen einen Platz anweisen. Im Varus liegt wirklich schon etwas, das an die Kraft späterer Armindramatiker erinnert,** und Thusnelda ist eine edle Erscheinung. Wie woltuend berührt nicht ihr erstes Auftreten, als sie aus der Gefangenschaft zurückkehrt und ihrem jungen Bruder begegnet, bei welchem die Schüchternheit noch den Freiheitstrieb gefangen hält (II, 1). Stimmungsvoll wirkt das nächtliche Zwiegespräch Thusneldens und Adelheids (Hermans Mutter) vor der Schlacht (IV, 1); durch das ganze Werk weht ein Hauch keuscher, zarter Empfindung. Herman selbst ist eine kraftvolle Gestalt, männlich in Taten und Worten, z. B. wenn er (I, 3) schwört:

„Ich schwör in diesem Hayn! Ihr Götter seyd zugegen!
Diess Zeichen meiner Schmach will ich nicht von mir legen,
(den Ring des römischen Bürgers und Ritters)
Bis ich mein Volk durchs Schwert von seiner Dienstbarkeit
Und mich vom Bürgerrecht des stolzen Roms befreyt."

Und hier setzt auch das patriotische Element ein. Ganz für die Zeit wirkend sind die Worte der Adelheid (IV, 2):

Ihr Kleinmütigen,
„Ihr, die ihr Knechtschaft wünscht, und träge Worte thut!
Wofern auf eurer Schaar das deutsche Volk beruht:
So wohnt in Deutschland nicht die Hoheit grosser Seelen,
Von der die Barden oft, doch ach! umsonst erzählen?
So sind die Deutschen nichts, als Knechte voller Trug,
Nur zu der Bosheit kühn, und zum Gewinnste klug?
So ist das deutsche Volk die schlechtste Last der Erde
Und unwerth, dass es noch ein Volk geheissen werde?
— — — — — — — — — — —

* Auch directe Einflüsse scheinen nachweisbar; man vgl. II, 4. v. 73 bis 76 mit Campistrons Arminius II, 4. v. 160—168. — Bei letzterem im fünften Akt, Scene 2, der scheinbare Sieg der Römer, der bei Schlegel IV, 4 anzutreffen ist.

** Obwol zwar kaum anzunehmen ist, dass spätere Dichter wie Klopstock und Kleist auf Schlegel zurückgegriffen haben sollten, so erinnern doch die Worte (III, 5):

„Es weckt ein heilig Lied aus tapfrer Barden Munde
Des Volkes Herzen schon"

an ähnliche Scenen der angeführten Dramatiker.

Diess Land wird immer noch ein ähnlich Bild der Alten,
Ein würdiges Geschlecht Thuiskons aufbehalten."

So kraftvoll diese und andere Stellen gebaut sind, so fehlt doch dem Ganzen die volle dramatische Stärke; es gebrach dem Dichter an Fantasie und Energie. So lässt, um ein Beispiel anzuführen, der Moment kalt, in dem (V, 5) die totgeglaubte Thusnelda wieder unter die Lebenden tritt: hier mussten andre Töne der Leidenschaft angeschlagen werden, als sie dem Poeten Schlegel zu Gebote standen. Und in dieses verstandesmässige Schaffen mischt sich auch ein gelehrter, kulturhistorischer Zug, welcher verrät, dass nicht allein der Dichtergenius helfend dem Schaffenden zur Seite schwebte, dass auch die Werke des Tacitus während der Arbeit den Studirtisch des fleissigen Mannes schmückten. Doch sind diese Schwächen wol kaum im Stande, den liebenswürdigen Dichter in unsern Augen herabzusetzen, von dessen Werk wir mit der Inhaltsangabe Abschied nehmen.

Varus hat die deutschen Fürsten zu einem Zuge gegen den aufrührerischen Fürsten der Sigambrer, Melo, entboten;* diese, die soeben den jungen Herman zum Herzog der Cherusker erwählt sehen, beschliessen, sich den Aufständischen anzuschliessen, um Germanien zu befreien; der Verrat des Segest misslingt; Varus mit den Legionen wird niedergehauen, und der Sieger Herman begrüsst seine Thusnelda als Braut. Das Stück schliesst mit den Worten:

„Es kröne Deutschland stets ein Ruhm, der uns nicht weicht,
Ein Glück, wie unsers ist, ein Muth, der eurem gleicht."

In diese Handlung greifen ausser den Hauptpersonen Varus, Herman, Thusnelda, Segest, der hier durchaus als eigensüchtiger Tyrann handelt und aus der gegenseitigen Vernichtung der Römer und seiner Landsleute Nutzen ziehen will, die Eltern Hermans ein, Siegmar, der den Heldentod stirbt und Adelheid, eine von der Liebe zum Vaterlande beseelte Matrone, sowie die pendantartig gearbeiteten Söhne Segests und Siegmars, deren

* Lohenstein, Buch I.

erster Siegmund dem Vaterlande nicht helfen darf, indess der zweite, Flavius, aus Eigennutz nicht helfen will, während ihre schliessliche Teilnahme an den Angelegenheiten der Deutschen noch glücklich bewirkt wird.

Bei weitem nicht von gleichem dichterischen Genie zeugend, aber das Werk eines tüchtigen, deutschen Charakters ist der „Arminius“ des Justus Möser, erschienen Hannover und Göttingen 1749.* Schon die Vorrede, oder der „Innhalt“, wie Möser sie nennt,** zeigt, dass dem wackeren Manne die poetische Weihe allzusehr abging. Grade von dem Tragischen bei Armins Tod, (denn das Trauerspiel verlegt die Varusschlacht schon in die Vorgeschichte) dass nämlich der Vaterlandserretter, um Rom ganz zertreten zu können, zum Unterdrücker des Vaterlands werden muss — von diesem eminent tragischen Vorwurf geht Möser bewusst ab. Herman wird bei ihm zu einer ehrlichen Haut. „Die Grossmut ist sein Tod“ heisst es (V, 8) von ihm; aber darf man dies von dem Ende eines dramatischen Helden aussagen? Und auch die so argbeschnittene Idee ist ohne poetische Kraft durchgeführt; die Motive sind schwächlich; durch Belauschen der Sprechenden wird die Handlung vorwärts getrieben, und zwar spannungslos, ohne Leidenschaft in den Scenen; wenn Armin die jahrelang von ihm getrennte Thusnelda wiedersieht, hat er nur die trockensten Exclamationen für diesen ergreifenden Augenblick übrig. Die Menschen wurden Möser zu personificirten Principien, und dies, was den Dramatiker verurteilt, verhilft allerdings dem Verfasser der „patriotischen Fantasien“ zu richtigerer Wertschätzung seines Werkes.

Für Möser ist der Arminstoff nur ein Gefäss, um seine edlen, menschen- und vaterlandsfreundlichen Ideen aufzunehmen. Was ganz neu aber charakteristisch für diesen Zweck ist: das

---

* Ein Abdruck befindet sich in der: deutschen Schaubühne zu Wienn, nach Alten und Neuen Mustern, Zweyter Theil. Wienn 1762. — An dieser Stelle möge bemerkt werden, dass der bei Gottsched, Nöt. Vorrat II, 376 erwähnte: „Arminius, ein Trauerspiel von Joh. Moser“ zu streichen ist, da er mit dem Möser'schen zusammenfällt; ein neuer Beleg, wie ungenau oft die Angaben Gottscheds sind.

** Werke IX, p. 201—211. Es ist interessant, aus der Vorrede zu ersehen, wie vorsichtig reflectirend Möser an die Arbeit ging.

Volk, repräsentirt durch die alten Germanen als Masse, tritt zum ersten Mal, und zwar gewichtig, mit eigner Stimme und Meinung begabt, hervor. Ueber seine Eigenschaften heisst es (I, 5):

„Das was du trotzig nennst, das ist der deutsche Muth,
Der unauslöschlich brennt in göttlich reiner Gluth,
Und immer schärfer sitzt, je mehr man ihn beenget."

Was nun die „Fantasien" des Patrioten anbelangt, so soll vor allen Dingen Deutschland sich auf sich selbst beschränken, um seine Kraft zu consolidiren (I, 2):

„Nie wird der Deutschen Hals der Herrschaft Joch ertragen;
Nie aber auch sein Blut, um selbst zu herrschen, wagen.
Rom mag sein schändlich Glück auf fremde Trümmern baun;
Wird Deutschland nur, wie Gott, selbsteigner Macht vertraun:
So hat es gnug gesiegt; und könnt es Roms Verderben
Mit eines Deutschen Blut den Augenblick erwerben:
So würde der Gewinnst für uns zu kostbar seyn,
Wie er unnötig ist."

Aber dies Reich darf nur einem Herrscher gehorchen (I, 4):

„Du weisst, was uns bisher in so viel Leid gestürzt,
Und wenn kein Vorurtheil dir Blick und Geist verkürzt:
So bist du überzeugt, dass unsre Bürgerkriege,
Und die bey deren Brand von Rom erschlichnen Siege
Die unglückseelge Frucht der kleinen Staaten sey,
Die neidisch auf sich selbst, mit mehrer Tyranney
Das Vaterland gedrückt, als aller Römer Scharen."

Daher sind ihm auch die deutschen Fürsten zur Zeit Armins die der eignen Zeit, die Deutschland schwächen, indem sie dem Oberhaupt widerstreben (I, 5):

„ihr Eigenstolz, der nur die Freyheit liebt,
Weil ihnen dieses Wort das Recht zu wüten gibt."

Wer aber soll dieser Eine sein? Möser nennt ihn nicht, er stellt nur das Ideal eines Fürsten auf; aber es ist unschwer zu erraten, dass er nach Norden, nach Rheinsberg und Berlin, zielt (III, 3):

„Glückselig ist das Land, das nur ein Fürst regiert,
Der, blos um wohl zu tun, der Gottheit Scepter führt;
Dem seiner Völker Wohl das heiligste Gesetze,
Und ihre Willigkeit die unerschöpften Schätze."

Dieser Hinweis blieb nicht der letzte; energischer schlug die Saite ein andrer Dichter zwei Jahre später an: Christof Otto, Freiherr von Schönaich.*

Ist bei Möser ein directer Einfluss Gottscheds nicht nachweisbar, so finden wir in dem Dichter des „Hermann oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht. Leipzig 1751"** einen gelehrigen und bewussten Schüler des Leipziger Professors. Nicht zwar, wie wol häufig bemerkt wird, dass das Gedicht auf Veranlassung Gottscheds entstanden sei;*** aber auf seinen Rat nahm Schönaich Verbesserungen vor, ging überhaupt auf die Grundsätze seines Gönners vollständig ein.

Schönaich, ein ruhiger, woldenkender, nicht unwitziger Geist,† aufgeklärt,†† dabei von echt deutscher Gesinnung,††† war ein Schlesier von Geburt; er hatte als Kürassierleutnant die beiden Feldzüge zwischen Preussen und Oestreich auf Seiten des ersteren mitgemacht. Auch sein Werk ist, wie die Leistungen seines Lehrers, namentlich durch dessen übermässige

---

* Armin, um den Bürgerkriegen in Deutschland ein Ende zu machen, zugleich um die gesamten Stämme gegen Rom führen zu können, hat sich, vom Volke umjubelt, zum König ausrufen lassen. Dies widerstrebt dem Trachten der Einzelfürsten, deren Ehrgeiz schon durch Armins frühere Taten, die Varusschlacht, empfindlich gekränkt ist; sie stiften eine Verschwörung an, deren Haupt Segestes ist; der Held fällt als Opfer derselben.

** Zweite Auflage 1753. — Es führt das Motto: Fortia facta patrum, series longissima rerum. Der Kupferstich zeigt Herman, Germaniens Fesseln lösend, Thusnelda bewaffnet dabei stehend; eine schwebende Göttin über Armin den Kranz haltend. Im Hintergrund Krieger, das römische Lager in Brand steckend; am Boden zerbrochene Adler und Fasces.

*** Danzel, Gottsched p. 369. Schönaich übersandte am 6. März 1751 sein Gedicht anonym als Dritter an Gottsched, mit einem etwas ironisch gehaltenen, sonst sehr devoten Schreiben. Gottsched antwortete sehr schnell.

† Beachtenswert ist der leicht ironisch gefärbte, etwas überlegene Ton in allen Briefen an Gottsched. Das Verhältniss zwischen beiden war später nichts weniger als freundschaftlich; Schönaich überschätzte sich.

†† Danzel, p. 374, wo er über den Ahnenstolz spottet. Auch p. 375. — Uebrigens, wo es nötig war, trat er auch für die Bedeutung seines Geschlechtes ein.

††† Ausser in der Dichtung (Danzel p. 372) „Es ist eine Schande, dass wir Regeln über Regeln geben, und wenn es zur Ausführung kommt, sie gleich vergessen. Sollten die Franzosen allein das Vorrecht haben? Nimmermehr!"

Lobpreisungen,* durch die Opposition der Gegner,** die an demselben kein gutes Har lassen wollten, in ein falsches Licht gestellt worden. Am meisten Eintrag tat ihm der demonstrative Akt der Dichterkrönung, den Gottsched, als Dekan der philosophischen Fakultät zu Leipzig, an ihm vollzog.

Ein aktenmässiges Protokoll dieser sonderbaren Handlung gibt die in Leipzig 1752 erschienene Schrift: „Der Lorbeerkranz, welchen der Hoch- und Wohlgeb. Herr Christoph Otto, d. H. R. R. Freyherr von Schönaich, von einer löbl. philosoph. Facultät zu Leipzig erhalten hat.“ Die Ceremonie der Krönung, die Reden, sowie die Gedichte, die declamirt wurden, sind darin mitgeteilt. Schönaich, der verhindert war zu kommen, liess sich vertreten; etwas kleinliche Familienverhältnisse

---

* Ausser der Vorrede vgl. die Besprechung des Werkes durch Gottsched in: das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit. Leipzig 1753. p. 485, in der wenig Neues gesagt wird. p. 920 spricht er von einer Nachahmung des „Herman“. — Diesem reiht sich ein Brief Voltaire's an (Danzel p. 65), welcher lautet: „d. 4 April 1753. je vous renvoye monsieur le manuscrit que vous m'avez fait l'honneur de me confier. je n'y ai corrigé que les fautes de langage j'ay apercu a travers la traduction la plus sublime poesie et les sentimens les plus vertueux; comme on adorait autrefois des divinitez dont les statues etaient couvertes d'un voile. si vous conoissez le jeune autheur je vous prie de l'assurer de ma perfaite estime. c'est un sentiment que je vous ay voué il y a longtemps aussi bien qu'a votre illustre epouse. j'y joints aujourdhuy l'amitié et la reconnoissance que je dois a vos bontez prevenantes.“

** Dagegen: Lessing in der Vossischen Zeitung von 1752 und in den Göttinger Gelehrten Anzeigen. Kästner (ges. poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Berlin 1841. I, p. 42) schoss zwei Epigramme auf den Dichter des Herman ab, von denen das erste Lessing zugeschrieben wurde:

Die poetische Krönung.

Dir, Gott der Dichter, muss ichs klagen,
Sprach Hermann: Schönaich darf es wagen,
Und singt ein schläfrig Lied von mir.
Sey ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen.
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

Christ und Antichrist.

Entscheidet ihr gerechten Richter,
Wer Deutschland mehr von beyden schmäht:
Der lehret, Opitz sey kein Dichter,
Bey dem ist Schönaich ein Poet.

was auf Christ und Gottsched zu beziehen ist. — p. 22 befinden sich noch drei Stachelverse auf Schönaichs tragische Versuche.

standen hemmend zwischen ihm und seinem Erfolg. Eine berliner Zeitung (Danzel, p. 380) zeigt die Krönung wie folgt an: „Am 18. (18. Juli 1752) dieses ertheilte die hiesige philos. Facultät Hrn. v. Schönaich, Verf. des Hermanns, feierlich den poet. Lorber. Gedachter Herr Baron war nicht selbst zugegen, sondern er liess sich die Klio, mit welcher er schon seit zwei Jahren verbotenen Umgang geflogen, durch Herrn Prof. Gottsched als jetzigen Decanus d. philos. Facult. per procurationem antrauen." Aber auch Stimmen aus dem eigenen Lager sprachen sich gegen diese Ceremonie aus, so die gesund fühlende Frau Gottsched selbst:* „Dergleichen Feyerlichkeiten müssen vielleicht auf hohen Schulen nicht ganz in Vergessenheit gerathen; nur ich, ich möchte nicht die Person sein, die sich dadurch unvergesslich machte." Bereits früher, am elften Mai 1751, war der gekrönte Poet auf Grund seines Werkes in die deutsche Gesellschaft zu Königsberg aufgenommen.

Sehen wir uns das Werk näher an, das seinem Schöpfer so viele Ehren und Angriffe einbrachte.

„Von dem Helden will ich singen, dessen Arm sein Volk beschützt,
Dessen Schwert auf Deutschlands Feinde, für sein Vaterland geblitzt;
Der allein vermögend war des Augustus Stolz zu brechen,
Und des Erdenkreises Schimpf in der Römer Schmach zu rächen."

Herman ist in Rom gewesen und wird nach seiner Rückkehr von seinem Vater Siegmar bestimmt, das Befreiungswerk zu übernehmen. Zu diesem Zweck soll er als Gesandter an König Marbods Hof gehen, um diesen für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Unterwegs werden Herman und sein Begleiter Brenno** von einem heftigen Gewitter überfallen; sie müssen in einen Wald flüchten, treffen hier einen gallischen Greis,** dessen Exclamationen über die Schwere des Römerjochs den jungen Helden noch mehr zur Beschleunigung seines Werkes anstacheln. In der Höhle dieses Alten, in welcher beide nächtigen, erscheint dem schlafenden Jüngling der Urahne Mannus und zeigt ihm die Besiegung Roms an. Am fol-

* Briefe, II. No. 106. Unterm 22. August 1752.

** Man sieht, wie die Vorstellung über Zusammengehörigkeit gallischen und germanischen Altertums im Blute der Zeit lag.

genden Tage erreichen sie ihren Bestimmungsort. (Erster Gesang.) Marbod geht anfangs auf die Ideen Siegmars ein; dem Gast zu Ehren wird ein Banket veranstaltet, bei welchem im Gegensatze zu dem prunklosen Wesen der Cherusker Pracht und Reichtum zur Schau getragen werden, wie denn überhaupt diese beiden Stämme die Träger der französischen Uebercultur und der deutschen Einfachheit, wie sie der Dichter sich wünscht, repräsentiren sollen. Armin erzält an der Tafel seine Erlebnisse in Rom, wie er daselbst den edlen Drusus kennen gelernt, der ihn zuerst sich selbst wiedergegeben habe, (Zweiter Gesang) bis auf diesen in der Herrschaft über Germanien Varus gefolgt sei, der als ein ahnenstolzer Weichling geschildert wird. Durch diesen Bericht erregt der junge Held, ausser der Zuneigung Marbods, auch das Interesse der Mathilde, der Tochter des Gismund, der als allmächtiger Ratgeber des Königs fungirt. In einem Zwiegespräch mit ihrer Freundin Frygund bekennt Mathilde ihre Liebe zu dem jungen Ankömmling, eine Zauberin soll helfen und Erwiderung der Zuneigung erzwingen. (Dritter Gesang.) Aber das anscheinend glücklich begonnene Werk der Sendung soll nicht zu gutem Abschlüss gelangen. Obengenannter Gismund, der im Solde Roms steht, will zuerst seine Tochter benützen, Herman zu verderben; da dieser Plan an der Liebe des Mädchens scheitert (sie stirbt von seiner Hand), weiss er aus politischen Gründen Marbod zu bestimmen, das Bündniss abzulehnen, so dass der Siegmarsohn unverrichteter Sache den Hof verlassen muss. (Vierter Gesang.) Jetzt eilen zwei überirdische Mächte dem bedrohten Vaterland zu Hülfe; die Zwietracht reizt Segest, sich den Römern, behufs Unterjochung der Deutschen, zur Verfügung zu stellen; Velleda jedoch, die germanische Seherin, die an der Lippe ihren Sitz hat, kündigt Herman den Sieg der Seinen an. (Fünfter Gesang.) Inzwischen hat Siegmar die Deutschen in einem heiligen Haine versammelt und teilt ihnen die Pläne, die er und sein Sohn hegen, mit; alle stimmen bei; Segest, der ihn hier aufsucht, um ihn für die gegnerische Angelegenheit zu gewinnen, wird festgenommen. Herman kehrt von seiner Expedition zurück. (Sechster Gesang.) Ein Privatstreit leitet den Krieg ein: die Zwietracht und die Rache verführen einige Römer, in

den geheiligten Hain zu dringen, um einen Hirsch zu verfolgen; Germanen wollen dem frevlen Beginnen wehren; es entsteht ein Gefecht; da Varus für die Gefallenen Genugtuung fordert, was Herman verweigert, beginnt der Kampf. (Siebenter Gesang.) Eine Schar Römer, die sich bei Nacht zu weit vorgewagt, wird vernichtet. Varus, welchen die Verweichlichung seines Heeres einen Misserfolg befürchten lässt, macht einen Versuch, die Deutschen durch List zum Niederlegen der Waffen zu bewegen: er misslingt. (Achter Gesang.) So auf die kriegerische Entscheidung angewiesen, vereint sich der römische Feldherr mit Segest, der aus seiner Haft entwichen ist, und ein Ueberfall, der jedoch ohne Folgen bleibt, führt direct zur Hermannsschlacht über. (Neunter Gesang.) In dieser fällt zuerst Siegmar von Segestes Hand; er wird nach abgebrochenem Kampfe bestattet. Man schreitet zum zweiten Angriff vor. (Zehnter Gesang.) Noch ehe dieser durch einen Ausfall der Römer aus ihrem Lager begonnen wird, sucht sich Varus durch ein Opfer, allein vergeblich, Mut zu machen. Noch jedoch gelingt es den Deutschen nicht die Befestigungen der Feinde zu erstürmen (Elfter Gesang); erst nachdem der gefallene Siegmar als Traumerscheinung seinem Sohn den nahen Sieg verkündigt hat, werden am dritten Tage die Unterdrücker geschlagen, an welchem Entscheidungskampfe auch Thusnelda, des Siegers Verlobte, tätigen Anteil nimmt; Varus, verwundet, tötet sich selbst. (Zwölfter Gesang.)

Entgegen der Zuversicht Gottscheds, der in diesem Werk eine deutsche Henriade, ein neues befreites Jerusalem erblickte, und der das ersehnte vaterländische Epos endlich, was Stoff und Behandlung anbelangt, geschaffen wähnte, gestaltet sich unser Urteil, wie folgt: Das Gedicht arbeitet mit dem den Alten entnommenen technischen Apparat, wie denn auch einige Partien deutlich die Nachahmung Vergils, teilweise auch Tassos verraten.* Aber es ist die durch die Vermittlung der Franzosen bewirkte Kenntniss der Antike. Demgemäss bewegt sich das Ganze in der galanten Anschauungs- und Redeweise des ludwigschen Zeitalters, in antithetisch-pointirtem, rhetorischem Vers-

* Mathilde ist Vergils Dido und Tassos Armida.

fluss; von dem germanischen Colorit ist die beinah sybaritische Pracht des Marbodschen Hofes mit seinen Gemälden und Cedernholzfeuern weit entfernt. Die Composition ist nicht ohne Geschick entworfen, aber ohne grossen poetischen Reiz; der Fortschritt des Geschehenden ist zu träge, die Entfaltung der Schlacht selbst zu ärmlich; doch ragen aus der Sandwüste der Erzälung einige Oasen hervor, wie die Geschichte des Drusus und seiner Schicksale, bei welcher echte Herzenstöne erklingen; die Erscheinung der Zwietracht ist nicht ohne Grösse erfasst. Im Ganzen genommen ist Schönaichs Herman ein rührender Versuch, den gewaltigen deutschen Stoff der Hermannsschlacht mit den geringen Mitteln der engbegrenzten französischen Classicität zu bewältigen.*

Ganz im Gegensatz zur Dedication, die nach Westen wies (das Werk war dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen zugeeignet,** erstens weil er einen erhabenen Geschmack besässe, zweitens weil ein patriotischer Held nur wieder von einem solchen Helden nach Gebühr geschätzt werden könne, und endlich, weil die Katten, d. h. die Hessen sich in hervorragender Weise am Befreiungskampfe der Vorzeit beteiligt hätten) richtet Schönaich, noch weit schärfer als Möser, in Stellen, die der Gegenwart gewidmet sind, seine Blicke auf das aufstrebende Preussen.

* Was die Quellen anbelangt, die Schönaich benutzt haben könnte, so war ihm Lohensteins Arminius wol schwerlich ganz unbekannt: seine Thusnelda, die auch als Ritter am Kampf teilnimmt, wäre wol kaum ohne seinen Vorgänger so entstanden. — Bei der Schilderung des Marbodschen Hofes scheint er durch Bünau's Werk beeinflusst zu sein. Letzterer redet p. 227 von der „königlichen Haubt-Stadt" und dem „dabey gelegenen Schlosse", woselbst „nebst einer grossen Beute, so die Sueven dahin geflüchtet", „auch verschiedene Römische Kauf-Leute angetroffen wurden", die sich „daselbst niedergelassen hatten". Hieraus konnte er, in Weiterspinnung dieses Gedankens, wol zu einem luxuriösen Hof gelangen, zumal (was charakteristisch für seine Zeit ist) er in ihm, im Gegensatz zu dem deutschen Idealhof des Armin, die verschwenderischen Höfe seiner Zeit porträtiren wollte. Gottsched führt Bünau in der Vorrede auf.

** Die Widmung ging wol von Gottsched aus. Wilhelm VIII., geb. 1682, ein rauher Charakter, durch den Verkauf seiner Landeskinder berüchtigt, wegen seiner Bauten in Cassel berühmt (Gottsched besang ihn deshalb in einer 27strophigen Ode. Das neuste aus d. anmut. Gelehrs. 1753. p. 666 ff.), starb 1760. Im siebenjährigen Kriege hielt er fest zu Preussen. Vehse, Gesch. d. deutsch. Höfe XXVII, p. 151—160.

„Hermann, dich will ich erheben: und dem sei mein Lied geweiht,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut;
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilgen Pracht vor dem Adler niederleget." (p. 3.)

Die bestehenden traurigen Verhältnisse, die Zerrissenheit Deutschlands gestatten dem Dichter freilich nur Klänge des Schmerzes, höchstens der Hoffnung:

„Nein, die Zwietracht darf noch nicht; nein! ich* darf noch nicht verzagen;
Nein! so lang als Deutsche noch bloss um Geld auf Deutsche schlagen.
Ja, so lang als deutschen Fürsten Thron und Land zu enge dünkt,
Und so lange man mit Römern noch aus fremden Golde trinkt:
Wird die Zwietracht jeder Zeit noch die grosse Zwietracht bleiben,
Und des Friedens faulen Stolz von den deutschen Wäldern treiben."
(p. 67.)

Dem gegenüber eröffnet sich ein andrer Ausblick:

„O! wie glücklich sind die Völker, die ein einzig Haupt regiert;
Wo man kein geteiltes Herrschen, keine fremde Macht verspürt,
Und wo kein erzwungnes Band Fürsten Händ und Zepter bindet:
Noch beglückter! wenn der Prinz dieses Band nicht unsanft findet!"
(p. 12.)

Wie, wenn dieser Fürst wirklich vorhanden wäre? wenn er, noch nicht vorhanden, bald käme?

„Ach! wo lebt nun wol ein Hermann? holder Himmel! schaff ihn doch!
Deutschland heget ja wol Helden, aber keinen Hermann noch.
Ist es möglich, o! so lass meinen heissen Wunsch gelingen;
Und du, Muse! sollst alsdann in erhabnerm Tone singen!" (p. 192.)

An diesen Herman sich anzuschliessen, sei es auch in Gefahr und Kampf, in diesem Gedanken schwelgt des Dichters heroisches Gemüt:

„Lieber wollt ich mit den Helden frei in dicken Wäldern sein,
Als an eines Fürsten Seite seinen Lastern Weihrauch streun.
Lieber wollt ich unter ihm in den dünnen Hütten sitzen,
Als durch ein erpresstes Gold in vergüldten Zimmer blitzen.
Solch ein Held, und so ein Sieger sind allein der Lorbeern werth;
Deutsche! nein! ihr habt den Sieger niemals noch genug verehrt!

* Die Zwietracht redet.

Ist doch seine Tugend ganz aus der deutschen Welt verschwunden:
Tugend! warst du denn so sehr an des Helden Zeit gebunden?"
(p. 129.)

Und wer noch zweifeln wollte, auf wen alle diese Anspielungen zielen, der lese die Verse (p. 152):

„Mit dem Degen in der Hand für des Volkes Freiheit sterben,
Das sind Lorbeern, die wol nie Fürsten schöner sich erwerben."

Hinsichtlich des Verses, den man aus den angeführten Stellen ersehen kann, und den schon Philipp von Zesen kultivirte, sei nur bemerkt, wie die feinfühlige Natur des Dichters den für ein längeres Gedicht etwas ermüdenden Tonfall dadurch modificirte, dass er über Kreuz stumpfe und klingende Cäsuren und Reime mit einander abwechseln liess. Die Aenderung gehört ganz Schönaich an, und der Vers erhält dadurch einen gewissen melodischen Reiz.

Von minder hohem poetischem Werte, aber wichtig, weil es zeigt, wie sogar die Theaterroutine sich des neugewonnenen Bühnenstoffes bemächtigte, — der Dichter spricht einmal selbst* von einem „deutschen nationalen Geist" der sich „auf der Bühne sehr deutlich ausspreche" — ist das Trauerspiel: „Hermanns Tod von Cornelius von Ayrenhoff. Auf das Wiener Theater gebracht 1768",** welches nicht mehr voll-

* Sämtl. Trauersp. v. Ayrenhoff. Wien 1817. I, p. 199.

** Abgedr. in: „Des Herrn Cornelius von Ayrenhoff sämmtliche Trauerspiele. 2 Bde. Wien 1817", wo es im ersten Bande zu finden ist. — Unter dem Titel: „Hermann und Thusnelda. Ein Trauerspiel in Versen. Von einem K. K. Officier. Aufgeführt auf der Kayserl. Königl. Deutschen Schaubühne in Wien. Verbesserte Auflage 1769" rangirt im vierten Bande des: „neuen Theaters von Wien" 1769 eine andre Bearbeitung des Ayrenhoffschen Trauerspiels. Die Variationen sind unbedeutend: statt: o Teut! steht: ihr Götter! eine Vertraute der Thusnelda, Bertha, wird eingeführt. Die Auflage kündigt sich als eine verbesserte des 1768 auf das Theater gebrachten: Hermanns Tod an, was wol für die Beliebtheit des Stückes spricht, zudem der Beifall noch besonders im Vorbericht des Herausgebers erwähnt wird. Ob nun der in die Werke aufgenommene Text der ältere, aufgeführte, oder ob er eine dritte Version ist, scheint mir, da die Abweichungen nichtssagend, das Stück selbst ästhetisch wertlos ist, von keinem Belang.

Ayrenhoff, 1733 in Wien geboren, 1793 als Offizier in Ruhestand versetzt, starb am 15. August 1819. Er war nicht ohne Ansehen in den höheren Kreisen der Zeit, mit Friedrich dem Grossen bekannt, der ihm seine Schrift: „de la littérature allemande" vor dem Druck zusandte. Auch geberdete er sich als grösser Gegner Shakespeares sowie als Freund der französischen Classicität.

ständig der Gottsched'schen Schule zuzuweisen ist, sondern in einigen Punkten bereits auf Klopstock'sches Gebiet hinübergreift. Der Inhalt ist folgender:

Die Freigebung der gefangenen Thusnelda und ihres Sohnes Thumelicus ist von den Römern als Preis eines Vertrages mit den Deutschen ausgesetzt; Herman, aus vaterländischen Rücksichten, weist dies Anerbieten nach heftigem Kampfe mit sich selbst zurück; Segest, der sich eben mit ihm versöhnt, glaubt, infolge einer Intrige des römischen Unterhändlers und eines missgünstigen Fürsten, Adgandester, dass Armins Ehrgeiz daran schuld sei, und unvermögend, seine Tochter gefangen zu wissen, erregt er einen Aufstand, in dem er zwar selbst umkommt, aber vorher noch seiner Rache durch den Mord des Schwiegersohnes Genüge tun kann; Thusnelda, die zuletzt hinzukommt, tötet sich selbst an der Leiche ihres Gatten.

Man sieht, die ganze Anlage des Stückes ist misslungen. Jede Tragik fehlt, weil keine Schuld am Helden haftet. Der Zorn Segests beruht auf einem Irrtum. Dass Ayrenhoff in der Vorrede (p. 107) dies ausdrücklich als richtig hervorhebt, zeigt, dass er keine Ahnung davon hatte, was ein Trauerspiel bezweckt.

Aber auch in ihm, dem Oestreicher, — und dies versöhnt uns wieder mit dem mangelnden dichterischen Genie — ist der Patriot stark genug, den Stoff als solchen liebzugewinnen. Er sagt (p. 105): „So gewiss es ist, dass die Erregung heftiger Leidenschaften der Hauptvorsatz seyn muss mit dem der tragische Dichter sein Werk beginnen soll, so gewiss ist es auch, dass der Grund, worauf gegenwärtiges Trauerspiel erwuchs, fast allein ein patriotischer Wunsch, oder diejenige politische Moral war, die ich in die letzten Worte des sterbenden Hermann geleget habe.“* Diese vaterländischen Wünsche und

* V, 6.

„Seyd einig unter euch!
Roms Wälle stürzen bald, bleibt eure Kraft vereint.
Der Deutschen Zwietracht ist der Deutschen stärkster Feind.“

und p. 106: „Hermann, der grösste Mann des alten Deutschlands, der Befreyer und Beschützer desselben, dieser Hermann kann unmöglich auf einer deutschen Schaubühne erscheinen, ohne zu interessiren.“

Hoffnungen, die sich zu Anspielungen auf die Zeit steigern (III, 4):

„Nur innre Ordnung kann der Staaten Macht erhöhn;
Ich habe kleine stark, und grosse schwach gesehn"

spitzen sich auf den Gedanken zu, dass im habsburgischen Kaiser der wahre Nachkomme Armins erstanden sei (III, 5):

„Den aller Runen Mund uns prophezeyt —
Es werd ein Deutscher einst der Cäsarn Thron erstreiten."

Dieser patriotische Stolz des Dichters äussert sich auch noch auf eine besondre Weise. Ayrenhoff war Militär (er schrieb sein Stück in „einigen geschäftsfreyen Stunden" p. 108) und stellt infolgedessen die strategische Fähigkeit Armins in ein ganz besonders günstiges Licht; er verficht demgemäss seine Niederlagen und zweifelt die Siege der Römer, wenn nicht als Tat, so doch in ihren Wirkungen an.

Wenngleich er den heroischen Stoff verwässerte, so ist im Gegensatz zu seinen poetisch höherstehenden Vorgängern doch dies nicht genug hervorzuheben, dass er die Hermannsschlacht auf seine Weise für die Bühne eroberte* und infolgedessen vielleicht mehr auf das grosse Publikum wirkte, als Schlegel und später Klopstock. Und insofern kann ihm eine besondere und nicht unwichtige Stelle in der Arminliteratur Deutschlands nicht abgesprochen werden.

Dies Urteil rechtfertigt Ayrenhoff auch in seinem zweiten Arminiusdrama: „Tumelicus oder Hermanns Rache. Ein Trauerspiel mit Chören. Dem Herrn Christian Felix Weisse gewidmet. Auf das Wiener Theater gebracht 1774."** Auf dieses Werk besonders ist die Bemerkung von der übergänglichen Stellung des Dichters von Gottsched zu Klopstock anzuwenden. Der dialogartige Charakter des Stückes, das ohne Akteinteilung dahinläuft, die Einflechtung von Chören, das sich breitmachende mythologisch-gelehrte Element — alles dies verrät den Einfluss der wenige Jahre vorher erschienenen „Her-

* Er stellt im Vorwort den Beifall des Publikums als sein Ziel hin; auch die Scenenanweisungen (statt: „Krieger" „Comparsen" u. s. f.) verraten das Bühnenmechanische.

** Trauerspiele I.

manns-Schlacht" von Klopstock. Dabei ist es — und dies ist unterscheidend von seinem Vorgänger — durchaus bühnenmässig — es ward auch aufgeführt — und weit geschickter als Klopstocks Bardiete gearbeitet, wenngleich es natürlich an poetischem Werte tief unter diesem steht und bei den Chören, — trivial, sie erinnern im Ton an Gleim'sche Kriegslieder — die zudem ziemlich äusserlich in die Handlung eingeflickt sind, die Vorbilder des Singspiels und des Ballets deutlich hindurchblicken. Was überrascht: wir haben es hier mit einer förmlichen Schicksalstragödie (1774) vor Schiller und Müllner zu tun, was aus der Inhaltsangabe deutlich wird:*

Thumelicus kehrt von Deutschland zurück und wird Herrscher der Cherusker. Eine Stimme Hermans — die Scene ist ein Hain mit der Standsäule des Armin — ermahnt das durch seine Ermordung strafbar gewordene Blut zu vernichten, worauf alsdann Segen über das Volk kommen werde. Man bezieht diese Forderung auf des Thumelicus Gemalin, Aelia, eine Römerin, welche eine Tochter jenes Intriganten ist, der Segest zur Rache angestachelt hat, wie überhaupt das Werk überall Bezug auf: Hermanns Tod nimmt; schon soll die Unschuldige geopfert werden, als der Irrtum sich aufklärt und der wahre Anstifter des Mordes, Adgandester, die verdiente Strafe erhält.

Einzureihen in die Darstellung ist hier „eine pindarische Ode: Herrmann" von Cramer.** Auch sie steht zwischen den beiden bezeichneten Richtungen:

Satz.

Mit heiligen und kühnen Saiten,
Die edle Lieder stolz begleiten,
Wenn mich ein höhrer Trieb entbrannt,
Hat mich die Königinn der Töne
Zu euch, zu euch, Thuiskons Söhne,
In neubekränztem Haupt gesandt.

* Freie Erfindung. Basirt auf Tacitus Bericht von den Bürgerkriegen der Cherusker nach Armins Tode: man erbat in Rom einen Nachkommen desselben zum König und erhielt Italus, Flavius Sohn; Ayrenhoff schiebt für diesen den Thumelicus unter.

** In den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes". 1774. Bd. 6. Juniheft. p. 554—564. — Johann Andreas Cramer, der Freund Klopstocks, geb. 1723, gest. 1788.

Euch will ich von dem Schlafe wecken,
Ich will die Weichlichkeit erschrecken,
Wenn Herrmann, den mein Lied erhebt,
Noch einmal bei den Deutschen lebt.

Gegensatz.

Doch, stolze Saiten, welch Vergehen,
Bey einem Volk den zu erhöhen,
Das selbst den Ruhm nicht mehr begehrt!
Sagt nicht sein Lob den deutschen Erden,
Er zwar verdient, gerühmt zu werden,
Doch sind wohl Deutsche seiner werth?
Ihr weibisch Ohr sey stets verschlossen!
Von dem, der einst auf hohen Rossen
Ein frey und schrecklich Schwerdt erhob,
Erschalle nicht ein furchtbar Lob.

Besonders wichtig ist der

Nachsatz.

Ja, schamroth zittern müssten sie,
Die in Pallästen, die in Hütten:
Denn solche Feigheit weicher Sitten
Herrscht in den alten Hainen nie.
Wo ist die Hoheit erster Seelen,
Die tugendhafte Rauhigkeit?
Itzt fröhnt man, wenn aus seinen Hölen
Des Lasters wilder Blick gebeut.
Strömt wol der Mut noch in den Söhnen,
Die sich zur Knechtschaft nur gewöhnen,
Der in der Aeltern Adern floss,
Und sich in Arm und Antlitz goss?

Dieser Gedanke — Herabsetzung der eignen Zeit gegen das Altertum mit seiner Einfachheit und Tugend — der sich in der mehr hoffend strebenden als vom Besseren leichtfertig sich abwendenden Gegenwart etwas veraltet ausnimmt und einen etwas schulmässig-pedantischen Beigeschmack nicht verleugnen kann, sowie eine Apotheose des Armin:

„Hier ist der Held, der Rom gebeuget;
Das Blau der vollen Adern zeiget,
Wie stark sein Schwerdt der Herrschsucht dräut.
Die freyen Arme sind entblösset;
Ihm ist kein Schrecken eingeflösset;

Vor dem die Weichlichkeit itzt bebt,
Wenn sich ein rauher Sturm erhebt"

wird noch in vierundzwanzig Strophen — Satz, Gegensatz, Nachsatz — durchgeführt. Das Gedicht ist ohne rechte Kraft, breit, durchaus Reflexionspoesie. Zum Schluss hofft er auf Besserung der Zustände; es heisst vom deutschen Volke:

„Doch stets wird es nicht knechtisch bleiben,
Ein Held wird ihren Feind vertreiben,
Wer wird Germanien befreyn?
Er: denn er wird, wie Herrmann, seyn"

worin wir wiederum eine Anspielung (1744) auf Friedrich den Grossen als deutschen Armin finden.

Wir kommen jetzt zu dem Hauptführer der neuen Richtung, die sich ebenfalls der deutschen Vorzeit bemächtigte, zu Klopstock. Lassen wir die Geschichte des Helden vor unsern Augen vorübergehen, wie sie der Dramatiker und Odendichter zu gestalten versuchte.

Schon tobt die Schlacht bereits am dritten Tage; es ist Mittag und die Entscheidung naht. Das Terrain, auf dem gekämpft wird, ist ein Tal mit einem Flusse, der hindurchströmt — das Bodetal. Siegmar hat mit den Seinigen sowie den Barden einen Felsen besetzt — die Rosstrappe* — er, um die

* Klamer-Schmidt, Klopstock und seine Freunde. 1810. II, p. 269, wo Klopstock Herman für einen Harzer hält. p. 201 verrät er Gleim, dass er Herman „auf demselben Felsen geboren werden lasse. auf dem Heinrich der Vogler begraben liegt." — Lappenberg, Briefe von und an Klopstock. Braunschweig 1867. p. 212. „Heinrich, der in Hermanns Geburtslande begraben liegt." — Pröhle, Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur. Berlin 1872. p. 146. 147. Der Brocken ist der heilige Berg Cheruskas. Der Felsen, auf dem Heinrich der Vogler begraben liegt, der Schlossberg von Quedlinburg, Klopstocks Geburtsort; das Bauern-. Jäger- und Fischerlied in „Hermanns Tod" besingt die Bode. — Vgl. auch die Ode: Hermann. 1767. Str. 18, V. 4. — Auf dem Rosstrappfelsen sollte schliesslich das Bardiet von braunschweigischen Soldaten aufgeführt werden Lappenberg, p. 229. Sonst ist es seiner Zeit nirgends dargestellt. In Wien sollte es 1771 „in allem Ernste" aufgeführt werden. Gluck sollte die Chöre in Musik setzen, was er auch mit einigen verwirklichte. Auch Schubart componirte einige Chöre der Hermannsschlacht. Cramer übersetzte die letztere später ins Französische, behufs einer Aufführung in Paris, wo Cheron den Brenno, die Latour Thusnelda spielen sollte. Lappenberg, p. 229. 252. 294. 391. 396. 409. — Auch Schiller trug sich mit dem Gedanken einer Darstellung in Weimar.

Flüchtigen, denen am jenseitigen Abhange der Berge die Katten auflauern, durch Hervorbrechen im letzten Momente den Rückzug abzuschneiden, die Barden, um von diesem geweihten Ort aus — ein Wodansheiligtum* ist er — durch Gesänge in die Tiefe hinab die Streitenden zu ermuntern. Da werden die ersten Anzeichen des Rückzugs der Römer sichtbar; sofort eilt Siegmar, seinem Vorhaben gemäss, mit den Kriegern ihnen entgegen. Die folgenden spannenden Augenblicke, in denen der Sieg aufs neue durch heftigen Kampf zweifelhaft gemacht wird, füllen stimmungsvolle Episoden aus: das Erscheinen des Verräters Segest — er tritt auf, um den Ausgang der Schlacht zu erfahren, der vom Druiden Brenno mit Worten hart gestraft wird, sowie das seines Sohnes Siegmund, der, bisher gezwungen römischer Priester zu sein, die Binde von sich wirft, um nunmehr als Deutscher in den Streit zu eilen. Da sieht man, wie Siegmar verwundet wird, wie die Römer Aussicht haben, durchzubrechen; die Anwesenden geraten in heftige Bewegung; Knaben erwirken die Erlaubniss am Treffen teilnehmen zu können. Der neue Ansturm — bei dem auch Herman selbst sowie der älteste der mutigen Knaben verwundet werden, — sichert den Sieg. Der alte Siegmar, den man, tötlich getroffen, vor den Wodansaltar getragen, stirbt unter dem Triumphgeschrei der Deutschen. Thusnelda naht zuerst, dann der Sieger Herman; zugleich wird sein verräterischer Bruder Flavius als Gefangener herbeigeschleppt; vom Todeslos, das die Barden über ihn werfen wollen, rettet ihn nur die Fürbitte der Thusnelda, trotzdem seine Mutter Berecnnis Einsprache dagegen erhebt, indem sie, ein Weib wie Tacitus sie geschaut haben mag, den Tod ihres Sohnes als Sühne für den ihres Gemals Siegmar fordert. Die Trophäen werden vor dem Altar des Gottes aufgestellt und Siegsgesang und ein Schwur ferneren Römerhasses schliesst energisch das Schauspiel ab.**

* Klamer-Schmidt, p. 249. Klopstock ist überzeugt, „dass die Rosstrappe das einzige druidische Ueberbleibsel in Deutschland ist, und dass ich Lust habe, Ihnen (Gleim) den Vorschlag zu tun, dass der Barde der Selke und Bude eine Inschrift in den Fels der Rosstrappe hauen lassen sollten.“ Vgl. Pröhle, p. 289. 292 f. Auch den deutschen Dichterhain, den Hain Bragas verlegt er in die Nähe der Rosstrappe.

** Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg und Bremen 1769.

Eine idyllische Scene unterbricht die historischen Vorgänge und gestattet uns einen Einblick in das Liebesleben des Helden. Fern vom Festesjubel der Germanen begrüsst Thusnelda ihren Geliebten, wie er im Schmuck des Römerblutes, schweiss- und staubbedeckt von der Schlacht zurückkehrt; Schwert und den feindlichen Adler nimmt sie ihm ab und spricht ihm Trost ein ob des gefallenen Vaters.*

Doch das heitere Geplauder darf nicht lange anhalten; wieder ertönt der Kriegsruf und reisst den Helden aus den Armen der Gattin in noch härteren Kampf. Sieben Jahre sind seit der Schlacht im Bodetale verflossen, und von neuem steht der Feind in den Wäldern Germaniens gerüstet da, diesmal unterstützt von einem wichtigen Bundesgenossen: der Uneinigkeit der Deutschen. Die Fürsten derselben, bei denen Ingomar, der alte unruhige Oheim Armins die Führerschaft der Opposition übernommen hat, treten im Kriegsrat dem Antrage Hermans entgegen, den Römer, wie es schon gegen Varus geschehn, nicht zur Entfaltung seiner Kräfte, indem man das feste Lager angreife, kommen zu lassen, sondern ihn in die Wälder und Sümpfe zu locken, um ihn daselbst zu vernichten. Herman, dem inzwischen die Gemalin durch Verrat entrissen ist, hat durch verschiedene Kriegslisten schon alle Vorbereitungen getroffen, dem Gegner die eignen Verschanzungen unbequem zu machen, muss jedoch, zu den mehr streitenden als ratpflegenden Fürsten zurückgekehrt, den verderblichen Entschluss derselben, der das Gegenteil, einen Lagersturm, beabsichtigt, vernehmen; und, trotzdem einsichtige Persönlichkeiten, wie der alte Brenno und die greise Bercennis, abraten, verschiedene Anzeichen — unter anderm ein Gottesurteil — auf eine Niederlage hinweisen, kann er sich dem Beschluss der Mehrheit nicht entziehen. Der Sturm misslingt, die Schlacht

---

* Hermann und Thusnelda. Ode. 1752. Cramer, Klopstock an und über ihn III, 362 gibt den ursprünglichen Text. Marie Joseph de Chénier übersetzte sie ins Französische. (Lappenberg, p. 367.) Dieser Dichter, minder begabt als sein Bruder, der 1794 guillotinirte André Chénier, schrieb auch eine Oper: Arminius, von der ich nicht weiss, ob sie gedruckt ist.

geht verloren; nur mit Mühe entflieht er und der starrköpfige Ingomar der Gefangenschaft.*

Die infolge der Zerreissung der heiligsten Familienbande durch den Zerstörer Krieg hervorgerufene Trauer über den Verlust der geraubten Gattin, die aber trotzdem ungebrochene Manneskraft, die zum Wole des Vaterlands tätig ist, — dies ist der Inhalt von Hermans letzten Lebensjahren. Der Sieger von der Rosstrappe sucht sich die Oberherrschaft über sämtliche deutsche Stämme anzueignen, um Rom selbst anzugreifen; dem widerstrebt die Herrschsucht und der Neid der Einzelfürsten. Noch ehe er aber deren mörderischen Nachstellungen zum Opfer fällt, wird ihm noch das Glück zu Teil, die inzwischen gleichfalls unter Sorgen gealterte Thusnelda als Befreite umarmen zu können; vom Jubel des Volkes begrüsst, langt sie an. Ihre Wonne kann nicht von langer Dauer sein; Herman stirbt, von dem Schwert der Fürsten getroffen, die ihn des Verrats zeihen, und die Gattin folgt ihm nach.**

Nach solchen Ereignissen können nur noch Klagen über das Ende des Befreiers erschallen, der Ruhm desselben in elegischen Strophen gefeiert werden. Die Barden Werdomar, Kerding und Darmond — der Greis, der Jüngling, der Mann — versammeln sich bei der Bestattung des Helden, von dessen Taten es heisst:

„So verkündete Hermann durch seine Schlacht,
Entschlossen, zu gehn
Ueber die schützenden Eisgebirge, zu gehn
Hinab in die Ebnen Roms,

„Zu sterben da oder im stolzen Capitol,
Dicht an der Wagschal Jupiters,
Zu fragen Tiberius und seiner Väter Schatten
Um ihrer Kriege Gerechtigkeit.

„Das zu thun, wollt' er tragen Feldherrnschwert
Unter den Fürsten; da zückten sie den Tod auf ihn;
Und im Blute liegt nun der, in dessen Seele war
Der grosse Vaterlandsgedanke.“***

* Hermann und die Fürsten (sollte zuerst: Hermann und Ingomar betitelt werden). Ein Bardiet für die Schaubühne. 1784.

** Hermanns Tod. Ein Bardiet für die Schaubühne. 1787.

*** Hermann. 1767. Eine der schönsten Oden Klopstocks.

Aber auch in Walhall ruht der Held nicht, für sein Volk zu sorgen und noch spät (1794) rät er den Fürsten sein Schicksal sich Warnung sein zu lassen für immer: nicht unbedachten Krieg zu wälen, sondern Verteidigung der Heimat, wenn die Fremden sich herausnähmen sie anzugreifen.*

Dieses Leben Hermans — die Werke entstanden nicht in chronologischer Reihenfolge, wie die Anmerkungen zeigen — verteilt sich auf Klopstocks ganze schöpferische Lebenszeit, wie er es in vierzig Jahren, immer wieder zu seinem Helden, der ihm neben Christus und Heinrich dem Vogler ein Ideal war, zurückkehrend, zusammenfand und zusammendichtete. Was die Datirung der Bardiete anbelangt, so erblickten die ersten beiden fast gleichzeitig das Licht der Welt. An „Hermanns Schlacht" schuf er im Winter 1766 und im Frühjahr 1767, las im September desselben Jahres bereits Stücke Resewiz vor. Noch aber war das Drama nicht vollendet; am 20. October berichtet er über lebhafte Arbeit, die man wol auf das Bardiet beziehen kann, und erst am 24. November 1767 kann er an Boie melden, dass es fertig gestellt, er auch bereits mit dem neuen Bardiet „Hermann und Ingomar" beschäftigt sei. Einen Monat später, am 17. December, kündigt er seine Hermanns Schlacht Gleim an, als ein Stück, „das sehr vaterländisch sei, und dass es ihm mit diesem Vaterländischen sehr von Herzen gegangen." Auch hier vergisst er die Zwillingsschwester nicht zu erwähnen, welche, als „Hermann und die Fürsten", indess erst am 5. Mai 1769, wie er an Ebert von Kopenhagen aus schreibt, „bis auf das letzte Drittel fertig" genannt werden konnte. 1784 erschien das Werk im Druck, wie drei Jahre später: „Hermanns Tod", über dessen Entstehung Briefangaben fehlen.**

Die Stücke erregten, trotzdem sie bei vielen über Klopstocks Befähigung zum dramatischen Dichter wol Kopfschütteln veranlassen mochten, doch Begeisterung, wenngleich sich diese wol auf einen kleinen Kreis von Verehrern beschränkt haben

---

* Hermann aus Walhalla. 1794.

** Lappenberg, p. 170. 173. 182. 186. 218. Klamer-Schmidt II, p. 197. — Aus einer Briefstelle (Lappenberg, p. 278) vom 24. October 1785 möchte man folgern, dass das dritte Bardiet bereits geplant, vielleicht auch schon begonnen war.

wird.* Der Dichter selbst, dem es mit seinen Bardieten und mit seinem Patriotismus todesernste Sache war, setzte selbst grosse Hoffnung auf sie. Sie sollten helfen, seine Wünsche auf Hebung der Kunst von Seiten eines deutschen Fürsten zu unterstützen. Auf Josef den Zweiten war sein Augenmerk gerichtet. Ihm wollte er die Hermannsschlacht widmen. „Ich übergebe Unserm erhabnen Kaiser dies vaterländische Gedicht, das sehr warm aus meinem Herzen gekommen ist. Nur Hermann konnte seine Schlacht wärmer schlagen, Sie, gerecht, überdacht und kühn, wie jemals eine für die Freiheit, und deutscher als unsre berühmtesten, ist es, die gemacht hat, dass wir unerobert geblieben sind.“ Schon war das Gedicht gedruckt, aber noch immer zögert er es herauszugeben, bis die Einwilligung des Kaisers, die Dedication anzunehmen, angelangt sei. Unterm 25. December 1768 kann er melden, dass der Fürst dieselbe „auf die edelste Art von der Welt aufgenommen“. Seine kühnen Erwartungen sollten nicht befriedigt werden: eine Medaille mit Brillanten war alles, was der Potentat dem Dichter als Belohnung übersandte. Enttäuscht widmete Klopstock sein zweites Stück dem Markgrafen Friedrich von Baden, der die Leibeigenschaft in seinem Lande aufgehoben hatte. „Hermanns Tod“ trägt keinen Fürstennamen mehr als Empfehlung an seiner Stirn.**

An diesem Misslingen trägt der Dichter wenig, noch weniger der Patriot Schuld. Klopstocks Vaterlandsliebe konnte nur eine edle, musste aber auch wieder ein Kind seiner Zeit sein. Es war ein gelehrt-mythologischer Patriotismus, der den Poeten beselte, aber von einem tiefen Gefühl durchdrungen. Wer dies leugnen will, betrachte einmal die Oden: „Unsre Sprache“ (1767) und die einer sehr späten Zeit (1796) angehörige Klage: „Unsre Sprache an uns“, in welchen der teutoburger Schlacht, wenn nicht eine neue Seite abgewonnen, so doch energischer betont werden, als es bisher geschehen war. Schon in der ersten aber fällt der Fehler des Klopstock'schen Vaterlands-

* Gleim (Lappenberg, p. 278) schwört: bei Hermans Tod; Cramer nannte seinen Sohn Herman.

** Lappenberg, p. 212. 215. 224. Klamer-Schmidt, unterm 4. October 1768.

schwärmens auf, das haltlose Schweben desselben ohne realen Boden. Grund gewann es niemals. Dieses Ideal bildete sich übrigens erst allmählich aus. In der ersten Fassung der Ode „Heinrich der Vogler“ (1749 oder früher), welche, beiläufig gesagt, auch die erste ist, die er in nationaler Form, dem Balladenversmass ohne Reim, dichtete, blickt er noch, wie die Zeitgenossen, auf Friedrich den Grossen hin, als auf den, der ein Vaterland zu schaffen einzig im Stande war;* in der Ode „Wir und Sie“ rühmt er sich noch eines Händel als Landsmann; aber schon in der ersten ist bemerkenswert, wie ihr durchaus ein bestimmtes Ereigniss fehlt, auf dem sie sich aufbaut, und in der zweiten weist der Dichter bereits den deutschen Fürsten und Sängern verschiedene Wege für die Zukunft an; grollend wandte er sich endlich auch von Josef dem Zweiten ab. Für diesen Verlust musste Ersatz gesucht werden. Mittelst Tacitus, Dio Cassius und einigen verschwommenen Erinnerungen von deutschem Altertum** träumte er sich aus germanischen, keltischen und antiken Elementen ein Vaterland zurecht, in welchem von nun an seine Helden lebten und webten. So tief die Sehnsucht rührt, die nach einer realeren Heimat durchblickt, muss es doch als ein Glück betrachtet werden, dass Männer wie Gleim und Ramler ihm dahin nicht folgten.

* Diese überraschende Tatsache (Cramer, Klopstock II, 343—346), obwol von Klopstock später in Abrede gestellt, ist neuerdings durch Strauss (Kleine Schriften. Neue Folge 1866, p. 132—135) gesichert. Beweisend sind die Strophen 2, 3, 4, 10 und die zwischen 4 und 5 später ausgeschiedene 4a. Vgl. auch in der Gelehrtenrep. die Abschnitte „Lissa“ p. 252 und „Rossbach“ p. 295.

** Es wäre lohnend zu untersuchen, woher Klopstock sich diese Einzelheiten holte. Nicht genug beachtet und neben Bodmers und Christs altdeutschen Versuchen wol der Aufmerksamkeit wert, ist die Tatsache, dass unser Dichter beabsichtigte, den altsächsischen Heliand herauszugeben. (Klamer-Schmidt II, 216—18. Lappenberg, an vielen Orten. Vgl. ferner die Ode: Kaiser Heinrich, Str. 13—16.) — Noch eins, ebenfalls das Klopstock'sche Altertum betreffend, und meines Wissens noch nicht berührt, möge hier seine Stelle finden. Klopstock protestirte gegen den Reim, sich dabei auf die Antike stützend. Aber, unbewusst in ihm, war ein andres Element dabei tätig; er machte der erdrückenden Macht, die der Endreim gewonnen, gegenüber das Recht des Rhythmischen wieder geltend, kehrte das althochdeutsche Princip wieder hervor und, so wunderlich es klingen mag, er führte somit eine althochdeutsche Reaction herbei. Ueberraschend sind die Resultate, die man gewinnt, wenn man die unantiken, reimlosen Gedichte einmal auf die unbewussten Stabreime hin untersucht. Vgl. die Oden: Heinrich der Vogler, Hermann und Thusnelda, Vaterlandslied u. a.

Gehen wir vom Patrioten auf den Dramatiker über und fragen wir, wie letzterer seine Aufgabe gelöst. Dass Klopstock kein solcher, vor allem kein Bühnendichter war, bedarf wol nicht erst des Beweises;* aber um seinen Stücken gerecht zu werden, muss man beachten, dass er schwerlich im Sinne hatte, Dramen in modernem Stile zu schreiben. Er definirt seine „Bardiete“** selbst als „eine Art der Gedichte, deren Inhalt aus den Zeiten der Barden sein, und deren Bildung so scheinen muss. Ohne mich auf die Theorie dieser Gedichte einzulassen, merke ich nur noch an, dass der Bardiet die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unsrer Vorfahren nimmt,*** dass seine seltneren Erdichtungen† sich sehr genau auf die Sitten der gewählten Zeit beziehen, und dass er nie ganz ohne Gesang ist.“ Demgemäss ist auch in seinen hieherbezüglichen Schauspielen von dramatischem Aufbau, von energischem Fortschritt der Handlung keine Rede; so bald es ihm beliebt, lässt Klopstock das Hauptthema fallen, wobei ihm namentlich die vielfach eingestreuten Bardenchöre sehr am Herzen liegen. So ist „Hermanns Schlacht“ ein Kultusact während des hinter der Scene vor sich gehenden Treffens; die ohne irgend welche tiefere Motivirung auftretenden Personen sollen nur den Liedern und Gesprächen neuen Stoff zuführen. In dem Bardiet: „Hermanns Tod“ war der Gedanke, der Klopstock vorschwebte, der: Herman sucht sich die Oberherrschaft über sämtliche deutsche Stämme anzueignen, um Rom in Italien anzugreifen; dem widerstrebt der Ehrgeiz der Einzelfürsten; sie nehmen ihn gefangen, klagen ihn des Verrats an und ermorden ihn. Nicht untragisch und Stoff genug für ein Trauerspiel. Aber man täuscht sich, wenn man dies auf der Scene selbst dargestellt glaubt; gut die Hälfte der Auftritte wird dazu verwandt, um die Rückkehr der gefangenen

* Gelehrtenrep. p. 320: „Zwischen der epischen und der dramatischen Handlung ist kein wesentlicher Unterschied. Die letzte wird nur dadurch eingeschränkt, dass sie darstellbar sein muss.“

** Hermanns Schlacht. 1769. p. 138.

*** Der Dichter handelt sehr genau nach dieser Vorschrift; die Stücke strotzen von gelehrten Reminiscenzen.

† Lappenberg, p. 187, betont Klopstock, „dass er der Geschichte weit genauer folge, als sonst von Dichtern gefordert wird.“

Thusnelda nach Deutschland, den Jubel der Bevölkerung darob vorzuführen. Erst in der zweiten Hälfte des Bardiets wird die Hauptsache notdürftig zu Ende gebracht. Die Charakteristik ist ungemein schwach; die Stimmungsphasen, die seelischen Wandlungen ganz willkürlich. Dazu kommt, dass die Helden des Dichters stets im patriotischen Harnisch stecken. Das ist unwahr, und wir sehnen uns, ihre natürlich-menschliche Gestalt und Geberde zu sehen. Die Vaterlandsliebe entwertet sich, wenn man sie zur alltäglichen Scheidemünze macht; das aber tut Klopstock.

Dass die Stücke sonst an mannigfachen Schönheiten reich sind, kann kein Einsichtiger leugnen. Die einzelnen Gesänge, wie der Anruf an Wodan (Hermanns Schlacht, p. 19 ff.) athmen oft Grösse und Erhabenheit; der Opfertod des Knaben in demselben Bardiet ist gewiss so rührend, wie erhebend; als das Todeslos über Flavius geworfen werden soll, wird einen Augenblick die Handlung sogar dramatisch belebt; und zu dem Vorzüglichsten der ganzen Klopstock'schen Hermanspoesie rechne ich jenen in seinem Lakonismus einzig ergreifenden Moment, in dem Thusnelda (Hermanns Tod, Scene 13) die gealterte, aus der Gefangenschaft zurückkehrend, ihrem gleichfalls ergrauten Gatten entgegentritt, den sie nie gehofft hatte wiederzusehen. Aber wenn solche Dinge für das erste Stück, das 1769 erschien, noch ausreichen mochten, die beiden letzten, die 1784 und 1787 vor das Publikum traten, konnten auf ein solches nur noch in geringem Masse rechnen, da bereits dramatische Meisterwerke, wie Lessings Bühnenstücke und wie Goethes und Schillers Jugenddramen die Menschen mit ganz anderen Forderungen ins Schauspielhaus lockten. Dass dies dem Wert der Klopstock'schen Bardiete und Vaterlandsoden keinen Abbruch tun soll, ist so gewiss, wie dasselbe bei ihrer Bedeutung für unsre ganze Literatur überhaupt nicht geschehen kann.

Auch einen der sogenannten „Barden", Nachfolger Klopstocks im Gebiet des Vaterländischen, Kretschmann, begeisterten Leben und Tod Armins zu Gesängen, die sich im lyrisch-epischen Fahrwasser bewegen. „Der Gesang Rhingulphs des Barden. Als Varus geschlagen ward. Leipzig

1769" und „Die Klage Rhingulphs des Barden. Leipzig 1771" betiteln sich beide Gedichte. Freilich spürt man in diesen, in freien Rhythmen geschrieben, die sich bisweilen zu gereimten, festeren Strophen ermannen, wenig von des Meisters Energie und seinem, alles mit sich fortreissenden idealischen Schwunge. Auch ist es eigentlich weniger Klopstock selbst, in dessen Fussstapfen Kretschmann trat, als vielmehr Ossian, dessen schattenhafte, elegische Klagen, mit einem guten Teil eigner Süsslichkeit und Sinnlichkeit versetzt, der Dichter der beiden Werke neu verarbeitete.

Der Stil ist leicht, flüssig, aber ohne besondern Gehalt, häufig trivial; Sentimentalität macht sich breit; das Ergreifende wird durch das Grausige, oder besser gesagt, das Gruselerregende ersetzt, auf das der Poet mit Macht hinarbeitet. Das Zarte fehlt ganz und wird zum Marklosen, so dass es bei der Erscheinung Irmgards, der Geliebten des Barden, heisst:

„So zschirpt die zarte Sommergrille:
So rieselt der Forellenbach."

Der poetische Apparat, der Bilderschmuck ist weder reich, noch neu und tief. Es fehlt nicht an Stellen, die von echtem Feuer zeugen, aber sie werden ins Breite gezogen und zum Bombastischen aufgebauscht.

Was nun die Verarbeitung des Stoffes selbst anbelangt, so tritt an Stelle des Wunderlichen, wie es bei Klopstock vorherrscht, das Verzärtelt-Seraphische. Das alte Deutschtum wird ins Paradiesische erhoben, dem gegenüber das Römertum nicht schwarz genug angestrichen werden kann. Ich sage absichtlich: angestrichen, denn vom Pinsel eines Künstlers ist wenig mehr zu spüren. Nicht Deutschtum vertritt der Dichter, sondern Deutschtümelei, die keine ausländische Bezeichnung mehr leiden mag, und welcher statt der fremden Speise des Namens Flavius ein Gilbrich vorgesetzt werden muss. (Gesang Rhingulphs p. 35.) Auch Kretschmann wäre das Ansinnen des Turnvaters Jahn sicher nicht unlieb gewesen, Deutschland von Frankreich durch einen wüsten Streifen Landes zu trennen. Bei diesem Turnerpatriotismus wird das alte deutsche Heldenleben zur Spielerei, man möchte sagen (Gesang R. p. 18 u. 19) zum Balletreigen gemacht.

„Da lauscht ich oft bey Mondenglanz
Auf den geheimnissvollen Tanz
Der Göttergleichen Mädchenschaar,
Die ihr, der Schönen (Fräa) heilig war.“

Da kann im Jahre nur der „Rosenmond“ gefallen (Gesang p. 21), in dem man sich im „Mondschein“ ergeht, und in welchem das Gras „seiden“ wächst (ebds. p. 21). Das naiv Heldenhafte, wie es zu uns aus der Unterredung Armins und Flavius redet, ein Stück altgermanischen Heldenlebens, gross wie ein Eddalied, ist bardenmässig angekränkelt; an Stelle der Kampflust ist das wahnsinnige Toben getreten, wie es eben einer überhitzten, ungesunden Fantasie entspringt. Auf alle Personen Kretschmanns kann man schliesslich die Worte anwenden, die er selbst (Klage p. 76) gelegentlich ausspricht:

„So stürzen sich Verrückte
Hinunter, vom Felsen hinunter
In die treulose Fluth.“

Das Unnatürliche dieser ganzen Bardenpoesie liegt in dem dithyrambischen Jubel (und es ist charakteristisch, dass Kretschmann sich vorwiegend im Festeston bewegt) über eine Schlacht, die beinah achtzehn Jahrhunderte früher geschah, und zwar so, als ob sie eben erst geschlagen wäre. Lieder von Körner und Schenkendorf aber dürfen nicht siebzig Jahre nach den Befreiungskriegen gedichtet werden. Sonst verfallen sie dem Fluche aller gegenstandslosen Poesie: der Unnatur.

Der Gedankengang der beiden Kretschmann'schen Gedichte ist folgender: Rhingulph ist im Hain der Fräa (Freia), in der Freundschaft Godschalkens und der Liebe Irmgards, einer Dienerin der Göttin, aufgezogen:

„Da strömte durch den Säulengang
Der Eichen, fröhliger Gesang:
Dann gab der Wiederhall zurück
Der Hertha Lust, der Fräa Glück.“ (p. 11.)

Da aber erhöht sich sein Beruf; Herman traf die Legionen, und

„Held Herman fülle den Gesang;
Ihn fülle Varus Untergang.“ (p. 12.)

Auch er, der Barde, nahm teil an der Schlacht, dicht hinter Herman fechtend. Damit glaubt er auch das Recht erworben zu haben, das Vaterland besingen zu dürfen. Er kommt diesem inneren Drange nach, indem er zuerst die Zeit beschreibt, in der Deutschland sich selbst überlassen war, als eine Aera der Seligkeit und Unschuld. Aber diese wird ihm durch die Eroberungslust der Römer genommen; da schwören die Deutschen beim Becher, sich zu befreien, und Velleda, die Seherin, verheisst ihnen Sieg. Noch ehe diese Prophezeiung sich erfüllt, soll das Unrecht Roms an zwei Beispielen, die Rhingulph selbst nahe angehen, noch einmal klar gelegt werden: sein Freund Godschalk hat sich, verführt vom Glanze des römischen Wesens, dem Feind in die Arme geworfen, und ein Tribun hat, glücklicherweise vergebens, seine Freundin Irmgard zu verführen versucht. Dafür tötet er letzteren in der Schlacht, in welcher Siegmar, der Hermansvater, im Vorkampf fällt. Auch der Ueberläufer erleidet den Tod von Rhingulphs Hand; aber seinem Ueberwinder wird noch das Glück beschert, den Verführten seinen Verrat innig bereuen zu sehen. Nachdem die Schlacht gewonnen, Varus getötet, beherrscht Siegesjubel das Lager der Deutschen wie das Lied des Barden. (Gesang Rhingulphs des Barden.) Aber dieser soll nicht ewig währen. Schwere Not folgt auf die Freude des Volkes und des Einzelnen. Irmgard, die Geliebte, stirbt vom Biss einer Natter, und auch Herman, der abgöttisch verehrte Held, muss dem Verhängniss zum Opfer fallen. Als er nämlich einmal zur Nachtzeit einen Freund aufgesucht, benutzt Segest die Abwesenheit seines Schwiegersohnes, um seine Tochter, die schwangere Thusnelda, zu rauben. Vergebens ruft der Gatte die Fürsten zur Genugtuung auf; sie weisen seine Zumutung zurück. Da beschliesst Herman sich selbst Recht zu verschaffen; man will es hindern; im Zweikampf fällt Adgandester, ein zweiter Segest, von Armins Hand. Jetzt vereinigen sich die Fürsten, um sich des übermächtigen Siegers von Teutoburg zu entledigen; zur Nachtzeit brechen sie in seine Wohnung ein und der Held muss erliegen. (Klage Rhingulphs des Barden.)

Aus den Reihen der Stürmer und Dränger ist nichts bekannt, das auf ein näheres Verhältniss zu Armin schliessen

liesse; die Dichter dieser Schule hatten zu viel mit den Schatten Shakespeares und Fausts zu ringen, um seiner gedenken zu können; auch floss ihnen ein guter Tropfen weltbürgerlichen Blutes in den Adern. Rechnet man die wenigen gedankenvollen und schönen Strophen Herders* ab, der doch mit ihnen in gewissem Sinne Fühlung hatte, so ist nichts derartiges vorhanden, man müsste denn den kraftgenialischen Ausruf des Räuber Moor (I, 2) hieher rechnen: „Ah! dass der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!“ der auch im Armin ein Ideal der Sehnsucht jener Regellosen zu bezeugen scheint.

Ehe wir an die letzten grossen Erscheinungen der Hermannsschlacht in unsrer Literatur herantreten, müssen wir noch einen Blick auf die wissenschaftliche Erforschung unsrer Materie und auf die Fragen, die sie hervorrief, werfen.

Wir haben bereits gesehen, wie man in Betreff des Ortes der teutoburger Schlacht bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts im Dunklen tappte, jedoch schon dadurch ein Resultat gewonnen zu haben glaubte, dass man vom Lechfelde und einigen noch unmöglicheren Kampffeldern definitiv absah. Es kann

* Herders Lebensbild III, 1. p. 1—6.

An den Genius von Deutschland.

1770.

Sei vor mir, Vaterlands-, du Deutschlands-Genius!
Zwar niemals trat dein stolzer Fuss
auf Altar, und dein Angesicht,
von Gold und Edelsteine Licht,
hat's nie geglänzt, wie Roma! schwebtest
lebendig deinen Söhnen vor,
Hermannen vor, und lebtest
Triumphton in ihr Ohr, u. s. f. —

Von Interesse ist, dass man am Hofe Friedrichs des Grossen, ich möchte sagen, auf Armin aufmerksam ward. Abgesehen von dem weiter unten zu erwähnenden Preisausschreiben der berliner Akademie der Wissenschaften, über welche ein Brief des Obersten Guichard, des unter dem Namen Quintus Icilius bekannt gewordenen Freundes des grossen Königs, vom 20. Februar 1768 (Historisches Portefeuille. Zur Kenntniss der gegenwärtigen und vergangenen Zeit. Wien, Breslau, Leipzig, Berlin, Hamburg 1785. 4. Jahrg. Maiheft) berichtet, verweise ich auch auf das Werk Friedrichs des Zweiten über den siebenj. Krieg, in dem es (Werke, Berlin bei Decker 1847. V, p. 144) heisst: „Les Français, surpris par ce mouvement inattendu, se mirent en marche, et arrivèrent au pied des hauteurs de Reilkischen, si célèbres par la défaite de Varus.“ — Vgl. auch die Schrift von Herzberg, dem Minister: Abhandlung von den Ursachen der Ueberlegenheit der Teutschen über die Römer. Berlin 1780. 4°.

nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, die weiteren Forschungen von jenem Zeitpunkte an einzeln zu betrachten, zumal sie sich, in einer Zeit, in der die deutsche Literatur das römische Idiom bereits vollständig abgestreift hatte, meist noch auf lateinischem Boden bewegten; ich verweise nur auf das gelehrte Werk von Ferdinand von Fürstenberg, Monumenta Paderb. ed. quarta. Lemgo 1714 (p. 20 ff.), in dem man alle diese Autoren verzeichnet und besprochen findet; im Ganzen kann man über ihre Bemühungen das Urteil fällen, dass sie in der Hauptsache selbst wenig Licht schufen. Ein tiefergehendes Interesse, indem man der Angelegenheit praktisch näher trat, bekundete man erst im achtzehnten Jahrhundert, nachdem die Dichter die Frage der Wissenschaft näher gebracht hatten. 1748 warf die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Preisfrage auf: „Wie weit der Römer Macht, nachdem sie über den Rhein und die Donau gesetzt, in Deutschland eingedrungen, was für Merkmale davon ehemals gewesen und etwa noch vorhanden seien?“ nicht ganz ohne die egoistische Erwartung, bei der Beantwortung der Frage die Befreiungsschlacht für das neuaufstrebende Preussen in Anspruch genommen zu sehen. Die Arbeiten, von denen die des Pastors Fein zu Hameln mit dem Preise bedacht wurde, erschienen 1750 gedruckt.* Sie sind sämtlich nur wegen des Interesses bemerkbar, denn, wie die Einleitungsschrift von Elsner (noch die besonnenste) bekennt, in den Abhandlungen selbst waren „verschiedene Dinge dunkel und unausgemacht geblieben“. Die Ergebnisse wurden durch Clostermaier 1822 zum alten Eisen geworfen.** Bei ihm kann man auch die ferneren Versuche, das Schlachtfeld zu fixiren, nachlesen; für uns hat hier nur Wichtigkeit, dass seine Angaben bis heute Norm geblieben sind. Seine Studien fussen auf genauer Kenntniss des fraglichen Terrains; er war ein Sohn jener Landschaft. Nach ihm stellt sich als wahrscheinlich heraus,***

* Sammlung der Preiss- und einiger anderen Schrifften, über die von der Academie vorgelegte Frage: Wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen? Berlin 1750. — Die Arbeit Feins steht p. 31—70 und ist p. 105—150 französisch wiederholt. Auch lateinische Beantwortungen gingen ein.

** Wo Hermann den Varus schlug. Lemgo 1822.

*** p. 87—110.

dass Varus von der Weser (alle bisherigen Interpreten hatten die umgekehrte Direction angenommen) in der Richtung von Minden nach Herford zu, gegen den Rhein zog, das Heer nach dem ersten Schlachttage, noch wenig decimirt, etwa zwischen der Stadt Salzufeln und der Bauerschaft Wüsten, am Zusammenfluss der Werra, Bega und Salza, lagern liess, am zweiten Tage, wol dem in die Augen springenden Teutoburg, der heutigen Grotenburg, zueilend, im Tal der Berlebeke marschirte, wahrscheinlich auf dem Winfeld, einem freien Berge auf der Strasse von Detmold nach Lippspringe, zum zweiten Male nächtigte, (bisher war das Winfeld gleich Siegesfeld als eigentliche Walstatt betrachtet worden) und endlich am dritten Tage, nur eine Meile von dem ersehnten Castell Aliso, das er erreichen wollte, zwischen Schlangen, Oesterholz und Haustenbeck, vollständig vernichtet wurde. Die Frage ist nach Clostermaier noch öfter berührt worden, z. B. von Immermann in seinem „Münchhausen“ II, 2.

Nach dieser Abschweifung gehen wir direct zur Kleistschen Hermannsschlacht über, der bedeutendsten patriotischen Kundgebung der Befreiungskriege, welche Zeit einen Rückblick auf den Cherusker nicht wol umgehen konnte.

Die brieflichen Andeutungen über das Entstehen dieses Werkes sind karg; nach einer Notiz vom 17. December 1807* sollte man meinen, der Dichter habe das Stück bereits fertig liegen gehabt. Jedenfalls ward es noch vor Ablauf des Jahres 1808 vollendet,** und am 1. Januar 1809 sandte es Kleist an Collin,*** welcher mit dem Wiener Burgtheater in enger Verbindung stand, um dasselbe zur Annahme zu unterbreiten. Wien war damals noch die einzige deutsche Bühne, auf der man wagen durfte, einen solchen Protest gegen die Fremdherrschaft durch eine Darstellung zu sanctioniren; aber auch hier musste man die Dichtung wol für zu verwegen halten, denn eine Aufführung kam nicht zu Stande. An Publication durch

* Koberstein, Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Berlin 1860. Nr. 44. „Ich bin im Besitze dreier völlig fertigen Manuscripte,“ wovon eins die Penthesilea.

** Wilbrandt, Heinrich von Kleist. p. 346.

*** Hoffmann von Fallersleben, Findlinge. I, 320.

den Druck war noch weniger zu denken, und so blieb dem von allen Mächten der Oeffentlichkeit verlassenen Dichter keine andre Genugtuung übrig, als zu sehen, wie sein Drama, (es trägt einen schmerzlichen Ausruf als Motto an seiner Stirn) als Handschrift von Freund zu Freund wandernd, auf die Zeitgenossen seiner nächsten Umgebung wirkte,* so dass, wenn es auch erst 1821 durch Tieck aus der Taufe gehoben, d. h. zum Druck befördert wurde, ihm sein Anteil an dem Aufschwung der Nation in den Vorjahren von 1813 nicht verkürzt werden darf.

Um dies bewirken zu können, musste das Werk Tendenzdichtung sein, aber Tendenzdichtung im besten und edelsten Sinne des Wortes. Kleist ging nicht von dem heroischen Ereigniss der Vorzeit aus, um dasselbe selbstständig künstlerisch zu gestalten, sondern er suchte nach einer Form, die all den Jammer der vergangenen Jahre, alle Schmach des geknechteten Volkes fassen konnte, aber auch alle Begeisterung der Erhebung, allen Fanatismus, den der Rachedurst erzeugt hatte. Als solche Form fand er die Geschichte von der Befreiung der Germanen vom Römerjoche vor. Demgemäss würde man enttäuscht sein, in dem Werk eine Tragödie mit genauer Benutzung der überlieferten Tatsachen, mit dramatischer Gegenüberstellung der im Jahre 9 waltenden Contraste vorzufinden: die bisher für die notwendigsten Ingredienzien einer Hermannsschlacht gehaltenen Persönlichkeiten (Segest, Siegmar, Flavius) und Situationen (Thusneldens Gefangennehmung, Varus Selbstmord) wirft er beiseite, um keinen Vers, keine Scene seinem Hauptgedanken zu entziehen, welcher ein Aufruf an das Volk zur Befreiung von der napoleonischen Despotie sein sollte. Mit vollem Bewusstsein nimmt er alle Mängel an, die eine solche Behandlung mit sich führen musste, aber er weiss auch reichlich dafür zu entschädigen.

Infolge dessen ist Kleist alles, was an die Vorzeit erinnert, nur Apparat; seine Helden schwören zwar bei Wodan, bei den „fuchsharigen Alraunen", der „sanften Freia"; zwar werden heilige Eichen erwähnt und auf die Sitte der Katten (IV, 1)

* Laun, Memoiren II, 162.

Bezug genommen, einen eisernen Ring so lange am Arm zu tragen, bis sie durch einen getöteten Feind sich von diesem Zeichen der Unmündigkeit losgekauft, aber schon die willkürlich erfundenen Namen Iphikon, Pfiffikon zeigen, dass dem Dramatiker das kulturhistorische Element Nebensache war. Von Ungeschichtlichkeiten wimmelt es förmlich, wie in dem gänzlich veränderten Verhältniss des Marbod zu Armin, welcher erstere aus dem Halbdunkel einer zweideutigen Neutralität in das helle Licht eines aufrichtigen Bündnisses mit dem Cherusker tritt. Wenn Herman ferner Teil an der Schlacht des Ariovist nimmt, so ist das eine chronologische Unmöglichkeit.

Diesem gegenüber spielt das Moderne unverfroren in das Schauspiel hinein. Abgesehen von Kleinigkeiten (Armin wird mit einem Derwisch verglichen) stellt sich die Hauptsache, die Feindschaft zwischen Germanen und Römern, als ein Krieg zwischen Deutschen und Franzosen heraus, so dass Varus das Porträt eines napoleonischen Marschalls genannt werden kann. Die „Missvergnügten", von denen es (IV, 3) heisst:

„Die Schwätzer, die! ich bitte dich;
Die schreiben, Deutschland zu befreien
Mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens
Einander Boten, die die Römer hängen,
Versammeln sich um Zwielicht, — essen, trinken,
Und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen.
Es braucht der Tat, nicht der Verschwörungen —

diese Missvergnügten sollen die Mitglieder des Tugendbundes sein, denen Kleist, ein Mann, der sich mit dem Gedanken trug, Napoleon zu ermorden, von jeher gram war. Und die Verbündeten der Römer sind die Rheinbündler jener Tage: versetzt man die Buchstaben des Namens einer jener Fürsten, Gueltar, so erhält man den Namen: Dalberg.*

Es ist leicht, aus diesen Einzelheiten die Consequenzen ziehend, die Schwächen des Stücks aufzuzälen; ich will hier nur andeutend verfahren, da von andrer Seite des Guten hierin schon zu viel getan ist. Das Undramatische des Stoffes, die

* Mündliche Mitteilung des Herrn Dr. Ludwig Geiger in Berlin. — Ein Geltar wird schon bei Klopstock (Hermanns Schlacht, Scene 11) erwähnt.

nur durch Erzählung veranschaulichten Gewalttaten der Römer, die zudem meist persönlicher Natur sind, das Verlegen des Hauptmomentes, der Schlacht, hinter die Scene, die Leichtgläubigkeit der Römer, die das Interesse für sie als welterobernde Macht wesentlich abschwächt, während das hinterlistige Vorgehen der Deutschen* wieder Mitleid, wenn auch kein tragisches, für sie aufkommen lässt, endlich die vielbesprochene Bärenscene, die ich nicht zu verteidigen wage — alles dies sind Mängel, die nicht wegzuleugnen; allein versetzt man sich in das Jahr 1808 hinein, nimmt man die Ereignisse von 1806 und 1807 als Vorgeschichte des Stückes an, so erhält das Geschehende das richtige Gleichgewicht wieder. Es mag dies, ästhetisch betrachtet, ein Mangel sein, den die zu starke Subjectivität des Dichters verschuldete; aber ich glaube, er hat auf anderer Seite genug getan, die Ungleichheiten vergessen zu machen. Kleists Hermannsschlacht ist die bedeutendste dichterische Verarbeitung des Arminstoffes.**

Die Fabel legt sich der Dramatiker so zurecht: Bereits sind grosse Teile Germaniens, die Gebiete der Cimbern, Nervier, Ubier, Sicambrer, Friesen in den Händen der Eroberer; die der Cherusker und Sueven noch nicht. Die Römer, auch diese unter ihre Botmässigkeit zu bringen und getreu ihrer Taktik, die Feinde durch Entzweiung zu schwächen, haben Marbod, den Suevenkönig, unterstützt, da sie wissen, dass beide, er wie Herman, nach der Oberherrschaft in Deutschland streben: da der Sueve jedoch wenig Willfährigkeit für ihre Pläne verrät, ziehen sie ihre Hand von ihm zurück und bieten Armin, neben der Krone Germaniens als Köder, den Quintilius Varus mit den drei Legionen gegen seinen Nebenbuhler als Hülfe an, natürlich nur in der Absicht, das Land als ein erobertes zu betrachten. Herman willigt scheinbar ein, schickt jedoch heimlich an Marbod Botschaft, in welcher er die Ab-

* An einer Stelle (IV, 1) scheint der Dichter diesen Vorwurf gefühlt zu haben; er lässt ihn einen „Fuchs“ nennen, um dem vorzubeugen. — Soll übrigens eine bedeutende Individualität nicht über seine Umgebung herausragen dürfen? Zudem war Armin in Rom erzogen.

** Neue Schwächen lassen sich leicht auffinden; so gewinnt eigentlich nicht Herman, sondern Marbod direct die Schlacht, was auch V, 20. v. 25 gradezu gesagt wird.

sicht der Römer blosslegt, grossmütig seinem Rivalen die Krone überträgt, wenn er vorrücken und ihm, Herman, der den Nachtrab der Römer zu bilden berufen, den Angriff vom Rücken aus überlassen wolle. Marbod sagt zu. Inzwischen haben die Cheruska durchziehenden Feinde durch Greueltaten die Erbitterung der Deutschen bis aufs höchste getrieben; die Legionen, im teutoburger Walde angelangt, geraten, zu spät die List der Germanen einsehend, wie zwischen zwei Feuer und werden, zumal noch durch die elementaren Mächte des Himmels, Gewitter und Regen in ihrer Verteidigung gehemmt, vernichtet; Varus fällt. Herman und Marbod reichen sich versöhnt die Hand und ersterem wird als Befreier die Krone angeboten, die er auch, in der Hoffnung auf gänzliche Vernichtung des römischen Reiches annimmt.*

Diese Ereignisse sind alle mit gewaltigem Feuer dargestellt, die Plastik und Kraft der Persönlichkeiten ist bewundernswürdig, der oft barocke Humor, der vom Helden ausstralt, unterstellt das Ganze einer prächtigen Beleuchtung: Kleist berührt sich hier mit Wolfram von Eschenbach, mit dem er auch sonst, wie in der Ungelenkigkeit grosser Gedanken, manches Gemeinsame hat. Der Vers, dem infolge der hastigen Arbeit die letzte Feile abgeht, obwol eckig und rauh, ist doch kernig und dramatisch.** Ob und in wie weit Kleist seine Vorgänger gekannt hat, ist fraglich. Die Barden steckten von Klopstock und seinen Nachfolgern her wol noch in der Erinnerung aller Gebildeten, als notwendiger Bestandteil des germanischen Altertums; doch zeigt sein berühmter Bardenchor (IV, 14) „Wir litten menschlich seit dem Tage“ einige Verwandtschaft mit dem Klopstockschen (Hermanns Schlacht, Scene 2):

* Das Oertliche seiner Schlacht, um auch dies zu erwähnen, denkt sich Kleist so, dass östlich von der Weser die Sueven, östlich von der Lippe die Cherusker wohnen; zwischen beiden Landschaften dehnt sich der teutoburger Wald aus. Varus zieht durch Cheruska; Marbod kommt ihm, über die Weser setzend, in dem Walde entgegen, in welchem er dann von Herman, der den Nachtrab bildet, im Rücken, von Marbod in der Front gepackt wird.

** Ich verweise hier auf die vortreffliche Charakteristik, die G. Freytag in seiner „Technik des Dramas“ (zweite Auflage, Leipzig 1872, p. 280. 281) von dem Shakespeare-Kleistschen Verse gibt.

„Wodan! unbeleidigt von uns
Fielen sie bei deinen Altären uns an!
Wodan! unbeleidigt von uns
Erhoben sie ihr Beil gegen dein freies Volk"

wenngleich die Gedankenähnlichkeit sich leicht von selbst ergeben konnte. Kleist stellte Klopstock auf die ihm gebührende Stufe; in dem Prosastück: Was gilt es in diesem Kriege?* führt er ihn neben Hutten, Josef und Friedrich als Heilige des deutschen Volkes an. Auch die „sanfte Freia", bei der Thusnelda schwört, könnte eine Klopstock'sche Reminiscenz sein. Jedoch lege ich auf diese Uebereinstimmungen keinen Wert, da Kleist, als vollständig frei schaffender Künstler keinen Vorgänger brauchen konnte. Was galten ihm Klopstocks Wunderlichkeiten und Ayrenhoffs Trivialitäten.**

In innigem Zusammenhange mit seiner Hermannsschlacht und von ihr, als Ableger des gewaltigen Inhalts, der den Dichter bewegte, nicht zu trennen, sind vier politisch-patriotische Dokumente, welche Köpke neuerdings veröffentlicht hat. Sie entstanden sämtlich nach dem Drama, aber als die Schlacht bei Aspern alle Deutschgesinnten mit neuem Mute erfüllt hatte. Kleist befand sich zur Zeit in Prag, also in unmittelbarer Nähe der grossen Ereignisse und im ersten Feuer der Begeisterung beschloss er, unterstützt von Freunden, eine Zeitschrift „Germania" zu gründen. „Diese Zeitschrift, heisst es in der Einleitung,*** soll der erste Athemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll alles aussprechen, was während der drei letzten, unter dem Druck der Franzosen verseufzten, Jahre in den Brüsten wackerer Deutschen hat verschwiegen bleiben müssen: alle Be-

* R. Köpke, Heinrich von Kleists politische Schriften. Berlin 1862. p. 99.

** Der Vollständigkeit halber führe ich noch zwei Stellen an, die mir bei der Lectüre aufgestossen sind und die an Klopstock erinnern. In der Einleitung zur Zeitschrift Germania (Köpke p. 95) heisst es von ihr: „Hoch, auf dem Gipfel der Felsen soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern ins Thal." Liegt hier eine unbewusste Reminiscenz an die Situation in Klopstocks Bardiet vor? Ebendaselbst heisst es von den Jungfrauen nach der Schlacht, sie sollen sich „über die so gesunken sind, niederbeugen und ihnen das Blut aus der Wunde saugen", eine in den drei Bardieten sehr häufig vorkommende Phrase. Vgl. hierzu Kleists Hermannsschlacht V, 22, 50.

*** Köpke p. 94.

sorgniss, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück.“ Im Hause des Grafen Kollowrat wurden diese Schriftstücke vorgelesen, fanden lebhaften Anklang,* als mit einem Mal die Niederlage von Wagram alle Hoffnungen der Patrioten in Stücke schlug. Die Zeitschrift unterblieb.

Die Dokumente, vier an Zal,** sind folgende: Die Einleitung für die Germania, ein Aufruf für dieselbe, ein Artikel: „Was gilt es in diesem Kriege?“ und der „Katechismus der Deutschen, abgefasst nach dem Spanischen“ (zu ergänzen: Beispiel). Gemeinsam allen ist der furchtbare Rachefanatismus, der in der Hermansdichtung so mächtig und in dem Gedicht: „Germania an ihre Kinder“ wol am dämonischsten sich offenbart:

„Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Lasst, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!“

Erstens fragt sich der Dichter, was es in diesem, dem grossen Kriege gelte. Nicht den Ruhm eines jungen, unternehmenden Fürsten, nicht die Genugtuung einer empfindlichen Favorite, keinen Erbfolgestreit, der die Kämpfer wie Figuren in einem Schachspiel behandelt, keinen Beutezug — sondern eine Gemeinschaft, wie die deutsche, die tausend Jahre bestanden habe, denen alle Völker der Erde Dienstleistungen schuldig, weil sie solche von ihr empfangen, eine Gemeinschaft, der Leibniz, Gutenberg, Keppler, Hutten, Friedrich und Klopstock angehört haben. Wer möchte in dieser Ausführung die „grosse Sache Deutschlands“ verkennen, der es um „der Germania heilgen Grund“ zu tun ist, und die Herman auf seine Fahnen geschrieben hat. Und wenn es in der Hermansschlacht (I, 3) heisst:

„Wenn sich der Barden Lied erfüllt,
Und unter einem Königsscepter

* Koberstein Nr. 52.

** In der „Gegenwart“ 1876, Nr. 45 wurden noch einige hierherbezügliche Bruchstücke nachgeliefert. Zu diesen sind auch heranzuziehen die beiden Gedichte: „Kriegslied der Deutschen“ und „Germania an ihre Kinder“, als neue Variationen des Hermansthemas.

Jemals die ganze Menschheit sich vereint,
So lässt, dass es ein Deutscher führt, sich denken,
Doch nimmer jener Latier —
Der keine andre Volksnatur
Verstehen kann und ehren, als nur seine" —

so führt der Publicist Kleist aus, (Köpke p. 99) eine Gemeinschaft gilt es, „die herumgeflattert ist unermüdlich, einer Biene gleich, Alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich als ob nichts von Ursprung herein Schönes in ihr selber wäre."

Diese Rettung praktisch zu verwirklichen, soll an die Spitze der ganzen Nation Franz der Erste, der alte Kaiser der Deutschen, treten.* Man sieht, der Brandenburger und Preusse untergibt sich, dem Ganzen zu Liebe, trotz alles schönen Localpatriotismus, willig einer andern Macht. So treten auch Herman und Marbod zusammen zum edlen Wettkampfe miteinander um die Entsagung von der Oberherrschaft, sobald es das Wol des Ganzen gilt.

Das Schonungslose des Kampfes, nachdem die Notwendigkeit des Krieges bewiesen, führt der „Katechismus der Deutschen" in knapper und prägnanter Weise aus. Wenn alles unterginge in diesem Kriege, so wäre derselbe doch zu billigen, denn wie das Gesprächbüchlein schliesst: „Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen ihrer Freiheit wegen sterben." „„Was aber ist ihm ein Greuel?"" „Wenn Sclaven leben!" — Jetzt begreifen wir, warum Herman verächtlich die Vorschläge der Tugendbündler, ihres eigenen Landes doch lieber schonen zu wollen, zurückwies, warum er diejenigen Römer, die ihm Gutes getan, verflucht, ja warum er selbst heimlich die Untaten der Gegner begünstigt und sie zu steigern bestrebt war.**

* Es ist interessant zu verfolgen, wie Kleist überhaupt für Oestreich als Führer der Bewegung eingenommen war. Nur einige Beispiele: Köpke p. 83. 84. 90. 91. 92. 94. Hempel V (wo Ergänzungen der politischen Schriften beigebracht sind). p. 80 81. Man ziehe hierzu Köpke p. 91 den bitteren Seitenblick auf die zurückhaltende preussische Politik heran.

** Es wäre interessant nachzuweisen, was hier nicht geschehen kann, in wie weit sich die eben vorgetragenen Kleist'schen Ideen der vier Dokumente zu den Reden Fichtes an die deutsche Nation, die 1808 erschienen, verhalten.

Aber all dieses, so grossartig es auch gedacht und gewollt ist, hätte nicht hingereicht, Kleists Hermannsschlacht bis in unsre Tage zu retten. Dass sie erst siebzig Jahre, nachdem sie gedichtet, recht eigentlich zu wirken begann, ist ein Compliment für dieselbe als Kunstwerk. Durch Recitationen,* Aufführungen ist das Werk, bisher neben den übrigen Dramen des Dichters unverdientermassen zurückgesetzt, plötzlich zu weitester Bekanntschaft und Achtung gediehen. Freilich arbeitete ihm das Jahr 1870 vor, wie andrerseits der eiserne Schritt dieser Tragödie über die weltbedeutenden Bretter mahnend an das Ohr der erwachten Nation schlug.

Kleist war nicht der Einzige, der in den Tagen der Erhebung den alten Cherusker an das Licht beschwor,** um durch seine Erscheinung die Gemüter zu trösten und zu stärken. Bereits 1807 war eine Zeitschrift „Thusnelda" mit germanistischen Beiträgen erschienen, 1814 arbeitete man in einer andern, „Hermann"*** getauft, der neuen Erhebung vor. Ebenso im „Hannöverschen Magazin" desselben Jahres, in dem es heisst:† „Wo in unseren Tagen irgend in teutschen Landen Vaterlandsliebe und Ergreifen der Waffen erweckt und befeuert wird, um die dem verdrängten Feinde abgewonnenen Vortheile und die Freiheit des Vaterlandes zu behaupten, und ihm einen sichern Frieden abzuzwingen; da wird auch Hermanns Name in Ermunterungs-Gesängen und Aufrufen genannt." Und: „Hätten wir keine historischen Zeugnisse von dieser Befreiung unsers Vaterlandes, so könnten wir aus der Fortdauer unserer Originalsprache mit ihren Eigentümlichkeiten schon schliessen, dass die Römer Teutschland sich nie unterworfen und beherrscht haben." Im ferneren wird stolz betont, dass Armin ein Hannovraner gewesen und seine Geschichte mitgeteilt, auch auf die eigne Zeit häufig Bezug genommen.

Auch Ernst Moriz Arndt liess seine Stimme er-

* Durch Rudolf Genee in Wien, der auch die Zurichtung für die Bühne besorgte.

** Siehe Nachtrag p. 329.

*** Nr. 1 und 3.

† Februarheft Nr. 12 und 13. p. 177. 191.

tönen,* und zwar in einer warmen und herzlichen Wiedergabe der von den römischen Historikern überlieferten Tatsachen, aber durchströmt von jenem tüchtigen, gottvertrauenden Geiste, der auch die winzigste Kundgebung des Mannes beseelt. Auch ihm ist, wie seinem Zeitgenossen Kleist, der Römer eine Vorausnahme des welterobernden Franzosen, und der Befreiungskampf ein durch Recht, Gewissen und Mannheit gebotener heiliger Krieg. Bedeutsam ist, was uns im Laufe unsrer Betrachtung schon häufiger aufgestossen, die Hervorhebung des gekränkten Rechtsgefühles der Germanen, dem römischen Prätor und den fremden Juristen gegenüber: eine feine Wahrnehmung, die, wie wir sehen werden, in Grabbes Armintragödie ein bedeutsames Motiv werden sollte.

Auch in der Folgezeit, als nach Abschüttelung des ausländischen Jochs alle Kräfte der Nation sich doppelt regten und einen goldnen Frühling in Aussicht stellten, arbeiteten gleiche Zeitschriften für das Wol des Volkes.** Es ist natürlich, dass man jetzt das Schwert des Zornes beiseite legte, um mit dem Pfluge der Wissenschaft den zerstörten Boden des Vaterlandes wieder bebauen zu können. Daher findet sich meist Historisches, Sprache und Kultur Betreffendes vor, namentlich germanistische Altertumskunde, welche in jenen Tagen ihre Flügel zum ersten Male kräftiger zu regen begann; Sagenhaftes, über Rübezahl; Antiquarisches, über einen bei Marburg gefundenen steinernen Streithammer; Bezügliches auf die Zeit und schliesslich Nachrichten von Armin. Abgesehen von einer Biographie Hermanns, die besprochen wird,*** ist ein

* Historisches Taschenbuch für das Jahr 1814; wieder abgedruckt in: Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte. Leipzig 1814. I, 44 ff.

** Thusnelda, Unterhaltungsblatt für Deutsche. Herausgegeben von Karl Wilhelm Grote und Friedrich Rassmann 1816. — Thusnelda, eine Zeitschrift für Deutsche, der Unterhaltung, im besseren Sinne des Wortes gewidmet. Herausgegeben von C. W. Grote und Fr. Rassmann. 1817.

*** Hermann: der erste Befreier der Teutschen, historisch dargestellt von L. Steckling, Dr. phil. Prenzlau 1816. In Nr 102: Eine recht leicht vorgetragene Erzählung der ersten Römerkämpfe mit unseren Vorfahren, von der Erscheinung der Kimbern und Teutonen an bis auf Hermanns Tod, nach den römischen Quellen, mit Einstreuung einiger Reden, wie sie gehalten worden sein können; auf die Art, wie Livius und andre Geschichtsschreiber Schlachtreden einweben. In den Anmerkungen sind recht viele gründliche und geistreiche Erörterungen über deutsches Altertum.

Gedicht zu nennen in Hexametern, betitelt: „Des Knaben Kampf mit dem Römer. Bruchstück aus dem zweiten Gesange des Hermann, einer nächstens erscheinenden grössern Dichtung von Braun.“* Das Fragment behandelt eine Episode vor der Schlacht; nachdem Hermann zum Führer gewählt ist, teilt er seine Befehle aus; dann lässt er einen Römer herbeischaffen, durch dessen Kampf mit einem Eingebornen der Ausgang des Treffens erforscht werden soll:**

„Sprachs und ging, doch die Fürsten erwogen im Herzen die Rede,
Richtend den Blick dorthin, von wannen er wieder erschiene.
Wenig nicht staunten sie, da er kam und ein stattlicher Mann ihm
Wandelt zur Seit, in Eisen gehüllt — ihm klappte der Harnisch
Auf der Brust, und der eherne Schild durch die Dämmrung des Waldes
Sendete Leuchtnng umher; in der Mitte der bauchigen Wölbung
Zuckte ein Blitz, gebildet aus Gold, und ein Adler trug ihn,
Silbern; dem obersten Haupt entragt die Kuppel des Helmes,
Und es nickte der Busch auf gepanzerte Schultern hernieder.
Mächtig schritt er einher, und blickt auf der Fürsten Versammlung;
Gleich als wär er selber ein Fürst; das dunkle Auge
Rollt er in Kreisen, und schön, so nannt ihn die ganze Versammlung.
Hermann sprach, hier hast du dein Schwert und die eigne Lanze;
Gebt auch der Unsrigen einem die Waffen des Landes, dass beide
Kämpfen und Vorbedeutung des Werks uns gebe der Ausgang.
Sprachs und der Priester erhub sich, durchs Los aus Hermanns Genossen
Einen zum Kampf zu erlesen; indess erzälte den Fürsten,
Die ihn befragten, der Held, wie er dort bei Aliso's Kastelle
Diesen fing, mit Gewalt auf der lustigen Jagd ihn entraffend.***

Der Kämpfer auf deutscher Seite ist Hermanns jüngerer Bruder, Krafto: man mahnt ihn, als „noch nicht mit der Jünglingswaffe bewehret“, einen andern für sich streiten zu lassen; der aber weist es zurück und besiegt, wie der Knabe David,

* 1816. Nr. 98. 100. Ob die Zusage erfüllt ist, ward mir nicht bekannt.

** Tacitus, Germ. c. 10. — Sollte hier die ähnliche Scene aus Klopstocks: „Hermann und die Fürsten“ Vorlage gewesen sein? Der Charakter der Dichtung, soweit das obige Bruchstück ihn kennzeichnet, schliesst eine Nachahmung nicht aus, da z. E. das ganze Colorit der Sprache der homerischen nachgebildet ist.

*** p. 248 f., 268 f.

den römischen Goliath. So ward zum ersten Male Armin in deutschen Hexametern gefeiert.

Aus dieser Stimmung, der Freude über das abgeworfene Franzosenjoch und der Hoffnung für die Zukunft, welche noch nicht, wie es bald geschehen sollte, bitter getäuscht war, ist auch das grosse Werk Fouqué's herausgedichtet: „Hermann, ein Heldenspiel in vier Abentheuern. Nürnberg 1818."*

Das Sammelwerk, dessen ersten Band der „Hermann" füllt, nennt sich: „Altsächsischer Bildersaal." Der Plan desselben entstand, unter Mitrat eines Geschichtsforschers, der nicht genannt sein wollte, während der Wetter des Jahres 1812; eine historisch-poetische Bildergalerie sollte das Unternehmen sein, kein eigentlich poetisches Werk; waren doch ursprünglich selbst die Verse verpönt; welches dem jungen Geschlecht, das, so hoffte man damals, einst den Befreiungskampf zu unternehmen hätte, die Vergangenheit zu erhalten bestimmt war, um es durch dieselbe zu der grossen Aufgabe vorzubereiten. Noch zweierlei ward besonders beabsichtigt: vornehmlich die Geschichte der Altsachsen (der Deutschen zwischen Ostsee und Rhein) würde zu berücksichtigen sein, und das zu Bietende müsste durchaus allen Klassen des Volks verständlich gemacht werden. Die Arbeit wollte man sich teilen; der Geschichtsforscher hatte das Material zu liefern, das Fouqué verarbeitete.

Dieser war vierzig Jahre alt, als er an den altsächsischen Bildersal herantrat; er begeisterte ihn dermassen, dass er in ihm von nun an die Hauptarbeit seines Lebens erblickte. Aus dieser Schaffensfreude heraus schrieb er das Heldenspiel, dessen Vorrede mit den schönen Worten beginnt:**

„Auf unser deutsches Vaterland drückten Tage, die noch gar nicht lange vorüber sind, die aber vor dem gewaltigen Gange der durch Gott verhängten Weltbegebenheiten nachgrade in den Hintergrund zu treten beginnen: Tage der Schmach und der Noth, wie sie in solchem pressenden, ja vernichtend scheinenden Masse seit den frühesten Zeiten unsrer Geschichtskunde noch nun und nimmermehr dagewesen sind. – Und so etwas

* XIV und 412 Seiten.
** p. V.

soll und darf nicht in den Hintergrund zurücktreten, denn theils möge es uns ein warnendes Denkmal des ernsten, göttlichen Zornes bleiben, theils ein tröstliches, dankerweckendes Denkmal errettender göttlicher Huld. Nieder in den Staub davor, ihr menschlichen Geschlechter, und zittert und betet an, und jubelt und betet an! Denn der Herr hat auch wohl noch entsetzlichere Pfeile in seinem Köcher, und noch lieblicheren Balsam in seinen Gefässen."

Das Buch selbst hat folgenden Inhalt:

Der sechste Jahrestag der Winfeldschlacht (denn die Legionen des Varus sind bereits vernichtet) wird festlich begangen; Freudenfeuer werden abgebrannt, Barden singen Lieder; man spielt, trinkt. Selbst Segest,* obwol wegen seiner Römerfreundschaft gemieden, findet sich in den fröhlichen Reihen ein. An ihn setzt die Handlung an, indem er heimlich mit einem Abgesandten des Marbod, Ruthar, wegen Agitation gegen den sonst allgemein verehrten Herman verhandelt. Die Achtung vor Armin zeigt sich gleich darauf, (und hier tritt der Held zuerst in die Action ein) dass er einen Streit, der nach altgermanischer Gewohnheit bei dem Fest ausbricht, (ein Knabe wird durch die Unvorsichtigkeit eines andern beim Schwertertanze verletzt) durch seine Dazwischenkunft schlichtet. So schliesst das nationale Fest versöhnlich ab. (Vorspiel.) Aber Unheilvolleres naht. Segest hält die Zeit zur Ausführung seiner hochverräterischen Pläne für gekommen, da geheimnissvolle Priestersprüche auf eine Aenderung in den Verhältnissen hinzudeuten scheinen, und, da Germanicus linksrheinisch lagert, glaubt er sich unterstützt genug, und beginnt mit Thusneldens Raub den Krieg. Er täuscht sich auch in seiner Rechnung auf römische Hülfe nicht; denn als der durch die Entführung seiner

* Er motivirt seine Opposition hier so (p. 97):

„Du denkst wol gar, mir sei mein Volk verhasst?
Das eben nicht . . . .
Klug werden soll's, hervor soll's aus den Wäldern,
In Freud und Herrlichkeit gut römisch seyn.
Dann hätt' ich's gern beherrscht, dies Sassenvolk,
Als Romas Freund die wilden Sweven bänd'gend,
Und so zuletzt, ein deutscher Imperator,
Neben Tiberius, Römersprach' und Weisheit
Durch all' die froh erstaunte Welt versandt."

Gattin ergrimmte Armin, dessen Unglück alle Stämme zu einigem Handeln bewegt, ihn in seiner Burg, wohin er seine Tochter geschafft, belagert, entsetzt ihn Germanicus, führt jedoch, der Sicherheit halber, ihn nebst Thusnelden als Gefangene mit sich fort. Herman, der zu weichen gezwungen war, sammelt racherufend neue Scharen; an der Werra treten ihm die römischen Legionen, die zuvor ihre im teutoburger Walde gefallenen Brüder bestattet haben, entgegen, werden jedoch geschlagen und müssen sich an den Rhein zurückziehen. Aussichten auf neue Kämpfe eröffnen sich. (Erstes Abentheuer: Hermann und Thusnelda.) Herman, um den Krieg gegen die Römer nachhaltiger führen zu können, fordert Marbod, den Markomannenherrscher, zum Bündniss auf, was dieser, eine selbstbewusste Natur, die Niemandem verpflichtet sein will, jedoch ablehnt. So muss denn aufgeboten werden, was die Waffen tragen kann und an der Weser trifft Armin mit Germanicus, der vom Meer aus diesmal Germanien heimsucht, zusammen. Nachdem er sein berühmtes Zwiegespräch mit seinem Bruder gehalten, beginnt die Schlacht; Germanicus, die Stimmung der Krieger zu erforschen, hat vorher unerkannt mit Flavius die Zelte belauscht. Infolge der Eigenmächtigkeit des Hermans-Oheims Ingomar geht das Treffen verloren; Herman entkommt, verwundet. Aber der Römer, nachdem er an dem Flusse durch Errichtung eines Siegesdenkmals seinem Ehrgeiz Genüge getan, hält es doch für geraten, auf demselben Wege, auf dem er gekommen, den Rückzug nach Gallien anzutreten. (Zweites Abentheuer: Hermann und Germanicus.) Nachdem so das Römertum zurückgeschlagen, macht sich das mächtige Markmannenreich immer drohender den Sassen gegenüber geltend; ein Zusammenstoss, da ohnedies sein Beherrscher die Mitkämpferschaft gegen Rom abgelehnt hat, muss erfolgen. Vermittler dieses Kampfes sind die von dem herrischen Marbod abfallenden Stämme der Semnonen und Longobarden, die Herman zu ihrem Herzog wälen. Zwar tritt auch auf sassischer Seite ein Abfall ein, indem Ingomar, gekränkt über die Superiorität seines Neffen, zum Gegner übergeht; aber an der Elster bleibt Armin vollständig Sieger, so dass Marbod gezwungen wird, nach Böhmen zu retiriren. — Wie schon früher, spielen, im Gegensatz zu dem

Charakter der nordischen, im sonnigen Ravenna idyllische Scenen mit Thusnelda, ihrem in der Gefangenschaft geborenen Sohne Thumelicus, und Italus, dem Hermans-Neffen, in die heroische Handlung hinein. Thumelicus und Italus wachsen, ohne sich zu kennen, bei einander auf, fühlen sich aber unwillkürlich zu einander hingezogen. (Drittes Abentheuer: Hermann und Marbod.) Nachdem Marbod besiegt und auf römisches Gebiet geflüchtet, steht Herman als Alleinherrscher in Deutschland da; er will nun auch dem Namen nach König sein, (Caesar Germanicus) indem er dann leichter die gesamten Germanen zur Heeresfolge berufen und nach Italien zur Unterdrückung Roms und zur Befreiung seiner Lieben führen kann. Der mächtigste Fürst nächst Armin, Ingomar, (er hat sich mit seinem Neffen wieder versöhnt) ist diesem Plane nicht abgeneigt; da tritt der alte Unruhstifter Segest, der seiner römischen Haft entflohen, wieder unheildrohend dazwischen. Von ihm überredet, will Ingomar Armin von seinem Beginnen abbringen; man bestimmt zum Ort der Zwiesprach, denn auch Herman hofft seinerseits den störrigen Oheim zu bekehren, die Trümmer des Tanfanatempels, wo die letzte, die Schlussscene sich abspielt. Hier ereignet sich nun etwas für die Armingeschichte ganz neues; eine allerdings originale, aber auch sehr gewagte Beleuchtung erhält sie durch das Aufgehen der Sonne des Christentums.

Schon durch das ganze Gedicht hat sich, von einem keltischen Priester Agrys ausgehend, ein finstrer Prädestinationsglaube (der das Heidentum repräsentiren soll) breit gemacht, eine Schicksalstyrannei, die über Herman drohend hängt, ihm nur halb deutlich ein böses Ende prophezeit, dessen Macht der Held empfindet, sich aber, trotz seiner sonst optimistischen Weltanschauung, nicht hat entziehen können. Dieser Religion der Beängstigung gegenüber tritt nun die der versöhnenden Liebe, das Christentum, welches ein germanischer Priester, der nach Judäa verschleppt ist, nach Deutschland zurückbringt. Schon sind Thusnelda, Thumelicus und Flavius von der neuen Lehre ergriffen und haben sich sterbend, in Ravenna, zu ihr bekannt; auch Herman, der bei der Unterredung durch die Hinterlist des Segest fällt, gibt sein altes Walhall auf und

tauscht dafür das Himmelreich ein; der Abschiedsgruss der sterbenden Thusnelda, der durch ein Wunder zu seinem Ohr herübertönt, hat ihn fähig gemacht, dem zu entsagen. So reichen sich hier, geraume Zeit vor dem historischen Factum, Germanentum und Christentum, die beide, von Norden und Osten aus, das Römertum stürzen sollten, die Hände, um in die eine Macht zu verschmelzen, die Trägerin des Kulturprincips und der Weltherrschaft werden sollte: das christliche Germanentum. (Viertes Abentheuer: Hermanns Tod.) So kann denn auch Herman sterbend flüstern:

„O trautes Sassenland, der Seegensstrahl,
Der ahnend jetzt um meine Seele zieht,
Wie wird er funkeln einst auf deinen Gauen! —
Seht ihr's? die Erde wird zum Himmel schon. —
O könnt ich sagen, was im Ostland, — still!
Thusnelda und Thumelico, ihr wissts."

Die Dichtung Fouqués aber schliesst mit folgender (Nibelungen-)Strophe:

„Und als die Heldenblume sank in ihr rotes Blut,
Da blühte sie so fröhlich, als kaum nur Blume thut,
Die sich, ein junger Erstling, erschliesst der Maienluft.
Viel blüh'n der Heldenblumen einst aus der lieben Hermannsgruft!"

Wie man aus dieser Inhaltsangabe ersieht, haben wir es hier mit keinem ganz ungewöhnlichen Werk zu tun, wenn auch die Eigenheiten seines Autors ihm reichlich anhaften. Im Ganzen genommen ist die Dichtung das Erzeugniss eines talentvollen Eklekticismus ohne ausgeprägten Kunstcharakter. Shakespeare, Klopstock und Kleist waren die leitenden Sterne. Die Nachahmung des ersten zeigt sich in der zerklüfteten Handlung, (denn das Gedicht hat dramatische Form) in den vielfachen Reminiscenzen an Macbeth, Lear, in der dramatisirten Historienbehandlung, in der Nachahmung des Genial-Barocken, das aber im Hohlen und Kindischen verpufft. Klopstockisch ist das Vordrängen des Kulturhistorischen,* das Pochen auf

* Z. B. im Vorspiel folgender Auftritt:

Wehrmund (ein Wehrmann).
Was schenkst du denn nicht ein, mein blühend Kind?

Deutschtum, die unverdaute Wiedergabe germanischen Altertums mit ihren Flüchen: Dass Thor und Donner! und ähnlichem. Mit Kleist* stand Fouqué in freundschaftlichem Verkehr; es konnte bei des Letzteren Aufnahmefähigkeit nicht fehlen, dass des Freundes realistische Sprechweise, die den Gedanken stets da zu packen wusste, wo er am drastischsten zum Ausdruck gelangte, ihm oft in die Feder kam, wie p. 88:

Germanicus.

Aus freudiger Seele
Fass ich beim Stirnhaar die Gelegenheit —

und Seite 172, wo Ingomar ausruft:

Hildeswith (seine Tochter, Schenkin).
Darf nicht mehr Schenkinn seyn, du edler Vater.

Wehrmund.

Warum nicht?

Hildeswith.

Tritt abseit, da sag' ich's dir.
(Sie gehen etwas seitwärts.)

Hildeswith (nach Hildegast winkend).

Der dreiste Jüngling dort hat mir die Hand,
Als ich den Trank ihm reichte, mitgefasst.

Wehrmund.

Wol unversehn's?

Hildeswith (zögernd).

Er hat sie mir gedrückt.

Wehrmund.

Sehr frech! das soll er büssen.

Hildeswith.

Vater, nein.
Lass mich nur still zurück in meine Kammer.
Ihm aber — ihm thu nichts. Du sprachst ja selbst,
Vor Eppius hab' er als ein Held gestanden.

Wehrmund.

Das hülf' ihm nicht so ganz. Nun aber wiss':
Er warb bereits um dich, und ich schlug ein:
Willst nun uns wieder schenken?

Hildeswith.

Ja, recht gern.
(Sie treten wieder zu den Andern.)

* Ed. v. Bülow, Heinrich von Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848. p. 245.

„Potz deutsche Freiheit! Wo man jetzt auch hinhört,
Klingt einem deutsche Freiheit in das Ohr.
Der Hermann, glaub ich, hat das Wort erfunden;
Als er den Varus schlug.“ *

Dann wieder umweht uns die Luft des durch Arnims und Brentanos Wunderhorn neu zu Ehren gebrachten Volkslieds, wenn (p. 318) zwei Waidmänner sich also begegnen:

Erster.

Ho, ho, mein lieber Waidmann, hast du nicht vernommen,
Wo meine hochlautenden Hunde sind hingekommen?

Zweiter.

Ich sah sie dort unten im tiefen Thal.
Sie jagten einen Hirsch nach eig'ner Wal. —

Ueberhaupt liegen die neu erwachten Bemühungen um deutsches Altertum — und dies ist eine sehr beachtenswerte Seite — Fouqué sehr am Herzen; Stabreim führt er ein; die wiedereroberte Nibelungenstrophe verwendet er, wenn auch etwas unorganisch, zu Liedern und Reflexionen, wie in dem Festlied der Winfeldfeier, welches zugleich als Beleg für die vielen schönen Partien des Gedichts dienen möge:

„Was liegt auf grüner Haide? Was schimmert *weiss* im Wald?
Das sind die Varusrotten, so bleich und starr und kalt.
Wer singet *L*eide, *L*eide? Wer ist so trüb zu schau'n?
In lauter heissen Thränen? Das sind die stolzen Römerfrau'n.

„Wer jauchzt auf grüner Haide? Wer zecht im grünen Wald?
Das sind die deutschen *R*ecken, so *r*eich an Siegsgewalt.
Wer geht nach schönen Blumen hellsingend durch die Au'n?
Wer flicht so bunte Kränze? Das sind die lieben deutschen Frau'n!

„Nun sind fünf Jahr vergangen, seit's keinen Varus giebt,
Doch wird man von ihm sprechen, so lang' es Deutsche giebt,
Und käm' solch *D*ing 'mal wieder, und spielt in *D*eutschland Richter,
Käm's gleichermass zu Falle, sammt seinem Raubgelichter.

„Und so was soll man feiern, so oft der Jahrestag
Rückkehrt im Lauf der Zeiten, wo unser Feind erlag,

* Vgl. noch p. 158. „Und ich ein Fechter etc.“

Mit Flammen auf den Bergen, mit Festen frisch im Thal.
Brennt, Flammen! Jubelt, Brüder! denn heut ist solch ein Ehrenmahl!“*

So klingt, was man zur Zeit der Hohenstaufen versäumt, gleichsam auch aus dem dreizehnten Jahrhundert ein Lob Armins und seiner Taten zu uns herüber.

Das Originale und zugleich Ergreifende und auch das eigentlich Bleibende und Wertvolle an Fouqué's Werk — das Festlied lässt es ahnen — liegt in der Wiedergabe jener Stimmung, die — ich möchte sie als Festesstimmung bezeichnen — auf die Trauer der verflossenen Jahre folgte, und die — denn leider sollte sie nicht lange währen — der Dichter in seinem Werk festgehalten hat. Die Hermannsschlacht hatte in Zeiten der Not Kleist geschlagen; Fouqué fühlte sich zum Dichter des Sieges berufen. Wenn er die „Wehrmänner des Cheruskabundes“ den Jahrestag der Schlacht feiern lässt unter dem Anzünden von Freudenfeuern auf den Bergen, wer denkt da noch an die Schlacht im teutoburger Walde? die Völkerschlacht bei Leipzig war es, die Freudenfeuer und Dankgottesdienste vom 18. Oktober, die der Dichter verherrlichte und welche er in ein vorgeschichtliches Faktum versteckte. Die Wonne der ersiegten Freiheit zieht durch das ganze Werk und findet ihren Ausdruck in ergreifenden Worten, die, seltsamer Weise ganz kleistisch klingend, wie eine Stimme aus dem Grabe des toten Sängers emporsteigen (p. 68. Thusnelda):

„Schau' um dich her mit offnem Heldenblick,
Wie vormals, und dann freu dich.
Der Frühling strahlt ob unserm deutschen Land
Im Morgenroth herrlich ersiegter Freiheit. —
An die Gewitter denkst du,
Die schwefelblau um unsre Gränzen ziehn?
O lass nur! —
Die fruchten segnend. Trifft ihr Flammengruss
Auch manch ein edles Haupt vielleicht zum Tod, —
Doch blüht die ganze Flur in seel'ger Frische
Und froh sitzt, wer da fiel, an Wodans Tische!“

* Vgl. noch p. 152.

Freilich muss man diese Schönheiten aus einem wahren Wust von Wunderlichkeiten und Verfehltheiten herausklauben. Momente, voll Kraft, wie jene, in denen die gefangene Thusnelda hoheitsvoll dem Germanicus entgegentritt, als wäre sie die Siegerin, (p. 95 ff.) und Herman alsdann racherufend durch ganz Deutschland jagt, wechseln mit solchen von unglaublicher Geschmacklosigkeit ab, fratzenhaft, wie die Scenen, in denen die Priester ihr nächtlich-unheimliches Wesen treiben, unzureichend in der Behandlung wie jene, in denen Segest, gefangen, um sich zu zerstreuen, ein Wachsbild Hermans verfertigt, um es dann im Feuer verbrennen zu lassen, wodurch er nach altem Glauben seinen Feind verderben kann (p. 149 f.); Stellen von ungemeiner Lieblichkeit (ich verweise auf das Wiegenlied Thumelico's) stehen kränklich-sentimentalen gegenüber, die ein fremdes, schwächliches Element in das deutsche Altertum hineintragen. Ganze Verhältnisse, wie die Uneinigkeit unter den Stämmen, die Kurzsichtigkeit der Germanen in politischen Dingen bei aller Kraft sind vorzüglich durchgeführt; manche Scenen setzen vortrefflich an, so (p. 311—318) jene, in der, durch die halb furchtsamen, halb spöttischen Reden der Volkshaufen in Ravenna über die Varusschlacht angestachelt, sich im kleinen Thumelicus der Sohn des Armin regt, bis er, da der Tumult wächst, der Knabe, inmitten der drohenden Menge, ganz als ein Held dasteht, er der Gefangene Sieger, sie die Besiegten; aber hier bricht das Genie plötzlich ab; was folgt, ist ungenügend; hier fehlte der grosse Dichter und Dramatiker, um aus diesem Keim eine wirkliche Scene zu gestalten; es bleibt bei dem Contrast der Gegner, dem Ansatze dazu.

So kommt es auch, dass dem Dichter Charaktere, vorzüglich durchgeführte, angehören, wie der wilde, aber gutherzige Ingomar und der, wenn auch etwas an Shakespeare gemahnende, wahnsinnige Aulus, ein Gefangener und Nachkomme der berühmten Fabier, in dessen Kopfe die Reminiscenzen an sein altes Geschlecht und die Betrachtungen über seine jetzige Stellung (er ist Kuhhirt) seltsam durcheinanderspuken; und wieder Gestalten, hohl wie Segest, fast kindisch, wie jene Priester; Reflexionen der trivialsten Natur und dem gegenüber die feinsten seelischen Beobachtungen, die bündigsten und treffendsten

Aussprüche:* so präsentirt sich uns der Dichter und sein Werk, und es muss leider hinzugefügt werden, dass die besseren Stellen nicht immer die zalreicheren sind.

Eine ganz andere Luft strömt das letzte Werk aus, das, dem Kreise der Hermanspoesie angehörig, noch zur Literatur unsrer Epoche gerechnet werden kann, da der Wirkungskreis seines Schöpfers bereits abgeschlossen hinter uns liegt, die Meinung über seine Bedeutung und den Wert der Schöpfung sich längst zu einem festen Urteil gestaltet hat. Es ist Grabbe's „Hermannsschlacht. Ein Drama". 1834.

Schon die Zeit, in der es entstand, war eine ganz andre, als die der ersten zwei Decennien des Jahrhunderts. Politische Unfreiheit gestattete ein zwangloses Entfalten des Geistes fast ausschliesslich im Reiche der schönen Wissenschaft; und in diesem konnte das Grosse sich nur noch als Reaction gegen das Süssliche, Sinnliche, Entnervte, Gemeine** bewähren. Grund genug dafür, dass ein reines, fröhliches, von Verbitterung unberührtes Kunstwerk zu schaffen da schier unmöglich war. Und trotzdem ward unter solch einer Constellation ein wirklicher Dichter, der unglückliche Christian Dietrich Grabbe in die Welt gesetzt und zur Fahne der Schönheit und Wahrheit berufen. Man sieht, die Waffen waren bereits ungleich, als er gegen die obengenannten Mächte den Kampf begann.

Halten wir sein Hermansdrama — wol die zweitbedeutendste Leistung auf dem Gebiet unsres Stoffes — gegen das seines Vorgängers Kleist, so stossen wir, was Absicht, Plan, Ausführung, Genie anbelangt, überall auf Gegensätze. Grabbe leitete nicht die Begeisterung eines sich erhebenden Geschlechts auf Armin hin — die glomm bei seinen Zeitgenossen nur noch wie ein Funken, heimlich, unter der Asche; was ihn, den Westfalen, den früh gealterten Dichter, zu dem Ereigniss der Vor-

---

* p. 141.

Burgwart.

'S ist ein nachdenklich Ding um unser Deutschland.
Der Boden und der Himmel und die Ströme,
Wann frech ein Feind einbricht, sind mannigfach
Mit uns im Bund. 'S will gar nichts Knecht hier werden.

** Hermann und Thusnelda, Oper von Kotzebue.

zeit hinführte, war, wie er selbst bekannte, „das Rauschen seiner heimatlichen Wälder“.* Er zog sich auf dieses sein letztes Stück (erst 1838 nach seinem Tode ward es gedruckt) wie von der Welt zurück, von der ihn die Erbärmlichkeit der öffentlichen Zustände, sein eignes, unglückliches Naturell trennte.** Nicht an die Bühne, als höchstes Kriterium für den Wert eines Dramas, dachte er; von dieser, durch eigne und fremde Schuld, hatte er sich längst losgesagt; und so kam eine Dichtung zu Stande, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können, über die, als eine traurige Verirrung, wir aber deshalb mehr Mitleid empfinden als abfällig urteilen müssen, weil ein wirklich hochbegabter Dramatiker in ihr seinen Untergang documentirte.

Gleich die erste, oberflächlichste Betrachtung des Grabbeschen Werkes (und ich kann diese Bemerkung auch auf alle seine Dichtungen ausdehnen) übt eine total verschiedene Wirkung aus von der eines Kleist'schen Stückes. Bei Kleist ist der Reiz der ersten Bekanntschaft nicht so gross, wie bei Grabbe, dessen Dramen mehr berauschen; aber während sich bei diesen in der Folge der Eindruck kaum verstärkt, fesseln die jenes Dichters mehr und mehr, bis sie den Zuschauer vollständig erobert haben; ich möchte sagen, bei Kleist lernt man die Vorzüge, bei Grabbe die Fehler allmählich kennen.

Diese Fehler — und es ist traurig genug, dass man sich bei Besprechung Grabbe's meist auf solche einlassen muss — mehren sich bei den späteren Werken des Dichters in entsetzlicher Weise, je mehr er sich in sich selbst grollend zurückzog, so dass wir in der Hermannsschlacht die äusserste Grenze der Gewagtheiten, zu denen ein Dramatiker sich verirren kann, bereits längst überschritten haben. Respectirte der Schauspieldichter im „Napoleon“ und „Hannibal“ — Werke, die im Charakter dem unsrigen schon nahe genug stehen — wenigstens

* Vielleicht war dabei auch der Einfluss seines Schwiegervaters Clostermaier massgebend, dessen Studien über die Schlacht wir schon berührt haben. Grabbe folgt diesen in seiner Dichtung Schritt für Schritt.

** Er selbst schrieb: „Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich fürchterlich erschüttert, ihretwegen ward ich so krank, mochts aber nicht sagen“ und „der Hermannsschlacht unterlieg ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben?“

noch die alleräusserlichste dramatische Form — hier wirft er sie ganz ab. Es ist in der Tat kein Drama mehr, das der Dramatiker dichtet, es ist aber auch kein Epos, kein rechter Roman;* es sind eine Reihe grossartiger, historischer al fresco gemalter Bilder, oder besser gesagt: Cartons, Entwürfe. Denn von Farbe, Fleisch, Lyrik, ist keine Spur mehr vorhanden. Nicht Handlung, nicht Situation ist dem Poeten mehr im Gedächtniss, nur charakterisiren will er, seine Personen zwingen, sich charakteristisch zu äussern. Aber auch nichts mehr als das. Diese Charakterisirungswut, dieses Virtuosentum des ängstlich auf jedes Wörtchen achtenden Psychologen, der am liebsten die Sätze ohne Zeitwort baut, die Nomina der Artikel beraubt, ist dermassen auf die Spitze getrieben, dass der Genuss der Dichtung von dem geistig gesunden Leser nicht ohne Nervenzucken erkauft werden kann. Hier ist der Ausdruck nicht mehr knapp, wie Grabbe's neuster Herausgeber Blumenthal ganz richtig bemerkt, sondern geizig. Und in diesen notdürftigen Kohlenstiftstrichen hingeworfen, führt uns nun der Dichter siebzehn grosse Gemälde von dem Moment an vor, in welchem Varus, erobernd gegen die Weser marschirend, sich Herman anvertraut, bis zu dem Augenblick, in dem er, von diesem verlassen, von allen Seiten angegriffen, sich zurückziehend, in dreitägigem Morden erliegen muss, worauf sich uns noch ein Schlussbild eröffnet: der an der Untergangsnachricht der Legionen in Rom sterbende Cäsar Augustus, mit den gewaltigen Perspectiven, die das welterobernde Germanentum im Norden und die Geburt des Welterlösers im Osten bieten. Es würde unnütz sein, den Inhalt des Cyclus näher angeben zu wollen; man würde damit dem Dichter nur Unrecht tun; das Eigentümliche liegt eben in der Ausführung, die Fehler wie die Vorzüge. Bilder wie der Hünenring an der Grotenburg mit dem Haushalt Hermans und Thusneldens, wie die Gerichtssitzung im Bruch zu Detmold, bei der die Germanen statt Recht nach ihrer Ansicht nur Unrecht erhalten, Verhältnisse, wie der Gegensatz zwischen römischem und deutschem Wesen;

* Das Ganze wird, ausser in „Eingang“ und „Schluss“ in drei „Tage“ und drei „Nächte“ eingeteilt.

die Perspectiven des Ganzen — all dies kann nicht prachtvoller vorgeführt werden. Und hier ist ein Vorzug vor der Kleistschen Behandlung zu verzeichnen. Bei letzterem waren es persönliche Einzelheiten, wir wollen sagen: Kleinlichkeiten, welche die Deutschen erbitterten. Aber wer gesehen, wie das römische Recht bei Grabbe die Gemüter der Germanen erregte, wer hörte, wie der Ehebruch — nach Tacitus das schwerste Verbrechen, das die alten Deutschen kannten — von den Römern noch frivol beschützt, der Kläger wegen seines Hörnertragens obendrein verhöhnt wurde, der begreift die furchtbare Rache, welche die Sieger an den fremden Schreibern und Juristen nahmen.

Aber das, was wir dem Dichter doch am schwersten anrechnen müssen, liegt noch auf andrer Seite. Es ist eine Art Auswuchs der genannten Schwächen. Sein Realismus ist oft prachtvoll — ich verweise auf die Gestalten der Germanen, echt westfälische Bauern, wie sie Grabbe selbst täglich zu beobachten Gelegenheit hatte: zäh, ohne Weitblick, aber ehrlich und fest — doch dieser Realismus, anstatt sich künstlerisch zu klären, wird vielmehr zu einer vollständigen Abwesenheit jeglichen Idealismus. Dieser Todeskeim lag schon in Grabbe's Jugenddramen versteckt; aber zu einem wahrhaft vernichtenden Materialismus bildeten ihn erst die entsetzlichen Erfahrungen der späteren Jahre aus. Ich will es mir gefallen lassen, dass er die Thusnelda zu einer derben, wenn auch etwas massigen Hausfrau machte, die ihren Hausstand mit dem berühmten: „Schweinejunge bete!“ regiert; aber wenn Kleist uns am Schlusse seines Dramas mit dem erhebenden Ausblick verabschiedet, dass die Deutschen — sei es in der angedeuteten, oder in einer anderen Weise — endlich doch einmal die alten Erbfeinde niederwerfen werden — Grabbe stösst mit vernichtendem Hohn sein ganzes Werk, wie ein unwilliges Kind das ebengebaute Kartenhaus, wieder zusammen. Er ähnelt hierin Heine, dessen frivole Witzelei sich ebenfalls an Armin rieb;* nur dass er anstatt zum Spott zum Hohne griff; zu ersterem war ihm die Sache doch zu todesernst. Es ist mehr ein

* Deutschland, ein Wintermärchen. c. XI.

Lachen der Verzweiflung, das dem Dichter bei dem letzten Federstrich entfährt. Wie eine Parodie klingt es, wenn der Poet, nach den drei gewaltigen Schlachtentagen, auf den Leichen der drei Legionen und ihres Feldherrn, seine Germanen zu nichts mehr einig und schlüssig sein lässt, als um einen Festschmaus zu begehen. Hier, wo die alltägliche Wirklichkeit vielleicht aufhörte, hatte der Dichter nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht, sein Reich der Fantasie anzuknüpfen, denn der Zweck der Dichtung ist nicht trostlose Unterdrückung des Grossen, sondern Erhebung.

Das Endresultat bei Betrachtung der Grabbe'schen Hermannsschlacht, wie überhaupt der ganzen Persönlichkeit, läuft auf ein tiefes Bedauern für ihn sowol wie für uns hinaus, für uns, dass uns ein solches Genie, man kann es wol aussprechen, fast vollständig verloren gehen musste. Wir Deutsche haben überhaupt eigentümliches Missgeschick mit unsern Dramatikern; man denke, ausser an Kleist und Grabbe, nur an Gryphius und Hebbel. Immer sind es widerwärtige persönliche Verhältnisse, ungünstige Zeitmomente, die statt des Grossen ein Zerrbild desselben zeitigen. Die freie Entwicklung, wie sie einst in England und Spanien Gewaltiges schuf, hat nicht an der Wiege unsrer Dramatiker glückwünschend und segenspendend gestanden.

Mit der Beurteilung der Grabbe'schen Dichtung schliesse ich die fünfte Periode der „Hermannsschlacht in der deutschen Literatur" ab, weil die Publicationen, welche die letzten vier Jahrzehnte uns gebracht haben, einer noch nicht abgeschlossenen Literaturepoche, vielleicht auch nur der Vorperiode einer solchen angehören, und verweise die neusten Erscheinungen in den Nachtrag. Am Beginne unsrer Wanderung durch beinahe zwei Jahrtausende begrüssten uns die Spuren von Arminliedern, im Deutsch des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung gesungen; mögen daher auch Verse des ältesten Deutsch, das uns erhalten, des gotischen, uns den Abschiedsgruss geben, Stabreime, die Massmann* für das im Jahre 1875 endlich der Vollendung übergebene Hermansdenkmal bestimmte:

* Massmann, Armin Fürst der Cherusker. Lemgo 1839.

„Armin ik agis
Aram fijande
Vepnam jah vaurdam
Vaih ik faur freihals,
Reiki Rumone
Du reiran krotonds:
Sinteino saggvim
Siggvada thiudo.“*

Nachtrag.

Zunächst habe ich einen Aufsatz von Wilhelm Creizenach zu erwähnen, der in den Preussischen Jahrbüchern (Bd. 36, p. 332 bis 340) erschienen ist, und, unter dem Titel Armin in Poesie und Literaturgeschichte, das gleiche Thema wie meine Monographie behandelt. Der Gedanke, dass im Mittelalter eine Sympathie mit Armin nicht zu erwarten war, ist auch bei Creizenach vertreten, doch weicht er in der Auffassung des Interesses der Humanisten mit dem grossen Ereigniss der Vergangenheit gänzlich von der meinigen ab. Die Hypothese, dass eine Verbindung zwischen alter und neuer Zeit, was die Erinnerung an die Hermannsschlacht anbelangt, durch die Tradition des Volkes hergestellt sei, wird von Creizenach nicht berührt, weil er von vornherein an eine solche nicht denkt. Auf Seite 334 des Creizenach'schen Aufsatzes ist zu berichtigen, dass nicht Aventin der erste ist, der die Substituirung des Namens Herman für Armin bezeugt, sondern Johannes Cario, der ein Jahr vor Turnmeir, 1532, sein Armindokument verfasste. Schliesslich muss ich bemerken, dass ich dem Aufsatz die Kenntniss eines Holzschnitts verdanke, welcher Armin und die Deutschen in Landsknechtstracht auf die Römer einstürmend darstellt, während ein deutscher Krieger einem römischen Sachwalter die Zunge herausschneidet, welcher als Titelblatt der Ausgabe des Vellejus Paterculus von Beatus Rhenanus (1520) vorgesetzt ist, und dass auch einer der Stolberge in einer Ode Der Harz Herman erwähnt.

* „Armin ich, der Schrecken den Adlern der Feinde, mit Waffen und Worten focht ich für die Freiheit, das Reich der Römer bis zum Wanken erschütternd: immerdar in Liedern deutscher Völker werde ich besungen.“

Gleichfalls dem Aufsatze von Creizenach verdanke ich die Kenntniss eines Dokuments des sechszehnten Jahrhunderts, das ebenfalls einen Hermannus aufzuweisen hat und in folgendem Werk zu finden ist: Operum poeticorum Nicodemi Frischlini poetae, oratoris et philosophi comoediae sex, tragoediae duae. Cum privilegio Caesario excudebat Bernhardus Jobin Anno 1589, und zwar von Seite 256 bis 349. Es ist der Julius Redivivus, sein Autor der berühmte lateinschreibende Dramatiker Nicodemus Frischlin. Jakob Ayrer bearbeitete die Komödie später deutsch. In ihm tritt eine Persönlichkeit Hermannus auf, als Führer zweier durch Deutschland reisenden Römer, der Schatten des Cicero und Caesar, und zeigt den Fremden den Wolstand und die Herrlichkeit Germaniens; namentlich rühmend verbreitet er sich über die deutsche Kriegskunst. Auf die Frage der Reisenden, ob er nicht der Arminius sei, der Varus geschlagen, antwortet der Cicerone: „Nein, doch einer seiner Nachkommen." Dennoch haben wir hier die Armingestalt vor uns, freilich typisch erweitert zu einem Wahrer deutschen Geistes, wie ihn uns das Volkslied (p. 42), wie ihn uns Rist (p. 243) und Moscherosch (p. 246) vorführt. Auch verteidigt er die Schlacht im teutoburger Walde, die nicht durch Hinterlist, wie Cicero behauptet, sondern durch männliche Tapferkeit und mit männlichem Recht erfochten sei.

Im neunzehnten Jahrhundert ist folgendes nachzutragen:*

Johann Wilhelm Christian Gustav Casparson, Theutomal, Hermanns und Thusneldens Sohn. Trauerspiel in 3 Aufzügen. Kassel 1771.

Franz Maria von Babo, Die Römer in Deutschland. Ein dramatisches Heldengedicht in 5 Akten. München 1779. 1780. Frankenthal 1780. Coblenz 1783.

Johann Christian Ludwig Fresenius, Hermann. Vater-

* Vgl. Joseph Kehrein, Deutsche Geschichte aus dem Munde deutscher Dramatiker. Soest 1872. — Kehrein reiht p. 5 ein: „J. A. Scheibe, Thusnelde. Ein Singspiel. Leipzig und Kopenhagen 1749." Sollte dies, infolge eines Irrtums Kehreins nicht identisch sein mit dem von mir p. 265 erwähnten Singspiel: „Thusnelde, in vier Aufzügen, in Recitativversen von Johann Adolf Scheiten, k. dän. Kapellmeister. Leipzig 1749"?

ländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Frankfurt 1784. Glogau 1796.

Karl Christian Wolfart, Herman, Fürst der Cherusker. Schauspiel in 5 Akten mit lyrischem Vor-, Zwischen- und Nachspiel. Leipzig 1810.

(Lommar?), Hermann der Cherusker oder Die Waldschlachten der Teutschen. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen mit Chören. (In: Deutsche Schaubühne. Augsburg 1810—1818. Bd. 23.)

Friedrich Eberhard Rambach, Hermann. Erster Theil: Die Teutoburger Schlacht. Riga 1813.

Aloys Wilhelm Schreiber, Marbod und Herrmann, oder Der erste deutsche Bund. Schauspiel in einem Akt. Heidelberg 1814.

Georg Ernst Adolf Wahlert, Herrmann oder Die Befreiung Deutschlands. Schauspiel in 5 Aufzügen. Dortmund 1816.

Bernhard Werner, Herrmann und Thusnelda. Originalschauspiel in 4 Akten. Darmstadt 1816.

Johanna Franul von Weissenthurn, Hermann der Cherusker. Ein geschichtliches Schauspiel in 5 Aufzügen. Wien 1817.

Martin Span, Herrmann der Cherusker. Ein Trauerspiel in 5 Akten nach dem Plane des Grafen Hippolytus Pindomonte bearbeitet. Wien 1819.

Man sieht, wie die in der Abhandlung p. 302 ausgesprochene Behauptung, wie sehr die Zeit des Erwachens deutschen Geistes unter dem Druck der Fremdherrschaft, die Zeit des Abwerfens dieses Joches und der Lust über das Gelingen des Unternehmens nach dem gewaltigen Stoff der Arminschlacht drängte.

Mätzner, Hermann. Greifswalde 1822.

Wilhelm Freiherr von Blomberg, Hermanns Tod. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Hamm 1824.

G. Schütz, Armin, genannt Herrmann der Cherusker. Trauerspiel in 5 Akten. Hamburg 1830.

Ludwig Thebesius, Hermann der Cheruskerfürst. Tragödie in 5 Akten. Berlin 1839.

* * * Hermann der Cherusker. Ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Teutschlands in 5 Akten. Lemgo 1839.

Siegfried Schmid, Varus. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Dramat. Werke. Leipzig 1842—43.)

C. Heusinger, Das Hermanns-Fest im Teutoburger Walde. Dramatisches Fragment. Arnstadt 1844.

H. W. A. Kotzenberg, Armin oder Die teutoburger Schlacht. Dramatisches Gedicht in 5 Akten. Bremen 1850.

Herrmann Grimm, Armin. Drama in 5 Aufzügen. Leipzig 1851.

Friedrich Halm, Der Fechter von Ravenna. Trauerspiel in 5 Akten. Wien 1854. — Behandelt, in effectvoller aber peinlicher Darstellung, nicht die Geschichte Armins selbst, sondern den Untergang seines Weibes Thusnelda und seines Sohnes Thumelikus in Ravenna.

August Schmitz, Hermann der Cherusker. Historisches Drama in 2 Theilen. 1. Theil. Hermann und Varus. Historisches Drama in 5 Akten. Musik von K. Magnus. Dessau 1855.

Franz Bacherl, Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in 2 Abtheilungen. Nördlingen 1856. — Bacherl behauptete, Halm habe den Stoff zu seinem Fechter von Ravenna ihm entwandt.

Friedrich Pudor, Hermann und Thusnelda. Tragödie in 5 Aufzügen. Dresden 1859.

Gottfried Flammberg, Hermann. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. Erlangen 1861.

Hans Köster, Hermann der Cherusker. Dramatisches Gedicht in 2 Theilen. Berlin 1861.

Eduard Rüffer, In der Hermannsschlacht. Drama in 5 Aufzügen. Gotha 1862.

Alexis Lomnitz, Hermann. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Berlin 1863.

Rudolf Brockhausen, Die Varusschlacht. Vaterländisches Schauspiel in 5 Handlungen. Hannover 1864.

Bis hieher, bis zum Jahre 1864, wäre nunmehr die Armin-

literatur vollständig zusammengestellt. Von den Armindokumenten der letzten sechszehn Jahre wurden mir, teilweise infolge einer Aufforderung in der „Allgemeinen literarischen Correspondenz“ folgende bekannt:

1) Felix Dahn, Siegesgesang der Deutschen nach der Hermannsschlacht. (In: Gedichte, Zweite Sammlung. 2. Aufl. Stuttgart 1872. p. 157.)

2) Karl Kösting, Hermann der Befreier. Schauspiel in 3 Aufzügen. Bühnenmanuscript. Wiesbaden 1873. — Als Festspiel zur Einweihung des Arminiusdenkmals auf der Grotenburg gedichtet und aufgeführt. Wie mir der Herr Verfasser schrieb, beabsichtigt er den Stoff nochmals als Tragödie zu behandeln. Das Stück ist wol das bedeutendste, das seit Grabbe Armin behandelt.

Die Enthüllung des Denkmals am 16. August 1875 brachte nunmehr die Arminbegeisterung von neuem in Fluss. Es erschienen:

3) Hermann Rahn, Hermann, der Fürst der Cherusker. Schauspiel. Zur nationalen Jubelfeier der Enthüllung des Hermanns-Denkmals auf der Grotenburg 1875.

4) Gustav Wacht, Hermann der Cherusker. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1874. — Neu an dieser Dichtung ist das Eingreifen der germanischen Götterwelt in die Ereignisse der Schlacht.

5) Eduard Mätzner, Hermann und Thusnelda. Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Zweite Auflage. Berlin 1874.

6) Ferdinand K., Armin und Varus. Nationaldrama, geschichtstreu zur Mitfeier der Enthüllung des Standbildes Hermann's des Cheruskers auf der Grotenburg bei Detmold am 16. August 1875 nach Caj. Corn. Tacitus' einschlägigen Berichten entworfen. Frankfurt a. M. 1875.

7) Paul Höfer, Armin. Ein nationales Drama. Leipzig 1875.

8) Oscar Reichardt, Hermann. Drama in 5 Akten. Herford 1877.

9) Felix Dahn, Armin. Heroische Oper in 5 Aufzügen. Textbuch. Musik von Heinrich Hofmann. Berlin 1878.

10) Gustav Schwetschke, In Arminii monumentum Bandelianum. Auf das Hermanns-Denkmal Ernst von Bandels. (In: Gustav Schwetschke's neue ausgewählte Schriften. Halle 1878. p. 126—128.)

11) Alexander Nowack, Hermann der Cherusker. Drama in 5 Akten. Königsberg i. Pr. 1878.

12) Felix Dahn, Sühne. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1879. — Armin ist nur Episodenfigur.

13) F. H. Weddigen, Bei der Einweihung des Hermanns-Denkmals. Lyrische Dichtung. (In: Schwerdtlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzuge von 1870/71.)

In Manuscript wurde mir zugesandt:

Kurt von Rohrscheidt, Ein Königspaar der Germanen. Tragödie in 5 Akten.

Wie der Stoff immer und immer wieder seine Bearbeiter findet, beweist der zugleich klägliche wie komische Umstand, dass dem Verfasser dieser Abhandlung einmal von einem Berliner Antiquar ein Manuscript, „Die Hermannsschlacht" für den Preis von fünfzehn Silbergroschen angeboten wurde; dass die Ereignisse der Arminschlacht auch über die nationale Grenze hinaus sich immer von neuem Verehrer erwerben, die Anzeige (Illustr. Zeitung vom 2. August 1879. Nr. 1883) einer italienischen Bearbeitung:

Prof. Calvi, Arminio 1879. In Rom, im Coreatheater, mit einem Achtungserfolge aufgeführt.

Der Verfasser der Fameuse comédienne?

Von

Dr. Mahrenholtz.

Die früher soviel umstrittene Frage über Urheberschaft, Tendenz und historischen Werth jener anonymen Schrift, die unter dem Titel: La Fameuse Comédienne ou histoire de la Guérin etc. zuerst 1688 (?) auftauchte, ist durch Bonnassies' Verdienste ihrer Entscheidung bedeutend näher geführt.* Während früher alles Ernstes jenes Machwerk dem Racine oder Lafontaine zugeschrieben wurde, oder andere ganz unbegründete Vermuthungen über den Verfasser ausgesprochen waren, während man über die Richtigkeit der Einzelangaben kaum zu einem bestimmten Urtheil gelangt war, hat Bonnassies alle jene Hypothesen als irrig oder unbeweisbar erwiesen und Irrthümer von mehr oder weniger Bedeutung in der Schrift aufgefunden. Wenn der Herausgeber aber sich der Ansicht zuzuneigen scheint (XXVIII), dass die Schauspielerin Guyot die vermuthliche Verfasserin jener Schmähschrift sei, so hat er doch selbst in den weiteren Ausführungen mehr gegen als für diese Annahme vorgebracht.**

Die Frage nach der Urheberschaft jener Schrift kann nie genügend beantwortet werden, ohne vorher andere Punkte eingehend zu erörtern. Zunächst ist die Tendenz des Libells doch

* Siehe dessen Edition, Paris 1870, I bis XXVIII.

** Siehe XXV, XXVI. Livet, Les Intrigues de Molière, 2. éd., nimmt an, dass die Ausgabe ohne Datum älter sei als die von 1688. Préface XIV.

nicht so auf der Hand liegend, wie das gewöhnlich angenommen wird. In der Vorrede, in welcher angeblich der Verleger den Leser über den Ursprung des Buches aufzuklären sucht, heisst es ausdrücklich, der Verfasser jener Geschichte habe die Hauptbegebenheiten aus dem Leben jener „coquetten Schauspielerin" darlegen wollen, indem er dabei eine unzählige Menge kleiner Abenteuer (infinité d'autres aventures) übergangen habe. Er habe dem Publicum dieses „Geschenk" nicht vorenthalten wollen, weil die Molière sowohl als Coquette, wie als Gattin des verstorbenen Dichters berühmt genug sei. Ich meine, eine doppelte Tendenz ist hiermit schon angedeutet. Einmal will man die Gemahlin des gefeierten Molière öffentlich an den Pranger stellen, indem man noch Schlimmeres durchblicken lässt, als man erzählt, und indem man im Tone der Geschichtserzählung wohlberechnete und geschickt formulirte Beschuldigungen als zweifellose Thatsachen hinstellt, andererseits will man in Molière auch den Menschen und Gatten zu fleckenloser Reinheit erheben. Und dieser Absicht entspricht die Ausführung. Zwar die allgemein bekannte Thatsache, dass auch Molière den Regungen der Liebe leicht zugänglich war, dass er zu gleicher Zeit einer M. Béjart und de Brie huldigte und die jüngere Béjart zu seiner Gattin erheben wollte, vermag die Schrift natürlich nicht in Abrede zu stellen, aber das Odium der Sachlage wird von Molière ab und auf die intrigante M. Béjart geschoben. Diese, so wird Seite 8 u. 9 mit der Ausführlichkeit einer Romanschilderung dargelegt, habe aus Hass gegen ihre Nebenbuhlerin de Brie die jugendliche Tochter dem gereifteren Manne verkuppelt, dabei abgefeimte Reden über die Vorzüge der jungfräulichen Unschuld haltend, die eher auf einen unerfahrenen Jüngling, als auf den bereits mannigfach geprüften Molière hätten Eindruck machen können.

Aus dem späteren Leben Molière's wird nun ein Verhältniss mit Stillschweigen übergangen, das gerade das Bild des Dichters in ein anderes Licht gerückt hätte. Ich meine die Beziehungen, welche Molière in jener Zeit, wo er sich von der treulosen oder treulos geglaubten Gattin auf längere Zeit trennte, mit der de Brie unterhielt. Dass dieses Verhältniss so ganz von allen sinnlichen Regungen frei war, wie das einzelne Dar-

steller uns glauben lassen,* kann ich nach dem, was Grimarest über diese de Brie bemerkt, nicht annehmen. Letzterer bezeichnet sie ausdrücklich als ein „Skelett von entsetzlicher Dummheit", das zu derselben Zeit, wo sie Molière's Freundin heisse, noch in einem la Barre und Florimond ihre Liebhaber suche.** Dass aber Grimarest, der seine Verehrung für Molière auch auf die dem Dichter nahestehenden Damen zu übertragen pflegt und z. B. Molière's eigene Gemahlin in mildester Weise beurtheilt, gerade diese Details reproducirt hätte, wenn sie nicht einige Wahrscheinlichkeit hatten, ist doch schwer glaublich. Es liegt mir recht fern, zu den zahlreichen Gerüchten, die sich an den vielbeneideten Dichter im Leben und nach dem Tode anhingen, neuen Zündstoff herbeizutragen; aber der Gedanke, dass eine so geschilderte Person lediglich eine uneigennützige, tröstende Freundin gewesen sei, ist in einem grundverderbten Zeitalter, wie es das Siècle de Louis XIV war, doppelt unfassbar. Für die Frage nach der Urheberschaft des Libells ist aber die Uebergehung dieses Verhältnisses nicht ohne Bedeutung, wie ich später darzulegen hoffe.

Ueberhaupt ist das Verhältniss Molière's zu seiner Gattin auch vor der entscheidenden Katastrophe hier schwerlich so reproducirt, wie es in Wirklichkeit lag. Molière würde nach der Darstellung dieses Libells (S. 13 u. f.) ungefähr dieselbe Rolle spielen, wie der gute Ménélas in Offenbach's Helena, und er würde mit Recht den Beinamen des „Guten" verdienen, den ihm jüngst Herr Brunnemann in seiner sogenannten Molière-Ausgabe (Einleitung zum Misanthrope, S. XV) verliehen hat. Molière, der die Menschen gekannt und geschildert wie kein Anderer, der trügerische Coquetten, gefoppte Ehemänner mit vollendeter Meisterschaft uns vorführt, wäre selbst ein so gutmüthiges Spielzeug in den Händen einer noch wenig geübten Coquette gewesen! Auch der sentimental entsagende Zug, den diese Darstellung in das ganze Verhältniss hineinträgt, und der in der Unterredung mit Chapelle (S. 17 u. f.) seinen sprechendsten

* In romanhafter Weise sucht z. B. H. Lapomeraye: Les amours de Molière, S. 38 u. 39, das Verhältniss zu idealisiren.

** Augsb. Uebers. 1711, S. 153. Auch Loiseleur, les points obscurs de la vie de Molière, hat das aufgenommen.

Ausdruck findet, liegt doch wohl dem Realisten Molière ziemlich fern.*

Wie nun Molière als Gatte und Mensch allzusehr idealisirt wird, freilich auf Kosten seiner geistigen Bedeutung, so wird in dem Charakter und Lebensverhältnissen der A. Béjart Alles übersehen, was sie irgendwie in ein milderes Licht setzen könnte. Das Missverhältniss zwischen der siebzehnjährigen (?) Gattin und dem vierzigjährigen Gemahl, das schlechte Beispiel, das Molière's galante Beziehungen der Gemahlin geben mussten, die sehr begreifliche Eifersucht auf die de Brie, der verführerische Einfluss des Hofes und des Theaterlebens, Alles das wird zwar angedeutet, ohne jedoch daraus die naheliegenden Entschuldigungsgründe herzuleiten. Nicht einmal die schauspielerische Begabung der Molière wird gewürdigt, von ihrem epochemachenden Auftreten als Princesse d'Elide heisst es nur S. 10: „elle y parut avec tant d'éclat.“** Es ist der Kritik neuerer Zeit nicht eben gelungen, das zu entkräften, was die Fameuse comédienne von den Beziehungen der Molière zu Richelieu, Guiche, Lauzun und Anderen erzählt,*** aber die gefärbte Darstellung all dieser Thatsachen wird immer ein charakteristisches Merkmal für die Tendenz der Schrift bleiben. Der giftige Hass gegen A. Béjart überträgt sich auf die Mutter, welche S. 6 kurzweg als „Landkomödiantin und Freudenmädchen für zahlreiche junge Leute aus Languedoc“ bezeichnet wird. In der gemeinen Schadenfreude, welche die Fameuse comédienne über die tyrannische Behandlung der Molière von Seiten ihres zweiten Gemahls äussert, und in dem boshaften Epigramm am Schluss gipfelt dieser ganze aus Neid und Eifersucht gemischte Hass.

Wer war nun unter den Zeitgenossen Molière's derjenige, der dem Dichter so grosse Sympathie und ein so geringes Verständniss, der Familie Béjart aber einen so unauslöschlichen

* Grimarest's Aeusserung a. a. O. 92, Chapelle sei mit Molière keineswegs in dem Grade vertraut gewesen, genügt freilich nicht, um diese Erzählung der Fameuse comédienne ins Reich des Mythus zu weisen.

** Ja, ebendaselbst ist von einem „merite prétendue“ die Rede, „qui l'a depuis rendue si fière et si hautaine.“

*** Siehe Anhang.

Hass entgegenbrachte? War es ein von A. Béjart verschmähter Liebhaber oder eine durch sie beeinträchtigte Liebhaberin des Dichters? Dass die Schrift das Machwerk einer Frau sei, ist zuerst von Bayle vermuthet worden, der freilich eine endgültige Redaction von männlicher Hand annimmt, und auch Bonnassies, wenn er für die Guyot als Verfasserin plädirt, scheint dieser Annahme beizustimmen. Es spricht ebenso viel dagegen, wie dafür. Die Neigung für Klatschgeschichten, für Toilettensachen, überhaupt für Aeusserlichkeiten, die detaillirte Seelenmalerei würde freilich eher einen weiblichen als einen männlichen Verfasser vermuthen lassen, aber der einfache, streng logische Sinn, den namentlich im Anfange (5 u. 6) die Reflexionen über Molière und seine Gemahlin zeigen, spricht wieder dagegen. Eins aber würde entscheidend sein, um hier der Annahme Bayle's beizupflichten. Unter den Freundinnen Molière's würde es eine geben, die zugleich Ursache hatte, Madeleine Béjart wie A. Béjart zu hassen und Molière's Andenken bis über den Tod hinaus zu bewahren, und die doch nicht Geist genug besass, um den grossen Mann auch nur in seinem Verhältniss als Gatte richtig zu erfassen. Es ist die in der Schrift selbst mehrfach erwähnte de Brie. Freilich das Renommé, dessen sich diese Künstlerin gewöhnlich in der Molière-Kritik erfreut, würde mit einer solchen Annahme unvereinbar sein. Indessen, wenn wir nach den Thatsachen forschen, die aus dem Leben dieser Bühnenheldin bekannt sind, so wissen wir nur, dass sie Molière's Geliebte war, dass sie, wenn wir Grimarest's Andeutungen Glauben schenken, nicht eben prüde in Liebessachen war, dass sie in ihrer theatralischen Wirksamkeit besonders für naive Rollen sich eignete und z. B. die Agnès der École des Femmes vortrefflich spielte. Wenn freilich Moland behauptet (II, XXIV), dass ihr Charakter „doux, conciliant, paisible" gewesen sei, so ist der hierfür beigebrachte Beweis schlechter als keiner. Er schliesst nämlich aus den von der de Brie gespielten Rollen ohne Weiteres auf Identität zwischen dem Charakter der Darstellerin und der dargestellten Personen.* Nun lehrt doch die Beobachtung

* Aehnlich macht es H. Lapomeraye in seinem höchst flachen Schriftchen: Les amours de Molière, S. 18.

des Bühnenlebens, dass der Charakter des Künstlers häufig mit dem von ihm geübten Berufe wenig harmonirt. Ein Molière, der auf der Bühne vor Allem in komischen Rollen excellirte, war im Leben ein ernster, schweigsamer, still beobachtender Mann, überhaupt sind bedeutende Darsteller komischer und humoristischer Rollen im Leben Hypochonder oder Rigoristen. Will man Moland's Schluss für richtig erklären, so muss man auch consequenterweise der ehemaligen Kaiserin Eugénie, die gerade wie Mademoiselle de Brie einst die Agnès spielte, einen sanften und versöhnlichen Charakter zuschreiben. Eine ganz andere Vorstellung erhält man von der de Brie, wenn man die überlieferten Thatsachen ihres Lebens mit Grimarest's unzarter Bemerkung combinirt, sie sei „entsetzlich dumm" gewesen. Und dass eine solche Nachrede bei einer Künstlerin aufkommen konnte, die besonders geweckt und idealstrebend gewesen, ist doch nicht denkbar. Alle diese Bemerkungen geben uns die Vorstellung einer von dem höheren Geistesstreben abgewandten, nur auf den Genuss des alltäglichen Lebens gerichteten Person, die recht wohl zu dem Charakter der Schmähschrift passt. Nur fragt es sich, kann die Fameuse comédienne das Werk einer Komödiantin sein, und sind die mannigfachen Irrthümer und Ungenauigkeiten im Einzelnen mit der Autorschaft der über Dinge und Personen wohlunterrichteten de Brie vereinbar? Bonnassies hat gegen die erstere Annahme geltend gemacht (CXXIV), dass die Bemerkung in dem Vorworte, es gäbe keine Komödiantin, deren Leben nicht hinreichenden Stoff für derartige Historien liefere, doch kaum aus der Feder einer Komödiantin geflossen sei. Warum nicht? Besondere Schonung und Rücksicht für die rivalisirenden Colleginnen ist in Theaterkreisen gewiss nicht herkömmlich, besonders wenn die Anonymität so vorsichtig gewahrt ist. Die Verfasserin würde damit freilich das eigene Sündenbekenntniss ablegen, aber gilt nicht in der Anschauung der Bühnenheldinnen manches für rühmlich, was vom sittlichen Standpunkt verwerflich wäre?

Und trotz dieser Bemerkung vermuthet Bonnassies S. XXVIII in der Guyot die Verfasserin, so vieles sich auch dagegen vorbringen lässt. Denn Bonnassies selbst muss darauf hinweisen, dass diese Künstlerin in dem Buche keineswegs immer im

besten Lichte erscheint (XXV) und weiss dies nur durch die Annahme zu erklären, dass die Guyot durch derartige Bemerkungen den Verdacht der Urheberschaft von sich habe ablenken wollen. Ich meine, in diesem Falle hätte die weibliche Eitelkeit stärker gewirkt, als weibliche Klugheit. Und vollends ist es unmöglich, dass — ein so boshaftes Epigramm, wie das am Schlusse der Ausgabe von 1688 stehende (s. Bonnassies, S. 62), aus der Feder der Guyot oder einer ihr nahestehenden Person geflossen sei. Allerdings hatte die Guyot sich an der Molière, die den Geliebten abspenstig gemacht, zu rächen, aber dass sie diesen Racheplan erst nach elf Jahren ausgeführt, findet auch Bonnassies (XXVI) unwahrscheinlich. Wenn nun die Verfasserin der Schrift detaillirte Angaben über die Guyot hat, so ist das bei dem täglichen Verkehr zwischen dieser und der de Brie etwas sehr Begreifliches.

Was Bonnassies ferner der Schrift an Irrthümern nachweist, betrifft doch nur sehr geringfügige Dinge (XIV—XXIII), bezieht sich auch zum grossen Theil auf Verhältnisse zu Lebzeiten des Dichters und könnte also aus der Zwischenzeit von fünfzehn Jahren leicht erklärt werden, auch wenn man nicht die Annahme einer absichtlichen Ungenauigkeit, um den Verdacht der Urheberschaft von einer dem Molière nahestehenden Person abzulenken, wagen wollte. Doch die Schrift zeigt noch andere Entstellungen, die Bonnassies anzuführen vergass. So ist die Darstellung der ersten Beziehungen Molière's zur A. Béjart und die der M. Béjart zugewiesene Kupplerrolle schwerlich der Wirklichkeit entsprechend. Grimarest (a. a. O., S. 39) berichtet, dass die Mutter gegen die Ehe mit der Tochter gewesen, letztere sei aber gewaltsam in Molière's Zimmer gedrungen. Ohne diese Angabe mit allen Details für glaubwürdig halten zu wollen, muss ich doch das von Grimarest angenommene Verfahren der M. Béjart für wahrscheinlicher und natürlicher halten, als die ihr in der Fameuse comédienne zugedachte Rolle. Ist es aber nicht wohl begreiflich, dass die de Brie, als Rivalin der Mutter, hier auch wider besseres Wissen entstellt habe? Ebenso stimmt es wenig zu dem Charakter der Sünderin M. Béjart, dass sie aus Kummer über das Lasterleben der Tochter vor der Zeit gestorben sei, aber ist es nicht ebenso begreiflich, dass die vom

Hass geführte Darstellung der Rivalin hier der A. Béjart auch das Verbrechen eines Muttermordes insinuirt?* Nicht minder lassen einige von Bonnassies angedeutete Entstellungen in der Schrift, die Autorschaft einer Komödiantin, im Speciellen der de Brie, sehr glaublich erscheinen. So ist es doch fast selbstverständlich, dass die de Brie, wo sie über Baron in der ungezogensten Weise sich ausspricht,** Alles das übergeht, was Molière selbst in einem weniger günstigen Lichte zeigen könnte, vor Allem jenen von Grimarest (S. 66) angedeuteten Punkt, der ohnehin nur Erfindung einer schmutzigen Phantasie zu sein scheint. Ferner wenn die Fameuse comédienne aus der geringen Anzahl der Rollen, welche die Molière nach dem Tode ihres Gatten spielt, auf ein Versiegen ihres schauspielerischen Talents schliesst, kann das bei einer Concurrentin, welche durch die überlegene Erscheinung der Molière in den Schatten gedrängt wurde, auffällig sein?

Sicherlich ist es doch kein Zufall, dass die Schrift über die Jugend Molière's und der A. Béjart kurz hinweggeht und erst von der Zeit an ausführlich wird, wo die de Brie in Beziehung zu Molière trat, dass ferner gerade diese Künstlerin eine untadelhafte Rolle spielt. Besonders eingehend ist die Schrift über Perioden, in denen die de Brie dem Molière besonders nahe stand; so über seine unglückliche Heirath und über den Aufenthalt zu Anteuil. Fast selbverrätherisch ist es sogar, wenn die Verfasserin der Fameuse comédienne S. 16 die „liaisons particulières" zwischen Molière und der de Brie als Entschuldigungsgrund für die treulose Gattin anführt, ohne natürlich die Thatsächlichkeit dieses Grundes einzugestehen. Nie in der ganzen Schrift ist von der de Brie in einem wegwerfenden Tone gesprochen, und wenn auch der Ausdruck S. 9: „Il (Molière) avait reçu des gages de son amour", recht zweideutig ist, so zeigt doch der Zusatz: „qui le mettaient dans la nécessité d'avoir ces sortes d'esgards", dass hierbei nicht an das Schlimmste zu denken ist. Endlich, wer hätte auf die

* Dass M. Béjart sich kurz vor ihrem Tode mit dem Molière'schen Ehepaare versöhnt habe (Bonnassies XVIII, 5), würde noch nicht gegen die Auffassung der Fameuse comédienne zeugen.

** Livet 23 ff.

alternde de Brie ein Gedicht machen sollen, in welchem es ausdrücklich heisst: „Kaum kommt der Jugend Reiz der sterbenden Schönheit gleich“ (Fam. com. S. 61), wer hätte die Schönheit dieses „Skelettes“ so preisen sollen, wenn nicht ein ihr besonders nahestehender Literat?

Unerörtert muss es bleiben, warum die de Brie erst 1688, in einem Alter, das sonst der Eifersucht weniger zugänglich ist, ihren Racheplan ausgeführt, ob und von wem die „entsetzlich Dumme“ in der Ausarbeitung des Libells unterstützt worden ist. Ueberhaupt möchte ich für meine Annahme nicht das Recht einer wohlbewiesenen Behauptung, sondern nur einer auf unabweisbaren Wahrnehmungen ruhenden Vermuthung beanspruchen, da bei dem Mangel äusserer Zeugnisse die Autorschaft der Fameuse comédienne schwerlich je klargestellt werden wird.

Anhang.

Livet's Kritik der Fameuse comédienne.

Während Bonnassies in seiner Kritik der gedachten Schmähschrift sich mit einer Zusammenstellung der augenfälligen Irrthümer derselben begnügt, hat Livet in den beiden Ausgaben der Fameuse comédienne der Schrift überhaupt den Werth einer geschichtlichen Aufzeichnung abzusprechen versucht. Uns scheint es freilich nach wiederholter Prüfung beider Ausgaben, als ob Livet mehr zu beweisen sucht, als er beweist, und als ob er namentlich in dem, worin er von Bonnassies abweicht, oder über dessen Kritik hinausgeht, das Ziel eher verfehlt als erreicht.

Schon der erste Punkt, in dem Livet's Auffassung von der der früheren Kritiker sich unterscheidet, ist doch sehr fraglicher Art. Während Bonnassies und vor ihm Lacroix die Ausgabe von 1688 als die älteste betrachten, hält Livet eine ohne Orts- und Datumangabe erschienene Ausgabe für die ursprüngliche. Als Grund führt er (Préf. XIV, 2. éd.) an, dass gerade diese Ausgabe einen kürzeren Text habe und vor Allem jene peinliche Auseinandersetzung über Baron's Verhältniss zu Molière und dem Duc de Bellegarde nicht enthalte. Nun ist die Mög-

lichkeit, dass gerade diese Stelle, die doch mit unzweideutigen Worten eine schlimme Beschuldigung gegen Molière selbst* enthält, später im Interesse des guten Anstandes und der Wahrheit, wie aus Rücksicht auf die zahlreichen Verehrer des Dichters ausgeschieden ist, ebenso wenig zu verwerfen, wie die andere Möglichkeit, dass zur Verunglimpfung Baron's später eine solche Erfindung hineingetragen wurde. Ebenfalls ist eine Kürzung des Textes so gut anzunehmen wie eine Erweiterung. Wir können uns also nicht überzeugen, dass Livet für seine Ansicht irgendwie triftige Gründe vorgebracht hat, und halten namentlich die von Bonnassies (S. IX ff.) zu Gunsten der Priorität der Ausgabe von 1688 angeführten Argumente keineswegs für entkräftet. Mit der Annahme, dass die Fameuse comédienne ein Werk der de Brie sei, ist Livet's Ansicht freilich eher zu vereinen, als die Bonnassies'. Unmöglich kann jener schmutzige Passus, der das Andenken des Dichters lange nach seinem Tode besudelte, aus der Feder einer ehemaligen Geliebten geflossen sein, unmöglich konnte man den Ausschreitungen der tödtlich gehassten Feindin eine so triftige Entschuldigung leihen wollen, wie hier geschehen. So ganz aus der Luft gegriffen und so völlig unwahrscheinlich, wie Livet (S. 168) die Sache auffasst, ist die Erzählung freilich nicht. Berichtet doch auch ein Verehrer des Dichters und ein Freund jenes Baron,** dass Molière seine Gemahlin wegen ihres ungezogenen Benehmens gegen den 16jährigen Baron zur Rede gestellt, diese aber Entgegnungen vorgebracht habe, auf welche Molière für gut fand, gar nicht zu antworten. Es wäre fast gleich unwürdig, dergleichen Gerüchte zu widerlegen, wie sie aufzubringen; wir erkennen in ihnen die geheimen Spuren jenes böswilligen Hasses und Neides, die den Dichter noch im Grabe verfolgten und die selbst von den Verehrern und Vertheidigern des grossen Mannes nicht unbeachtet gelassen wurden. Wie wäre es aber, von dieser schmutzigen Beimischung abgesehen, irgendwie unwahrscheinlich, dass die sinnlich angelegte A. Béjart den heranblühenden Jüngling geliebt, dass dieser letztere auch nebenbei noch Mai-

* Siehe Bonnassies a. a. O. 23.
** Grimarest a. a. O. 66.

tressen gehabt hätte? Der Kern der Erzählung, wie ihn die nach Livet älteste Ausgabe der Fameuse comédienne wiedergiebt, bliebe dann bestehen, die schmutzige Hülle allein fiele hinweg.

Wie Livet's Kritik in dem angeführten Falle über das Ziel hinausgeht, so sucht er auch die Angaben der Schrift als willkürliche und unwahrscheinliche Erdichtungen hinzustellen und besonders den Charakter der Molière von allen Flecken zu reinigen, welche der Hass der Gegnerin ihm anheftet. Wer wollte es unternehmen, die Einzelangaben der Schrift, jene vertraulichen Unterredungen der zweideutigsten Art, jenen intimen Brief an den Comte de Guiche, jenen Verkehr der Molière mit der Chateauneuf als gewisse Thatsachen hinzustellen, wer überhaupt auf die Anklagen der Gegnerin das Urtheil über die Gattin Molière's sprechen? Aber zwischen einem übertreibenden, ausschmückenden und böswillig verzerrenden Pamphlete und einem frei erfundenen Romane ist doch ein Unterschied, den eine exacte Kritik nicht verkennen darf.

Und welches sind denn die Hauptgründe, die Livet für die sittliche Makellosigkeit der Molière vorzubringen weiss. Zunächst, dass die Anklage gegen sie zuerst von dem Verfasser der Vengeance des marquis, einem gehässigen Feinde Molière's, erhoben wurde, und dann das Zeugniss Grimarest's. Gewiss, die Anklage eines Feindes ist immer verdächtig, ist sie aber, öffentlich in so unzweideutiger Weise erhoben, ohne Weiteres abzulehnen? Und ist es nicht sehr bedenkenerregend, dass schon 1663, im zweiten Jahre der Ehe Molière's, solche Gerüchte auftauchen? Das Stillschweigen der anderen Feinde Molière's erklärt sich doch zur Genüge daraus, dass solche Insinuationen stets sehr misslich und gefährlich sind, dass eine naheliegende Rücksicht auch im gefallenen Weibe noch das Weib ehrt, und dass eine so persönliche Anschuldigung vollends gefährlich wurde, als der König selbst Molière's erstes Kind aus der Taufe gehoben und so sich in deutlicher Weise gegen die Ankläger des Dichters und seiner Gattin ausgesprochen hatte. Grimarest andererseits, der übrigens nur nach dem urtheilte, was Baron und andere Zeitgenossen Molière's ihm berichteten, stellt Armande's Ausschreitungen als unvorsichtige

Tändeleien hin und macht den Dichter selbst in jener Unterredung mit Rohault zum Vertreter dieser Auffassung. Doch wer will dabei übersehen, dass eine sehr begreifliche Rücksicht gegen den „weltberühmten Komödianten“ hier den sonst so frivolen Grimarest die mildesten Farben wählen liess, wer will für die Authentität jener Unterredung, deren Form doch sicher dem Biographen, nicht Molière selbst, angehört, einstehen? Und zwischen den Zeilen gelesen, machte jene angebliche Aeusserung Molière's doch einen sehr peinlichen Eindruck, genau so, wie der Discurs über Molière's häusliche Stellung im Elomire Hypochondre, den Livet gleichfalls als Entlastungsmoment vorführt. Und nun vollends aus der Verurtheilung des Präsidenten Lescot, der die Molière öffentlich beschimpft, und Guichard's, der sie in einem schmutzigen Pamphlet angegriffen, auf die sittliche Reinheit einer Frau zu schliessen, ist mehr als gewagt. Ebensowenig will es besagen, dass Guérin der Molière, in einem Alter, wo sie der Verführung weniger ausgesetzt war, seine Hand anbot, selbst wenn wir von den zweifelhaften Antecedentien des Gatten absehen.

Wie die Entlastungsmomente, welche Livet vorbringt, von keiner erheblichen Bedeutung sind, so vermag der Kritiker auch die Belastungsmomente in der Fameuse comédienne keineswegs ganz zu entkräften. Es ist nach Livet's und Anderer Ausführungen wohl anzunehmen, dass in dem, was die Fameuse comédienne von dem Verhältniss der Molière zu Richelieu, Guiche, Lauzun sagt, die Chronologie und die Nebenumstände ebenso verworren und ungenau sind, wie in anderen Punkten der Schrift; folgt daraus aber, dass diese Verhältnisse selbst Erfindungen einer raffinirten Phantasie seien? Spricht nicht das Renommé eines verschwenderischen Theaterhabitué, in dem Richelieu stand, gerade sehr für die Möglichkeit einer solchen formellen Liaison? Die Zeit, in welche die Fameuse comédienne diese Liaison verlegt, ist allerdings schlecht gewählt (s. Livet, S. 146), viel wahrscheinlicher ist es, dass A. Béjart's Liebeleien in die erste Zeit der Ehe, wo die Siebzehnjährige (?) an der Seite des vierzigjährigen kränkelnden Mannes sich besonders unbehaglich fühlen musste, und in die Periode zwischen der Aufführung der Princesse d'Elide und der Dichtung des

Misanthrope, der Blüthezeit von A. Béjart's künstlerischer Wirksamkeit, fallen. Doch hätte man derartige Erzählungen, wenn sie auf blosser Phantasie ruhten, an bestimmte Namen anzuknüpfen gewagt, hätte man namentlich nach einer Zeit von etwa zwanzig Jahren nicht die bestimmteste Widerlegung fürchten müssen? Gern gebe ich zu, dass der „Gardelieutenant und die vielen anderen Leute", die A. Béjart für den Verlust ihres Geliebten zu trösten suchten, in das Reich des Mythus gehören, und gewiss ist hier Bonnassies' Frage: „combien de tems serait-ce pour chacun?" (72) sehr berechtigt, aber der Bericht über Richelieu, Guiche und Lauzun ist sicher ausschmückend und entstellend, doch nicht völlig erfunden.

Ebensowenig lässt sich die längere Unterredung mit Chapelle, in der Molière die Untreue der Gemahlin offen eingesteht, als blosser Roman hinstellen. Wenn Grimarest auch bemerkt, dass Chapelle niemals in dem Grade Molière's Vertrauter gewesen sei, wie es hier scheine, so widerspricht das eigentlich dem Verhältniss beider. Und die Unterredung zwischen Rohault und Molière, die Grimarest an deren Stelle setzt, beweist doch nimmer, dass eine verwandte Unterhaltung mit Chapelle nicht habe stattfinden können.* Wie man auch über diese Hauptpunkte der Livet'schen Kritik denken möge, gegen die obige Annahme, dass die Fameuse comédienne das Werk der de Brie sei, würden sie nicht sprechen. Und gewiss hat diese Vermuthung mehr für sich als Livet's Conjectur (Préf. XV ff.), dass der Schauspieler Rosimont Urheber der Schmähschrift sei. Denn in dem fingirten Namen des Verlegers der Fameuse comédienne „Rottenberg" ein Anagramm von Rosimont erblicken zu wollen und aus der Verwandtschaft des Satzbaues der Fameuse comédienne und einer anderen Schrift Rosimont's auf seine Urheberschaft zu schliessen, ist gewiss wenig überzeugend.

* Was Livet S. 163 gegen die Einzelheiten der Unterredung anführt, trifft nicht zu. Molière spricht zwar von der Liebe seiner Gattin zum Comte de Guiche sagt aber über die Zeit, in der jenes Verhältniss stattfand, nichts Bestimmtes. Ja, es scheint sogar, als ob er dasselbe in die erste Zeit seiner Ehe setzt, wo also Guiche noch nicht in Polen war. Da ferner die Fameuse comédienne nur die früheste Jugenderziehung der A. Béjart ausserhalb ihres mütterlichen Hauses stattfinden lässt, so kann Molière in der Zeit von circa 1653 – 1662 recht wohl auf ihre Bildung und Erziehung eingewirkt haben, zumal sein Wanderleben 1658 abschloss.

Wie verschieden ist doch diese Schmähschrift in dem Laufe von zwei Jahrhunderten beurtheilt worden, in welchem Kreislaufe hat sich die Kritik gedreht! Der älteste* Biograph Molière's lehnte die ihm unbequeme Schrift vornehm ab, die Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts standen vor ihr wie vor einem unlösbaren Siegel, oder suchten es durch phantastische Einfälle zu brechen. Erst in neuester Zeit verfuhr Moland mit einer Kritik, die stark mit willkürlicher Scepsis versetzt war, unternahm es P. Lindau, die Biographie des Dichters, zum Theil wenigstens, auf dieses unsichere Gerüst zu gründen, und suchte endlich Bonnassies das Richtige von dem Falschen, das Sichere von dem Ungewissen zu sondern. Livet scheint denn an dem Punkte des Kreises wieder angelangt zu sein, an welchem bereits Grimarest sich befand. Gewiss ist es die erwünschteste Art der Kritik, über eine Darstellung den Stab zu brechen, in der Lüge und Wahrheit so dicht an einander grenzen. Die Rücksicht auf das Andenken des Dichters und einer der Verleumdung preisgegebenen Frau legen sie dem echt menschlichen Bewusstsein so nahe, aber ist es nicht auch Pflicht der vorurtheilsfreien Forschung, selbst durch Irrthum, Lüge und Verleumdung zu sicherer Gewissheit vorzudringen?

* Den Notizen Baillet's und Perrault's (in Malassis, Molière jugé par es contemporains) wird man den Namen einer Biographie nicht zugestehen.

Zur Etymologie
hauptsächlich
westfälischer Fluss- und Gebirgsnamen.

I.

Die Ableitungen einiger, besonders westfälischer Fluss- und Gebirgsnamen, die ich nachstehend gebe, habe ich sonst noch nirgendwo gefunden; deshalb dürfte ihre Mittheilung von Interesse sein. Falls einige Etymologien schon von andern veröffentlicht sein sollten, so wäre mir der betreffende Nachweis sehr erwünscht; desgleichen würden mich sonstige Mittheilungen zu lebhaftem Danke verpflichten. Wo ich selbst auf die Ableitungen anderer Bezug nehme, habe ich es jedesmal ausdrücklich bemerkt.

Woher hat der Kahle Astenberg, der zweithöchste Punkt in dem rheinisch-westfälischen Berglande, seinen Namen? Vielfach ist daran herumgedeutelt. Man hat z. B. ohne Berücksichtigung der Laute an Asenberg = Götterberg gedacht, doch das Gute und Richtige liegt auch hier sehr nahe. Asten, die nd. Form, würde nhd. Aastein lauten. Die Silbe „Aa", ahd. â und aha, bedeutet aber bekanntlich „fliessendes Quellwasser, Fluss" und kommt noch in zahlreichen Fluss- und Ortsnamen vor, z. B. in Fulda, ahd. noch Fuldaha, Nidda, ahd. noch Nidaha, Salzach ahd. Salzaha. Gemäss der Lautverschiebung entspricht bekanntlich aha dem lat. aqua. Die zweite Silbe -sten ist nhd. Stein. Stein bedeutet überaus häufig „Fels"; ich erinnere nur an die in der Nähe des oberen Ruhrlaufes aufragenden Bruchhauser Steine, bekanntlich thurmhohe Porphyrfelsen, und die Benennungen der Einzelfelsen dieses Naturphänomens, den

Rabenstein, Bornstein, Goldstein, Feldstein. Demnach bedeutet Asten, Aastein *Quellwasser-*, *Flussfels*; Asten ist also fast ganz dasselbe wie Bornstein. Bornstein oder Quellfels heisst der eine Felsen aber deshalb, weil sich oben auf diesem massiven Porphyrkoloss eine Quelle befindet. Die ursprüngliche Aussprache des nd. Asten ist demnach Aastên; weil man das Wort nicht mehr verstand, hat man die Vokale beider Silben kurz ausgesprochen. — Wie treffend haben unsere Vorfahren den Berg, an dessen Halde ganz oben, 2221 Fuss hoch — der Astenberg selbst ist 2682 Fuss hoch — die Lennequellen an verschiedenen Stellen aus dem Gestein* hervorbrechen und vereinigt in einem rauschenden Silberfaden zuthal springen, den Aastein, den Flussfels genannt. Also von den Quellen der Lenne hat der westfälische St. Gotthard — so dürfen wir den Astenberg mit dem sich daranschliessenden gewaltigen Plateau von Winterberg als Basis der süderländischen Gebirge und als Quelle verschiedener Flüsse mit Recht nennen — seinen Namen, nicht etwa von den Quellen der Ruhr; denn diese entspringt — genau genommen — nicht am Astenberge, sondern auf dem Plateau von Winterberg am Ruhrkopfe, dem Zwillingsbruder des Astenbergs.

Woher hat nun aber dieses im buchstäblichen Sinne hochgeborne Gebirgskind, die Lenne, den Namen? Auch hier haben die alten Sachsen in den Namen eine sehr treffende Charakteristik gelegt, denn Lenne bedeutet Bergfluss, wie in Folgendem gezeigt werden soll.

Die erste Silbe ist abzuleiten von dem Worte, welches wir noch in Lehne haben, das unter anderm auch „Berghang“ bedeutet.

Lehne hiess ahd. linâ und lênâ, aber auch noch hlinâ; im Gothischen heisst das verwandte hláins Hügel. Ein ursprüngliches h im Anlaut ist bekanntlich schon häufig im Ahd. fortgefallen; z. B. die Wörter Lauf, laut, Loos, neigen, Rabe, rein u. s. w. haben alle ursprünglich ein h im Anlaut gehabt. Die Wurzel von hlinâ hängt zusammen mit lat. clinare (inclinare) = neigen, gr. *κλίνειν*. Wir sehen daraus, dass die Bedeutung von g. hláins = Hügel aus der Vorstellung „geneigte Fläche“ sich ergiebt. Das lat. cli-vus, das gr. *κλιτύς* = Hügel stammen von derselben Wurzel cli-, erweitert clin, ebenso wie das noch gebräuchliche, wenn auch nicht mehr allen bekannte Wort Lei-te *Berghang*. Die erste Silbe in Lenne, zu der

---

* Der Verf. hat die Lennequelle selbst gesehen.

etymologisch auch das zweite n gehört, bedeutet demnach Berg. Die zweite Silbe ist scheinbar eine bedeutungslose Ableitungssilbe, aber ursprünglich ein selbständiges, bedeutungsvolles Wort. Es ist ja bekannt, dass die Ableitungssilbe e aus allen Vokalen abgeschwächt wird. In dem Worte Lenne, dessen Bedeutung man nicht mehr verstand, sank auch die zweite Silbe, welche ursprünglich a lautete, zum bedeutungslosen e herab. Die Silbe a aber ist das schon oben erwähnte Aa = Fluss. *Linaha* (*Hlinaha*) ist also die ursprüngliche Wortgestalt; daraus entwickelten sich die Formen Lina und Lena. Fr. II, 912[1] gibt nicht die ahd. Form des Flussnamens, sondern nur den Ortsnamen Leno; es ist dies das Kirchdorf Lenne an der Lenne im Kreise Olpe (S. Liebrecht, topographisch-statistische Beschreibung des Regbz. Arnsberg, S. 210). Die Form Lena aber, die ich bloss durch Schlüsse als die ursprüngliche gefunden, begegnet wirklich[2] noch in alten lateinischen Urkunden und zwar in der Schreibung Lehna, wie ja auch das historisch richtige Lene später — schon bei Luther — Lehne geschrieben wurde. Nachträglich fand ich bei Fr. (II, 923), dass das Dorf Leina in Thüringen an der Leine (bez. Hörsel von hier ab) ahd. *Linaha* heisst; demnach lautet die Grundform der thüringischen Leine ebenfalls Linaha. Leine und Lenne sind also nur verschiedene Umgestaltungen derselben Grundform Linaha, beide „Bergfluss" bedeutend. Auch für die Leine passt diese Bedeutung vortrefflich, denn dieselbe entspringt ja im Thüringer Walde bei Finsterbergen. Ob die Lenne, welche unweit Bodenwerder rechts in die Weser mündet, auch „Bergfluss" bedeutet, wage ich nicht zu entscheiden, da die ahd. Formen sehr schwanken; Fr. hat für diesen Fluss die Formen Linderinus (II, 927), Lume (II, 956) und Hlunia (II, 1631); doch ist es bezüglich der letzten beiden Formen nur Vermuthung, dass sie die Lenne bezeichnen. Die Form Hlunia könnte Entstellung aus Illinaha sein. Geographisch würde auch für diesen Nbfl. der Weser die Bedeutung „Bergfluss" sehr passend sein, denn derselbe entspringt auf dem Holzberge, südw. vom Hils, wie ich dem methodischen Handatlas von Sydow entnehme. Desgleichen fand ich erst nach Abschluss der Auseinandersetzung über Lenne bei Fr. (II, 923) zu den Ortsnamen

[1] d. h. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 2. Band, Seite 912. Herr Archivrath Jacobs in Wernigerode hatte die Güte, mir dies ganz vortreffliche Werk aus der gräflichen Bibliothek für längere Zeit zuzusenden. — [2] Von Herrn Pastor Heidsieck in Elsey habe ich dies nachträglich erfahren.

Lina (Linne, südw. von Osnabrück), Linaha (Leina) und Linberge[3] folgende Bemerkung: „Gehören die drei letzten Namen etwa zu ahd. hlinjan und ist dabei an Berglehnen zu denken?“ — Die Leine (Aller), ahd. Lagina (Fr. II, 888), hat eine ganz andere Bedeutung, die ich später einmal zu entwickeln versuchen werde, denn Fr.'s Erklärung a. a. O. erscheint mir nicht richtig.

Ich komme schliesslich noch einmal auf die Lenne (Ruhr)* zurück, um eine nach meiner Ansicht falsche Vorstellung abzuweisen. Die Lenne heisst nicht deshalb „Bergfluss“, weil sie von ihrer Quelle bis fast zur Mündung von Bergen nicht bloss begleitet, ja — abgesehen von dem in gerader Linie ungefähr $1^1/_2$ Meilen betragenden Unterlaufe von Hohenlimburg ab — geradezu bis auf wenige Thalausbuchtungen von Bergen eingeschlossen wird, sondern davon, dass sie an der „Lehne“, also am Berge, hoch oben an der Halde des Astenberges entspringt.

II.

Die Else, ein linker Nebenfluss der Lenne, welcher bekanntlich auf der Nordseite des Ebbegebirges entspringt und in der Nähe des Plettenberger Bahnhofes mündet, hat seinen Namen von den Elsen d. h. den Erlen, welche noch jetzt im Elsethal ziemlich viel wachsen, wie mir mitgetheilt. Else ist bekanntlich eine Nebenform von Erle, welche ja auch Eller heisst.[4] Die Form Else (= Erle) geht zurück auf das Thema alsa, alisa, alesa (s. F. III, 27),[5] ebenso wie die Formen Erle und Eller ursprünglich arila und alira gelautet haben (vgl. lat. alnus für alsnus, F. II, 25). Der Fluss hat also ursprünglich Al(i)saha, Al(e)saha oder Alsa geheissen. Else bedeutet demnach Erlenfluss. Die Erle liebt aber bekanntlich feuchten Boden und wächst deshalb viel an Flüssen; darum findet sich der Flussname Else öfter, ebenso wie eine grosse Menge von Bächen den Namen Erlenbach haben. Z. B. heisst ein Nebenfluss der in die Weser bei Rehme mündenden Werre Else; ferner hat ein in der Nähe von Grevenbrück mündender rechter Nebenfluss der Lenne den Namen Els-pe (pe aus epe, urspr. apa = Fluss; darüber vgl. unten); hierher gehört auch der Flussname Els-off (über off = affa = Fluss, s. unten). Das

[3] Unbekannt. — * d. h. Nebenfluss der Ruhr. — [4] S. Weigand, Deutsches Wörterbuch unter Else. — [5] d. h. Fick, vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. 3. Band, Seite 27. Dieses vorzügliche Werk hat mir die wesentlichsten Dienste geleistet.

Dorf Els-ey bei Limburg a. d. Lenne — jetzt Hohenlimburg — heisst demnach Erlenau. Die Silbe -ey haben wir ja noch in Ei-land = Wasserland, Insel; Norderney = Nordinsel. Angelsächsisch heisst Eiland eáland, êg-, igland. Das -oog in Spieker-oog, Wanger-oog ist bekanntlich dasselbe wie êg-, ei-, Insel bedeutend. Hierzu stelle ich auch die zu Limburg an der Lenne gehörenden Stadttheile Oege und Neuöge, ebenso wie die zum Dorfe Eilpe (Kreis Hagen) gehörige Kolonie Oege. Die Formen oge, öge, êg-, ei- sind verwandt mit mhd. ouwe, hd. Au.[6] Somit bedeutet Oege Au, Elsey Erlenau, eine für das hart an der Lenne und an einem Bache,. Namens Else, liegende Dorf mit seinen feuchten Wiesenflächen, dem Lieblingsboden der Erle, sehr passende Benennung.[7] Auch die vom Brocken kommende Ilse bedeutet Erlenfluss (ahd. Ilsa, s. Fr. II, 830, = Ilsaha). Ilse statt Else ist nicht auffällig, man vgl. Irle, wie die Erle noch jetzt im Wetterauischen heisst (s. Weigand a. a. O. unter Erle); die Ameise heisst Emse und Imse (s. Weigand unter Ameise und Emse). Es giebt auch noch eine Ilse (Bega, Werre, Weser),* sowie einen unmittelbaren Nebenfluss der Weser, Namens Ilse. Man vgl. ferner bei Fr. II, 831, der die mit Alis und Ils gebildeten Namen für dunkel erklärt, den Ortsnamen Ilsindorf, eine Form aus dem 10. Jahrh. für Elsendorf südw. von Regensburg und Elsendorf südw. von Bamberg. Ebenso bringe ich den vielbesprochenen Kastellnamen Alĭso mit dem Thema Alis, Ales, Als zusammen und nehme zugleich an, dass das heutige Elsen bei Paderborn seinen Namen davon hat. Aliso hat also seinen Namen von den Erlen, die an den Ufern der Lippe besonders noch zur Römerzeit ihren sumpfigen Lieblingsboden hatten. Wie sich nun aus Alsaha, Alsa der Flussname Else gebildet, gerade so musste sich aus Aliso Elsen bilden. Die Form des Namens spricht demnach für die Annahme, dass das heutige Elsen als das alte Aliso zu betrachten und dass der Fluss, an dessen Mündung in die Lippe nach Cassius Dio[8] Aliso verlegt werden muss, die Alme sei. Aus Eliso(n)

[6] Weigand a. a. O. unter Aue: „Die ahd. Form muss wohl zuerst ouwia, ouwja gewesen sein, wie auch die dafür stehende ahd.-mlat. Form augia deutlich zeigt.“ — [7] Erlen wachsen jetzt allerdings bei Elsey selten, aber vor einem halben Jahrtausend und früher können auch da, wo jetzt Elsey liegt, Erlen in Menge gestanden haben. * Vgl. S. 353, Anm. * — [8] LIV, 33 *ὥστε τὸν Δροῦσον — ἐκεῖ τε ἡ ὅ τε Λουππίας καὶ ὁ Ἐλίσων συμμίγνυνται ῥοΐδιόν τί σφισιν ἐπετειχίσαι*, vgl. Nipperd. zu Tac. Ann. I, 56 und besonders zu II, 7.

kann sich allerdings der Name Alme nicht entwickeln, denn dieser muss später Almina (bez. Almana) gelautet haben, s. darüber weiter unten. Deshalb bin ich der Ansicht, dass der eigentliche germanische Name der Alme uns von Dio nicht überliefert ist, sondern dass dieser den Namen des Ortes auf den in die Lippe mündenden Fluss übertragen hat. Möglich, jedoch nicht wahrscheinlich, ist es auch, dass der ursprüngliche Name der Alme Alisa gewesen, dass derselbe in den ersten Jahrhunderten nach Chr. verloren gegangen und später durch Almana ersetzt sei. Es giebt noch einen rechten Zufluss der Lippe, Namens Liesenbach oder Liese, welcher in die unterhalb Lippstadt in die Lippe mündende Glenne fliesst. Dieser Name Liese könnte durch Volksetymologie, weil man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr verstand, aus Else entstanden sein, der Bach Liese zur Römerzeit Eliso(n) gelautet und Aliso an der Liese gelegen haben, wie auch von einigen angenommen wird. Da würde sich aber das Bedenken erheben, dass der Liesenbach nicht unmittelbar in die Lippe, sondern erst in die Glenne fliesst, ein Umstand, der zu den Worten des Dio nicht stimmte, während Elsen ganz in der Nähe der Einmündung der Alme in die Lippe liegt. Mag nun auch die Lage von Aliso erst durch Nachgrabungen festgestellt werden können, so erscheint es mir doch nicht zweifelhaft, dass der Ort von den Erlen seinen Namen bekommen.

Nach der Else will ich zunächst einen andern Nebenfluss der Lenne behandeln, nämlich den bei Altena in die Lenne mündenden Bach, Nette genannt. Dieser Name kommt sehr häufig als Flussname vor. Auf der recht brauchbaren topographischen Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen von Liebenow (Berlin, Schropp), in dem grossen Massstabe von 1 : 80000 gezeichnet, von der ich die Westfalen betreffenden sowie einige benachbarte Sektionen der Rheinprovinz gebraucht, habe ich folgende Bäche dieses Namens gefunden ausser der Nette (Lenne): Nette (Wipper[9]), Nette (Alme[10]), Nette (Haase[11]). Dazu stelle ich die Nette (Rhein, bei Neuwied) und die Nette (Innerste, Leine, Aller),* ferner die Nethe (Weser, oberhalb Höxter), sowie die Nethe (Rupel, Schelde). Die genannten Flüsse befinden sich sämmtlich im nd. Sprachgebiete mit

[9] Unterhalb Wipperfürth. — [10] Unweit der Almequellen mündend. — [11] Unterhalb Osnabrück. — * d. h. die Nette, ein Nbfl. der Innerste, eines Nbfl. der Leine, welche in die Aller mündet. Obige Bezeichnung werde ich der Kürze halber anwenden.

Ausnahme der rheinischen Nette, welche zum mittelfränkischen Sprachgebiete gehört, das bekanntlich eine Uebergangsstufe von den hd. Mundarten zu den nd. bildet. Bezüglich der ad. Form der aufgeführten Flüsse findet sich bei Fr. (II, 1078 u. 1082) nur Nitissa[12] als Name der rheinischen Nette; ausserdem begegnet der Gauname Nitachgowe, den Nethegau oberhalb Höxter bezeichnend. Aus der Form Nitach ist aber nicht zu schliessen, dass der Fluss Nitach = Nitaha geheissen, denn wie Fr. II, 22 bemerkt, ist „bei den Gaunamen der Ausgang -ahagawi ein so beliebter geworden, dass selbst von solchen Flüssen, die nicht in einer Form auf aha gebräuchlich sind, der abgeleitete Gauname diese Gestalt annimmt, z. B. Moinahgowe, Sarahgowe, Nitahgowe." Die Nethe hat also ad. *Nita* geheissen, wie auch die Nidda (Main) ahd. Nita genannt wurde.[13] Nitachgowe heisst aber auch der Gau der Nied (Saar), die demnach ebenfalls ad. Nita gelautet hat. Wir können folglich nach Analogie von Nita = Nethe (Weser) wohl auch für die übrigen Bäche des Namens Nette die alte Form Nita voraussetzen. Diesen Flussnamen Nette führe ich nun auf die Wurzel *nad* strömen zurück, sskr. *ned* überschäumen, *nada* Fluss, womit die gr. Flussnamen *Νέδα, Νέδων* zusammenhängen (s. F. I, 125). Diese Wurzel erscheint in goth. natjan = hd. netzen, ferner in nd. nat, hd. nass, da aus urverwandtem d im Goth. t wird. Da nun das Nd. im allgemeinen auf goth. Lautstufe steht, so ist für alle Flüsse des Namens Nette auf nd. Sprachgebiete die Zurückführung auf die Wurzel *nad* wohl unzweifelhaft. Nita bedeutet dann, wie aha, apa, ara, ambra einfach Fluss,[14] aus welcher Bedeutung sich das häufige Vorkommen dieses Flussnamens erklärt. Wenn man genaue Specialkarten der einzelnen Landschaften Deutschlands zu Rathe zöge, so würde man ausser den oben aufgeführten sicherlich noch verschiedene Flüsse dieses Namens finden. — — Bei der Nita = Nidda (Main) fällt auf, dass dieser hochdeutsche Flussname nicht die Lautverschiebung durchgemacht hat, denn nach dieser müsste man Niza oder Niža erwarten. Doch ist bei Eigennamen das Stocken der Lautverschiebung erklärlich, und möchte ich deshalb die Nidda und erst recht die mittelfränkische Nied (Saar) ebenfalls auf die Wurzel nad zurückführen.

---

[12] -issa ist Ableitungssilbe. — [13] s. Fr. II, 1078. — [14] Ueber apa, ara, ambra s. unten.

Ausser der Nette mündet noch die Rahmede in Altena in die Lenne, die ihren Namen von dem gleichnamigen Thale erhalten; denn Rahmede bedeutet Wildmatte, Wildwiese, eine Benennung, die besonders auf das obere Rahmedethal mit seinen Grashalden gut passt. As. heisst roh, wild *hrâ*, mhd. *râ*, *rô*. Der zweite Bestandtheil -mede ist aus Matte entstanden, welches nnld. mat, afris. mede lautet. Wildewiese heisst z. B. auch ein zum Amte Allendorf, Kreis Arnsberg, gehöriges Dorf. Auch der Name Letmathe (Kr. Iserlohn) gehört hierher. Der Letten ist bekanntlich soviel wie Thonerde; die Lettmatte ist also ein Grasland, welches einen thonigen Untergrund hat, daher die bedeutenden Ziegeleien zwischen Letmathe und Oestrich. So heisst z. B. ein zum Amte Pelkum, Kr. Hamm, gehöriges adliges Gut Lettenbruch = thonige Sumpfwiese (der, das Bruch = Sumpfwiese). Der Name Letmathe kommt in alten Urkunden unter andern in den Formen Letmode und Letmede vor; die letztere ist zugleich ein Beweis, dass das -mede in Rahmede soviel wie Matte ist.

Das nächste Nebenflüsschen der Lenne auf der linken Seite ist die Brachtenbeck. Braak bedeutet im Nd. „allerlei wild und wirr durcheinander wachsendes Gesträuch und Unterholz", ebenso Braken „die dicksten Aeste der Bäume", das Schlagholz (s. Berghaus, Sprachschatz der Sassen s. v.). Die Stützstangen der Erbsen heissen z. B. Arft-, Erftbraken; sehr häufig ist die Verbindung „Busch und Braken" = Wald und Busch. Das Wort ist ohne Zweifel mit brechen, goth. brikan, nd. breken verwandt und bezeichnet ursprünglich wohl das abzubrechende d. i. abzuhauende Unterholz. Von diesem Worte ist mittels des ableitenden t (= ahd. t aus ad, goth. aþ) Bracht = Gehölz abzuleiten. Ueber ein Dutzend Mal wird allein im Regbz. Arnsberg Brake (Bracke) mit den Neben- und Ableitungsformen Bräcke, Bräucken, Brakel (Brackel), Brackelsberg zur Bezeichnung von Wohnplätzen angewandt.[15] Das Wort Bracht allein für sich als Wohnplatzbezeichnung kommt verschiedene Male im Regbz. Arnsberg vor; ausserdem erscheint das Wort auch in Verbindungen, wie z. B. in Brachtpe,[16] Brachthausen, Brachtstrasse, Halberbracht u. s. w. Die Silbe -beck bedeutet Bach, welches bekanntlich nd. bêke, bieke, aber auch bêk, bek lautet. Brachtenbeck heisst demnach Holzbach. Der Name passt sehr gut für den Bach, welcher das nach ihm be-

[15] S. Liebrecht a. a. O. — [16] vgl. über Brachtpe sowie Brachtbach unten.

nannte Waldthal durchfliesst. Holzbach heisst z. B. ein Nebenfluss der Wied, die bei Neuwied in den Rhein mündet; ferner erinnere ich an die in der Nähe des Brockens entspringende und die Steinerne Renne bildende Holzemme,[17] sowie an die in die Reuss mündende Holtemme, welche auch Kleine Emme genannt wird.

Gleich bei dem nächsten in die Lenne mündenden Bache haben wir wieder die Zusammensetzung mit -beck, ich meine die Helbecke, wonach das gleichnamige Rittergut genannt ist. Helbecke heisst heller Bach; es ist dieselbe Bezeichnung wie in den Flussnamen Lauterbach, Lauter, Lutter.[18]

Die Helbecke entspringt in der Nähe des Brehl'oh. Dieser Berg — über 1500 Fuss hoch — wird fälschlich auch Brelow geschrieben, z. B. auf der erwähnten Liebenow'schen Karte. Brehloh bedeutet leuchtender Busch, Wald; mhd. brehen heisst bekanntlich leuchten, glänzen. Der und das Loh — wohl zu unterscheiden von die Lohe = aufwallende Glut und von die Lohe, welche zum Gerben dient[19] — bezeichnet niedriges Holz, Busch, Wald und steht recht häufig für sich allein zur Bezeichnung von Ortschaften. Der Name ist recht passend für den Brehloh, dessen noch jetzt mit niedrigem Holz bestandener und die Nachbarberge überragender Gipfel weithin leuchtet, weithin sichtbar ist. Ich erinnere an das Bergschloss Leuchtenburg bei Kahla a. d. Saale, an Leuchtenberg, an den Namen Hellwald und führe ferner an die zur Gemeinde Meinerzhagen (Kr. Altena) gehörigen Wohnplätze Sundhellen = Südhellen, sowie die südlich von Meinerzhagen gelegenen Wohnplätze, Hellberg genannt, schliesslich an den höchsten Gipfel des Ebbegebirges, die Nordhelle. Breeloh heisst auch noch eine im Amt Breckerfeld, Kr. Hagen, belegene Kolonie; Brelon ist ferner der Name eines im Amte Hemer, Kr. Iserlohn, befindlichen Etablissements. Lon (auch Lohn geschrieben) bedeutet dasselbe wie Lohe; wir haben z. B. ein Lohne im Kr. Soest, ferner Stadtlohn, Iserlohn, Löhne (bei Herford). Mit Brehloh, Breeloh, Brelon bringe ich auch Brilon zusammen, das — wie ich dem „Methodischen Handatlas" von Sydow entnehme — 1650 Fuss über dem Meere liegt. Nehmen wir an, dass die Stelle, wo jetzt die Stadt Brilon liegt, früher bewaldet

---

[17] Ueber -emme = Fluss s. unten. — [18] vgl. unten Heller, Helme, Helbe. — [19] s. Weigand a. a. O.

war — einige benachbarte Berge sind es nach der Karte noch jetzt — so würde der Name leuchtendes Buschholz oder „Hellwald“ recht gut passen.

III.

Der Regierungsbezirk Arnsberg ist besonders reich an Flussnamen, welche mit dem uralten Worte *apa* Wasser zusammengesetzt sind. Dieses apa ist aber nicht eine der drei Formen, wie Fr. (II, 18) unter Aha meint, in welche sich „das gemein indogermanische Wort für Wasser, sskr. ap, lat. aqua, goth. ahva u. s. w. zerspalten“, sondern grundverschieden von aqua.[20] Ahva kommt her von der Wurzel *ah*, *ang* schwellen, biegen (s. F. III, 10), während apa, sskr. ap Wasser, apreuss. ape Fluss, apus Quelle, lit. upis Fluss, Bach, von der Wurzel *ap* erreichen, treffen gebildet, das Wasser als das Thätige, Wirkende bezeichnet, vgl. sskr. apas Werk, lat. opus, ahd. uoba, nhd. üben u. F. I, 16, 270, 489; II, 301 u. 710. Dem urverwandten p kann im Gothischen, das ja bekanntlich im allgemeinen auf derselben Stufe der Lautverschiebung steht, wie das Nd., im Inlaut f und b entsprechen, im Ahd. v, f, b und p. Da demnach die Lautverschiebung des urverwandten p im Inlaut schon im Gothischen nicht regelmässig ist, so liegt nichts Auffallendes darin, dass in der nd. Form ape unregelmässig das urverwandte p erscheint.[21] Es herrscht aber insofern eine gewisse Regelmässigkeit der Lautverhältnisse bei diesem Worte, als im hochdeutschen Sprachgebiete dasselbe nur mit f erscheint (aff, off aus ahd. affa), während im nd. Bereiche nur mit p.

Mit diesem apa nun bringe ich den Namen Ebbegebirge zusammen, welches bekanntlich zwischen den linken Nebenflüssen der Lenne,

---

[20] Herrn Prof. Fick in Göttingen hatte ich diese Arbeit zur Beurtheilung zugesandt. Derselbe hat sich zu meiner Freude recht anerkennend über dieselbe ausgesprochen. Er bemerkt zu dieser Stelle: „Eine Nöthigung ahd. affa von goth. ahva zu trennen, existirt nicht; lat. qu kann germanisch hv und f werden. Reiche Belege zu dieser Vertretung finden Sie in einer Arbeit von Bezzenberger und mir im neuesten Hefte der Bezzenberger'schen Beiträge. Sie brauchen dann gar nicht auf sskr. ap âp u. s. w., das nach meiner Meinung nicht im Germanischen vorkommt, zu greifen; vertreten lässt sich freilich auch ahd. afa = sskr. ap.“ — [21] Ich kenne übrigens nur einen modernen Flussnamen, in welchem sich das uralte Wort *apa* vollständig erhalten hat, nämlich die Holzape (Diemel, Weser) = Holzbach; in den übrigen ist ape zu einem Torso geworden und erscheint als pe oder ap, vereinzelt auch epe.

der Bigge und Else, sich von Osten nach Westen erstreckt und in der Nordhelle eine Höhe von über 2100 Fuss erreicht. Zunächst steht dieser Ableitung sprachlich nichts im Wege, denn apa kann goth. afa und aba lauten. Ebbe ist also eine nd. Sprachform; das Ebbegebirge liegt ja auch auf nd. Sprachgebiete. Die Verdoppelung bb findet sich sehr oft im Nd., z. B. goth. haban, nd. häbben, tubben = Zuber, spinwibben = Spinngewebe (s. Jellinghaus, Westfälische Grammatik, S. 48). Das Ebbegebirge hat nach meiner Ansicht nicht Ebbe allein, sondern immer Ebbeberg oder Ebbegebirge gelautet. Es bedeutet demnach Quellgebirge. Es ist dieselbe Vorstellung; vermöge deren Homer den Ida *πολυπίδαξ* (quellenreich) nennt; es ist dieselbe Vorstellung, aus welcher der Name Asten(berg) = Flussfels hervorgegangen, sowie Bornstein (s. oben). Ebenso heisst ein Berg im Lippeschen Berglande (zwischen den Städten Lemgo und Vlotho) Bornstapel. Sachlich passt diese Ableitung recht gut, denn auch das Ebbegebirge ist *πολυπίδαξ*. Am Ebbegebirge entspringt die Volme (Ruhr), ferner die Verse und Else (Nbfl. der Lenne), sowie die Aah (Else, Lenne), sodann die Ihne (Bigge, Lenne) und der Liesterbach (Bigge), schliesslich der Ebbebach (Else, Lenne). Wollte man annehmen, dass zuerst der Theil des Gebirges, wo der Ebbebach entspringt, nach diesem seinen Namen bekommen, so wäre das an und für sich nicht abzuweisen. So hat offenbar das Isergebirge von dem Flusse Iser[22] (Elbe), der Idarwald den Namen von dem Flusse Idar (Nahe) erhalten, wie das aha in der ahd. Form für den Idarbach, nämlich Hiedraha, beweist. Hiergegen spricht aber gewichtig der Umstand, dass es meines Wissens keinen Flussnamen in Deutschland giebt, welcher bloss apa (Epe) hiesse, apa wird immer nur in Zusammensetzungen gebraucht. Auch die Ableitung von Eber, so dass Ebbegebirge Ebergebirge bedeutete, ist wohl nicht angänglich. Zwar kommen Umformungen von Eber vor, wie Ebo, Ebbeke (Deminutiv), Eppelein, Eppen, Ebbe, Eppink (s. Andresen, die altdeutschen Personennamen S. 37 [2. Ausg.] und Fr. I, 358); doch begegnen diese nur in Personen-, nicht in Ortsnamen; in ersteren sind derartige Abschleifungen und Umgestaltungen sehr häufig, in letzteren sind sie mir in dieser Weise nicht bekannt. Deshalb dürften die von Fr. mitgetheilten Ortsnamen (II, 451—454),

[22] Iser = Isar (Donau); über diesen Flussnamen werde ich einmal später sprechen.

die dieser unter der Wurzel Eb[23] vereinigt, wie er auch — abweichend von Andresen — die Personennamen Ebo, Ebbe u. s. w. unter einer besonderen Wurzel Eb, nicht unter dem Stamme Ebar aufführt — deshalb dürften diese Ortsnamen wie Ebinga (Ebingen, Eppingen), Eppinberg, Eppilinwilare u. s. w. wohl nicht mit Eber zusammenhängen, sondern sind vielleicht zum Theil auch Bildungen mit apa.[24] Ebingen,[25] im würtembergischen Schwarzwaldkreis, liegt an der Schmiech und Eppingen, im badischen Kreis Heidelberg, an der Elsenz. Es würde demnach die Benennung davon, dass die beiden Orte am Wasser (apa) liegen, ganz passend erscheinen. So stellt F. (II, 46) den griechischen Städtenamen Ὀποῦς (Ὀπόεις) unter das Thema opovent saftreich (sskr. apa-vant wasserreich); so wird Messapia, das Land der Μεσσάπιοι in Unteritalien, als Zwischenstromland erklärt, so γῆ Ἀπία, der alte Name des Peloponnes, als „Wasserland"; ferner gehört hieher Ap-ulia und der Name der alten Volskerstadt Apiola (s. Curtius, Grundzüge der griech. Etym. S. 412 der 2. Aufl.).

Im Anschluss hieran lasse ich die nach meiner Ansicht mit apa zusammengesetzten Flussnamen folgen, soweit sie bei Fr. nicht aufgeführt sind.

Aus dem Namen Lennep (Linepe [11. Jahrh.] bei Fr. II, 927) schloss ich, dass diese Stadt an einem Bache gleiches Namens liegen müsse. Eine Anfrage in Lennep bestätigte meine Vermuthung.[26] — Oben glaube ich bewiesen zu haben, dass Lenne Bergfluss bedeutet; von demselben hlinâ, linâ, lênâ leite ich den Namen Lennepe ab, der demnach soviel wie „Bergwasser" ist. Diese Erklärung passt auch geographisch, denn die Lennepe — in die Wupper mündend — entspringt in der Stadt Lennep, welche 320 m hoch über dem Meere liegt und zwar so — wie mir mitgetheilt —, dass das Terrain, auf welchem sich Lennep erhebt, bergartig über der Umgebung hervorragt. — — Es giebt ferner zwei Bäche des Namens Linnepe: eine L. (Volme, Ruhr), eine andere (Röhr, Ruhr). Beide bedeuten dasselbe,

[23] Die als dunkel bezeichnet wird (I, 357). — [24] Sprachlich steht nichts im Wege, da, wie oben bemerkt, im Ahd. statt des urverwandten p im Inlaut f, b und p stehen kann. — [25] Herr Prof. Fick bemerkt zu dieser Stelle: „Namen wie Ebingen, Eppilinwilari möchte ich doch von den Männernamen Ebbo = Eberhard, Eppilin nicht trennen; die Ortsnamen auf -ingen sind immer Gentilnamen, wie Sigmar-ingen." — [26] Der Bach heisst Lennepe

wie Lenne und Lennepe; auch bei ihnen passt diese Bedeutung in geographischer Beziehung.

Auch die Ennepe (Volme, Ruhr) ist mit apa zusammengesetzt; über die Silbe Enn- habe ich jedoch vorläufig nur Vermuthungen; die ahd. Form ist meines Wissens nicht überliefert.

Die Gelpe (Leppe, Agger, Sieg) heisst „gelbes Wasser"; denn nd. heisst gelb geel (gial, giäl).[27] Aehnlich heisst ein Bach südl. von Springe in Hannover der „Gelbe Bach", westl. von Springe der „Gehlenbach"; ferner ein in die Weser unterhalb Petershagen mündender Bach die Gehle. Dass die Flüsse aber sehr häufig von ihrer Farbe benannt werden, ist bekannt.

Die Brachtpe (Bigge, Lenne, Ruhr) heisst Holzbach, vgl. oben Brachtenbeck und den Flussnamen Brachtbach (Brahtaha [zehntes Jahrh.] bei Fr. II, 282). Fr. führt a. a. O. Weigand (oberhessische Ortsnamen) an, dessen Deutung dieses Flussnamens als „tosender Fluss" von ahd. *braht* crepitus, fremitus er „nicht eben für wahrscheinlich" erklärt. Die Erklärung „tosender Bach" dürfte wohl gegenüber den obigen Ausführungen über die Bracht als nicht haltbar erscheinen.

Die Holpe (Aue, Leine) = Holzbach, vgl. Holtrup, ursprünglich Holzdorpf, Holland = Holtland, Holstein aus Holtsatin (s. darüber Fr. II, 796 u. 797).

Der Hasperbach (Ennepe, Volme, Ruhr), ursprünglich einfach Haspe, wie der Name des an diesem Bache gelegenen Ortes Haspe zeigt, heisst Hasenbach; Häspe (Sorpe, Röhr, Ruhr) bedeutet dasselbe.

Die Elspe ist schon oben als Erlenfluss erklärt. Gleich südlich vom Astenberge zieht die Sprachgrenze zwischen sächsischem und fränkischem Gebiet; deshalb heisst der Nebenfluss der Lenne nördl. vom Astenberge Elspe, während der Nbfl. der Eder südl. vom Astenberge Elsoff heisst, wie der der Donau Erlaf. Alle drei bedeuten also Erlenfluss. Die Erlaf heisst ahd. Arlape; diesen Flussnamen erklärt schon Fr. II, 98 als Erlenfluss.

Recpe (Lenne) = Rehbach. — Kerspe (Wupper, Rhein), Kierspe (Volme, Ruhr) erkläre ich als Kirschbach. Die Kirsche heisst ahd. kirsâ, mhd. kerse, kirse, ebenso in manchen nd. Dialekten

[27] s. Berghaus a. a. O.

noch kirse. So sind die Flüsse häufig nach den Bäumen genannt, die hauptsächlich an ihrem Ufer stehen, vgl. Ase-affa Eschenfluss, Wida = Wied (Rhein) = Weidenbach, ferner Lindbach, Nbfl. der Reichen Ebrach (Regnitz), sowie den ahd. Ortsnamen Bohbach, sechs Orte bei Fr. II, 260 bezeichnend und offenbar von einem gleichnamigen Bache genannt, sodann die ungemein zahlreichen Bäche, die von der Erle (Else) ihren Namen haben, schliesslich den ahd. Flussnamen Eichibach (Fr. II, 27) = Eichenbach.

Mit apa zusammengesetzt betrachte ich auch die Flussnamen Olpe (Lenne), Eilpe (Volme, Ruhr), Elpe (Ruhr). Fr. (II, 36) hat einen Flussnamen Alapa (die Wölpe unterhalb Nienburg, wie er erklärt); diese Form betrachte ich als die ursprüngliche von Olpe und werde zu zeigen versuchen, dass auch das Eil- und El- in Eilpe und Elpe auf die ursprünglich *al* lautende Wurzel zurückzuführen ist, ebenso wie das Il- in Ilm, ahd. Ilmina, Ilma,[28] ferner das Ill- in Ill-a und Ill-ara. Sodann gehört hierher der Flussname Alme (Lippe), ahd. Almina (worüber unten), desgleichen die Al-meke (Lenne); diese beiden bilden mit Olpe, dessen o nd. Trübung des a ist, eine Gruppe.

Die eben erwähnte Wurzel al nun bedeutet ursprünglich „treiben"; sie erscheint in gr. ἐλάω, lat. ala-cer, goth. al-jana, mhd. ellen Eifer, as. îl-jan, ahd. îl-lan, nhd. eilen[29] (s. F. I, 500 und II, 307). Es liegt demnach hier eine ähnliche Vorstellung zu Grunde, wie bei dem oben behandelten Worte *api* Wasser, welches das Wasser als das Thätige, in Bewegung befindliche bezeichnet. So erkläre ich denn Ill-a als das „eilende Wasser", indem ich a = aha fasse, ebenso Ill-ara; denn ara heisst ebenfalls „Flusswasser". Der Name Ara als Flussbezeichnung kommt so häufig auch in Gegenden vor, die in historischen Zeiten nur von Germanen bewohnt wurden, dass derselbe nicht als ausschliesslich keltisch betrachtet werden kann, falls sich nur die Verwendung dieses Wortes als Bezeichnung von Flüssen auch für das Germanische als etymologisch berechtigt nachweisen lässt. Dies ist aber der Fall. Ich leite das Wort nämlich ab von dem Thema *arva* behende, schnell, welches F. I, 21 und III, 21 mit seinen Verzweigungen vorführt. Ags. heisst *earu* schnell, as. *aru* fertig,

[28] = Ilm (Saale) und Ilm (Donau); ebenso wird auch unzweifelhaft die Ilme (Leine) ahd. Ilmina gelautet haben; über mina (aus mana) = Fluss s. unten. — [29] Das im goth. al-jana noch vorhandene a ist erklärend für das a in Al-me, Ol-pe (= Alpe, Al-apa).

bereit, an. *örr* rasch, lebendig. Ara bezeichnet also ebenfalls das Flusswasser als das nicht stillstehende, als das in unermüdlicher Bewegung Befindliche.[30] Es ist dieselbe Vorstellung, welche in Goethe's Gedichte „An den Mond" durch die Worte ausgedrückt wird: „Rausche, Fluss, das Thal entlang, Ohne Rast und Ruh." Ebenso wie nun bei apa Wasser die ursprüngliche Bedeutung des Thätigen, in Bewegung Befindlichen allmählich verblasste und zuletzt ganz verschwand, so dass man mit apa nur die Vorstellung „fliessendes Wasser" (nicht etwa stagnirendes) verband, wie ferner bei aqua, ahva, aha der Begriff des Schwellens — s. oben — sich dem Denken entzog und nur die Vorstellung „Flusswasser" übrig blieb, so verlor sich auch bei ara allmählich der Begriff des Schnellen, und man dachte bei dem Worte gleichfalls nur an „fliessendes Wasser". Weil ara aber auch in unzweifelhaft keltischen Flussnamen oft begegnet, z. B. in Isara = Isère (Rhone) und = Oise (Seine), ferner in Arar (Saone), so ist ara als Flussbezeichnung für ein den Kelten und Germanen gemeinsamer Ausdruck für „Fluss" zu erklären, ähnlich wie ambra.[31]

Auf diese Weise verschwindet aus der Bezeichnung Ill-ara das Tautologische, indem Illara nicht bedeutet die eilende Schnelle, sondern das eilende Flusswasser, die eilende Ara. Ob der Flussname Al-ara (Aller) auch hierher gehört, erscheint zweifelhaft; die Bedeutung „eilender Fluss" würde nur für den Quellauf passen,[32] von dessen Natur allerdings die Flüsse nicht selten den Namen bekommen haben, vgl. oben Lenne, Lennepe, Linnepe, die thür. Leine. Eine Ableitung von dem oben behandelten Thema alsa Erle (an. ölr, ags. alor, ahd. elira und erila [Erle und Eller]) hat seine grossen Bedenken wegen des zweiten a in Alara. Der Name „Erlenfluss" würde an und für sich für den oft zwischen niedrigen und sumpfigen Ufern, dem Lieblingsboden der Erlen, dahin fliessenden Fluss sich gewiss eignen. Ich betrachte jedoch die erstere Erklärung als viel wahrscheinlicher.

[30] Fr. bemerkt II, 88 unter Ara: „Ich finde nirgend auch nur einen Versuch, die folgenden Flussnamen aus irgend einem Sprachstamme zu deuten, und weiss ebenso wenig selbst einen passenden Vorschlag zu machen; selbst das Sskr. zeigt mir kein möglicherweise hierher zu ziehendes Wort, wenn man nicht etwa an ara schnell denken will." Er scheint demnach die eben angeführten germanischen Bildungen dieses Stammes übersehen zu haben. — [31] s. hierüber unten. — [32] Die Aller entspringt am Butterberge 477 Fuss hoch, wie ich Daniels „Deutschland" I, S. 448 der 3. Aufl. entnehme.

Um nun wieder auf die zuletzt aufgeführte Gruppe der mit apa zusammengesetzten Flussnamen zurückzukommen, so bedeuten also auch die Flussnamen Ol-pe, El-pe, Eil-pe „eilendes Wasser", eine für diese im westfälischen Berglande fliessenden Bäche recht passende Bezeichnung. Auch bei den übrigen hierher gehörigen Flussnamen steht dieser Erklärung die natürliche Beschaffenheit des Laufes zur Seite. Die Iller ist bis Immenstadt ein rasch fliessender Alpenfluss, ebenso hat bekanntlich die elsässische Ill (Ill-a) (bis Kolmar) einen raschen Lauf, desgleichen die Vorarlberger Ill. Auch für letztere nehme ich als ursprüngliche Form Ill-a an, obwohl die ahd. Form nicht überliefert ist.

Anhangsweise möchte ich noch erstens bemerken, dass auch die Helbe (Unstrut) hierher gehören kann, entstanden aus Helapa* = glänzendes (klares) Wasser; vgl. oben Helbecke. Denn hell, um das an dieser Stelle noch hinzuzufügen, hat schon im Altdeutschen ausser der ursprünglichen Bedeutung „tönend" auch die von „glänzend", vgl. z. B. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. — Ob auch die Grosse und Kleine Helpe (Sambre) hierher gehören, wage ich nicht zu entscheiden, neige aber zu dieser Annahme, da sich in dieser Gegend viele offenbar ursprünglich germanische Namen finden, z. B. noch eine gute Strecke südlicher, ebenfalls im nordöstl. Frankreich, die Wiseppe, welche bei Stenay in die Maas fliesst; Wiseppe ist wohl ohne Zweifel germanischer Abkunft und bedeutet „Wiesenfluss". Von der Wiese haben manche Flüsse den Namen, z. B. die Wieseck (Lahn),[33] ferner Wisebahc[34] (Kyll, Mosel) und die Wisgoz = Weschnitz (Rhein).[35]

Sodann möchte ich am Schluss dieser Auseinandersetzung über die Flussnamen, die mit apa zusammengesetzt sind, bemerken, dass gerade so wie im nd. Sprachgebiete aus apa oft -pe geworden, so im hd. aus affa phe, ja bloss f. So heisst die Perf (Lahn) ahd. Pernaffa = Bärenbach, wie schon Fr. II, 201 erklärt, so heisst die Dautphe (Lahn) offenbar ahd. Dudaffa, denn Fr. II, 451 hat „Dudafhero marca die Grafschaft Dautphe". So wird die Rosphe[36] (Wetschaft, Lahn)

* Diese Form ist jedoch nur Vermuthung. — [33] ahd. Wisaha, s. darüber Weigand a. a. O. unter „die a oder ach". — [34] s. Fr. II, 1557. — [35] Fr. II, 1558. — [36] Auf der Liebenow'schen Karte standen nur die Ortsnamen Ober- und Niederrosphe an einem kleinen Bache, dessen Name nicht angegeben war. Meine Vermuthung, dass der Bach auch Rosphe hiesse, wurde mir auf eine briefliche Anfrage von einem Lehrer in Oberrosphe bestätigt.

ursprünglich Rosaffa[37] geheissen haben (also Rossbach), ebenso wie die Röspe (Eder, Fulda) auf der Grenze des hd. und nd. Sprachgebietes sicherlich Rosapa ursprünglich gelautet hat. Die Erklärung der Flussnamen Dautphe, sowie der bei Fr. nicht aufgeführten Asphe (Treisbach, Wetschaft, Lahn), Laasphe (Lahn), Benfe (Eder, Fulda) behalte ich einer späteren Untersuchung vor.

IV.

Schon mehrfach sind im Vorstehenden Flussnamen behandelt, die von der Klarheit oder Farbe des Wassers ihren Namen hatten, z. B. die Helbecke, Helbe, Gelpe. Dieselbe Vorstellung ist nach meiner Ansicht in dem Flussnamen Eder ausgedrückt, den Fr. nicht einmal versucht zu erklären. Tacitus überliefert uns die Form Adrana, in den mittelalterlichen Schriftwerken (s. Fr. II, 8) begegnen die Formen Adrina, Adarna, Ederna u. s. w. Ich bringe den ersten Theil dieses Wortes — als solchen betrachte ich Adr- und -an als Ableitungssilbe — mit den Wörtern zusammen, die F. I, 28 unter der Wurzel idh und der davon abgeleiteten Form îdhara hell, klar giebt, nämlich mit dem gr. *αἴθω*, lat. aes-tus, irisch aodh ignis, ags. âd, ahd. eit Brand, ferner *ἴθαρος* hell, klar (*αἰθρίος*, *αἰθρή*) as. îdal, ahd. ital; von letzterem kommt bekanntlich unser eitel, eig. glänzend. Man ist berechtigt anzunehmen, dass das erste A in Adrana eine römische Umformung des Diphthongen ai ist, der ja noch in ahd. eit erscheint; das ags. â in âd entspricht goth. ái. Das r, aus ar entstanden, bezeichnet eine schon in den urverwandten Sprachen vorhandene Weiterbildung des Stammes idh. Diese Form aidar wird nun vermittelst der häufigen Ableitungssilbe -an an a = aha angeknüpft. Demnach bedeutet Adrana heller, klarer Fluss, dasselbe also, was Illutraha oder Lutaraha,[38] ein Name, der bekanntlich ungemein häufig als Flussname vorkommt in den jetzigen Formen Lauter, Lutter, Lüder. Daniel a. a. O. (I, 371) hebt die grüne Farbe der Eder hervor; ein Fluss aber, der grünfarbig ist, zeichnet sich auch durch Klarheit aus.

[37] Fr. (II, 1190) hat nur einen Ort Rosaffa bei Schmalkalden, der offenbar auch von einem gleichnamigen Bache seinen Namen hat. — [38] Uebrigens ist in Illutraha derselbe Ausfall des a (in ar), wie bei Ad(a)rana; lauter heisst ahd. hlûtar von dem Thema *hlut* spülen (s. F. III, 90).

Fr. bemerkt nun unter dem Stamme Aid (II, 29): „Mir ist jetzt das Vorhandensein eines besonderen Aid unzweifelhaft, seine Etymologie freilich nichts weniger als klar; ags. âd, ahd. eit ignis passt am besten der Form nach, aber ungewiss ist, durch welche Ideen die Anwendung dieses Wortes in Namen vermittelt wurde.“ Daran, dass Adrana, welches er schon II, 8 ohne jegliche Erklärung aufführt, auch hierher gehören könne, scheint er nicht einmal zu denken. Nach den eben angeführten Worten folgt bei Fr. der Name Aitenbach, ein Ort westl. von Passau. Die Zusammensetzung mit -bach zeigt, dass der Ort von einem gleichnamigen Bache genannt ist. Ait- ist mittelst der Ableitungssilbe *an* (*en*) an -bach geknüpft; ait- schliesst sich unmittelbar an ahd. eit an; es bedeutet demnach, ähnlich wie Adrana, heller Bach, nd. Helbecke (s. oben). Auf denselben Stamm führe ich die verschiedenen Flüsse zurück, welche Eiter-aha (Eitrach, Aiterach, Eiterach) und Eitarpah (Aiterbach, Aitterbach) heissen; auch bei den letzten beiden giebt Fr. keine Ableitung, sagt nur unter dem Stamme Aitar (II, 31): „Vielleicht gelingt es, diesen Stamm für Flussnamen als einen deutschen zu retten“, ohne jedoch das Wie zu zeigen.

Dasselbe bezeichnet auch der Flussname Glana, der in den jetzigen Formen Glane, Glan u. s. w. erscheint (Fr. II, 583). Glück, dem Fr. a. a. O. folgt, hält diesen Namen für keltisch. Derselbe findet sich aber auch in solchen Gegenden, die in historischen Zeiten unzweifelhaft von Germanen bewohnt wurden, z. B. fliesst eine Glane in die Bever (Ems), eine Glan in die Ems selbst. Weshalb aber soll man aber dann an eine keltische Abkunft des Namens denken, wenn er sich aus dem Germanischen erklären lässt? Dabei darf aber nicht ausser Acht gelassen werden, dass dasselbe Wort sowohl keltisch als germanisch sein kann, und dies ist, gerade so wie bei Ara, bei dem Flussnamen Glana der Fall.

Das Wort Glanz, ferner das mhd. Adjectiv *glander* glänzend sind, wie Weigand im Wörterbuche unter Glanz annimmt, auf ein gothisches Wurzelverb glinan zurückzuführen. Das a des Präteritums zeigt sich im an. *glan* Hellsein, Glanz. In dem zweiten a sehe ich aha (ahd. Fuldaha und Fulda). Dieses Wort aha lässt sich aber meines Wissens im Keltischen nicht nachweisen; aus diesem Grunde bin ich für die Herleitung des Flussnamens Glana aus dem Germanischen.

Eine ähnliche, jedoch entgegengesetzte Vorstellung kommt nach

meiner Ansicht in dem Flussnamen Diemel, ahd. Timella (im elften Jahrh. Dimila) zum Ausdruck (s. Fr. II, 1402 die Namensformen; es wird jedoch keine Erklärung versucht). In dem Tim- erblicke ich den Stamm *tam* dunkel sein (s. F. II, 100 u. 367), sskr. tamas = Dunkel, lat. temere (eig. blindlings), ferner tenebrae (statt temesrae), ksl. tima Dunkel, ags. thimm dunkel, ahd. demar = nhd. Dämmer. Die Diemel fliesst auf as. Gebiete, müsste demnach as. Thimella lauten; das D in Dimila zeigt die correcte Lautverschiebung. Von den Silben -ella betrachte ich el als Ableitungssilbe, wie sie (bez. al) besonders bei Flussnamen so häufig vorkommt, z. B. in Hursilla[39] (die Hörsel), Mosella, Tussala (Düssel), Isela (Yssel), Iscala (Ischl), Rotala, Raotula (die Rötel), Ursela, Ursella (die Ursel); man vgl. ferner die modernen Flussnamen Berkel und Hamel.[40] Das a in Timella fasse ich als aha; das Wort bedeutet also „dunkler Fluss". Diese Bezeichnung ist auch der Natur des Flusses in seinem Oberlaufe angemessen, denn die Diemel durchfliesst zuerst ein enges, gewundenes Thal. In engen, mit Bäumen eingefassten Thälern nimmt aber das Wasser eine düstere Farbe an, wie man an der Schwarza (ahd. Swarzaha), welche oberhalb Rudolstadt in die Saale mündet, sehen kann, die von ihrem wegen der Umgebung düsteren Wasser, wie eine Menge anderer Flüsse und Bäche, den Namen „schwarzer Fluss" bekommen hat.

V.

Dieselbe Vorstellung, die in Adrana, Glana, Eiteraha u. s. w. erscheint, kehrt nach meiner Ansicht auch in Helmana = Helme (Un-

[39] Nebenbei bemerkt, hängt Hursilla, über dessen Herleitung Fr. II, 808 nichts giebt, nach meiner Ansicht unzweifelhaft mit as. hros, hors, ags. hors, engl. horse Ross zusammen, wozu auch gehört an. horska rasch, as. horsk schnell, weise, ahd. horsc schnell, weise, womit ferner verwandt ist lat. curro, coruscus (s. F. III, 66). Hursilla würde demnach Rossbach heissen; das -a fasse ich nämlich als aha. Es ist aber auch möglich, dass zu der Zeit, als dieser Fluss seinen Namen erhielt, die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel *har*, gr.-ital. *cor* (s. F. II, 67) noch lebendig war, so dass es der „rasche Fluss" bedeutet, eine Bedeutung, die für den im Thüringer Berglande fliessenden und deshalb wohl sicherlich rasch dahin strömenden Fluss gut passen würde. — [40] Für Berkel nehme ich — nebenbei bemerkt — nach Analogie der eben angeführten Flussnamen die ahd. Form Birkilla (Birkala; Berkala durch Brechung des i) = Birkenfluss: die Birke heisst nd. ausser Barke auch Berke (s. Berghaus, Sprachschatz der Sassen); für Hamel als ahd. Form Hamala = Wiesenfluss. Hameln n/W. heisst ahd. Hamalon und Hamala; Hamm bedeutet nd. Wiese (vgl. Berghaus a. a. O. und Jellinghaus a. a. O. im Wortregister).

strut) wieder. Ich behandele diesen Flussnamen erst jetzt, weil ich über den zweiten Bestandtheil dieses Wortes, als welchen ich *mana* betrachte, ausführlicher sprechen muss. Fr. stellt ihn anscheinend unter Helm; ich halte diese Etymologie bei einem Flussnamen fast an und für sich für unmöglich.

Ich lasse nun zunächst bloss die Flussnamen ohne Erklärung folgen, die nach meiner Ansicht mit mana (mena, mina) zusammengesetzt sind.

Bei Fr. findet sich nicht der ahd. Name für den Fluss Alme (Lippe), aber wohl für den Ort an der Quelle der Alme, nämlich Almen,[41] in der Form Almina. Daraus schliesse ich, dass der Flussname gerade so gelautet hat. — Ferner gehört hierher Ou-mena, welches Fr. II, 1121 giebt; es ist ein Nebenfluss der Lahn bei Aumenau unterhalb Weilburg in Nassau. — Ebenso stelle ich Sal-mana hierher, welches Fr. zwar nur als Ort im Kreise Daun, nördl. von Trier, angiebt, welches aber auch den Fluss, der jetzt Salm heisst und unterhalb Trier in die Mosel fliesst, bezeichnet haben muss. — Wohl nicht hierher gehört die Sualmanaha (Schwalm, Nbfl. der Eder, nicht der Fulda, wie Fr. II, 1345 meint). Die Zusammensetzung mit aha zeigt, dass es mit swalm = Schwalm componirt ist, wiewohl im Ahd., aus welcher Zeit der Name Sualmanaha stammt, noch kein appellatives *swalm* nachweisbar ist, welches erst, gerade so wie *swal*, im 15. Jahrh. vorkommt (s. Weigand a. a. O. unter Schwalm). Fr. spricht demnach ungenau von ahd. swalm und ahd. swal. — Weil ferner Sulmana = Sulm (Neckar) nach meiner Ansicht dasselbe ist, wie Sualmanaha, stelle ich auch Sulmana nicht unter die mit mana zusammengesetzten Wörter. Aber wohl rechne ich zu dieser Klasse die Wirmina, die Würm, welche aus dem Würm- oder Starnberger See fliesst. Letzterer hiess noch im Ahd. Winidowa (s. Fr. 1544) und hat offenbar den Namen Würmsee von dem Flusse erhalten, welcher aus ihm abfliesst. — Sodann ziehe ich hierher die Wermana, die Fr. (II, 1554) als einen Nbfl. der Emmer (Weser) zwischen Lügde und Schwalenberg bezeichnet, ohne jedoch den jetzigen Namen des Flusses, nämlich Wörmke, zu nennen. An die Ableitung von Wurm (goth. vaurm-is, as. u. ahd. wurm) denkt auch Fr. weder bei der Würm noch bei der

[41] So bei Fr.; der Name der beiden Dörfer heisst jedoch Alme (Ober- und Niederalme).

Wörmke. — Auch möchte ich in diese Klasse bringen die Wiemena oder Wemma = Wümme (Weser). Fr. bemerkt nämlich (I, 1291) unter dem Stamme Wig: „Mit Wig gerathen in Berührung und Vermischung die Stämme 1) Wid in den Fällen, wo Wig oder Wid den ersten Theil der Komposition bildet und der zweite Theil mit einem Konsonanten beginnt, wo dann das auslautende d oder g leicht verloren geht und bei beiden Stämmen nur ein Wi- übrig bleibt.“ Ich betrachte demnach Wiemena als aus Widmena hervorgegangen. — Ohne Bedenken füge ich ferner an die Ilm (ahd. Ilmina [aus dem 8. Jahrh.]), Ilmena, Ilma, welches ich nicht als Ulmenfluss erklären möchte. Denn erst mhd. begegnet ilme; ahd. heisst die Ulme ëlm. Es würde demnach wohl zu erwarten sein, dass sich aus der ahd. Zeit die Form Elmena fände, was jedoch nicht der Fall ist.

Ich komme jetzt zu einem Worte, welches mich zuerst veranlasst, ein selbständiges Wort mana (mene, mina) für Fluss anzunehmen.

Holzminden a. d. Weser nämlich liegt an einem Bache, Namens Holzminde; südlich von Holminden, oberhalb Höxter, mündet ein Bach in die Weser, der Rothe Minde heisst. Als ich letzteren Namen fand, stand es für mich fest, dass der Ort Holzminden den Namen von dem gleichnamigen Bache erhalten und nicht umgekehrt. Ich fand darauf bei Fr., dass Holzminden ahd. Holtisminni lautet, sowie dass Grimm (s. Fr. II, 1032) den Namen als monile silvae erkläre, ebenso wie Throtmanni (Dortmund) als monile gutturis. Letztere Erklärung erscheint deshalb als nicht statthaft, weil der älteste Name der Stadt, wie er auf Münzen erscheint, welche in Dortmund unter den Ottonen geprägt wurden, Therotmanni lautet, das ich mit man = vir für zusammengesetzt halte, wenngleich mir der erste Theil der Zusammensetzung noch dunkel ist. Grimm hat wohl nicht gewusst, ebenso wenig wie Fr., dass bei Holzminden ein kleiner gleichnamiger Fluss in die Weser mündet, beide haben auch wohl nicht den Bachnamen „die Rothe Minde“ gekannt, sonst hätten sie diese Namen sicherlich bei der Erklärung nicht unberücksichtigt gelassen. — Zunächst schliesse ich nun aus dem Ortsnamen Holtisminni, dass der Name des Flusses *Holtismina* gelautet habe; ich bin zu dem weiteren Schlusse berechtigt, dass „Minde“ in Rothe Minde ebenso mina geheissen. Wir haben hier demnach zwei Flussnamen, welche unzweifelhaft mit mina zusammengesetzt sind, bei denen nicht die Ableitungssilbe ina angefügt sein kann, so dass m zum ersten Worttheile

gehörte. Bei diesen Kombinationen fielen mir die beiden Flussnamen Main und Möhne (Ruhr) ein. Der Main heisst bekanntlich bei den Schriftstellern des Mittelalters (s. Fr.) meist Moin, sehr selten Moine oder Moina, so dass an eine Zusammensetzung mit a = aha nicht zu denken ist; bei dem Geographen Franck und im Würzburgischen bei dem Volke noch heute Mön. Von Möhne giebt Fr. keine ad. Form. Grimm (s. Fr. II, 1036) ist der Meinung, dass der Diphthong in „Main" aus zwei Silben zusammengeronnen, dass demnach ein Konsonant ausgefallen sei. Unzweifelhaft ist es zunächst nach dem Obigen, dass Moin nicht zusammengesetzt ist.

Nimmt man nun auf Grund aller dieser Momente die Existenz eines Wortes mana (mena, mina) mit der Bedeutung „Fluss" an, so fragt es sich, auf welchen Stamm sich dieses zurückführen lässt. Ich habe dafür eine Möglichkeit, die ich als nicht unwahrscheinlich bezeichnen möchte.

Der Stamm mad, mand (s. F. I, 170, 390, 710; II, 183, 430) bedeutet ursprünglich wallen und zwar vom Wasser, sodann in übertragener Bedeutung „sich berauschen, froh sein u. s. w.": sskr. mad wallen, *μαδός* triefend, madere triefen, manare strömen aus madnare, as. mendian, ahd. mendjan, mendôn froh sein. Ich nehme nun an, dass es ein Wort *madina* gegeben — die Ableitungssilbe in(a) ist bei Flussnamen sehr gebräuchlich — und daraus durch Ausfall des d, gerade wie im Lat. manare aus madnare, sich die Form maina (bez. moina durch eine Trübung des a) gebildet. Die Silbe -de in Minde ist, wie -minni in Holtisminni zeigt, nur eine spätere Weiterbildung, wie sie nicht selten vorkommt. Dass sich aus diesem Stamm *mad* leicht, wie besonders manare strömen zeigt, ein Substantivum mit der Bedeutung Fluss entwickeln konnte, liegt auf der Hand. — Die Hypothese von *mana* Fluss würde nun aber noch an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn es gelänge, die oben aufgeführten Flussnamen, die wir als mit mana zusammengesetzt bezeichneten, passend zu erklären.

Die Namen Main, Möhne würden zunächst nichts weiter als „Fluss" bedeuten, wie aha, ara, ambra, apa.[42] Al-mina ferner hiesse der „eilende Fluss",[43] ein Name, der für den im Berglande von

[42] Dass Holtismina = Holzfluss und Rothe Minde s. v. a. Rothmoune (8. Jahrh.) = Rother Fluss ist, erscheint als selbstverständlich. Die Form Rothmoune = Rother Main s. bei Fr. II, 1037. — [43] s. oben.

Brilon entspringenden und dem westfälischen Tieflandsbusen zueilenden Fluss sehr gut passt. Ebenso bedeutet danach Il-mina eilender Fluss, eine für den vom Thüringer Walde herabeilenden Fluss recht geeignete Bedeutung. Leicht erklärt sich ferner Ou-mena als Auenfluss; ou mhd. = ouwe = ahd. ouwa = nhd. Au. Die Form Oumena stammt aus dem 11. Jahrh.; die Zusammenziehung von ouwa in ou in einem zusammengesetzten Worte kann auch im Ahd. nichts Auffälliges haben.

Wie schon bemerkt, betrachte ich Wiemena als hervorgegangen aus Widmena, welches demnach wie Wid-a = Wied (Rhein) Weidenfluss bedeutet; auch die Ortsnamen Widaha, Widenaha (Fr. II, 1512 und 1514) und Widimbach gehören hierher, denn dieselben sind, wie -aha und -bach zeigen, von gleichnamigen Bächen genannt. Auch ein Nbfl. der Wetter[44] (Nidda, Main) heisst Kl. Weide, ein Nbfl. der Oder Weida.

Helmana heisst also passend „heller Fluss", vgl. oben Helbecke.[45]

In Salmana (Salm) bringe ich den ersten Theil der Zusammensetzung mit dem Flussnamen Sala zusammen, der bekanntlich verschiedene Flüsse bezeichnet. Dieses Sal in Flussnamen möchte ich jedoch nicht als keltisch ansehen, da der Flussname Sala in Gegenden vorkommt, die in historischer Zeit unzweifelhaft von Germanen bewohnt wurden, vgl. z. B. die Saale (Leine), die Selke (Bode, Saale), ahd. Salica. Damit ist ja nicht ausgeschlossen, dass auch von den Kelten dasselbe Wort für Flussbezeichnungen verwandt wurde. — Die Erklärung von Sala als Salzfluss lässt sich nicht als unrichtig zurückweisen, doch möchte ich dazu bemerken, dass in den germanischen Sprachen das Thema sali (s. F. I, 227, 446, 796; II, 253; III, 321) die Fortbildung durch t erfahren hat, so dass das germanische Thema *salta* ist und in keiner germanischen Sprache dieses t fehlt. Von diesem Stamme salt- sind ja eine Menge Flussnamen gebildet, s. Fr. unter Salzaha. Ich möchte deshalb als wahrscheinlicher hinstellen, dass die

[44] Fr. weist (II, 1518) die Ableitung des Flussnamens Wetter (ahd. Wetteraha) von Wetter (tempestas) mit Recht zurück. Ich leite denselben von ahd. *witu* Holz ab, indem ich -er als Ableitungssilbe, aus ar entstanden, betrachte, sowie das erste e als Trübung des i, die veranlasst wurde durch das ursprüngliche a in der Ableitungssilbe ar. Wetteraha demnach = Holzfluss, vgl. oben Brachtenbeck u. s. w. — [45] Als „heller Fluss" erkläre ich auch die Heller (Sieg), deren ad. Name freilich nicht überliefert zu sein scheint; das -er lässt sich aber nach Analogie von Agger (Sieg), ahd. Ackara, Eger, ahd. Agara u. s. w. als ara fassen.

ursprüngliche Bedeutung von *sar* und *sal*, nämlich gehen, eilen, strömen (F. I, 227), welche in sskr. sal gehen, sal-ila Wasser, ὁρμή Eile, Andrang, ἅλλομαι (für ἁλ*j*ομαι) springe, lat. salio hervortritt, den Germanen noch lebendig geblieben und sie deshalb unter Sala (a = aha) einen „eilenden Fluss" verstanden. Zu Flussnamen ist dieser Stamm (sar, sal) ja schon im Sskr. verwandt, vgl. die Flussnamen sarasvati und saraiva, welche F. I, 446 mittheilt. Dieser Name würde z. B. auf den Quellauf der thüringischen Saale, die, wie ich Daniel a. a. O. (I, 402) entnehme, 2240 Fuss hoch am Fichtelgebirge entspringt, recht gut passen, desgleichen für die salzburgische Saal (Salzach, Inn), ebenso wie auch für die fränkische Saale, die von den Hassbergen herabkommt. — So würde auch Salmana der strömende, eilende Fluss bedeuten, ein für die aus der Eifel herabfliessende Salm recht passender Name. An eine Zusammensetzung mit Salm (Fisch) wird wohl keiner im Ernst denken, ebenso wenig wie an eine Weiterbildung von sal durch m. Es wäre dies gerade so unbegründet, als die Annahme, in Al-mina sei Alm der erste Theil der Zusammensetzung; denn Alm ist eine specifisch süddeutsche Bezeichnung für Alpe, die auf Namen im westfälischen Berglande keine Anwendung finden kann.

Sehr schwierig ist die Erklärung von Wirmina und Wermana.

Was den ersten Theil der Zusammensetzung (wir, wer) betrifft, so kann derselbe wohl nicht von *war*, welches in dem Flussnamen Warina erscheint, getrennt werden. Warinna bezeichnet sowohl die Wern (Donau) als die bei Rehme in die Weser mündende Werra. Letztere heisst auch Waharna und einmal Wachna (Fr. II, 1457); jedoch halte ich wegen des jetzigen Namens Werre und des Flussnamens Warinza = Wernitz (Donau) in Verbindung mit Warinna = Wern die Form Waharna für eine Zerdehnung aus Warna,[46] welches aus Warinna entstanden ist. — Der jetzige Name „Werre" (Werra) fällt ganz zusammen mit dem Quellfluss der Weser, der Werra. Es ist ja nun bekannt, dass die Namen Werre und Weser nur verschiedene Spielarten einer gemeinschaftlichen Grundform sind (Fr. II, 1500): die Form Wirraha (Werraha, Werra) ist entstanden aus der älteren Wisuraha (Wisaraha). Die Werre (Warinna) ist aber nach meiner Ansicht verschiedenen Stammes von Werra (Weser). Ob

[46] Aus Warna erklärt sich dann die offenbar falsche Form „Wachna".

Wisuraha von ahd. wisa, mhd. wise = Wiese abzuleiten oder mit Fr. II, 1499 von der Wurzel *vas* sich aufhalten, sskr. vas zur Nacht einkehren (Sonne), woraus sich West = Abendgegend entwickelt, ist zwar nicht sicher auszumachen, jedoch gebe ich der ersteren Erklärung den Vorzug.

Es lässt sich nun wohl nicht als sehr wahrscheinlich annehmen, dass Warinna — vermöge des bekannten Ueberganges des s in r — aus Wasinna entstanden, von *waso* feuchte Erdmasse, Wasen (= Rasen) abzuleiten sei und etwa Wiesenfluss bedeute. Allerdings ist dies durchaus nicht unmöglich, weil das germanische Thema *vasa* Feuchtigkeit, welches F. III, 301 aufstellt, sich wohl nicht gut von dem Thema *vara* Meer trennen lässt (F. III, 292), wozu gehören an. ver = varja Meer, ags. vär Meer, an. ár Feuchtigkeit, womit zu vgl. lat. urina Flüssigkeit, sskr. var Wasser. F. stellt sodann (III, 306) ahd. wisâ Wiese, lat. virus, gr. ἰός *Saft* zu dem Thema visna verwesend, wozu auch an. veisa = palus putrida zu stellen ist. Jedoch nun anzunehmen, dass das Wir- in Wirmina aus wis (= wisâ) entstanden, demnach Wirmina Wiesenfluss bedeute, erscheint mir ebenso als nicht wahrscheinlich, wie dass Warinna aus Wasinna geworden sei. Da ferner bei einem Flussnamen an das Thema vara aufmerksam (vgl. vereor, ὁράω u. s. w.) sowie an die Weiterbildung desselben *varja* wehren (s. F. III, 291) oder an *vâra* wahr nicht zu denken ist, so bleibt nur übrig die genannten Flussnamen auf die Wurzel *vars* zurückzuführen, deren ursprüngliche Bedeutung, wie homerisch ἀπόρσασι noch zeigt, reissen, raffen ist (*Ἔρρειν* sich fortmachen). Diese Bedeutung würde für die bei Rehme mündende Werre recht gut passen, da dieselbe in ihrem Oberlaufe sehr rasch fliesst. Die Wern (Warinna), welche östlich an der Dreieckspitze rechts in den Main mündet und aus dem dem Main vorgelagerten Berglande herabkommt, wird ebenfalls einen raschen Lauf haben. Dasselbe wird der Fall sein bei der Wörmke (Wermana), welche im Weserberglande der Emmer zufliesst. Warinna und Wermana würden demnach, um mich so auszudrücken, treibender oder rasch fliessender Fluss bedeuten.

Ob auch die Wirmina (Würm), der Abfluss des Starnberger Sees, einen raschen Lauf hat, ist mir nicht bekannt, jedenfalls darf Wirmina von Wermana nicht getrennt werden. Die Amana = Ohm (Lahn) stelle ich jedoch nicht zu den Zusammensetzungen mit -mana, sondern

bringe Am- zusammen mit den Flussnamen Eem in Holland (ahd. Ema),[47] mit -emme in Holzemme, mit Amisia = Ems,[48] sowie mit dem Namen des durch seine warme Quellen bekannten Ems. In *am* erblicke ich denselben Stamm, der in Ameise (auch Emse, Imse) erscheint, welche Weigand a. a. O. (unter Ameise) von einem vorauszusetzenden gothischen Wurzelverbum *iman* (am, êmum, umans) = thätig sein ableitet; er vergleicht noch an. ami Anstrengung, Mühe. Von der Vorstellung aus, die ich oben mit den Worten des Goethe'schen Gedichts bezeichnet, von der unaufhörlichen Fortbewegung hat man das fliessende Wasser auch in diesem Falle benannt; demnach entwickelt sich der Begriff „fliessendes Wasser" völlig gleich aus der Wurzel ap und am. Von diesem in Amisia, Amana, Ema erscheinenden Stamme am ist wohl zu unterscheiden das bereits ig. Wort für Wasser, nämlich sskr. ambu, gr. ὄμβρος, lat. imber, amnis aus ab-nis, wozu Ambris als gallische Flussbezeichnung und Ambra als germanischer Flussname gehört; Ambra[49] ist sowohl Ammer (Isar) als Emmer (Weser). Ob aber zu Ambra der Flussname Embiscara[50] gehört, möchte ich sehr bezweifeln und zwar erstens wegen des fehlenden r, sodann wegen des zweiten Theiles der Zusammensetzung, welcher nicht mit dem Thema skeran = scheeren (s. F. III, 332) zusammenhängen kann. Denn selbst wenn man an die Bedeutung von an. skor = Einschnitt dächte und Emb- auf ambra zurückführte, so bekäme man die Bedeutung „Wasserspalte", welche zwar an und für sich einen Sinn, aber einen sehr wenig passenden gäbe. Fr. bemerkt einmal in seinem altdeutschen Namenbuche, dass in den Flussnamen oft die ältesten Formen zu Tage treten, sowie dass in denselben Wortstämme bewahrt sein können, die sonst verloren gegangen sind. Aehnliches möchte ich auch bei Embiscara annehmen, indem ich Embisc-ara trenne, -isc als Ableitungssilbe fasse und Emb- mit sskr. ambh = tönen, gr. ὀμφή zusammenbringe.[51] Dann hiesse Embiscara tönender oder rauschender Fluss.

Dass zu den Zusammensetzungen mit -mana auch der Fluss Delme (Zufluss der Weser) gehört, finde ich sehr wahrscheinlich.

---

[47] Die Holländer nennen die Ems „Eems". — [48] Die Ems ist auch ein Nbfl. der Lahn. — [49] Ueber Ambra = Wasser s. Fr. II, 62 u. F. I, 18; II, 19 u. 20; über Amisia u. s. w. giebt Fr. jedoch nichts. — [50] = Emscher (Rhein); Fr. versucht nicht Embiscara abzuleiten. — [51] F. stellt II, 303 auch ahd. imbi Bienenschwarm, nhd. Imme dazu.

Leider scheint der alte Name nicht überliefert zu sein; aber nach Analogie von Alme, Helme, Ilme wird -me aus mana entstanden sein. Das Del- ist wohl dasselbe Wort, welches in Dill (Lahn), sowie in Dyle (Schelde), ferner in dem Flussnamen Diel-fe (Weis, Sieg) erscheint. Mit dem nd. Delle (Diminutiv von Daal = Thal), ferner mit Delling, welches ein niedrig gelegenes Weideland bezeichnet,[52] möchte ich auch das in Flussnamen erscheinende Del (Dil) zusammenbringen, so dass also die bezeichneten Flüsse „Thalfluss" bedeuten würden, d. h. sowohl einen im niedrig gelegenen Weideland[53] als auch einen durch ein wirkliches Thal[54] strömenden Fluss. Doch betrachte ich diese Erklärung durchaus noch nicht als sicher.

Ob hierher gehört die Ruhme (Leine), ferner die Olm (Lahn), vermag ich zwar nicht zu entscheiden, da mir die alten Formen nicht bekannt sind, möchte es aber als recht wahrscheinlich bezeichnen. Ruh-me würde Wildbach bedeuten (ahd. rô, râo, rou, mnd. rô, nhd. roh),[55] Olm (= Alme mit nd. Trübung des a in o) eilender Fluss.

Zum Schluss dieser Auseinandersetzung über die mit -mana komponirten Flussnamen möchte ich noch bemerken, dass ich in einer späteren Untersuchung zu zeigen versuchen werde, dass das in fast zahllosen westfälischen Orts- und Flussnamen erscheinende und überall da,[56] wo ein Bach oder eine Quellrinne sich befindet, auftretende -mecke ein mit der Verkleinerungssilbe -ke gebildetes Wort ist, welches durch Abschleifung seine vollere Form eingebüsst hat. Dieses -ke tritt recht häufig in Flussnamen auf und ist, um mich so auszudrücken, eine gemüthlich-scherzhafte Weiterbildung des ursprünglichen Namens, wie man das so recht deutlich an dem uns in der ahd. Form Wermana überlieferten Flussnamen Wörmke sehen kann; man vgl. ferner Hoppeke (Diemel), Logrötke (Volme, Ruhr), Gelbke (Ruhr), Selbkebach (Eilpe, Volme, Ruhr). Dass dieses -mecke (micke) wirklich „Fluss" bedeutet haben muss, wird schon aus folgenden Bachnamen klar: Gis-mecke (Nbfl. der Ruhr zwischen Arnsberg und Meschede) = Giessbach, Metmecke (Linnepe, Röhr, Ruhr) = Mattenbach,[57] Bermecke (Heve, Möhne, Ruhr) = Bärenbach, Almeke (Lenne), offenbar das Deminutiv von Alme,

[52] s. Berghaus a. a. O. — [53] Wie die Delme und Dyle. — [54] Wie die Dill und Dielfe. — [55] Vgl. oben Rahmede. — [56] Soweit ich es habe verfolgen können. — [57] Vgl. Medebach und oben Rahmede, Letmathe.

Rumecke (Ruhr), sicherlich das Deminutiv von Ruhme, Romecke (Möhne), gewiss dasselbe wie Rumecke.

Ich nannte oben die Zusammensetzungen mit -mecke in westfälischen Orts- bez. Flussnamen „fast zahllos“. Dieser Ausdruck enthält keine Uebertreibung, wie jeder sich überzeugen kann, der das Ortschaftsverzeichniss der topographisch-statistischen Beschreibung des Regbz. Arnsberg von Liebrecht durchblättert. Mit Hülfe dieses Werkes und der oben erwähnten Liebenow'schen Karte lässt sich feststellen, dass hauptsächlich das südliche wasserreiche Gebirgsland von Westfalen das Verbreitungsgebiet dieser Zusammensetzungen mit -mecke ist. Die Zahl der bei Liebrecht aufgeführten Ortsnamen auf -mecke beläuft sich auf mehr als 60; dabei sind diejenigen auf -mecke nicht mitgezählt, wo das m wahrscheinlich zu dem vorhergehenden Worte gehört. Von diesen Ortsnamen will ich noch einige leicht zu erklärende — mit der wahrscheinlichen Bedeutung in Klammern — hier anfügen.

Apol-micke[58] (Apfelbach), Els-mecke (Erlenbach), vgl. oben Elspe, Elsoff, Else; Heid-mecke (Heidebach), Hill-mecke, Hill-micke (heller Bach), vgl. oben Helbecke[59] u. s. w., Holl-mecke (Holzbach), s. oben Holpe; Lett-mecke (Lettenbach, also ein durch lettigen Boden fliessender Bach), s. oben Letmathe; Olmecke, welches sich zu dem obenerwähnten Almeke verhält, wie Olm zu Alme; besonders ist auch die Bedeutung des Namens Schwart-mecke als Schwarzbach recht einfach und klar, vgl. oben die Bemerkungen über die Schwarza. Wermecke würde ich mit den oben behandelten Flussnamen Wirmina, Wermana, Warinna zusammenbringen und als reissender Fluss erklären, schliesslich Wildmecke als Wildbach.

Die übrigen Zusammensetzungen mit -mecke, desgleichen die vermuthliche, ursprüngliche Form desselben, sowie die Namen einiger andern Flüsse habe ich vor, einmal in einer späteren Untersuchung zu betrachten.

---

[58] Vgl. Apol-derbach bei Fr., das -der heisst Baum, wie auch in Masshol**der**, Hollun**der** u. s. w., engl. tree, gr. *δόρυ*. — [59] Vgl. den Ortsnamen Hilbeck bei Liebrecht a. a. O.

Nachtrag.

I.

Erst nachdem ich die vorstehende Abhandlung bereits der Redaktion eingesandt, erhielt ich die zweite Auflage der „Ortsnamen" von Förstemann, die den zweiten Band des Altdeutschen Namenbuches bilden, habe aber keine der hier gegebenen Etymologien in derselben gefunden. Ich füge jedoch folgende Aenderungen der zweiten Auflage hier noch an.

Das oben aus Fr. angeführte Linepe bezeichnet nicht Lennep, sondern „Haus Linnep", südl. von Mühlheim a. d. Ruhr, südöstl. von Duisburg. — Sodann wird unter Linderinus bemerkt, dass wohl *Linde rivus* zu lesen sei. — Ils wird als eine jüngere Form von Alis hingestellt, letzteres zwar nicht erklärt, jedoch für keltisch ausgegeben unter Abweisung der Annahme in den „Nordalbingischen Studien", in denen Aliso und Alisni als deutsch betrachtet werden. — Unter Ilm wird bemerkt, dass Roth diesen Stamm zu ahd. elm Ulme setze. — Es wird ferner ein besonderer Stamm Alman angenommen und gesagt: „Ein erweiterter Stamm für Flussnamen, der vielleicht noch eine grössere Verwandtschaft hat. Denn einerseits wird man an die oben schon angeführte Alemona* erinnert, andererseits an die weiter unten zu behandelnden Flussnamen Elmanau und Ilmina." Hier anknüpfend möchte ich bemerken, dass ich Elmanau = Ilmenau (Elbe) — diesen Flussnamen hatte ich oben nicht mit aufgeführt — gleichfalls als eine Zusammensetzung mit mana betrachte und annehme, dass -manau aus dem ursprünglichen mana entstellt ist. Die Ilmenau entspringt bekanntlich in der Lüneburger Heide; deshalb wird die Bedeutung „Ulmenfluss" wohl nicht möglich sein, da in der Lüneburger Heide zwar ausgedehnte Buchen- und Birkenwaldungen an einigen Stellen, sowie Eichengehölze sich finden, ferner Kiefernwälder auf der südlichen Abdachung, jedoch meines Wissens keine Ulmen in bemerkenswerther Menge. Dieser Landrücken fällt bekanntlich nach Norden

* Auch Alemana = Altmühl; das -mana betrachte ich als das oben besprochene mana Fluss; das Ale- ist mir noch dunkel, jedoch würde die Zusammenstellung mit an. elgr Elch, Elen, ags. colh, ahd. elaho, gallisch-lat. alces nicht unpassend sein; das Elen, zu Cäsars Zeit in Deutschland recht häufig, liebt bekanntlich die Nähe des Wassers. Elenfluss wäre dann ein weiteres Beispiel für die zahlreichen mit Thiernamen gebildeten Flussnamen, wie Biber-, Bären-, Walfischfluss, Rossbach, Eberbach u. s. w. Bei Fr. findet sich keine Erklärung.

steiler ab als nach Süden; von Norden her erscheint derselbe „als blauer Gebirgsstreif am Horizont, von welchem die Flüsse in tief eingeschnittenen Thälern herunterkommen“ (Meyer, Conv.-Lex., dritte Aufl. X, 995). Die Ilmenau aber fliesst von diesem Nordabhange herunter, so dass der Ausdruck „eilender Fluss“ wohl passen würde. — Unter Holzminden wird bemerkt, dass der kleine Fluss jetzt Holzmünde* heisse, Ress ihn aber nur die Holz oder Holtsche nenne. Dass der Name Holz oder Holtsche nur der durch Abschleifung entstandene Torso einer volleren Form ist, sieht jeder, der sich mit der Etymologie der Flussnamen beschäftigt, sofort.** — Es wird ferner in der zweiten Auflage ein besonderer Stamm Auman für Flussnamen angenommen — der jedoch nicht erklärt wird — und zu demselben Oumena gestellt, sowie unter Amana bemerkt, dass das erste a in Amana in Erwägung der Formen Oumena, Aumenza als aus au entstanden betrachtet werden könne. — Alapa wird nicht mehr als Wölpe, sondern als Alpe bestimmt. — Es werden unter -mike die Namen Brismike und Walemiche, sowie Welmiche angeführt, die aber nicht erklärt werden. Sicherlich ist dieses -mike dasselbe Wort mit dem von mir oben besprochenen -mecke (micke). — Bei Adrana wird der Ἄτερος in Italien, sowie der Ἀτάρης in Thracien erwähnt, ferner auf den Stamm aitar hingewiesen, letzterer jedoch nicht erklärt, sondern nur gesagt: „Vielleicht gelingt es diesen Stamm für Flussnamen als einen deutschen zu retten, vgl. an. eitri *nom. sinus maris*, eitra *nom. amnis parvuli*.“

Wie man sieht, berühren diese Veränderungen der zweiten Auflage durchaus nicht die hier versuchten Etymologien, die ich in allen Punkten aufrecht erhalte; nur zu den mit Hel (Helle) zusammengesetzten Fluss- und Bergnamen möchte ich Folgendes bemerken.

Hellen heisst im Nd. wie noch jetzt im Holl. sich neigen. Von demselben Stamme ist mit der Ableitungssilbe -de Halde gebildet; derselbe erscheint auch noch in den Wörtern Hellgen oder Helling = Schiffsbauwerfte und die geneigte Fläche des Balkengerüstes, welches aus dem Wasser ans Ufer gelegt ist (= Stapel); Hellgen heisst auch überhaupt geneigte Fläche; hierher gehört auch Helde = Stapel (von Helden lopen = vom Stapel laufen, s.

* Holzminde steht auf der Liebenow'schen Karte, und diese Form habe ich auch sonst noch gefunden. — ** Bei Wermana (Wörmke) wird sodann der heutige Name in der Form Wormke gegeben.

Berghaus a. a. O.). Man vgl. ferner an. hallr, höll, halt = geneigt, hallr Abhang (F. III, 71). Dieses hal entspricht dem gräkoital. Thema *kal* schlagen, brechen, biegen in gr. *κλάω*, lat. percellere; der Begriff „geneigt" entwickelte sich aus der Bedeutung „biegen". Danach ist es erlaubt ein Substantiv Helle = Abhang, Halde anzunehmen. Nordhelle hiesse dann Nordhang, nämlich des Ebbegebirges, Sundhellen Südhang; Hellweg, welches auch Berghaus a. a. O. von hellen *sich neigen*, ableitet, würde der Weg an der Abdachung, nämlich des Haarstrangs sein — ein Theil der uralten Verbindungsstrasse vom Osning zum Niederrhein. Dann bedeutet Helbeke *Haldenfluss*, welches vortrefflich auf diesen Bach, der von einem recht steilen Berghange herabkommt, passen würde, desgleichen für die Helme, Heller, Helbe, sowie für die Gr. und Kl. Helpe, soweit ich dies nach der Liebenow'schen und Sydow'schen Karte beurtheilen kann. Ich möchte dieser Erklärung vor der oben mitgetheilten den Vorzug geben. Auch hier hätte die Natur des Quellaufs eine ganz ähnliche Namengebung veranlasst, wie bei den Flüssen Lenne u. s. w.

II.

Ich habe erst nach dem Druck des ersten Nachtrags bemerkt, dass Fr. doch einiges über die Ableitung von Embiscara mittheilt, aber nicht unter diesem Worte, sondern unter den Stämmen Scar und Car. Er sagt unter Scar: „Die Flussnamen Hisscar und Embiscara enthalten wohl ein anderes Wort (nämlich als ahd. *scara* portio); es mag für sie nochmals an skr. xar fliessen erinnert werden, wie es schon unter Sar geschah." Sodann heisst es unter Car: „Gehört Embiscara hierher (näml. zu -scara), so könnte der erste Theil gleich Amisia Ems sein; die Embscher und die Ems fliessen in derselben Gegend." — Wenn -scara in Embiscara „Fluss" bedeuten soll, so kann der erste Theil wohl nicht derselbe Stamm sein, wie in Amisia. Durch die obigen Auseinandersetzungen über Amisia u. s. w. möchte es doch wahrscheinlich gemacht sein, dass Amisia u. s. w. einfach Fluss heisst. Wir hätten dann eine Tautologie, welche bei einem so alten Namen nicht zugelassen werden darf. Zwar kommen solche Tautologien vor, z. B. wird bei Herford die in die Werre fliessende Aa vielfach Aabicke genannt, aber dieser Name ist erst entstanden, als man die Bedeutung von Aa nicht mehr verstand. Also auch bei der

Annahme eines scara = Fluss, bezüglich deren ich zur Zeit mein Urtheil zurückhalte, ist die oben gegebene Erklärung des ersten Bestandtheils von Embiscara eine durchaus annehmbare.

Ueber das oben betrachtete -mecke, micke wird zwar nicht im altdeutschen Namenbuche von Förstemann, aber in den „deutschen Ortsnamen“ von demselben Verfasser folgende Bemerkung gemacht (S. 34): „Sollten auch die westfälischen Namen auf -mecke, micke, wie Pettmecke, Hanemicke u. a. aus becke, bicke entartet sein? In der That heisst ein westfälischer Bach die Larmecke.“ — Dem gegenüber möchte ich hier vorläufig bemerken, dass der heutige Name des oben besprochenen, ahd. Flussnamens Wermana, nämlich Wörmke, zunächst zeigt, dass -ke Ableitungssilbe ist, sodann in Verbindung mit der Thatsache, dass Almke neben Almecke, Bulmke neben Bulmecke u. s. w. erscheint, zu dem weiteren Schlusse führt, dass das -me in mecke gerade so aus mana entstanden, wie da -me in Helme, Alme aus mana (mina) in Helmana, Almina, das -m in Würm, Ilm aus Wirmina, Ilmina. Neben der Ilm haben wir auch die Ilme. Wir können also die Gleichung aufstellen: Almecke: Almke = Ilme: Ilm. Man vgl. noch die oben mitgetheilten Formen Ruhmecke und Ruhme, Olmecke und Olm. Die Verkleinerungssilbe -ke ist hinzugefügt, weil immer nur recht kleine Bäche mit -mecke bezeichnet werden.* Ich möchte noch bemerken, dass ich, belehrt durch eine Stelle in Förstemann's deutschen Ortsnamen, das -ke in den Flussnamen Gelbke und Selbke nicht mehr als Verkleinerungssilbe betrachte, sondern annehme, dass Gelbke aus Gel-beke, Selbke aus Sel-beke entstanden ist.

---

* Vgl. hierüber noch oben.

Altena i. W. Dr. Lohmeyer.

Die Alliteration in den Schillerschen Dichtungen.

In einem unlängst in der „Europa“ (1880, Nr. 1 u. 2) abgedruckten Aufsatz* habe ich auf die für manchen Leser gewiss überraschende Fülle von Alliterationen hingewiesen, welche unsere Sprache und Literatur, zumal die poetische, seit den ältesten Zeiten bis hinein in unsere Tage bietet. Dort, wo ich die ganze deutsche Literatur, wenn auch natürlich nur in ihren Haupterscheinungen, berücksichtigte, konnte selbstredend der Einzelne, wenn er überhaupt Erwähnung fand, nur ganz flüchtig berührt werden. In den nachstehenden Zeilen will ich versuchen, auf die Alliteration bei einem einzelnen unserer Dichter und zwar einem der grössten und zugleich wol dem bekanntesten und beliebtesten, bei Schiller, etwas näher einzugehen. Vielleicht erscheint dieses Unternehmen Manchem zunächst als eine müssige, obendrein gar schulmeisterlich-pedantische Spielerei, die mit der Würde unseres grossen Dichters kaum sich verträgt. Allein ich hoffe, jeder unbefangen und vorurtheilslos Denkende wird bei etwas genauerer Betrachtung zugeben müssen, dass mein Versuch diesen Vorwurf nicht so ohne weiteres verdient. In der That lohnt es sich wol, die interessante Erscheinung der Alliteration, die nichts weniger ist als etwas bloss Aeusserliches, Zufälliges, Bedeutungsloses, wie vielleicht Mancher zunächst anzunehmen geneigt sein mag, bei einem unserer grössten Dichter etwas genauer ins Auge zu fassen: Die grossartigen Schönheiten in seinen Werken werden wir hierbei nicht nur nicht übersehen, vielmehr in einem neuen Lichte, besser als zuvor vielleicht, erkennen.

* Die Alliteration in der deutschen Sprache und Poesie. — Auf das dort über die Alliteration im allgemeinen und speciell in unserm Sinne Gesagte sei hier zur Vermeidung von Wiederholungen kurz hingewiesen.

Es lohnte sich, meine ich, selbst wenn wir weiter nichts erreichten, als einmal zu zeigen, welch' überraschend wichtige Rolle die Alliteration bei unserem Dichter spielt, ihm selbst ganz gewiss, zunächst wenigstens, oft unbewusst und von uns, den Hörern, in ihrer wolthuenden Wirkung wol empfunden, aber nur in den seltensten Fällen ohne weiteres erkannt als das, was sie wirklich ist, eine Hauptquelle des die Gedichte auszeichnenden Wollautes, ihres so angenehm ins Ohr fallenden, so kräftig wirkenden Klanges.

Dass ich grade Schiller wähle, während mir jeder andere unserer Dichter ebenfalls mehr oder weniger Stoff geboten hätte, hat seinen guten Grund. Einmal ist Schiller mehr als irgend ein anderer unserer Dichter des Volkes ausgesprochener Liebling; der Stoff, mit dem ich hier zu thun habe, sonach jedermann bekannt oder doch zugänglich. Sodann scheint mir das Vorkommen der Alliteration (und ich bemerke gleich hier, dass sie unendlich häufig erscheint) grade bei ihm von besonderer Bedeutung, da in seinen Dichtungen ganz besonders ihr idealer, philosophischer Inhalt, die tiefen, sittlichen Ideen wirken, und in der Sprache, die zwar schwungvoll, aber im ganzen vorwiegend pathetisch-rhetorisch ist, das Musikalische, Melodiöse mehr zurücktritt. Es ist nicht zufällig, vielmehr hängt es mit dem Inhalt der soeben gemachten, übrigens keineswegs neuen Bemerkung aufs engste zusammen, dass von der grossen Zahl der Schillerschen Gedichte nur sehr wenige musikalisch verwerthet sind. Lieder im engeren Sinne hat Schiller so gut wie gar keine aufzuweisen. Wenn wir absehen von dem frischen Reiterlied aus Wallensteins Lager („Wolauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd") und dem gefälligen Jägerliedchen des Walther Tell („Mit dem Pfeil, dem Bogen") sowie allenfalls noch dem Räuberliede („Ein freies Leben führen wir"), so wird kaum ein einziges der Schillerschen Gedichte gesungen. Wol zu merken, vom Volke gesungen, wie etwa ein Goethesches Haideröslein, oder ein guter Kamerad von Uhland, eine Lurlei von Heine, oder Geibels Der Mai ist gekommen u. a. Wenn die Glocke „aufgeführt", wenn von einem wolgeschulten Sängerchor unter der Leitung eines tüchtigen Dirigenten das Lied an die Freude oder der gewaltige Festgesang an die Künstler vorgetragen wird, so ist das eine ganz andere Sache, die meine obige Behauptung nicht umstösst. — Um so bedeutungsvoller ist, wie gesagt, bei dieser Thatsache das häufige Auftreten der Alliteration in Schillers Dichtungen. Es giebt uns einen schlagenden Beweis für die Wahrheit

der Behauptung, dass der deutsche Dichter, falls er anders wirklich ein solcher im höheren Sinne ist, schlechterdings alliteriren muss, weil die Sprache, zumal die poetische Sprache dies verlangt; dass die Alliteration, dieser eigenste, charakteristische Schmuck grade unserer Sprache vor allen, sich ihm einstellt, schier ohne dass er's weiss und will, nie aber auf der anderen Seite, ohne die Wirkung der betreffenden Worte bedeutend zu steigern. Noch etwas kommt dazu, was die Alliteration grade bei Schiller so besonders bedeutungsvoll macht. Wenn die Gedichte eines Goethe oder weiter eines Heine, Geibel u. s. w. voll sind von Alliteration, so kann uns dies weit weniger überraschen: bei diesen Dichtern haben wir, was bei dem pathetischen Schiller in der Weise gar nicht der Fall ist, eine bewusste oder unbewusste Anlehnung an die Sprache unseres Volkes und ganz besonders an den Ton des deutschen Volksliedes. Dasselbe gilt von Uhland, bei welchem ausserdem noch seine gelehrte Beschäftigung mit der älteren deutschen Sprache und Literatur, in der die Alliteration bekanntlich eine so grosse Rolle spielt, und seine genaue Kenntniss derselben hinzukommt, dessen Sprache daran und dadurch nachweislich geschult und gebildet worden. Bei Schiller dagegen ist der ganzen Natur seines Wesens und seiner Begabung nach weder eine Anlehnung an das Volkslied vorhanden, noch kann bei ihm die Rede sein von einem ähnlichen Einfluss wie bei Uhland: in jener Zeit, als durch die Brüder Grimm und ihre Mitarbeiter die Schätze unserer älteren Sprache und Literatur wieder aufgedeckt wurden und reges, frisches Leben auf diesen Gebieten begann, war Schiller bereits begraben.

Wenn ich nun eine auch nur annähernd vollständige Aufzählung der Alliterationen bei Schiller geben wollte, so würde, muss ich fürchten, selbst des langmüthigsten Lesers Geduld lange vor meiner Aufzählung zu Ende sein. Auf Vollständigkeit aber kommt es zum Glück in unserer Sache zunächst ja auch nicht an, ganz abgesehen davon, dass solche streng genommen unmöglich ist, da über manche Fälle die Meinungen wol getheilt sein würden. Ich werde mich darauf beschränken, aus der überreichen Fülle vor allen Dingen solche Beispiele zu geben, in denen auch der Ungläubigste wirksame Alliteration anerkennen muss. Selbst hier aber werde ich manches bei Seite lassen müssen, um nicht allzu breit zu werden. Auch werde ich Gelegenheit nehmen, die trockene Aufzählung gegebenen Falls durch eingestreute Bemerkungen möglichst zu beleben. Die angeführten Alliterationsbei-

spiele selbst theile ich ihrer Natur nach in verschiedene, freilich im einzelnen Falle nicht immer ganz streng auseinander zu haltende Gruppen.

Beginnen will ich mit einer Anzahl von Alliterationen, die nicht von unserm Dichter geschaffen, vielmehr formelhaft sind, die Schiller aus dem Sprachschatze einfach aufnahm, die aber, wenn auch nicht an der betreffenden Stelle und für dieselbe erfunden, doch wirksam sind.

Da begegnen wir zunächst der aus dem täglichen Leben uns ganz geläufigen Verbindung *R*oss und *R*eiter. So oder mit Umstellung der beiden Wörter hat sie Schiller mehrfach. Die *H*immels*h*öhe bez. des *H*immels *H*öhe und zu *h*immlischen *H*öh'n sind ebenfalls hier zu nennen. Weiter gehören hierher *Bl*att und *Bl*ume, *Sch*utz und *Sch*irm, ein *R*itter hoch zu *R*oss, *H*irt und *H*eerde, *h*eil'ge *H*andlung, und auch wol *w*ilde *W*inde (welches unsern Dichtern wenigstens ganz geläufig ist), *W*etter*w*olke und *W*asser*w*oge.

An diese erste Gruppe schliesse ich einige alliterirende Wortzusammensetzungen und Wortverbindungen, in denen die Alliteration als „rein zufällig" bezeichnet werden kann, in denen der Dichter nicht, wie bei den weiter unten folgenden, unter mehreren möglichen Ausdrücken den alliterirenden wählte, unter mehreren vorhandenen Wendungen die alliterirende vorzog, wo vielmehr ganz von selbst der Ausdruck, wie er in der betreffenden Zusammensetzung oder Verbindung der Wörter sich ergiebt, Alliteration zeigt. So ist es der Fall mit „des *F*eindes *F*ahnen" (in der Schlacht), mit „*m*eine *M*inna" (An Minna), mit den „*F*esseln des *F*eindes" (Deutsche Treue); so endlich mit dem im Siegesfest vorkommenden „*L*ebens*l*oos". Vielleicht könnte auch noch manche der unten folgenden Stellen hier genannt werden.

Wichtiger, aber auch weit zahlreicher als die bisher angeführten sind die Beispiele der folgenden Gruppen. Diese enthalten lauter Fälle, in denen der Dichter zwischen verschiedenen Ausdrücken, welche die reiche Sprache ihm bot, die Wahl hatte und eine Wendung mit Alliteration vorzog, natürlich keineswegs immer bewusst, vielmehr in den weitaus meisten Fällen sicher vermöge seines Genies eben als Dichter instinctiv, unwillkürlich das Schönere, Wirksamere treffend. Ich bemerke hier noch, dass begreiflicherweise die Alliteration vor allem da ganz besonders kräftig wirkt, wo sie im Verein mit der Assonanz auftritt, d. h. wo auch der (betonte) Vokal in den alliterirenden Silben derselbe ist, wie z. B. in den Worten der Kassandra: „*W*o ich *wa*ndre, *wo* ich *wa*lle", oder wo nicht blosse Alliteration, sondern eine Art Wort-

spiel erscheint, wie im Schlussverse der Glocke in den beiden Wörtern Freude und Friede. Dass aber keineswegs bloss in diesen besonderen Fällen die Alliteration von grosser Wirkung ist, werden die zahlreichen folgenden Beispiele zeigen.

Zunächst wollen wir nun auf Schillers Gedichte etwas näher eingehen. Im ganzen folge ich dabei der Anordnung derselben in den gewöhnlichen Ausgaben. Die Glocke lasse ich vorläufig unberücksichtigt, weil von dieser weiter unten etwas ausführlicher die Rede sein soll. Dass die Aufzählung stellenweise etwas trocken sein wird, lässt sich der Natur der Sache nach nicht vermeiden und der freundliche Leser wird es daher entschuldigen. Ich beginne nun mit solchen Stellen, in denen die Alliteration jedesmal in mehreren dem Sinne nach mit einander eng verbundenen Wörtern zu Tage tritt.

In Hektors Abschied finden wir den „*h*eil'gen *H*eerd" der Götter. Eine reiche Ausbeute bietet das grossartige Gedicht Die Künstler. Da begegnen uns folgende Verbindungen: Die *S*onnenbahn der *S*ittlichkeit, *w*under*w*irkende Gesetze, *w*eise *W*ahl, des *L*ebens *l*eichter Hauch, ge*träum*te *Thr*one, die *Sch*öpfung *sch*änden, am reifen *Z*iel der *Z*eiten, so *s*üss, so *s*elig und endlich ein *w*eiser *W*eltenplan. Ferner finden sich in den Gedichten: die *L*iebe mit dem süssen *L*ohne (Die Ideale), der süssen *L*iebe verschwundene *L*ust (Des Mädchens Klage), der *H*irten *h*armlos Geschlecht und *w*irken und *w*eben (Die vier Weltalter), *str*eng und *str*aff und der *W*ald mit *W*ild (Nadowessiers Todtenlied), *r*eich beladen mit dem *R*aub (Siegesfest), von ihrem *R*eiz ge*r*ührt und das *gl*eiche *Gl*eis, wo auch Assonanz sich zur Alliteration gesellt (Klage der Ceres), *H*ermes der Be*h*ende, die *M*acht der *M*elodie und der *M*ensch in ihrer *M*itte (Eleusisches Fest), der *G*ötter *G*unst und des *H*immels *H*uld (Ring des Polykrates), des *Fr*evels *Fr*ucht (Kraniche des Ibykus), *r*üstig im Geräusch der Jagd und der *w*eite *W*asserschlund (Hero und Leander), die *r*aubende *R*otte, *r*ieselndes *R*auschen und des *H*auses redlicher *H*üter (Bürgschaft), zu *t*auchen in diese *T*iefe und *w*ilde Ge*w*alt (Taucher), die *L*ast des *l*angen *L*eibes (Kampf mit dem Drachen), des *H*immels *H*armonie (Theilung der Erde), *S*innenglück und *S*eelenfrieden sowie des *S*ieges *h*ohe *S*icher*h*eit (Das Ideal und das Leben), und aus den in antikem Versmass, dem elegischen Distichon, abgefassten Gedichten das *V*olk der *Gef*ilde, *h*och von des Berges *H*aupt, die *F*esseln der *F*urcht und *m*enschliche *M*ühen (Spaziergang), dem *L*echzenden *L*abung (Die Johanniter) und endlich (aus der Würde

der Frauen) das *H*aupt der *H*yder und ein *G*eist, ein *G*ott (aus Pegasus im Joche). Meine, gewiss nicht allzu dürftige Aufzählung liesse sich übrigens, wie ich hier ausdrücklich noch einmal hervorhebe, leicht noch durch manches Beispiel bereichern, welches ich hier bei Seite lasse, um nicht zu breit zu werden.

Nicht minder wirksam als die bis jetzt genannten, ja häufig noch wirksamer als sie, sind die Fälle, in denen die Alliteration sich nicht, wie dort, auf einige Wörter und Wortverbindungen beschränkt, vielmehr durch einen oder mehrere Verse, nicht selten als doppelte Alliteration, sich hindurchzieht. Zu merken ist dabei, dass die alliterirenden Wörter hier zwar keineswegs unmittelbar neben einander stehen, dass aber entweder sie durch den Sinn mit einander verbunden sind (z. B. als Subjekt und Prädikat, Prädikat und Objekt u. s. w.), oder die alliterirenden Silben durch ihre Stellung im Verse (etwa an den Haupttonstellen oder als erste und letzte Tonsilbe des Verses u. s. w.) ausgezeichnet sind. Nicht selten treffen diese beiden Fälle in ein und demselben Beispiel zusammen.

Wenn, um nun mit den Proben zu beginnen, in Hektors Abschied die *L*iebe in dem *L*ethe stirbt, so sind hier die beiden alliterirenden Silben freilich durch eine nicht alliterirende Tonsilbe (in) getrennt, sie werden aber, vom Sinne ganz abgesehen, in Folge ihrer Stellung an den Haupttonstellen im Verse an sich schon vor den andern ausgezeichnet und die Alliteration wirkt daher ganz entschieden. Ebenso ist es in der Schlusszeile desselben Gedichtes „Hektors *L*iebe stirbt im *L*ethe nicht". Ein Beispiel derselben Art bietet Die Schlacht in dem *w*ilden, eisernen Würfelspiel. In der Stelle „*D*umpf brüllt der *D*onner schon *d*ort" wird die Alliteration in *D*onner und *d*ort noch in ihrer Wirkung gesteigert durch das d im Anlaut des Wortes *d*umpf, welches Wort freilich nicht im strengen Sinne alliterirt, weil es mit sogenannter schwebender Betonung steht, nicht den Versaccent, wohl aber den logischen Ton hat. Wenn ich weiter die Anfangszeile des Gedichtes an Minna: „*Träum*' ich? ist mein Auge *trüber*?" als Beipiel der Alliteration anführe, so könnte dies Manchem vielleicht kühn erscheinen, weil die beiden Wörter mit gleichem Anlaut in der Tonsilbe ziemlich weit von einander stehen. Trotzdem aber ist auch hier meinem (und ich denke sicher nicht bloss meinem) Gefühl nach die Alliteration wirksam, weil der gleiche Anlaut sich an der ersten und letzten Tonstelle des Verses findet. Wer übrigens trotzdem von der Alliteration

hier nicht überzeugt sein sollte, wird sie doch gewiss unbedingt zugeben müssen, wenn Minna „mit dem *F*ächer *f*icht", wo die Alliteration durch den Anklang der beiden alliterirenden Silben ganz besonders wirksam gemacht wird. Wunderschön ist die Stelle im Triumph der Liebe, wo es heisst, dass des Orpheus Lieder *h*immlisch in der *H*ölle klangen. Wenn hier der logische Gegensatz der alliterirenden Wörter die Alliteration besonders wirksam macht, so bewirkt etwas Aehnliches die Stellung der Wörter, die noch dazu als Subjekt und Prädikat aufs engste mit einander verbunden sind und in denen die Assonanz mit der Alliteration vereint auftritt, am Anfang zweier auf einander folgender Verse, wenn es weiter heisst: „*M*inos, Thränen im Gesichte, *M*ildete die Qualgerichte." Aus demselben Gedichte führe ich noch an: „*L*eiser hin am Ufer rauschten *L*ethe und Kocytus, *l*auschten Deinen *L*iedern, Thracier. *L*iebe sangst Du, Thracier." Wer wollte leugnen, dass hier die Alliteration wesentlich dazu beiträgt, die einschmeichelnde Weichheit, die Anmuth der Stelle zu heben? — Alliteration ist nicht zu verkennen in den Stellen aus dem Lied an die Freude: „*W*em der grosse *W*urf gelungen" und „*W*er ein holdes *W*eib errungen". Noch stärker als hier ist ihre Wirkung in der Stelle aus demselben Gedicht: „*W*ollust *w*ard dem *W*urm gegeben", wo die Wirkung des echt Schillerschen, fast zu kühnen Ausdrucks entschieden durch den gleichen Anlaut der drei Tonsilben nicht wenig gesteigert wird. — Einige der schönsten Stellen aus den Göttern Griechenlands verdanken, wie wol jeder Unbefangene zugeben wird, zum guten Theil ihren Wollaut dem Reichtum an alliterirenden Wendungen. Ich führe einige der schlagendsten Stellen an: *D*a der *D*ichtung zauberische Blüthe Sich noch lieblich um die *W*ahrheit *w*and (hier übrigens auch wieder Assonanz), Eure Tempel *l*achten gleich Pa*l*ästen, Euch ver*h*errlichte das *H*eldenspiel, und: des *W*irthes braune *W*angen *l*aden *L*ustig zu dem Becher ein. Wie wunderbar weich und lind, ganz dem Gedanken entsprechend, klingt die Alliteration in der Stelle: Ein Kuss Nahm das *l*etzte *L*eben von der *L*ippe, *S*eine Fackel *s*enkt' der Genius; wie wirkungsvoll, auch hier wieder ganz zu der Stimmung der Stelle passend, klingt es weiter: Ach, nur in dem Feen*l*and der *L*ieder *L*ebt die fabelhafte Spur, und Durch die *W*älder ruf' ich, durch die *W*ogen, Ach! sie *w*iederhallen leer! — „Ver*schl*ossen in dem schauervollen *Schl*und" und „so *weit* sie *w*andernd kreiste" bietet die Klage der Ceres. Manches schöne Beispiel finden wir auch hier wieder in dem Gedicht „Die Künstler".

Da ist die Rede von den „Glückseligen“, durch deren *M*und die *M*ächtige gebeut und die Siegesthaten *l*ebten in dem *L*iede. Da heisst es weiter, dass der Sänger der alten Zeit aus seinen *H*örern *H*elden machte, und da zieht der unentdeckte Mord das *L*oos des Todes aus dem *L*ied; da empfängt der Mensch das Geschoss mit freundlich dar-ge*b*ot'nem *B*usen Vom sanften *B*ogen der Nothwendigkeit, und weiter heisst es, dass der entjochte Mensch die Fessel *l*iebet, die ihn *l*enkt, da wird endlich dem *L*echzenden die *L*ebensquelle gereicht. — Hierher gehört, wenn (in den Idealen) allzuschnell nach kurzem *L*enze Entfloh die kurze *L*iebeszeit, und die Freundschaft des *L*ebens Bürde *l*iebend theilt; hierher des Mädchens Klage — die *W*elt ist leer Und *w*eiter giebt sie dem *W*unsche nichts mehr, sowie das wehmüthige Ich habe ge*l*ebt und ge*l*iebet, welche letzte Wendung ganz ähnlich wiederkehrt in Thekla, eine Geisterstimme. Hierher gehört die Frage des Jünglings am Bach: Was soll mir die *F*reude *fr*ommen, und sein Ausruf: *H*orch im *H*ain erschallen Lieder; hierher aus den vier Weltaltern der *p*urpurne Wein, der im Glase *p*erlt und die Stelle: Drauf *k*am die Arbeit, der *K*ampf begann, sowie der Anfang des Punschliedes Vier Elemente — *B*ilden das Leben, *B*auen die Welt; hierher weiter aus dem Siegesfeste die Stelle: Ist der *L*eib in Staub zerfallen, *L*ebt der grosse *N*ame *n*och. Im Eleusischen Fest heisst es von Ceres, dass sie in feste Hütten *W*andelte das be*w*egliche Zelt. In demselben Gedichte heisst es: *W*eh dem Fremdling, den die *W*ogen *W*arfen an den Unglücksstrand, und die Barbaren, überwältigt von der Gottheit Majestät, *w*erfen von sich die blutige *W*ehre. Im Ring des Polykrates streuen die *G*ötter ihre *G*aben und es tritt ein *F*ischer *v*or den *F*ürsten hin, während in den Kranichen des Ibykus „von Menschen *w*immelnd *w*ächst der Bau“. Es *l*öscht das *L*icht der Sterne, während Hero des Leander harrt, und heiter *l*ächelt *L*uft und See, nachdem der Sturm ausgetobt hat. In den Worten der Kassandra „Alles um mich *l*ebt und *l*iebt In der Jugend *L*ustgefühlen“ und „*W*o ich *w*andre, *w*o ich *w*alle“ wirkt die Alliteration ebenso gut wie in den Stellen aus der Bürgschaft: Die *S*onne versendet glühenden Brand, und später: sie *m*alt auf den glänzenden *M*atten den Schatten der Bäume. Im Verein mit dem Vokalismus das Unheimliche der Worte hebend begegnet uns die Alliteration in dem „*h*ohler und *h*ohler *h*ört man's *h*eulen“ im Taucher. Zu *w*agen den ge*w*alt'gen Strauss, zieht der Ritter zum Drachenkampfe, damit frei dem *W*anderer der *W*eg sei. Die *schw*arze Seele *schw*oll in

Schadenfreude dem Verleumder Robert (im Gang nach dem Eisenhammer) und verächtlich höhnend spricht der Graf zu ihm von der Weibertugend, beweglich wie die Well'. Dem Grafen von Habsburg singt der Sänger von der Minne Sold, und alle Herzen wurden weit, sobald das Mädchen aus der Fremde nahte. — Aus dem Spaziergang, welcher wie die übrigen in Distichen abgefassten Gedichte trotz dieser antiken Form nicht selten Alliteration zeigt, nenne ich folgende Stellen. Den Blick labt das energische Licht. Vom Städter heisst es in demselben Gedichte (ein Beispiel schöner Doppelalliteration): Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt. Da ist weiter die Rede von dem, was Afrikas Boden gebiert, und der Mensch ringt von der Natur „lüstern sich los". Hinter Wolken verlöschen des Wagens beharrliche Sterne, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur, und der in hoher Luft ruhig schwebende Adler knüpft an die Gewölke die Welt. Und gegen das Ende des Gedichtes begegnet uns das tiefsinnige Wort: „Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um." — Ein schönes Beispiel von doppelter Alliteration (jedesmal an der ersten und der letzten Tonstelle im Verse) bietet Die Macht des Gesanges in der Stelle: Er taucht es in das Reich der Todten Und hebt es staunend himmelwärts. Wiegt es schonend, ihr Winde, fleht der Dichter für des Kaufmanns Schiff, und selig preist er den, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt. Ferner sagt er von diesem Glücklichen: Ihm zu Füssen legt sich der Leu, und weiter heisst es: Alles Menschliche muss erst werden und wachsen und reifen. In dem bekannten Distichon auf Kant und seine Ausleger haben die Kärr'ner zu thun, wenn die Könige bau'n, und das satirische Gedicht Shakespeares Schatten, in dem auch von dem Schicksal die Rede ist, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", schliesst damit, dass, nachdem das Laster übersatt ist, sich die Tugend zu Tische setzt. Die Race, sagen sie, sei rar, heisst es vom Pegasus im Joche, und in des Sängers Abschied wollen nicht länger diese Lieder leben, als bis sie ein fühlend Herz erfreut haben, und das schöne Gedicht schliesst mit dem schönen Worte: Die Blume schiesst in Samen, und keine bleibt von allen, welche kamen!

Zeigt schon diese Zusammenstellung eine für Manchen gewiss höchst überraschende Fülle von Alliterationen, so wird ein etwas näheres Betrachten der Glocke uns zeigen, wie dieses schönste Lied unseres

unsterblichen Sängers auch in Bezug auf die Alliteration vor den andern sich auszeichnet. Ehe ich eine möglichst knappe Uebersicht über die hauptsächlichsten hier zu nennenden Stellen gebe, mache ich auf eine Thatsache aufmerksam, die nicht zu übersehen ist. In den Worten des Meisters nämlich begegnen uns auffallend selten alliterirende Wendungen. Ich glaube den Grund zu dieser Erscheinung in der Natur dieser Worte selbst zu finden. Sie sind mehr prosaischer Natur, ich möchte sagen handwerksmässig, und es tritt in ihnen der Wollaut, das Melodiöse mehr zurück hinter einer gewissen bündigen, streng gemessenen Knappheit, ja Trockenheit. Wo in des Meisters Worten Alliteration sich findet, da ist sie allemal, glaube ich, auch von ganz besonderer Bedeutung. So in dem kurz befehlenden „*K*ocht des *K*upfers Brei", so in dem fast wie ein Sprichwort klingenden „*M*eister *m*uss sich immer plagen", so in den Schlussworten des Gedichtes „*Fr*eude dieser Stadt bedeute, *Fr*iede sei ihr erst Geläute", wo der Meister, den höheren Ton anschlagend, die neue Glocke segnend weiht. Diese Stellen aber sind, wie gesagt, nicht zahlreich. In den übrigen Theilen des Gedichtes, überall zumal da, wo der Dichter so recht mit voller Begeisterung, mit ganzem Nachdruck, wo er poetisch in höherem Sinne spricht — mag er uns nun das holde Bild des traulichen Familienglückes und des sicheren Friedens malen, oder die Schrecken des Brandes und des blutigen Aufruhrs, da stellt sich sofort mit all' den übrigen, ihm als Dichter zu Gebote stehenden, den Wollaut hervorbringenden und hebenden Elementen auch die Alliteration ein, ganz von selbst, sicher ungekünstelt und ungesucht, sie kommt, um mit des Dichters eignen Worten zu reden, wie „die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt".

Gleich zu Anfang der Glocke finden wir Alliteration, wenn zum Werke *w*ohl ein ernstes *W*ort sich ziemt, und nicht weit von dieser Stelle, wo der Mensch im *H*erzen spüret, Was er erschafft mit seiner *H*and. In diesen beiden Fällen sind die auch sonst geläufigen Verbindungen Wort und Werk, *H*erz und *H*and schön verwerthet. Der Jüngling durchmisst die Welt am Wanderstabe, und kehrt als Fremder *h*eim ins Vater*h*aus. Wie weich klingt uns das „zarte *S*ehnsucht, *s*üsses Hoffen" entgegen, und wie wundervoll wirkt die (hier chiastisch [kreuzförmig] stehende) Alliteration in den Worten „Das Auge *s*ieht den *H*immel offen, es schwelgt das *H*erz in *S*eligkeit", wie reizend ferner in der herrlichen Stelle: *L*ieblich in der Bräute *L*ocken Spielt der jungfräuliche Kranz, Wenn die hellen Kirchen*gl*ocken *L*aden zu des

Festes *Gl*anz. Wie wirksam hebt die Alliteration den Gegensatz in: Die *L*eidenschaft flieht, die *L*iebe muss bleiben. Der Mann muss *w*etten und *w*agen, während die Mutter *h*errschet weise im *h*äuslichen Kreise. Ganz besonders reich an prächtigen Alliterationen ist die grossartige Schilderung der Feuersbrunst, dieses in seiner Art einzigen Meisterstückes. Da glauben wir das Wehen und Heulen der Flammen und des Sturmes zu hören, wenn es heisst: *W*ehe, *w*enn sie *l*osgelassen, *W*achsend ohne *W*iderstand, Durch die volkbelebten Gassen *W*älzt den ungeheuren Brand. Nicht minder wirkt die Alliteration in der Stelle: Denn die Elemente *h*assen Das Gebild der Menschen*h*and; Aus der *W*olke ohne *W*ahl Zuckt der Strahl, und wenn das Feuer *w*ächst mit *W*indeseile und Alles *r*ennet, *r*ettet, flüchtet. Man könnte fast die ganze Partie des Gedichtes hierher setzen! Noch genannt sei ferner der *S*aame aus den *S*ärgen und der *W*andrer auf dem letzten *W*ege, sowie die ergreifende Schilderung des Hauses, aus dem der Tod die Mutter geraubt: „Es fehlt ihr treues *W*alten, Ihre Sorge *w*acht nicht mehr; An ver*w*aister Stätte schalten *W*ird die Fremde, *l*iebe*l*eer.“ Da sehen wir ferner den *W*andrer *f*ern im *w*ilden *F*orst munter seine Schritte *f*ördern, nach der lieben *H*eimat*h*ütte. *Schw*er herein *schw*ankt der Wagen beim Erntefeste, und gepriesen wird die Zeit, darin die *h*eil'ge Ordnung waltet, die segensreiche *H*immelstochter, die den Menschen zu *s*anften *S*itten gewöhnt, im Gegensatz zu den Schreckenstagen, wo das Volk im Aufruhr wider Gesetz und Obrigkeit sich erhebt, und *W*eiber *w*erden zu Hyänen. So geht Alliteration hindurch durch das ganze grossartig-schöne Lied von der Glocke, und aus klingt dasselbe mit dem schon mehrfach erwähnten schönen Segenswunsche, in dem *Fr*eude und *Fr*iede vereint erscheinen!

Nach dem bis jetzt Gesagten, darf ich wol annehmen, wird der Leser, sofern er nicht etwa längst das Blatt unwillig und ermüdet bei Seite gelegt hat, meiner Behauptung von vorneherein Glauben schenken, dass auch die Dramen Schillers nicht selten Alliteration zeigen, wenn auch begreiflicherweise nicht in dem Masse, wie seine Gedichte. In den Dramen tritt die Alliteration zumal in solchen Partien auf, die, wie der Monolog, zuweilen auch der Dialog, an die Lyrik streifen, oder da, wo die Sprache sich bis zu einem gewissen Grade der volksmässigen nähert. Ersteres ist am häufigsten wol der Fall in der Jungfrau von Orleans, aber auch in den übrigen Dramen, Letzteres ganz besonders im Tell und noch mehr im Wallenstein, zumal im Lager. Der Leser befürchte

nicht, dass ich ihn mit langen Aufzählungen ermüden werde, wie dies vielleicht schon nur zu sehr geschehen ist. Es sei mir nur gestattet, einige wenige Belege zu dem soeben Gesagten zu bringen. Man wird finden, dass auch hier, sicher nicht zufällig, häufig grade die bekanntesten, geläufigsten Stellen, darunter manche gradezu zum „geflügelten Wort“ gewordene, mit zu nennen sind.

Gleich zu Anfang des gleichnamigen Stückes spricht Don Carlos zu Posa von der *S*eelen zartem *S*aitenspiel, und das oft citirte „In des *W*orts ver*w*egenster Bedeutung“ ist auch hier zu nennen. Aus Wallensteins Lager führe ich ausser den formelhaften, aus der Sprache des Volkes einfach aufgenommenen Ausdrücken: *l*eben und *l*eben *l*assen, *Sch*irm und *Sch*utz, auf *W*ort und *W*ink, *K*ind und *K*indes*k*ind, den Brotkorb *h*öher *h*ängen u. a. folgende an. Der erste Jäger lobt das lustige Leben unter Tilly's Fahnen, wo im Gegensatz zu der strengen Zucht in Gustav Adolfs Heer alles *l*ustiger, *l*oser ging, wo es neben „Soff und Spiel“ auch *M*ädels die *M*enge gab. Der erste Scharfschütz alliterirt, wenn er vom *l*eichten Sinn und *l*ustigen Muth spricht; es alliterirt der erste Jäger, wo er so recht ins Feuer geräth, in der lebendigen Stelle „*F*ührt mich ins *F*euer frisch hinein Ueber den *r*eissenden, tiefen *R*hein“, es alliterirt der erste Kürassier, wenn er sagt „kann ihn nicht *s*achte bei *S*eite tragen“. In dem *l*ustigen *L*oos des Soldaten, von dem das frische Reiterlied singt, ist die Alliteration nicht minder wirksam, als in dem schönen, wahren Wort von der *b*ösen That, die fortzeugend *B*öses muss ge*b*ären. Sie wirkt ferner, wenn Max Piccolomini von dem schönen Tage spricht, wo der Soldat endlich nach geschlossenem Frieden heimkehrt, wenn mit grünen Maien alle *H*üte sieh und *H*elme schmücken. Sie wirkt in den Worten aus Wallensteins Monolog: Des unverführten *W*illens mir be*w*usst, Gab ich der *L*aune Raum, der *L*eidenschaft, sie wirkt in dem bittern Ausspruch: Denn aus Ge*m*einem ist der *M*ensch ge*m*acht, und ebenso in dem Satze, dass jede Unthat die böse *H*offnung mit in ihrem *H*erzen trägt, sowie in dem bekannten Wort: Eng ist die *W*elt und das Gehirn ist *w*eit. Aus Wallensteins Erzählung von jener Nacht, die der Lützener Schlacht vorausging, ist hier u. a. zu nennen der *R*unden *R*uf, und gleich in der Anfangszeile ist die Rede von Augenblicken, wo der Mensch eine *F*rage *fr*ei hat an das Schicksal. Und als der Geliebte, den im Kampfgewühl der *H*elmbusch und das lange *H*aar kenntlich gemacht, gefallen ist, da bricht Thekla in die ergreifende Klage aus: Was ist das *L*eben ohne *L*iebesglanz?

Aus Maria Stuart erinnere ich an Paulets Wort: Da kommt sie selbst, den Christus in der *H*and, Die *H*offart und die Weltlust in dem *H*erzen. Alliteration haben wir, wenn Kennedy den *L*eichtsinn als Marias einziges *L*aster bezeichnet und wenn Elisabeth von einem Schlage spricht, der ihr *H*erz zu treffen droht und ihr eignes *H*aus; Alliteration ferner im *f*instern Ge*f*ängniss so gut wie auf des *H*ochlands *H*aiden. — In der Jungfrau von Orleans warnt der alte Thibant seine Tochter vor der Einsamkeit, „Denn in der Wüste trat der *S*atansengel selbst zum *H*errn des *H*immels.“ Von den Wiesen, die sie *w*ässerte, ruft es Johanna zu dem blut'gen *F*elde der Ge*f*ahr; der König spricht sehnsuchtsvoll von jener schönen Zeit, wo noch die Liebe grosse *H*elden*h*erzen *h*ob, und als die Jungfrau ihn unter all' den Andern sofort herauserkennt, fragt er staunend: Von *w*annen kommt Dir diese Wissenschaft? Im Monolog zu Anfang des vierten Aktes spricht Johanna von des *M*itleids Stimme und der *M*enschlichkeit, und von der *h*ohen *H*immelskönigin. Von Grauen ergriffen über sich selbst ruft sie aus: „Konnt' ich dieses *H*erz ver*h*ärten, Das der *H*immel fühlend schuf!“, und der ergreifende Monolog schliesst mit dem schmerzlichen „Ach, es *w*ar nicht meine Wahl“!

In der Braut von Messina sind es besonders die Chorstellen, die hier zu nennen sind. Ausser dem auch sonst geläufigen „Des *L*ebens *L*icht“ führe ich die Stelle an: Etwas fürchten und hoffen und sorgen *M*uss der *M*ensch für den kommenden *M*orgen. Wundervoll wirkende Alliteration enthält die liebliche Stelle vom Frieden: „ein *l*ieblicher Knabe *L*iegt er ge*l*agert am blumigen Bach. Und die hüpfenden *L*ämmer grasen *L*ustig um ihn.“ Und wie sie hier die Anmuth der Stelle, ihren weichen Wollaut entschieden hebt, so verstärkt sie das Kräftige, Wilde in den bald darauf folgenden Stellen, wo die Rede ist von dem ewigen *Schw*anken und *Schw*ingen und *Schw*eben, und wo es heisst, dass der *Kr*ieg die *Kr*aft erscheinen lässt. Da heisst es ferner: *Bl*eibe die *Bl*ume dem *bl*ühenden Lenze, *Sch*eine das *Sch*öne! und Auf der Erde *w*anket das Glück und *w*ill nicht *w*eilen. Zu nennen ist weiter Beatrices Wort „ *W*eh mir, *w*eh mir, *w*o er *w*eilet“ und das Cajetans: „Hinab, hinab in der Erde *R*itzen *R*innet, *r*innet, *r*innet dein Blut!“; zu nennen endlich die ernste Mahnung: „Nicht an die Güter *h*änge dein *H*erz, Die das *L*eben vergänglich zieren! Wer besitzt, der *l*erne ver*l*ieren, Wer im Glück ist, der *l*erne den Schmerz!“

In den Liedern, welche die Introduction zu Tell bilden, *l*ächelt

der See und *l*adet zum Bade; der Hirt nimmt Abschied von der Alm mit dem schönen „Ihr Matten, lebt *w*ol, Ihr *s*onnigen Weiden, Der *S*enne muss scheiden, Der *S*ommer ist hin!“ und der kühne Jäger erblickt durch den Riss der Wolken die Welt, Tief unter den *W*assern Das grünende Feld! Da sehen wir an dem sturmgepeitschten See, *w*ie es *w*ogt und Wirbel zieht Und alle Wasser aufrührt in der Tiefe. Von formelhaften Verbindungen begegnen uns viele, und wir finden alliterirende Sentenzen, wie Früh übt sich, *w*as ein Meister *w*erden *w*ill, oder Es kann der *Fr*ömmste nicht im *Fr*ieden bleiben. Gessler preist den als rechten Schützen, dem's *H*erz nicht in die *H*and tritt, und der sterbende Attinghausen spricht prophetisch von der neuen Zeit: Die edle Bern er*h*ebt ihr *h*errschend *H*aupt, Die rege *Z*ürich waffnet ihre *Z*ünfte; er spricht von dem *h*armlosen Volk der *H*irten, und mahnt: „Kein Ort der *Fr*eiheit sei dem andern *fr*emd.“ Im Monolog Tells wird des Kindes *H*aupt dem *H*erzen des Feindes entgegengesetzt, und Tell muss das treue Weib vor des Landvogts Wuth beschützen. Da schliesst er auch, während er mit Mordgedanken am *w*ilden *W*ege sitzt, seine Betrachtungen über die Menschen, die dahingehen, der eine zu diesem, der andre zu jenem Geschäft: und *m*eines ist der *M*ord; ist's doch des Feindes *L*eben, worauf er *l*auert. Und als nach der Vertreibung der Tyrannen das grosse Fest der Freiheit im Lande gefeiert wird, da *r*eicht Bertha ihre *R*echte freudig dem Jüngling, der in der Stunde der Gefahr und Entscheidung sein Volk und damit sich selbst wiedergefunden!

Zum Beweise endlich, dass auch in den in ungebundener Rede abgefassten Schillerschen Stücken die Alliteration, auch abgesehen von volksthümlichen alliterirenden Formeln, nicht fehlt, sei nur das kräftige „*D*onner und *D*oria“ aus Fiesco angeführt, welches sicher weniger seinem Inhalt als seiner durch die Alliteration im Verein mit Assonanz und Rhythmus hervorgebrachten Kraft und Klangfülle seine grosse Popularität verdankt.

Das letztgenannte Wort giebt uns noch Anlass zu einer Schlussbemerkung. Die Verbindung der beiden Wörter hat an sich keinen rechten Sinn, wie freilich mancher Fluch, manches Kraftwort. Der kräftige Klang des Wortes, den zum guten Theil eben die Alliteration hervorbringt, hat meiner Ansicht nach unzweifelhaft seine Entstehung grade in dieser Form veranlasst; wenn auch unbewusst, stand der Dichter, als er dieses Wort schuf, unter dem geheimen Einfluss der

Alliteration. Und dasselbe glaube ich, zuweilen wol noch deutlicher als hier, auch an mehreren andern Stellen zu bemerken. In Hektors Abschied ist die Rede von der Unterwelt, als dem traurigen Orte, wo „der Kocytus durch die Wüsten *weinet*". Jeder wird zugeben, dass der „weinende" Kocytus, wie überhaupt ein „weinender" Fluss, ein selbst im Gedichte sehr kühner Ausdruck ist. Gewiss hat hier zunächst die Bedeutung des Namens Kocytus (= Heulen, Wehklagen, Weinen) dem Dichter vorgeschwebt und ihn veranlasst zu dem eigenthümlichen Ausdruck; dass er aber statt irgend eines andern, dem Sinne nach gleich viel oder gleich wenig berechtigten Wortes grade das Weinen wählte, hat gewiss seinen Grund darin, dass so eine wirksame Alliteration mit dem unmittelbar daneben stehenden „Wüsten" sich ergiebt. Noch einmal betone ich, ein absichtliches, bewusstes Alliteriren ist hier und in den ähnlichen Stellen nicht anzunehmen, wol aber sehen wir hier unsern Dichter eben als solchen instinctiv die dem Ohre angenehmere, die wirkungsvollere Wendung wählen, wir sehen ihn schaffen unter dem entschiedenen Einfluss der Alliteration. — Aus dem gleichen Grunde, glaube ich, erklärt sich auch „durch lachende *Fl*uren ein *fl*ötender Bach" (im Elysium), wo der noch auffallendere Ausdruck „flötend" unter dem Einfluss des vorausgehenden „Fluren" sich eingestellt. Was könnte sonst dieses mehr als eigenthümliche Beiwort erklären? — Wenn ferner (in der unüberwindlichen Flotte) unter der stolzen Armada „das Weltmeer *w*immert", so scheint mir von dem Wimmern hier dasselbe zu sagen, wie oben von dem Weinen des Kocytus. In dem französischen Text, den Schiller in diesem Gedichte bearbeitet hat, heisst es, dass die Flotte „fait *mugir* les flots". Wie dort, so hat auch hier, glaub' ich, der Dichter unter dem wenn auch unbewussten Einfluss der Alliteration von den verschiedenen dem Sinne nach möglichen Ausdrücken grade den gewählt, welchen uns sein Text giebt. — Im Eleusischen Feste heisst es von dem aus der Ceres Samenkorn schnell emporwachsenden Saatfeld, da „*w*ogt es *w*ie ein gold'ner Wald". Es klingt dies wunderschön, das wird niemand leugnen. Ebenso wenig aber auch, dass wir bei einem Walde streng genommen schwerlich von Wogen sprechen können. Wogen können allenfalls die Wipfel, die Kronen der Bäume, mit der Vorstellung des Waldes schlechthin aber können wir nach meinem Gefühl, und ich denke nicht nur nach dem meinigen, die des Wogens schwerlich verbinden. — Wenn endlich in Wallensteins Lager der erste Jäger von den eben

abgegangenen Arkebusieren verächtlich sagt: „das denkt wie ein *Seifen*sieder", so scheint mir auch hier die wenn auch unbewusste Vorliebe für die wirksame Alliteration den Dichter dazu veranlasst zu haben, grade diesen Stand, der an sich doch gewiss nicht weniger werth ist als jeder andere, in dem wenig schmeichelhaften Sinne und Zusammenhang gewählt zu haben. Und wir, die wir das Wort zum „geflügelten" erhoben, haben dies ebenfalls gethan unter dem ganz entschiedenen Einfluss der Wirkung der Alliteration in ihm.

Damit schliesse ich meine Arbeit. Und wenn ich nun am Ende derselben noch einmal behaupte, dass, obwol man es, wie in der Einleitung bemerkt, zunächst grade bei ihm nicht erwarten sollte, in den Schillerschen Dichtungen die Alliteration eine sehr grosse, wichtige Rolle spielt, dass sie nicht unwesentlich dazu beiträgt, dieselben dem deutschen Volke so lieb und geläufig zu machen, so darf ich wol die Hoffnung hegen, dass schwerlich Einer, der meine freilich geduldige Leser voraussetzende Arbeit zu lesen sich herbeigelassen, dieser meiner Behauptung die Wahrheit absprechen wird!

Schleiz. H. Schults.

Zur französischen Schulgrammatik.

Hinweisendes Fürwort.

1) Ce im Sinne von: jener (bekannte) bei Anspielung auf eine als bekannt vorausgesetzte Geschichte. Faiblesse de nos sens et de l'entendement humain! on juge d'une nation, d'une génération, de tous les hommes par ceux avec qui l'on déjeune; et ce voyageur qui disait, apercevant l'hôtesse: Les femmes ici sont rousses. (P.-L. Courier.) J'ai parcouru le recueil, je l'ai fait lire à un homme de goût, à un bon juge, car je n'ai pas la prétention de m'y connaître. Moi, mon ami, j'achète la gloire toute faite comme cet Anglais achetait l'amour. (H. de Balzac.) Ce castor qui, dans l'enceinte de sa cage, poursuivait son architecture inutile n'était pas un sot, non! (O. Feuillet.) Mais si la qualité maîtresse avait fait défaut, je veux dire le don d'animer des abstractions et de faire marcher sur la scène, l'œuvre, avec tous ses mérites d'esprit et de style, n'eût pas même vécu un jour. Elle eût rappelé cette fameuse jument qui n'avait qu'un défaut, celui d'être morte. (Fr. Sarcey.) — Der von uns erwartete Zusatz von là scheint nicht üblich, da das Demonstrativ hier nur den Artikel vertritt (vergl. unter 19), welcher sich gleichfalls findet. Mais fourrer des clowneries dans une pièce à tiroirs, ce n'est point du tout créer un genre ... et puis, cela tient la place de quelque chose qui serait meilleur: ce n'est pas que ça soit sale, s'écriait l'Auvergnat, en retirant le soulier qui nageait dans sa soupe! (Fr. Sarcey.)

2) Demonstrativ vor dem Superlativ. Vor den aus dem Lateinischen übernommenen Formen steht ce so gut wie jede

andere Bestimmung: cet extrême déplaisir, ce suprême bonheur, ce dernier rejeton de sa race u. a. Der Gebrauch des Demonstrativs dagegen vor einem wirklich französischen Superlativ gehört zu den Fehlern, in welche besonders Deutsche leicht verfallen. Und doch finden sich vereinzelte Beispiele auch bei französischen Schriftstellern. Wenn der Superlativ hinter dem Substantiv seine Stelle findet, so lässt sich ihm allenfalls der Charakter einer Apposition oder des verkürzten Relativsatzes zuweisen: Alors Saint-Pierre leur apparut, cet édifice le plus grand que les hommes aient jamais élevé; car les pyramides d'Égypte elles-mêmes lui sont inférieures en hauteur. (Mme de Staël, Corinne, l. IV, ch. III, al. 4.) Aber auch unmittelbar vor dem Superlativ findet sich ce: J'aimerais ... à parcourir du pied, de l'œil et du cœur, toutes ces terres inconnues, toutes ces races d'hommes si diverses de la mienne; à contempler l'humanité, ce plus bel ouvrage de Dieu sous toutes ses formes. (Lamartine, Voyage en Orient, im ersten Alinea des Avant-propos zu Récit du séjour de Fatalla Sayeghir etc.) Diese Stelle findet sich in der angeführten Fassung in den Œuvres compl. de L., Tournai s. a. p. 226, in den Œuvres compl. de L., Paris, Ch. Gosselin etc. 1849, t. VIII, p. 278, in den Souvenirs, impressions etc. par A. de L., Francfort 1835, t. IV, p. 47; dagegen mit Auslassung des ce in den Œuvres compl. de L., Paris, Hachette & Cie. 1856, t. VIII, p. 288. — Damit lässt sich das gleichfalls seltene Demonstrativ vor anderen Gradationsadverbien zusammenstellen: Ce si joli conte que vous venez de terminer et que vous m'avez promis de lire: *Ce qui plaît aux dames* ... laissez-le-moi, je vous en prie. (Scribe et Legouvé, les Contes de la Reine de Navarre, III, 7.)

3) Gegenüberstellung von celui-ci und celui-là. Nach der bekannten Regel geht celui-là auf den entfernteren (oder bereits genannten) Gegenstand, celui-ci auf den näher stehenden (oder noch zu nennenden) Gegenstand. Die Beachtung dieser Regel ist unumgänglich geboten, weil anders das Verständniss erschwert würde. Dennoch kommen Verstösse gegen dieselbe vor, wenn durch den Sinn eine falsche Beziehung ausgeschlossen ist. Le commencement de la brouille entre Barradas et le roi vint de ce que celui-ci était amoureux d'une dame de la reine nommée la belle Cressios, et la voulait épouser; le roi refusa son consentement. (A. Dumas.) Malherbe

et Balzac sont dignes d'admiration, pour avoir formé la foule, et l'avoir comme préparée, celui-ci, aux sublimes beautés de Corneille, celui-là, à des écrits en prose plus substantiels et plus décisifs que les siens, par exemple ceux de Descartes. (Nisard.)

Neben dem etwas schwerfälligen und schülerhaft aussehenden celui-ci ... celui-là ist eine Reihe anderer Wendungen im Gebrauch. L'un ... l'autre. L'un* n'a connu d'hommes libres que les conquérants; l'autre n'a vu la liberté que dans la plénitude de la propriété foncière; tel autre a soutenu que la société était des lors divisée en trois ordres investis de droits inégaux, mais réguliers. (Guizot.) Il y avait déjà longtemps qu'on pouvait regarder l'Europe chrétienne (à la Russie près) comme une espèce de grande république partagée en plusieurs États, les uns monarchiques, les autres mixtes; ceux-ci aristocratiques, ceux-là populaires, mais tous correspondant les uns avec les autres. (Voltaire.) — Qui ... qui. Si l'on veut bien s'imaginer une assemblée d'héritiers au jour de l'ouverture d'un testament, qui, prenant un air indifférent et se mordant les lèvres pour en cacher le tremblement; qui, la bouche ouverte et les yeux hors de la tête; qui, le regard quêteur et trépignant des pieds, des mains, des doigts, du nez; qui, la mine défaite; qui, s'appuyant sur un meuble tant ses jambes tremblent sous lui, on aura une idée de la tenue de cette assemblée. (Fr. Soulié.) — Tel ... tel. Maintenant tout était compliqué, divers, en proie à la force et au hasard: tel homme libre était devenu propriétaire, tel autre vivait encore à la table de son chef; celui-là habitait un manoir dont l'usufruit seul lui était accordé, celui-ci engageait sa personne à quelque service qui le plaçait sur la voie de la servitude. (Guizot.) — Celui-ci ... un autre. De ces listes moins curieuses par l'orthographe même que par les nombreux termes, maintenant perdus, qu'on y trouve avec leur explication, nous croyons devoir extraire les mots les plus intéressants à divers points de vue: ceux-ci pour montrer la nouveauté, d'autres pour la justesse ou pour le caractère tout particulier de la méthode appliquée. (Ch.-L. Livet.) — Le premier ... le second. Comme ceux qui cultivent ces sciences** ne veulent pas voir où elles manquent,

* de ces historiens.
** celle de la pensée et celle de la sensation.

les premiers arrivent à nier l'existence réelle des objets extérieurs; les seconds se trouveraient amenés à nier l'existence de l'âme. (Barante.) Le français, comme le latin, et le grec éolien, n'a que deux nombres, le singulier et le pluriel, — celui-ci distingué du premier par l'adjonction d'un s. (Brachet.) *L'Homme à bonnes fortunes*, de Baron, et celui de Regnard, et *le Chevalier à la mode*, de d'Ancourt, sont, en effet, celui-ci, et celui-là, et le troisième, trois chevaliers d'industrie qui se vendent à la journée, et qui n'ont pas d'autre métier que de tirer un certain profit de leurs vénales amours. (Janin.) Wie einzelne dieser Beispiele zeigen, werden gern verschiedene Ausdrucksweisen gemischt, um Eintönigkeit zu vermeiden und grössere Durchsichtigkeit der Periode zu erzielen. Wie wenig die Häufung von celui-ci, celui-là zur Klarheit beiträgt, beweist folgender Satz. De ces deux hommes, celui-ci qui parle, à tout coup, de celui-là, celui-ci qui fait le bruit, la fumée et l'écume autour de celui-là, celui-ci qui ne dort ni jour ni nuit afin d'être prêt à toute heure à la calomnie, au venin, à l'intrigue, celui-ci bruyant, passionné, furieux, pendant que celui-là reste calme et paisible à ses travaux accoutumés, sourd au bruit, insensible aux piqûres, c'est celui-là de ces deux hommes qui se venge le mieux et qui hait le plus. (Janin.) — Wenn nur eines der beiden Demonstrative steht und die Deutlichkeit es gestattet, kann ci, là wegfallen. David lut, comme savent lire les poètes, l'idylle d'André de Chénier intitulée *Néère*, puis celle du *Jeune Malade*, puis l'élégie sur le suicide, celle dans le goût ancien, et les deux derniers ïambes. (H. de Balzac.)

4) Celui-là mit Relativ. Dass celui-ci, celui-là nicht unmittelbar vor dem Relativ stehen sollen, ist eine von Vaugelas aufgestellte Regel, die ihren Grund darin hat, dass celui durch qui hinreichend bestimmt ist. Hieraus ergibt sich, dass der Zusatz von ci, là möglich ist, wo qui zur Bestimmung nicht ausreicht, z. B. wenn Gegenüberstellung der beiden Demonstrative nöthig wird (vergl. das zweite Beispiel von Janin unter 3), oder wenn vor eines der beiden Demonstrative c'est gesetzt wird. Letzteres ist ein Zusatz, welchen Ménage zu der obigen Regel gemacht hat. — Ferner ist celui-là immer zulässig, wenn es dem Relativ qui folgt, oder ein diesem voranstehendes celui wieder aufnimmt. Celui qui viole lés mœurs publiques, qui attaque ce que tout le monde respecte, peut bien être puni

avec l'approbation universelle; mais celui qui énonce des opinions généralement répandues, ou du moins vers lesquelles chacun commence à pencher, celui-là trouve de toutes partes des appuis qui le défendent. (Barante.)

Unerwähnt geblieben ist, dass celui-là im verächtlichen Sinn stets vor dem Relativ stehen kann. De telles ambitions n'ont rien que d'avouable assurément et sont de nature, ce semble, à tranquilliser ceux-là qui s'en enquièrent avec tant d'anxiété. (Aroux.) Régina! ... ceux-là qui sont vils et lâches doivent partager la honteuse fortune du licencieux Édouard IV. Nous, nous devons, quoi qu'il advienne, nous faire les courtisans du malheur. (Th. Barrière.)

Sobald Determinativ und Relativ durch ein Verb getrennt sind, muss celui-là (nicht celui-ci) stehen. Fehler gegen diese Regel finden sich wohl kaum; Littré (Suppl. celui) führt indessen ein altes Beispiel für Auslassung von là an und bemerkt: c'est une bonne tournure. Durch veränderte Stellung kann man dem là entgehen: Nous vivons tous au bénéfice de ce droit commun, et le nombre est assurément bien petit de ceux qui auraient envie d'y renoncer. (Le Temps, 20 octobre 1879.) — Auch vor Einschiebungen, die kein Verb enthalten, ist der Zusatz von là möglich und besonders vor même beliebt. Ses contemporains, ceux-là même qui eurent assez de goût pour voir les vices de sa manière, ne lui* refusèrent pas leur estime. (Geruzez.) Ceux-là mêmes qui ne prirent aucune part aux conspirations et aux troubles de cette époque,** portent haut le sentiment de l'indépendance personnelle. (Paul Albert.) Aussi ceux-là même qui comptaient le surprendre, furent-ils surpris. (Paganel.) Doch: Le vulgaire se glorifiait de savoir admirer; et le culte du génie était desservi par ceux mêmes qui ne pouvaient point aspirer à ses couronnes. (Mme de Staël.) — Les poètes, soit envie, soit courtoisie envers les dames si maltraitées par Jean de Meun; les prédicateurs, ceux-là surtout qui se voyaient trahis par Faux-Semblant, lancèrent contre ce poème, les uns, des défis chevaleresques, les autres, des anathèmes. (Nisard.) An dem letzten Beispiel zeigt sich, wie der Gedanke zur Nichtbeachtung der Regel hindrängt; ceux qui würde partitiven Sinn

* à du Bartas. ** la Fronde.

haben, während ceux-là qui, dem Sinne des Verfassers gemäss, explicativ ist.

5) Celui in Verbindung mit Adjectiv oder Particip. Das Adjectiv, bei welchem ein vorhergenanntes Substantiv zu ergänzen ist, begnügt sich wie im Deutschen mit dem Artikel. L'empereur, effrayé et jaloux de cette diplomatie qui le cernait presque de toutes parts, eût bien voulu pouvoir se passer des secours de la France et de ses confédérés; mais le danger le plus pressant l'emporta sur le plus éloigné. (Henri Martin.) Sobald aber eine weitere Bestimmung zu dem Adjectiv tritt, reicht der Artikel nicht aus und wird durch das substantivische Demonstrativ ersetzt. Grammatisch ist gegen dieses Verfahren offenbar nichts einzuwenden; aus stilistischen Rücksichten wird es aber von der Mehrzahl der französischen Grammatiker durchaus verworfen. Nur einzelne, so die Grammaire nationale und nach ihr der Courrier de Vaugelas (II, 33 ff.), erkennen die Berechtigung dieser Ausdrucksweise an. Zu den meist angeführten Beispielen aus Racine, Montesquieu und Voltaire lassen sich viele andere stellen. Mais savez-vous qui sont ceux déjà partis? C'est le Duc de Lesdiguières, le Marquis de Cauvres, Dangeau, la Fare; oui, la Fare, le Prince d'Elbeuf, M. de Marsan, le petit de Villarceaux: enfin, *tutti quanti*. (Mme de Sévigné.) C'est au moyen de ces dépêches, et avec celles inédites du ministère des affaires étrangères, que nous pourrons raconter, dans ses moindres détails, la fin du patriarche. (Topin.) A cette proposition, le roi fit un mouvement involontaire, et se récria sur l'impossibilité d'ajouter une personne de plus à celles désignées pour la* suivre. (Mme S. Gay.) Afin donc que l'on continue à m'écrire de la sorte, pour mon très grand profit, je réponds à ces lettres par celle-ci imprimée, n'ayant d'autre moyen de la faire parvenir à mes correspondants. (P.-L. Courier.) Vous y verrez des généraux, des officiers qui passent leur vie à signer, parapher, couverts d'encre et de poussière, accuser réception, apostiller en marge les lettres à répondre et celles répondues. (Ders.) Couché au kan, à trois heures de Beyruth; même route que celle déjà décrite pour aller chez lady Stanhope. (Lamartine.) Il se pratiquait alors sur la rente des spéculations analogues à celles relatives aux billets

* La future reine d'Espagne.

de l'épargne. (Henri Martin.) En ce moment la lune se lève et vient éclairer les groupes des pêcheurs et celui formé près de la fenêtre par Édouard assis à côté de sa mère ... et par Régina agenouillée à leurs pieds. (Th. Barrière.) La passion des éventails va peut-être remplacer, pour le roi, celle beaucoup plus coûteuse des petits chiens et des oiseaux. (Ders.) — Man mag diese Construction unschön nennen; jedenfalls ist sie durch ihre Knappheit sehr bequem und findet deshalb in der Tagespresse eine ausgedehnte Verwendung. Hier nur einige Beispiele. Le but de cette exposition et des conférences et excursions qui vont la suivre est de vulgariser la science des cryptogames, de faire connaître les espèces bonnes et celles dangereuses, les parasites et les charbons. (Le Figaro, 24 octobre 1876.) Le texte officiel du traité de Berlin vient d'être publié à Londres. Ce texte concorde en substance avec celui déjà paru. (La France, 18 juillet 1878.) Ils* sont identiques à ceux livrés antérieurement au gouvernement italien par le même constructeur. (Ib. 21 juillet 1879.) M. Haëntjens dit que ce plan et celui imaginé en 1855 par M. Haussmann. (Le Temps, 15 décembre 1879.) Dans les quartiers éloignés du centre, et principalement ceux élevés, ... les principaux approvisionneurs ... descendent encore aux Halles avec de simples voitures à bras. (Ib. 14 décembre 1879.) C'est un nouveau résultat à ajouter à ceux déjà si remarquables obtenus par les procédés de synthèse. (Le XIXe Siècle, 7 janvier 1880.) Ses** observations ne s'arrêtent pas à la langue un peu mêlée des hommes, elles descendent jusqu'à celle plus intime des femmes. (Le Courrier de Vaugelas I, 14.)

Auch von Littré werden derartige Ausdrucksweisen verworfen, und er bedient sich derselben nicht, wie aus dem beim Besitzanzeigenden Fürwort (p. 340, Z. 7 v. o.) angeführten Beispiel erhellt. Während er aber (celui, Rem. 1) diese Verwerfung ausspricht, macht er (ebenda, Rem. 2) die wichtige Ausnahme für Fälle, in denen ein Relativ folgt und demnach das Adjectiv oder Particip den Charakter eines verkürzten eingeschobenen Satzes annimmt. Folgende Beispiele sind also auch stilistisch correct. Tout rappelait le temps qu'on avait déjà passé dans cette demeure, et celui plus long encore qu'on se proposait d'y

* les canons. ** celles du grammairien Geofroy Tory.

rester. (Mme de Staël.) Ce texte ... présente quelques différences d'orthographe dans les noms propres avec celle plus régulière que nous avons suivie dans le cours de notre récit. (Parieu.) Ces motifs qu'il disait tout haut, et celui bien plus puissant qu'il ne disait pas, ne purent tenir contre les provocations insultantes de M. d'Assimbret. (Fr. Soulié.) Ce fait isolé aurait peu de signification; rapproché de ceux, si nombreux, où l's de la deuxième et de la troisième déclinaison latines s'est conservée dans la langue d'oïl et dans la langue d'oc, et perdue dans l'italien, on y reconnaît une condition générale. (Littré.) Cette réforme sera le complément de celle prescrite pendant les vacances par une circulaire dont on se souvient et qui avait trait aux compositions de prix dans les lycées. (Le Temps, 10 octobre 1879.) — Wollte man dieses Zugeständniss Littré's zurückweisen, so fiele damit zugleich die Freiheit, in ceux même(s) qui je nach dem Sinne *s* anzuhängen oder wegzulassen; même müsste unter allen Umständen als Adverb behandelt werden.

Keinerlei Schwierigkeiten kann natürlich das Demonstrativ in Verbindung mit Particip bei der absoluten Participialconstruction unterliegen. C'est une race* vaillante au combat, parce qu'elle a de fortes affections et de fortes haines; mais l'épée ne lui tient pas aux mains plus longtemps que la passion au cœur. Celle-ci satisfaite ou apaisée, les habitudes champêtres reprennent bien vite le dessus. (É. Souvestre.)

Wenn man diese Verwendung des Demonstrativs in ihrem Ganzen überblickt, so ergibt sich Folgendes. Celui tritt vor ein Adjectiv, bei welchem ein vorausgehendes Substantiv zu suppliren ist, 1) wenn eine weitere Bestimmung folgt, 2) wenn eine Präposition hinzutritt, 3) wenn der Gegensatz schärfer hervortreten soll, 4) wenn der blosse Artikel zu einem Doppelsinn Veranlassung gäbe, etwa weil man in dem Adjectiv ein wirkliches Substantiv vermuthen könnte. Weiter ergibt sich, dass Littré's Scheidung willkürlich und grammatisch unhaltbar ist, denn der Charakter des verkürzten Satzes kommt dem Adjectiv in beiden Fällen zu. Je nach den stilistischen Forderungen aber, die man stellt, kann man das Ganze oder einen Theil annehmen oder verwerfen.

* les Bretons.

6) Celui-ci (-là) emphatisch. In dem Relativsatze kann das Demonstrativ in seiner substantivischen Form eingeschoben werden, um das Beziehungswort nachdrücklicher hervorzuheben. Ce cabinet que, celui-là, M. Waddington eût pu, sans objection, présider, n'eût peut-être pas duré plus longtemps que le cabinet en dislocation, mais il n'eût rien compromis, rien compliqué. (É. de Girardin.)

7) Das neutrale ce. Ausser vor den Verben être, pouvoir, devoir und venir* hat sich dieses ce nur in den Verbindungen à ce que, de ce que, parce que und par ce que, en ce que, sur ce que erhalten. Hier, mon banquier ... reçut devant moi deux lettres de M. de Serbellane pour madame d'Albémar, et les lui adressa dans l'instant même, en faisant une plaisanterie sur ce qu'elle avait envoyé plusieurs fois demander si ces lettres étaient arrivées. (Mme de Staël.) Sur ce que ist verhältnissmässig selten, alle übrigen kommen so häufig vor, dass es sich nicht lohnt, Beispiele beizubringen; nur für en ce que mögen einige hier ihre Stelle finden, da diese häufige Verbindung weder von der Akademie noch von Littré erwähnt wird. Il** diffère encore de l'écureuil, en ce que celui-ci s'apprivoise, et que l'autre demeure toujours sauvage. (Buffon; gerade ihm ist diese Verbindung sehr geläufig.) Les escaliers sont remarquables en ce que deux marches sont ordinairement taillées dans la même pierre. (Prosper Mérimée.) Les associations religieuses diffèrent de toutes les autres, en ce que les membres qui les composent sont liés par des vœux, soumis à un supérieur, et assujettis à une règle. (Jules Simon.) Cette scène est curieuse en ce qu'on y sent l'incisive ironie du serf qui a souvent éprouvé l'inutilité du droit contre les puissants. (É. Souvestre.)

Sonst kommt ce noch hin und wieder in einer Reihe von Redensarten archaistischen oder geschäftlichen Charakters vor, die übrigens, besonders in scherzhafter Rede, noch Eigenthum der gemeinüblichen Sprache sind. „Pardieu, sire comte, vous partirez ou serez pendu. — Pardieu, sire roi, je ne partirai ni ne serai pendu.“ Sur ce, les deux comtes se retirèrent avec leur suite, et le roi, n'osant les faire arrêter,

* Bei letzterem jedoch nur in Nachahmung der Volkssprache. Quand ce vinrent les nouvelles de la retraite de Russie, il fut bien étonné, mais resta tranquille. (Léo, Légendes corrézienes, Paris 1870, p. 9.)

** le loir.

donna leurs charges à d'autres, et se disposa à partir sans eux. (Guizot.) Le pauvre homme, étant à labourer un jour, reçut un long papier, signé *Jacquinot-Pampelune*, dans lequel on l'accusait ... d'avoir en même temps offensé la personne du roi, et, de ce non content, provoqué à offenser ladite personne. (P.-L. Courier.) Für et ce statt et cela vergl. unter 13. En matière contentieuse ou disciplinaire, les affaires sont inscrites au secrétariat du Conseil supérieur, d'après l'ordre de leur arrivée, sur un registre à ce destiné. (Eugène Rendu.) Adieu! baron ... ou plutôt au revoir! ... car si vous devez rester ici jusqu'à capture faite ... vous voilà chez moi en semestre ... ce dont je me félicite de tout mon cœur. (Scribe.) Ce que je redoute, ce à quoi je m'opposerai de toutes mes forces, c'est qu'envahissant à l'excès un domaine où on leur a jusqu'ici parcimonieusement mesuré la place, elles* ne prennent sur l'enseignement des lettres une revanche funeste. (Paul Bert.) Balthazar, en sa qualité d'ancien directeur du théâtre de Sainte-Menehould, n'a pas précisément horreur des comédiens: il ne professe pas à l'endroit des acteurs les préjugés gothiques et bourgeois, mais il leur vent du talent, ce en quoi il a raison. (Th. Gautier.) Il faut distinguer entre ces déclarations:** il en est qui concernent plus spécialement M. le ministre des finances, et je vais distinguer ce qui n'est pas de mon ressort, ce sur quoi je donnerai cependant des éclaircissements, et ce qui est de mon ressort. (Dufaure, séance du Sénat, 9 février 1878.)

Manchmal findet sich ce (ohne nachfolgendes que) zur Hervorhebung des Subjects. Quand ils rentrent au couvent, ce ne sont qu'entretiens au parloir entre eux et de jeunes femmes. Que ce soit Dieu le sujet de ces conversations ... tout le monde ne le croit pas. (É. Souvestre.) Quant à V. P., il a été impossible jusqu'à cette heure, de le trouver; rien n'indique toutefois, étant donné (sic) les mœurs de M. M., que ce soit lui l'assassin. (Le Temps, 12 novembre 1879.)

8) C'est und il est. C'est für il est bei syntaktischer Verbindung mit dem Nachfolgenden war in der Sprache des täglichen Lebens immer üblich, beginnt aber auch in die Literatur einzudringen. Vous ne le voyez pas? Est-ce possible, voisin, que vous ne le voyiez pas? (A. Musset.) Quel temps! encore un éclair ... il me

* les sciences. ** de la cour des comptes.

semble que l'orage approche. Est-ce que c'est vrai, dame Brigitte, qu'on voit toujours les éclairs, même quand les volets sont fermés? (O. Feuillet.) Est-ce ennuyeux d'avoir, pour rendre la justice, des magistrats qui ont oublié de ressembler à de Brosses! (Fr. Sarcey.) — Folgende Beispiele werden von dem Courrier de Vaugelas ohne nähere Quellenangabe als unrichtig aufgeführt. On voit que la situation faite au commerce en Europe n'est pas des plus favorables à son développement, et c'est à craindre qu'on ne soit pas au bout. (V, 5.) Maintenant, appliquez ces énormités que l'on n'ose pas croire à toutes les branches de l'administration turque, et dites-moi si c'est possible de maintenir cette gangrène, comme le veut la Russie? (VIII, 165.) Bei O. Schulze, Grammatisches und Lexicalisches (Zeitschr. f. nfrz. Spr. u. Lit. I, 226 f.) ist eine lange Reihe ähnlicher Fälle aus der modernen Literatur angeführt. Unter den Adjectiven sind heureux, beau, triste, charmant, plaisant, inconcevable, étonnant, singulier vorwiegend vertreten. Man muss annehmen, dass die Sprache c'est bevorzugt, sobald der Charakter des Ausrufs ausgeprägt erscheint. Hierauf deutet auch Mätzner (Syntax der nfrz. Spr. II, 18) hin, wenn er sagt, dass ce grösseren Nachdruck verleiht als das tonlose il. — Folgende Stelle bietet keine Unregelmässigkeit, da die Stelle mit c'est eingeschoben ist; sie zeigt aber, wie nahe es bei dem Ausrufe liegt, mit der Regel zu brechen: Il est certain, en effet, et c'est vraiment étrange, que, soit dans la polémique, soit dans les luttes religieuses, vous êtes d'autant plus impitoyables et vifs que vos adversaires sont moins éloignés de vous. (Topin.)

In vulgärer Sprache findet sich bei der Frage neben il ein überflüssiges ce. Ah çà, à propos, qu'est-ce qu'on m'a dit ce matin sur le Carreau? que notre roi était mal dans ses affaires ... qu'il manquait d'argent, qu'il avait des dettes ... C'est-il vrai, ça? (Th. Barrière.) Monnier, en se promenant, s'arrête devant la vitrine d'un photographe, sur laquelle on lit: „Portraits après décès." Il entre, l'air consterné et d'une voix que l'émotion semble briser: C'est-il bien vrai, dit-il, que vous seriez capable de faire le portrait de mon oncle défunt? — Certainement. — Ça coûterait-il cher? — Cent francs. — Et il serait ressemblant? — Parfaitement. Du reste vous pourrez en juger par vous-même. — Par moi-même? oh non, ça serait difficile, vu que je ne l'ai jamais vu. C'est même pour ça que je voudrais avoir sa portraiture. — Vous ne l'avez jamais vu? — Non, j'étais

tout petit quand il est mort, tué au passage de la Bérésina! (Le Voltaire.)

Il est vrai steht für sich allein. Dass in dieser Redensart il est sich auf etwas Vorhergehendes bezieht, ist Rest einer der älteren Sprache auch sonst geläufigen Ausdrucksweise. (Littré, il 6°.) Dass dieses il est vrai bei fehlendem mais „allerdings" bedeutet, ist bei Bertram (Beiträge S. 105) schon bemerkt. Il en est résulté des rapports bienveillants entre le gouvernement prussien et l'empereur Napoléon qui aimait mieux alors avoir des traités avec nous qu'avec d'autres, mais qui ne pensait pas, il est vrai, que la guerre de 1866 pût prendre la tournure qu'elle prit en réalité. (La France, 23 février 1879, aus einer Rede des Fürsten Bismarck.) — Auch als Antwort. Vous, qui m'avez conduite à ma ruine . . . car c'est bien vous, monsieur. — Il est vrai. (A part.) Je conviendrai de tout ce qu'elle voudra. (Casimir Delavigne.) — Ebenso am Satzanfang, obwohl die syntaktische Verbindung mit dem Folgenden fehlt: Il est vrai, je ne devais pas me servir d'expressions blessantes, en refusant de la voir; tant de circonstances cependant s'étaient réunies pour m'irriter. (Mme de Staël.) — Doch findet sich auch c'est vrai eingeschoben in gleicher Bedeutung wie il est vrai. C'est un malin petit vieillard qui n'est l'ennemi de personne, c'est vrai, mais il n'a d'ami que lui. (Scribe.) Vous n'avez pas servi, c'est vrai, mais vous avez eu un remplaçant tué. (H. Monnier.) Il* avait introduit dans le conseil deux évêques, c'est vrai, mais c'était des évêques gallicans. (Jules Ferry, séance du Sénat, 30 janvier 1880.) Auch hier muss c'est vrai, dem gewöhnlicheren il est vrai gegenüber, als ein Ausruf bezeichnet werden, und es genügt, beide einmal in dem Munde eines Redners verglichen zu haben, um hierin den Unterschied zu sehen.

Il est steht vor Substantiven, die fast zu Adjectiven geworden sind: il est besoin, wofür alt il est *de* besoin (Littré, besoin 4°), il est force (Littré, force 9°), das alte c'est force wurde schon von Chifflet verworfen; jetzt ist übrigens der überwiegende Gebrauch für Auslassung des Pronomens: Le mal s'aggrava, et force fut de le renvoyer à ses parents. (Fr. Sarcey.) Dasselbe bei besoin in den Wendungen point n'est besoin und si besoin est: Au

* Napoléon Ier.

reste, il n'est pas nécessaire que la commission soit établie au chef-lieu; elle peut, si besoin est, et même doit choisir un point central. (Eugène Rendu.) — Für c'est dommage fand sich früher auch il est dommage. Littré (dommage, Rem. 2) bemerkt dazu: cependant ce tour est correct, et, quoique un peu archaïque, pourrait être employé en bonne place. So sagt er denn auch bei douloir: Il est dommage que ce verbe si commode et si expressif soit tombé en désuétude; und in seiner Histoire de la langue française: Il est bien dommage qu'une tournure si vive et si preste* tombe en désuétude, und ebenso in leicht veränderter Fassung in seinem Wörterbuch (qui 16°). Auch in dieser Formel hat augenscheinlich ce dem scharf hervortretenden Charakter des Ausrufs seinen Sieg zu verdanken.

9) Expletives ce. Ce im zweiten Satzgliede nach vorausgehendem ce qui u. s. w. ist gewöhnlich facultativ. Es ist nöthig bei folgendem Substantiv im Plural oder persönlichem Fürwort. Es gilt für unrichtig bei folgendem Adjectiv oder Particip. Doch: Mais le soin de mon bonheur la corrigera de ce défaut; car ce qu'elle est avant tout, c'est bonne et secourable. (Mme de Staël.) — Vor dem Demonstrativ: Ce portrait que vous regardez un peu de travers, mon cher peintre, c'est celui du duc de Vendôme, célèbre par ses victoires à la guerre et à l'amour. (A. Houssaye.)

Die Wiederholung einer vorausgehenden Präposition nach dem expletiven ce ist unstatthaft. Folgender Satz aus dem XIXe Siècle (21 janvier 1873) wird von dem Courrier de Vaugelas (IV, 61. 69) als falsch angemerkt: Une chose à laquelle M. Halanzier fera bien de prendre garde, c'est aux intempérances de la claque. Dafür: ce sont les intempérances. Jedenfalls sind Fehler dieser Art nicht selten; auch Francisque Sarcey sagt: Ce dont j'ai horreur en art, c'est des faiseurs, c'est des gens qui battent monnaie avec la littérature.

10) Dedublirung von cela. Die Beispiele, in welchen das Relativ sich auf cela bezieht, sind selten. Ce n'est point cela que nous avions rêvé. (Fr. Sarcey.) Meist wird diese von der Grammatik verworfene Ausdrucksweise durch Dedublirung des cela umgangen.

---

* qui pour si l'on.

Beaucoup de conseils municipaux ... se sont bornés à imposer à l'instituteur l'obligation de recevoir gratuitement un nombre déterminé d'enfants ... Ce n'est pas là ce que veut la loi. (Eugène Rendu.) Dasselbe findet vor tout, rien, quelque chose statt, wenn man sich nicht mit dem einfachen ce begnügt oder cela durch ce wieder aufnimmt. Elle* a bien voulu, par pitié, admettre dans sa maison, à sa table, ce vil M. Tartufe, son mari l'ordonne! mais c'est là tout; à peine daigne-t-elle s'inquiéter de ce misérable, dont son instinct de femme lui fait deviner à l'avance toutes les sales perfidies. (Janin.)

Auch vor dem Substantiv muss là eintreten, da der Latinismus Celle-là est poésie dont la fin est vérité (Christine de Pisan) sich nicht erhielt. Das Zusammentreffen von là mit dem weiblichen Artikel wird dabei nicht als Missklang empfunden. C'est là la morale de Descartes. (Nisard.) C'est là la progression qu'ils ont cru reconnaître dans les vicissitudes de ce genre de propriété. (Guizot.) Je suis donc en prison? Est-ce là la foi que vous me devez? sont-ce là vos serments? Répondez. (Ders.) Eh bien! si c'est là la logique que l'on enseignait à nos diplomates, je ne suis plus surpris du renom qu'ils ont, sous l'empire, conquis dans toute l'Europe. (Fr. Sarcey.) — Oder cela wird durch ce wieder aufgenommen: Ta femme est entrée dans ce que j'appelle en mon particulier la crise des honnêtes femmes. — Qu'est cela? — Cela, c'est une maladie morale qui attend les meilleures des femmes au seuil de la maturité, un écueil qui en fait échouer plus d'une à la vue du port. (O. Feuillet.)

11) Cela durch la chose vertreten. Wenn ein Adjectiv folgt und demnach cela möglich ist, wird es doch öfter durch la (une) chose ersetzt (neben voilà oder voici qui): Quelle qu'en soit la cause, une chose est certaine: le théâtre de Diderot est pis que médiocre, il est insupportable. (Edmond Scherer.) Il ne savait pas tout, la chose est sûre, mais il savait un peu de tout, et ce peu, il le savait bien. (E. About.) Que des gens de la force du professeur Bensa ... se cramponnent aux commentateurs ... qu'ils fassent rage pour ne pas se reconnaître dupés, la chose est toute naturelle. (Aroux.) A ces mots, lui, ses officiers ... se récrièrent et me dirent que la chose était impossible. (Lamartine.) Statt *y*: Un jeune

* Elmire.

homme que je ne connais point ... s'est enamouré des cheveux d'or de ma nièce. ... Il me l'a demandée par lettre en légitime mariage; ma nièce semblait se prêter à la chose. (Th. Barrière.)

12) Cela von Personen. Die Verwendung von cela, ça zur Bezeichnung von Personen ist bekannt. Ebenso tout cela bei einer Zusammenfassung. J'ai fait vos compliments à Madame de la Fayette, et à M. de la Rochefoucauld et à Langlade; tout cela vous aime, vous estime, et vous sert en toute occasion. (Mme de Sévigné.) Faites mention dans vos lettres de ma tante, de la Troche, de la Vauvinette et de la d'Escars; tout cela ne parle que de vous. (Dies.) — Auch ce que. Je voyagerai l'esprit en repos sur ce que j'ai de plus cher dans la vie. (Lamartine.) Il est moins cruel de descendre dans ce religieux tombeau de toutes les pensées de la terre, que de vivre encore en ne voyant plus ce qu'on aime. (Mme de Staël.) Puisque tout ce que j'aimais m'a abandonnée, pourquoi tiendrais-je à un reste de vie auquel personne ne s'intéresse? (A. de Musset.) So von einer bestimmten Person. Elle se croit, et a raison de se croire innocente: elle a épousé ce qu'elle aime, et l'opinion la tourmente! quelle faiblesse. (Mme de Staël.)

Umgekehrt celui von Sachen. Voltaire a dit dans un de ses contes que: „Celui qui console, c'est le temps"; il aurait dû dire: Celui qui console, c'est le travail. (A. Houssaye.)

13) Et cela steigernd. Im Sinne von: und das, und zwar, und dazu. Je ne le nie pas, j'ai la naïveté d'écrire chaque soir, presque toujours en quelques lignes, quelquefois plus au long, le récit de ma journée; et cela depuis vingt ans. (George Sand.) Bientôt on le* verra, ressaisi par les souvenirs de son enfance, rompre avec l'art *profane*, avec l'hellénisme, avec l'amour et la gloire, pour aller se rejeter sous le joug austère des ses premiers maîtres, et cela vers l'époque où une révolution beaucoup moins complète, mais analogue sous quelques rapports, s'opérera dans les mœurs du monarque qui est son idéal. (Henri Martin.) Les forteresses tombaient en ruine, la Hollande avait vingt-cinq mille mauvais soldats, et cela lorsque la frontière française s'avançait et touchait presque la leur. (Michelet.)

---

* Racine.

Familiär auch et ce. Sept ans après, le chemin de fer dont la longueur totale n'était pas moindre de 2,800 kilomètres, était achevé, et ce, en dépit d'obstacles de tout genre. (La France, 26 juillet 1879.) — Oder et encore. Usité seulement à l'infinitif et encore rarement. (Littré, douloir.) — Oder Wiederholung des Verbs. On les* voit au clair de la lune jouer ensemble, sauter et courir les uns après les autres: mais le moindre mouvement, le bruit d'une feuille qui tombe suffit pour les troubler; ils fuient, et fuient chacun d'un côté différent. (Buffon.) — Auch et allein genügt. Ce qui frappe et dès le premier coup d'œil,** c'est une fatuité fondamentale qui tantôt se déclare et s'impose en un aphorisme péremptoire, tantôt raffine sur elle-même, se dérobe et s'insinue avec un air d'indifférence et de désinvolture qui est la quintessence de l'amour-propre. (Albert Sorel.) — Fast regelmässig steht et allein in der Wendung et pour cause. Sa charge de procureur général lui*** assurait le privilège de ne pouvoir être jugé que par le parlement, toutes les chambres assemblées: le roi ne se fiait point, et pour cause, à la justice du parlement; Fouquet fut amené adroitement à vendre sa charge. (Henri Martin.) Doch auch: Quoi! vous pourriez supposer ... — Je suppose toujours, avec les jeunes veuves comme ... et cela pour cause. (Scribe.)

14) Ceci, cela statt eines Nomens. Ils ont été éblouis de cette somme: ils sont avares; mais en même temps on leur a donné la plus folle, la plus dissipatrice, la plus ceci, la plus cela, qu'il est possible d'imaginer. (Mme de Sévigné.) — Ceci tuera cela. Le livre tuera l'édifice. Ein Satz aus V. Hugo's Notre-Dame de Paris, dem der Verfasser selbst die beiden Deutungen unterlegt: La presse tuera l'Église, und L'imprimerie tuera l'architecture. In Frankreich ist dieser Ausspruch geflügeltes Wort: Décidément vous n'avez pas assez d'enthousiasme. Ceci a tué cela, comme dit le poète. (A. Houssaye.) — Ceci ... cela für une chose ... une autre. Ah! dit-il, vous êtes jeune et vous cherchez des consolations dans l'analogie; il n'y a pas d'analogie, et jamais on n'a vu ceci ressembler à cela. (Janin.)

* les lièvres. ** dans les mémoires du prince de Metternich. *** à Fouquet.

15) Trait d'union vor ci, là. Bei là 8⁰ sagt Littré: „Là s'unit par un tiret au pronom ou au nom; mais on ne met pas de tiret quand le mot auquel se rapporte là en est séparé par quelque apposition. Ce marchand de vin là est très bien assorti. Ces preuves de bonté là sont rares.“ Aber bei seinen Beispielen steht ce monseigneur du lion-là, ce M. Turgot-là, wo offenbar auch das trait d'union wegfallen müsste. Bei ci sagt er nichts.

Wie verhält es sich bei anderen Wortarten? dem Zahlwort z. B. In Bertram's Beiträgen (Nachträge, 7) steht ces quatre-là. Dagegen schreibt Francisque Sarcey: Dans cette aimable revue, je n'ai guère à regretter que deux ou trois scènes manquées. Par malheur, la scène du divorce est parmi ces deux ou trois là. Allerdings bezieht sich hier là auf beide Zahlwörter.

Die von Littré (là, Rem. 3) gerügte Inconsequenz der Akademie ist in der neuesten Auflage ihres Wörterbuchs verschwunden; allerdings ist die Aenderung nicht nach dem Sinne Littré's, welcher das trait d'union überall getilgt haben wollte. Die Akademie schreibt jetzt (bei patrouillis): quel patrouillis est-ce-là?

16) Voici, voilà. Voici ses vers, et voici les miens. (Lamartine.) Voici wiederholt, weil beide Proben folgen. Ebenso ceci wiederholt bei fortgesetzter Hindeutung: Il vendait comme s'il eût été au confessionnal, disant: Ceci est bon, ceci médiocre, ceci mauvais. (É. Souvestre.) — Voilà, obwohl direct hindeutend: Je vous fais passer, dit Corinne à ceux qui l'accompagnaient, sur les bords du lac d'Averne, près du Phlégéton, et voilà devant vous le temple de la Sibylle de Cumes. (Mme de Staël.) Ebenso: La grande et mystérieuse scène de l'Évangile se passe presque tout entière sur ce lac et au bord de ce lac et sur les montagnes qui entourent et qui voient ce lac. Voilà Emmaüs où il choisit au hasard ses disciples parmi les derniers des hommes, pour témoigner que la force de sa doctrine est dans sa doctrine même, et non dans ses impuissants organes. Voilà Tibériade où il apparaît à saint Pierre, et fonde en trois paroles l'éternelle hiérarchie de son Église. Voilà Capharnaüm; voilà la montagne où il fait le beau sermon de la montagne; voilà celle où il prononce les nouvelles béatitudes selon Dieu; voilà celle où il s'écrie: *Misereor super turbam!* et multiplie les pains et les poissons, comme sa parole enfante et multiplie la vie de l'âme; voilà le golfe

de la pêche miraculeuse; voilà tout l'Évangile enfin, avec ses paraboles touchantes et ses images tendres et délicieuses qui nous apparaissent telles qu'elles apparaissaient aux auditeurs du divin maître, quand il leur montrait du doigt l'agneau, le bercail, le bon pasteur, le lis de la vallée; voilà enfin le pays que le Christ a préféré sur cette terre, celui qu'il a choisi pour en faire l'avant-scène de son drame mystérieux; celui où, pendant sa vie obscure de trente ans, il avait ses parents et ses amis selon la chair; celui où cette nature dont il avait la clef lui apparaissait avec le plus de charmes; voilà ces montagnes où il regardait comme nous s'élever et se coucher le soleil qui mesurait si rapidement ses jours mortels: c'était là qu'il venait se reposer, méditer, prier et aimer les hommes et Dieu. (Lamartine.)

Voilà am Schlusse einer Aufzählung: Chevaux engagés: Mustapha, Méhémet-Pacha, Ali-Baba, Bou-Maza, Coucaratcha, Parasolina, et voilà! Moi, je parie pour Parasolina, et toi? ... — Moi, pour: Et voilà! (L. Gozlan.)

17) Même. Nach der gewöhnlichen Regel soll même nach einem einzelnen Substantiv im Plural immer veränderlich sein. Besser richtet man sich nach Littré, welcher (même, Rem. 4) sagt, dass *s* antritt, wenn même nicht dem Sinne nach auch vor dem Substantiv stehen könnte. Charles-Quint n'avait garde d'employer une partie de ses troupes contre un prince luthérien, qui se rendait exécrable aux luthériens même. (Ch. Lacretelle.) A ces foudres parties du Vatican littéraire de Poitiers, la littérature du XIXe siècle a vaillamment résisté; elle a prouvé par ses œuvres même qu'elle n'était pas la complice des excès du théâtre étranger, pas plus qu'elle n'était la suite et la conséquence de la vieille tragédie à l'usage des lieutenants et des duchesses de l'Empire. (Janin.) — — — que des propriétaires même, faisant de l'agriculture en plates-bandes, obtiennent, avec six francs d'engrais, une betterave de la grosseur d'une citrouille, ce sont là d'innocents plaisirs que l'on peut laisser à d'honnêtes gens, électeurs, gardes nationaux et bien pensants. (É. Souvestre.) Après quelque séjour à Paris, où il cacha si bien sa retraite que ses amis même ne l'y découvrirent qu'au bout de deux ans, il* se fixa en Hollande. (Nisard.) Les hommes même qui continuaient le métier de brigands ne portaient

*) Descartes.

plus leurs courses en tous sens ni au loin, et avaient, pour ainsi dire, fixé leur repaire. (Guizot.) Comme on le voit, la fonction de *même*, après un seul substantif, dépend des vues de l'esprit de celui qui parle; mais, comme le dit Lemare, la nuance est quelquefois si délicate, qu'elle peut échapper aux plus habiles même. (Soulice et Sardou.) — Bei weitem seltener ist der Plural von même am Schluss einer Reihe von Substantiven. La plupart de ces placites se réunirent à l'occasion de quelque événement considérable, de quelque nécessité publique; les évêques, les ducs, les comtes, les grands bénéficiers, les chefs mêmes des nations lointaines incorporées à la monarchie franque, ne manquèrent pas de s'y rendre. (Guizot.)

Auch bei ceux même(s) qui richtet sich der Gebrauch nach dem Sinne, welchen même haben soll. Adverbial: C'était une faute grave, et elle lui fut rudement reprochée par ceux même qui l'accusaient la veille de vouloir le maintien de la paix à tout prix. (É. de Bonnechose.) Cependant Charles IX tremblait que son affreux secret ne fût découvert par ceux même qui avaient le plus grand intérêt à seconder ses desseins. (Ch. Lacretelle.) Ceux même qui ne se défiaient pas encore de la cour, craignaient le peuple. (Ders.) On eût dit que deux ou trois cents gentilshommes avaient résolu de tenir lieu d'une armée à la France. Ceux même qui venaient d'échapper au désastre de Térouane, tels que Martigues et Dampierre, coururent s'enfermer dans Hesdin. (Ders.) Ce dévouement excita une noble émulation parmi ceux même que les fêtes et la faveur du roi avaient encore retenus dans une cour voluptueuse. (Ders.) Le même parti, les mêmes hommes qui, depuis un demi-siècle, se dévouaient avec une admirable constance pour la cause de la liberté religieuse, et qui faisaient de cette liberté la base de la société chrétienne, ceux-là même, devenus souverains, exclurent absolument de toute liberté trois grandes classes de personnes, les catholiques, les épiscopaux et les libres penseurs. (Guizot.) Les événements sont plus grands que ne le savent les hommes, et ceux-là même qui semblent l'ouvrage d'un accident, d'un individu, d'intérêts particuliers ou de quelque circonstance extérieure, ont des sources bien plus profondes et une bien autre portée. (Ders.) — Pronominal. Ne m'a-t-on pas envoyé au siège de la Rochelle, pour m'exposer aux coups de ceux mêmes qui croyaient me défendre? (Ch. Lacretelle.) Plus d'une fois la marée du matin apporta les cadavres des parents ou des amis de

ceux-là mêmes qui avaient allumé la veille le feu fatal. (É. Souvestre.) Tel est le caractère commun des chroniqueurs, à quelques lumières près qui ont apparu aux mieux doués. Mais ceux-là mêmes ressemblent à des enfants auxquels il échappe de dire au hasard des choses au-dessus de leur âge. (Nisard.) Deux* seulement, la propriété et le *wehrgeld* ou l'estimation légale de la valeur des hommes, ont pu être invoqués avec quelque apparence de raison. On va voir, en les considérant de près, que ceux-là mêmes sont insuffisants, et que l'état des personnes n'en saurait être déduit. (Guizot.) Peut-on s'étonner qu'un tel système** ait encouru, de la part des peuples, plus de haine que ceux-là mêmes qui les ont réduits à une servitude plus monotone et plus durable? (Ders.) Le wittenagemot n'est plus que l'assemblée générale des *thanes* royaux ou des grands propriétaires. Enfin ceux-ci mêmes négligent souvent de s'y rendre, s'isolent dans leurs domaines, comptent sur leur propre force, refusent de la soumettre à une force publique, et exercent presque tous les droits de la souveraineté. (Ders.) Près de six cents vassaux immédiats lui*** jurèrent foi et hommage; et pour prévenir l'indépendance de ceux mêmes qu'il enrichit le plus, il eut soin de disperser leurs domaines dans des comtés différents. (Ders.) — Offenbar muss même nach ceux sich ganz in derselben Weise verhalten, wie es sich bei dem Substantiv verhalten müsste, das in jedem einzelnen Falle dem ceux zu substituiren ist. Wenn man aber die vorstehenden Beispiele und die unter 4 schon verzeichneten überblickt, wird man schwerlich überall mit der von dem Autor getroffenen Entscheidung sich einverstanden erklären und sich auch hier mit Lemare's Trost begnügen müssen. Dabei ist von den Willkürlichkeiten, die sich Setzer und Corrector etwa haben zu Schulden kommen lassen, abgesehen; denn dieser unberechenbare Factor kann hier kaum in Rechnung gezogen werden, wo Beispiele aus demselben Autor sich in grösserer Zahl gegenüberstehen.

Von Beispielen für die veraltete Voranstellung von même (im Sinne von „selbst") ist mir aus der neueren Literatur nur folgendes bekannt. Ah! les merveilles qui sont contenues dans ce livre,† on voudrait tout citer, il n'y a rien à choisir. C'est la vérité même, la même simplicité, la même grâce; un charme, un repos après les

* faits. ** la féodalité. *** à Guillaume le Conquérant. † les Feuilles d'automne.

grandes compositions de l'Orient. (Janin.) Dass die beiden letzten même anderen Sinn haben sollten als das erste, ist unwahrscheinlich.

Unser „ein und derselbe" wird französisch mit un seul et même gegeben. Elles* se distinguent encore en cela des conjugaisons types qui ne souffrent aucune diversité dans leur régime intérieur, et dont chacune n'a qu'une seule et même règle qu'elle applique uniformément à tous les verbes qui la composent. (C. Chabaneau.) En les** groupant, j'ai montré que les noms qui avaient les deux cas non marqués par l'*s*, et ceux qui les avaient marqués par l'*s*, dépendaient d'une seule et même condition, c'est-à-dire d'un certain état du latin dont la langue d'oïl et la langue d'oc nous reproduisaient l'empreinte. (Littré.) Derselbe Sinn etwas abgeschwächt in un même (derselbe, ein gleicher). Elle*** rendit à tout un peuple un même intérêt, un même sentiment, un même dessein. (Guizot.) Il se demandait ... si c'était à force de tout sentir, ou parce qu'elle oubliait tout successivement, qu'elle passait ainsi, presque dans un même instant, de la mélancolie à la gaieté, de la profondeur à la grâce, de la conversation le plus étonnante, et par les connaissances et par les idées, à la coquetterie d'une femme qui cherche à plaire et veut captiver. (Mme de Staël.) Un même muss eintreten, wenn das folgende Substantiv ein Adjectiv vor sich hat. On ne s'étonnera pas de ces *variantes*, quand on saura que le même chant passe de bouche en bouche, tour à tour modifié, refait, mêlé à d'autres chants, et se retrouve souvent dans nos paroisses, sous dix formes différentes, qui appartiennent pourtant évidemment à une même et primitive inspiration. (É. Souvestre.)

Ni même dient zur Anknüpfung von etwas Geringerem als das Vorausgehende (deutsch: oder auch nur), kann aber auch die entgegengesetzte Function haben (deutsch: oder etwa gar). Nous n'avons pas appris qu'au Brésil, ou l'ardeur du climat favorise la propagation, ces deux espèces† se soient mêlées, ni qu'elles aient même produit des mulets ou des individus féconds. (Buffon.).

Bei Buffon findet sich auch neben le même *que* das alte le même *de*, dessen Verschwinden Littré (même 8°) bedauert. Il paraît,

---

* les conjugaisons archaïques. ** les faits. *** l'oppression étrangère.
† le cochon de Guinée et le cochon d'Europe.

par le caractère de la poche sous le ventre et de la queue prenante, que le cuscus ou cusos des Indes orientales est en effet un animal du même genre que les philanders d'Amérique: mais cela ne prouve pas qu'ils soient de la même espèce *d'*aucun de ceux du nouveau continent.

Das zur Verbindung von Sätzen dienende de même que muss im zweiten Satzglied von de même begleitet sein. Die Weglassung dieses de même findet sich wohl, gilt aber als Fehler. Auch ainsi kann eintreten. De même que, dans les choses qui servent à l'usage de la vie commune, nous estimons celles qui sont commodes et d'une utilité quelconque, et nous méprisons celles qui ne sont d'aucune utilité, ainsi nous devons faire à l'égard des lois. (Guizot.)

Das präpositionale à même kommt noch öfter vor. Antonio eut la desserte de la table, puis on but l'eau à même (unmittelbar aus) la cruche. (A. Karr.) Et tranquillement, riant d'un rire de bravade, affectant de ne pas se presser, d'en prendre à son aise, il lavait en effet ses mains souillées de terre à même (mitten in) *d'*un seau d'eau. (Léon Allard.) Un canot qui se hâtait au retour, déchirait de son sillage cette peinture du ciel renversé, et les palettes des avirons creusaient à même les nuages des tournoiements de remous. (Ders.)

18) Ne ... pas même. Wenn même mit einer Negation zusammentrifft, so steht es vor dem zweiten Theil derselben. Lorsque j'en* parle ainsi, ce n'est pas que je le connaisse plus que vous, ni peut-être autant, ne l'ayant même jamais vu. (P.-L. Courier.) Lorsque la fantaisie me prit d'examiner et de décrire la Bretagne, je ne connaissais aucun des ouvrages auxquels elle a servi de prétexte (je n'ose dire de sujet); plusieurs d'entre eux n'avaient même point encore paru. (É. Souvestre.)

Ausnahme machen meines Wissens nur plus und pas. Oh! ces femmes qui ont l'habitude de trahir, de quelle boue glacée sont-elles faites? Mon Dieu, je n'ai plus le droit, je n'ai plus même le droit de les mépriser! (O. Feuillet.) Bei pas gilt die Voranstellung des zweiten Theils der Negation als Regel. Die Sprache des täglichen Lebens macht diese Ausnahmen nicht, und auch in der Literatur ist ne ... même pas sehr häufig. Je ne doute même pas qu'il** n'ait

---

* du duc d'Orléans. ** le chœur.

été commencé dès la fin du dixième siècle. (Prosper Mérimée.) Cette dernière chaîne,* qui se termine aux deux grandes extrémités de la plaine de l'Europe, ne ferme même pas le chemin qui conduit par le nord dans la vallée du Rhin, ni celui qui conduit par l'est dans la vallée du Danube. (Mignet.) Je ne sais même pas si la vraisemblance, là où la vérité manque, est d'un rang inférieur à celle-ci, et un motif de jugement moins certain. (Nisard.) Pour moi-même, je ne fais plus de vœu, je ne demande même pas cela: ma solitude ne sera ni si belle ni si douce. (Lamartine.) Malgré des préventions trop bien fondées, le roi voulut d'abord suivre l'avis du cardinal: il ne se contenta même pas de laisser à Fouquet la surintendance; il l'appela, comme on l'a vu, au conseil secret où n'entrèrent que trois des ministres. (Henri Martin.) Im modernen Drama lassen sich natürlich Stellen in Menge finden, hier kam es nur darauf an, ne ... même pas in Schriften ernsten Inhalts nachzuweisen.

Dasselbe gilt für das gleichbedeutende ne ... seulement pas, welches gleichfalls familiärer ist als ne ... pas seulement. Kléber, trop insouciant pour s'assurer par lui-même de la véritable situation des choses, ne songeant seulement pas à examiner si les états qu'il envoyait étaient d'accord avec ses propres assertions, Kléber ne croyait pas mentir. (Thiers.) Le prince de Galles offrit de se porter médiateur entre le Roi et le peuple, et Fairfax transmit aux Chambres sa lettre ... On ne lui répondit seulement pas. (Guizot.)

In einem Falle aber muss même hinter pas treten, nämlich wenn mit dem Verb auch der erste Theil der Negation weggefallen ist. Mais posséder un beau nom! une fortune princière! et oublier tout cela pour aimer, tête levée, l'idole qu'on s'est choisie, et que l'on ne trahit pour rien! pas même pour l'opinion ... ah! voilà une vraie félicité! (Th. Barrière.) Le plus difficile à surmonter ne sera pas l'Espagne elle-même; ce ne sera pas l'empereur; pas même la jalouse Angleterre, qui s'agite sous le sceptre énervant du Stuart restauré: ce sera l'ancienne alliée de la France, cette Hollande dont la richesse et la puissance dépassent si démesurément le territoire exigu et la faible population. (Henri Martin.) — Auch wenn die Negation vor dem Infinitiv vereinigt wird. Ne pas même savoir réellement si c'est lui! (V. Hugo.) Andere Stellung wäre hier nicht ausge-

* les montagnes Hercinio-Carpathiennes.

schlossen (vergl. Persönl. Fürwort 6), aber ein Beispiel ist mir nicht bekannt.

Pas kann auch in dieser Verbindung bei den bekannten Verben wegfallen. Je ne sais même si elle peut à elle seule aujourd'hui effacer entièrement le mal que ses ennemis viennent de lui faire. (Mme de Staël.) Et on ne peut même, pour conjecturer d'où il* fut, argumenter du dialecte dont il s'est servi. (Littré.)

19) Demonstrativ statt des Artikels. Une santé faible et languissante contribuait encore à rendre plus triste l'existence de ce grand comique.** (Biogr. universelle.) Diese zurückdeutende Verwendung des Demonstrativs, wo uns der Artikel genügt, ist bekannt genug. Ebenso häufig vorwärtsdeutend. Rien n'est si périlleux que de prendre un système de gouvernement pour ainsi dire à l'essai, et avec cette arrière-pensée qu'on en pourra toujours changer. (Guizot.) Le théâtre Cluny a donné, sous ce titre: le Supplice d'une mère, un drame nouveau en quatre actes, de M. Alphonse Delaunay. (Fr. Sarcey.) Le roman, je ne l'ignore pas, repose ou du moins il doit reposer sur l'observation, mais il y a cette différence entre l'observation et l'expérience que la première étudie les hommes tels qu'ils se produisent d'eux-mêmes dans la vie sociale, tandis que l'expérience se fait dans un laboratoire et sur des créatures passives. (Edm. Scherer.) Et ce qui rend ces manifestations plus odieuses, c'est qu'elles ne pouvaient pas même s'excuser sous ce prétexte que les victimes avaient, par leur mauvais caractère ou par quelque vilaine action, mérité l'animadversion de leurs camarades. (Fr. Sarcey.) La ville de Rome avait ce privilège que les droits politiques ne pouvaient être exercés que dans ses murs. (Guizot.)

Hiermit hängt ein proleptischer Gebrauch des Demonstrativs zusammen; der eine nähere Hindeutung enthaltende Zusatz wird nach dem Substantiv weggelassen und ihm das Demonstrativ zugesellt. Il faut donc, ajouta-t-elle, il faut absolument que vous lui parliez de la nécessité d'accomplir ses devoirs de religion. Je vous en conjure, ayez ce courage. (Mme de Staël.) Eh bien, moi, sitôt que cette maison fut vide, je la vendis! ... j'eus ce cœur-là. (O. Feuillet.) Avouez que je vous gêne, et que vous regrettez de ne pas m'avoir laissé partir;

* l'auteur de la légende de Grégoire. ** Molière.

ayez cette franchise, madame, et joignez-y la bonté de me faire mettre à terre avant que vous soyons trop loin de Paris. (Ders.) Il faut rendre cette justice aux parties éclairées de la nation qu'elles restèrent en dehors d'un mouvement qui supposait une prodigieuse ignorance du monde et un complet aveuglement. (E. Renan.) Mit Artikel: Comme grammairien, s'il n'a pas trouvé la meilleure méthode pour enseigner les langues, il* a mis sur la voie ceux qui sont venus après lui; c'est une justice que lui rend D. Lancelot, dans la préface de la *Méthode grecque*, de Port-Royal. (Le Courrier de Vaugelas.)

In folgenden Ausdrücken, welche eine hinter dem Augenblick, in welchem der Redende sich befindet, unmittelbar zurückliegende Zeit bezeichnen, fehlt im Deutschen sogar öfters der Artikel: ces temps-ci, ces derniers temps (jours), en (dans) ces derniers temps. Seltener von einem weiter zurückliegenden Zeitpunkt. Besançon, ville libre et impériale, n'avait jamais subi la suzeraineté des comtes de Bourgogne; elle avait gardé jusqu'à ces derniers temps, d'une part, des institutions municipales très démocratiques, de l'autre part, une pleine indépendance envers les gouverneurs et le parlement de Dôle. (Henri Martin.)

20) Demonstrativ für Possessiv. Wie schon bei dem Besitzanzeigenden Fürwort (7) erwähnt wurde, steht ce oft für notre. Il suffirait le plus souvent d'en** habiller l'orthographe à la moderne pour que tout lecteur de ce temps-ci lût Joinville couramment. Encore à cette heure, son français est le fonds de la langue qui se parle au pays où il est né. (Nisard.) C'est la liberté! dit-on; soit! ... mais c'est la liberté d'un aveugle. — Oui, le crime de ce temps-ci est d'avoir compromis jusqu'à ce nom sacré! (O. Feuillet.) — Für votre: Ah! ... maître Guillot, le boulanger ... et cette santé, maître Guillot? (Th. Barrière.) — Für leur: L'université d'Alcala, fondée par le cardinal Ximenès, jetait un vif éclat. Sur ses places maintenant désertes, où croît l'herbe des champs, se pressaient plus de dix mille écoliers, accourus de toutes les contrées de la Péninsule. Juan Diaz fut de ce nombre. (Jules Bonnet.)

21) Demonstrativ vermisst. Abweichend von dem in 19 und 20 besprochenen Gebrauch findet sich manchmal der Artikel an

* Pierre Ramus. ** de la langue de Joinville.

Stelle des Demonstrativs. Mathieu Pâris prétend que Jean, qui l'avait bien traité d'abord, fut alarmé des menaces et de l'obstination du jeune Breton: „Arthur disparut, dit-il, et Dieu veuille qu'il en ait été autrement que ne le rapporte la malveillante renommée.“ Philippe se porta pour vengeur et pour juge du crime. (Michelet.) Quelques gouvernements protègent les oiseaux utiles par des lois et des règlements; la Suisse est dans le nombre. (Le Temps, 7 octobre 1879.)

Das Demonstrativ fehlt in den conjunctivischen Gebilden de manière, de façon, de sorte que. Dabei kann jedoch tel eintreten; nach der allgemeinen Regel folgt Indicatif oder Subjonctif, je nachdem consecutiver oder finaler Sinn vorliegt. Il y avait plus d'unité dans la population de la Grande-Bretagne que dans celle de la Gaule; l'ancien peuple, les Bretons, avait été sinon complètement expulsé ou détruit, du moins réduit de telle sorte qu'il était presque sans importance. (Guizot.) Calvin avait subordonné l'État à l'Église; de telle sorte que l'Église fût la loi, et l'État la puissance matérielle chargée de la faire exécuter. (Nisard.) — In dem adverbialen Ausdruck de la sorte wird das Demonstrativ regelmässig durch den Artikel ersetzt; que kann hierauf natürlich nicht folgen; ausserdem steht de la sorte nur bei dem Verb; nach dem Substantiv, wie in der von Voltaire bei Corneille angemerkten Stelle (Dieux! verrons-nous toujours des malheurs de la sorte?), wäre es unfranzösisch. — Seltener dans le cas für dans ce cas. (Littré, Suppl. cas.)

Ce oder cela wird unterdrückt, wenn an die wörtliche Wiedergabe der Worte einer anderen Person eine Reflexion angeknüpft wird. Je ne puis m'empêcher de croire, parfois, que vous vous ennuyez. — Que je m'ennuie est charmant! (O. Feuillet.) Je te laisse: bonsoir. Je n'ajoute pas: bonne chance, tu conçois? — Tu me laisses! tu me laisses! est fort bien. (Ders.) Encore ce curé! — „Encore ce curé!“ est charmant. (Ders.)

Es ist bekanntlich ein Kennzeichen des französisch sprechenden Deutschen, dass er vielfach cela gebraucht, wo nur le, en, y am Platze ist. In einzelnen Fällen aber bedingt der Gebrauch von le und cela einen Unterschied. Das so häufige à qui le dites-vous? heisst: das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen, das weiss ich selbst, das habe ich zu meinem Schaden erfahren; à qui dites-vous cela? dagegen: wie kommen Sie dazu, das von mir zu denken? Je vais mettre le doigt sur votre plaie, mon enfant; ne criez point. Vous vous

ennuyez. — Je m'ennuie, moi? Ah! Seigneur! à qui dites-vous cela? Savez-vous que je défie l'ennui de trouver la moindre issue par où il se puisse faufiler dans ma vie? (O. Feuillet.)

Wie das neutrale Object le, so kann auch cela fehlen. Ah! si j'avais su! wenn ich das gewusst hätte! Besonders in Fragen. Si vous achevez, je dirai tout à Roussillon ... mon coiffeur! ... Souvenez-vous! ... — Que veut dire? ... achevez! (Léon Gozlan.) Restez, il faut que je vous parle. — Que signifie? (Th. Barrière.) Hein? Que signifie? ... — Cela signifie, mon oncle, qu'en bon neveu, je veillais sur vos intérêts, malgré d'importantes affaires. (Ders.)

Celui fehlend. Surrey et Buren perdirent six semaines au siège de Hesdin, qu'ils ne purent reprendre, et ... ils furent contraints de se retirer, l'un sur la Flandre, l'autre vers Calais, sans autre succès que d'avoir désolé le plat pays. (Henri Martin.) Les églises circulaires, ou dont le plan est un polygone inscrit dans un cercle, sont fort rares en France. (Prosper Mérimée.) On doit remarquer cependant que Voltaire, étant devenu plus qu'un poète, voulut donner à ses tragédies un but plus élevé que de plaire et d'émouvoir. (Barante.) Ses* dernières années furent d'un chrétien, presque d'un théologien. (Nisard.) Avant le siècle que j'appelle de Louis XIV, et qui commence à peu près à l'établissement de l'Académie française, les Italiens appelaient tous les ultramontains du nom de barbares. (Voltaire.) Cependant deux électeurs, Mayence et Trèves, prennent séance au-dessous des légats. (Ders.)

In dem letzteren Beispiel ist es fraglich, ob ein Demonstrativ zu ergänzen ist. Wahrscheinlicher ist es, dass der Name des Landes für den Fürsten gebraucht ist. Voltaire sagt auch: L'empereur et le pape Innocent XI, persuadés que c'était presque la même chose, de laisser Furstemberg sur ce trône électoral et d'y mettre Louis XIV, s'unirent pour donner cette principauté au jeune Bavière, frère du dernier mort. Dieser auch dem Deutschen nicht fremde Gebrauch war früher häufiger, vgl. les fils, les enfants de France (Kinder des regierenden Königs), wo France nicht als wirklicher Ländername betrachtet werden kann, da man auch sagte le petit-fils de France. — In ähnlicher Weise noch familiär la Justice für le ministre de la justice. (Le Courrier de Vaugelas III, 61, 69.)

* de J.-L. Guez de Balzac.

Früher ging man mit der Ellipse des Demonstrativs noch weiter. Dieu vous donne une bonne et heureuse année, ma très chère, et à moi la parfaite joie de vous revoir en meilleure santé que vous n'êtes présentement. (Mme de Sévigné.) Sogar das Demonstrativ, welches zur Fortsetzung eines Possessivs dient, konnte wegfallen: En votre absence et de madame votre mère, wobei Vaugelas übrigens die Ausdrucksweise mit wie die ohne en celle verwarf.

Gebweiler. Ph. Plattner.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr W. Hahn spricht über Simrock's Edda-Uebersetzung. Bei der Uebersetzung der Edda in unsere jetzige Sprache bieten sich vielfache Schwierigkeiten dar, welche namentlich in der Abweichung der beiden Sprachen von einander ihren Grund haben. Die Sprache der Edda sei arm und unentwickelt; manche Formen haben mehrere Bedeutungen; Interjectionen habe sie gar nicht. Die Simrock'sche Uebersetzung vom Jahre 1846 sei gegen die Grimm'sche (1815) ein Rückschritt. Simrock habe alles Charakteristische verwischt, auch viele Fehler gegen Grammatik und Lexikon gemacht. Redner weist dies an einigen Strophen der Hâvamâl nach. — Herr Zupitza macht darauf aufmerksam, dass Simrock seiner Uebersetzung die Kopenhagener lateinische Ausgabe der Edda zu Grunde gelegt habe. — Herr Buchholz spricht sodann über die deutsche Silbenmessung in Versen. Eine so strenge Durchführung und Beobachtung von Position und Länge wie in der lateinischen Sprache sei bisher im Deutschen nicht möglich gewesen. Für die Positionslänge möchte es sich empfehlen, gelinde Gesetze zu geben, diese aber strenge durchzuführen. Redner schlägt vor, beispielsweise die Silbe *be* in bereiten, betreiben und bestreiten stets als kurz, dagegen die Silbe *ver* vor einem Consonanten (verderben u. ä.) immer als lang anzusehen. Zum Schluss liest er einige von ihm gemachte metrische Uebersetzungen ungarischer Gedichte vor.

II.

Herr Michaelis sprach über die officielle Anerkennung der Heyse'schen Regel in Oesterreich. Am 2. August 1879 hat der Cultusminister des genannten Staates eine Verfügung erlassen, wonach die Halbheit der Gottsched-Adelung'schen Orthographie verschwunden ist.

Das ist ein bedeutungsvoller Schritt; denn dadurch wird das phonetische Princip über das historische gestellt; es tritt nach kurzen Vocalen Verdoppelung, nach langen ß ein und es ist richtig geschieden ß von dem alveolaren ſ. Auf Durchführung dieser Forderungen hat der Vortragende stets in seinen Schriften hingewiesen. Die Presse muss der Regierung in Oesterreich helfen, Preussen, Baiern u. s. w. werden derselben hoffentlich hierin bald folgen.

Herr Wagner sprach über die Beziehungen Lessing's zu den „Kritischen Nachrichten", die in zwei Jahrgängen (1750 u. 1751) zu Berlin im Haude-Spener'schen Verlage erschienen. Von unseren Literarhistorikern wurde bis jetzt nur der erste Jahrgang berücksichtigt, dessen Herausgeber Sulzer war, während Ramler die wichtigsten Artikel schrieb. Man wusste bisher nur, dass Sulzer und Ramler sich an der Fortsetzung der Zeitschrift nicht betheiligten. Der Vortragende wies aus mehreren Artikeln des zweiten Jahrganges nach, dass die Herausgeber mit dem Mylius-Lessing'schen Kreise in naher Verbindung standen. Der eigentliche Redacteur war Mylius, der bekannte Freund Lessing's, wie aus einem Briefe des Polyhistor Oelrichs an Gottsched und aus der von Kästner verfassten Biographie des Mylius hervorgeht. Eine Reihe von Artikeln des zweiten Jahrganges trägt entschieden Lessing'sches Gepräge. Ein positiver Beweis dafür, dass Lessing als Mitarbeiter thätig war, liegt in der Recension über Walch's Leben der Katharine von Bora, die sich im 10. Stück der „Krit. Nachrichten" (vom 5. März 1751) befindet, und die von Lessing später in seine Werke aufgenommen ist. Ein weiteres Zeugniss gewährt der Stettiner Hofprediger J. de Pérard, der in einem Kataloge von 1756 ausdrücklich Lessing als einen der Verfasser der „Krit. Nachrichten" bezeichnet. Der Vortragende sprach die Vermuthung aus, dass die meisten Recensionen der französischen und deutschen schönwissenschaftlichen Literatur von Lessing herrührten, und theilte als Probe eine witzige Kritik der Ode Klopstock's „An Gott" mit.

III.

Herr Biltz besprach die Urtheile unserer neuhochdeutschen Classiker über ihre mittelhochdeutschen Collegen. Zunächst führte er die Aeusserungen Herder's in seinen „Zerstreuten Blättern" und in der Vorrede zu seinen „Stimmen der Völker" über den mittelhochdeutschen Minnegesang und die höfischen Epen dieser Zeit, sodann eine Briefstelle Lessing's, sowie Stellen aus Goethe's „Tag- und Jahresheften" und der Recension des letzteren über des „Knaben Wunderhorn" an, endlich Schiller's bekannte schroffe Auslassung über die Minnesänger gelegentlich der auszugsweisen Bearbeitung derselben durch Ludwig Tieck vom Jahre 1803. Es ergiebt sich daraus, dass die genannten Heroen unserer Dichtkunst, neben manchem Anerkennenden, doch in keiner Weise dem begeisterten Lobe beistimmen, welches unsere mittel-

alterliche Dichtung von Seiten der Fachmänner später erfahren hat. Namentlich sind die Genannten einstimmig in der Hervorhebung der Einförmigkeit und Oberflächlichkeit eines grossen Theils der Minnesänger. Der Vortragende erblickte in diesem Urtheile eine Mahnung, dass wir uns in der That vor einer übermässigen Werthschätzung jener Dichtungen, unbeschadet sonstiger Anerkennung ihrer trefflichen Seiten, hüten sollten. Er wies darauf hin, dass diese eingeschränkte Art der Anerkennung auch mehr und mehr in den neuesten deutschen Literaturgeschichten Platz greife. Den Reigen habe in dieser Beziehung schon Gervinus in der fünften Auflage der beiden ersten Bände seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" angeführt. Was die von unseren neueren Classikern in ihren oben angeführten Aeusserungen allgemein gerügte Eintönigkeit des höfischen Minnegesangs betreffe, so suchte der Vortragende schliesslich auszuführen, dass in der That eine grössere Vertiefung, überhaupt die Leidenschaft, in unsere lyrische deutsche Dichtung erst im 14. und 15. Jahrhundert gekommen sei, nachdem durch die langen vorhergehenden Nöthe und Drangsale das deutsche Gemüth sich mehr vertieft habe. Die Zeugnisse für diese gemüthliche Vertiefung fänden sich zunächst in den Schriften der Mystiker, sodann in den geistlichen und weltlichen Volksliedern jener Periode.

Herr Vatke zeigte dann an die Briefe von Dickens, Leipzig 1880. Herausgegeben von seiner Schwägerin Miss Hogars und seiner ältesten Tochter, umfassen sie die Zeit von 1833 bis 1870. Den einzelnen Abschnitten gehen Ueberblicke über den zu behandelnden Abschnitt voraus, wie sie aus Forster's Leben von Dickens bekannt waren. Die Briefe sind lebendig geschrieben und zeigen uns von den Charaktereigenthümlichkeiten des Verfassers seine Eitelkeit, seinen geringen Sinn für Kunst und das allgemein Menschliche und vor Allem sein Streben, möglichst viel Geld und Ruhm zu sammeln. In dem letzten Punkt entschuldigt ihn Herr Boyle damit, dass ihn seine Familienverhältnisse dazu gezwungen hätten.

Herr Marelle berichtet über seine Reise nach Paris, bei welcher er den Zweck hatte, seine französische Uebersetzung von Heinrich Heine vorzulesen und für dieselbe einen Verleger zu finden. Heine hat auf die französische Lyrik einen gewissen Einfluss rücksichtlich der Form ausgeübt, besonders auf Th. Gautier, wie dessen Emaux et Camées zeigen. Und wie Herrn Marelle's Poésies enfantines in Frankreich gefallen haben, so sei es ihm mit seiner Uebersetzung von Heine, die er in der Salle des Conférences auf dem Boulevard des Capucines vorgelesen, bis zu einem gewissen Punkte gelungen.

IV.

Herr Boyle sprach über Tennyson's neues Theaterstück „The Falcon". Nachdem er Tennyson's Behandlung von Boccaccio's Stoff mit der Originalnovelle im Decameron verglichen hatte, schloss er mit

der Bemerkung, dass ungeachtet des Erfolges dieses Stückes in Saint James's Theatre, London, die meisten englischen Kritiker dieses Werk als einen neuen Beweis dafür betrachten, dass Tennyson kein rechtes dramatisches Talent besitzt und dass seine Stärke in der lyrischen Poesie liegt.

Herr Kutschéra zeigte an: Baumgarten, à travers la France nouvelle. Kassel 1879. Der Verfasser hat Stücke von 112 Autoren zusammengetragen und die etwa bei der Auswahl entstehenden Lücken selbst und zwar französisch ausgefüllt. Der Stoff ist eingetheilt in vier Abtheilungen: 1) Literatur, Theater, 2) Paris, 3) Provinz, 4) Gesellschaft, eine Eintheilung, die zum wenigsten sonderbar erscheinen muss. Wenn auch manches gut getroffen ist und Belehrung bietet, so bleibt, wie Herr Burtin hervorhob, die Auswahl doch in sehr vielen Punkten in diesem Werke wie in der von Baumgarten früher herausgegebenen La France comique der Art, dass sie nur geeignet ist, ein schiefes Bild von dem Leben und Denken der heutigen Franzosen zu geben. Der Stil des Verfassers zeigt manche Germanismen.

Herr Michaelis trug vor über die ältesten deutschen Fremdwörterbücher. Das älteste rührt her von Simon Roth aus Oetting und ist erschienen in Augsburg 1571. Darin sind die Stichwörter in Antiqua, das Uebrige ist in Fractur gedruckt. Die Etymologien mancher deutschen Wörter sind höchst wunderbar, z. B. Graf von gravis, Herr von ἥρως u. a. Der Verfasser hat sich selbst Fremdwörter gebildet, z. B. calamal (calamus) war sonst pennal. Im Anhang zu diesem Dictionarius findet sich Bauernlatein. Das zweite Fremdwörterbuch lieferte Bernhard Heupold. Basel 1620. Ueber den Verfasser wusste der Vortragende ebenso wenig etwas wie über Simon Roth. Jener hat von diesem vieles wörtlich übernommen, während unter den Erklärungen von Eigennamen schon manche richtig sind, z. B. Leonhard = löwenstark.

V.

Herr Michaelis spricht über das ß in den romanischen Sprachen. In einem früheren Vortrage habe er nachgewiesen, dass bereits Oudin im Jahre 1599 das Zeichen ß neben dem Doppel-*s* angewandt habe. Damals sei es ihm nicht gelungen, das Princip zu entdecken, nach welchem Oudin und Andere nach ihm in Frankreich verfahren seien. Um dies zu finden, müsse man bis auf die Anfänge der Buchdruckerkunst zurückgehen. Aldus Manutius in Venedig habe zuerst neben der Antiqua die Cursivschrift eingeführt, und zwar letztere nach dem Vorbilde von Petrarca's Handschrift. In der 1501 erschienenen Virgil-Ausgabe seien die beiden *s* noch stets neben einander gedruckt worden; dagegen in der 1522 erschienenen Decameron-Ausgabe finde sich zum ersten Male das Zeichen ß am Ende der Wörter, während im Innern stets *ss* vorkomme. Diese auch in deutschen Drucken seit

1466 bestehende Praxis sei bald fallen gelassen worden; denn schon im Jahre 1531 findet sich in der zweiten Auflage von Alciatus „Emblemata" das Zeichen ß auch im Innern der Wörter, aber nie vor einem andern Vocal als *i*. In französischen Drucken jener Zeit habe man dasselbe auch vor *é* angewandt, dagegen nicht vor der Infinitiv-Endung *er*. In Spanien, wo man auf orthographische und kalligraphische Genauigkeit stets mehr Gewicht gelegt habe, als anderswo, sei das Zeichen ß im Innern der Wörter nur vor accentuirtem *o* gebraucht worden. Grimm habe dies Zeichen nicht erfunden, denn es finde sich bereits in einer 1667 erschienenen Uebersetzung des Boëthius, allerdings nur als Schlusszeichen.

Herr Rauch bespricht sodann den realistischen Roman in Frankreich seit 1870. Unter den französischen Romanschriftstellern der Gegenwart lasse sich ein äusserster linker Flügel constatiren, dessen Werke, obgleich sie nur unbedeutende Charaktere behandeln, sich eines stets wachsenden Beifalls erfreuen. Man könne Emile Zola als das Haupt dieser realistischen Schule bezeichnen. Nachdem er zuerst am „Figaro" als Kritiker mitgearbeitet, habe er eine Reihe von Romanen zu veröffentlichen begonnen, von denen „L'assommoir" und „Nana" als die schlimmsten ihrer Art angesehen werden müssten. In denselben werden die Hefe des Volkes, das Leben der Proletarier, die trivialsten und alltäglichsten Ereignisse geschildert; von psychologischen Problemen sei in denselben keine Rede. Der Grund für die ausserordentliche Beliebtheit derartiger Producte sei wohl darin zu finden, dass Zola die einzelnen Situationen so meisterhaft zu schildern verstehe. Einen ferneren Grund findet der Vortragende darin, dass die französische Literatur seit circa hundert Jahren den idealen Boden immer mehr verlassen und dem crassesten Realismus sich zugeneigt habe. — An der Discussion betheiligen sich die Herren Püttmann und Goldbeck.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Herr Professor von Raumer und die Deutſche Rechtſchreibung. Ein Beitrag zur Herſtellung einer orthographiſchen Einigung von Paul Eiſen. Braunſchweig, Verlag von Friedrich Wreden. 1880. 229 S.

Der Verfasser difer dem früheren preußiſchen Kultusminister Dr. Falk gewidmeten Schrift tritt uns als ein gewandter Schriftſteller, der einen großen Teil der Fachlitteratur kennt, entgegen; er ſagt uns ſelbſt dass er ſich ſeit nahe 40 Jaren mit dem Studium der deutſchen Grammatik beſchäftigt habe. Ein ſpezielles Eingehen auf Raumers orthographiſche Beſtrebungen enthält das Werk freilich nicht. Der Verf. erklärt ſich im allgemeinen gegen Raumer und die orthographiſche Konferenz, welche das phonetiſche Prinzip anerkannt haben, für das hiſtoriſche Prinzip. Allerdings, meint er, ſeien Philipp Wackernagel und Weinhold in der Anwendung des hiſtoriſchen Prinzips zu weit gegangen, und es gelten ihm als Muster in der Auffassung desſelben K. A. J. Hoffmann, bis zu ſeiner Bekerung in der Schreibung der S-Laute, K. Andreſen, H. A. Bezzenberger, wie auch Weigand, deſſen ſtärkſte Seite freilich nicht gerade die orthographiſche iſt; merfach iſt auch auf des Referenten Abhandlungen über Jakob Grimms Rechtſchreibung Rückſicht genommen.

Zunächſt iſt indes zu bemerken dass Raumer und die orthographiſche Konferenz keineswegs ausſchließlich auf dem phonetiſchen Standpunkte ſtanden, ſondern nur in gewiſſen ſtreitigen und ſchwankenden Fällen danach entſchiden, wie namentlich in der Schreibung der S-Laute, wo ſie der phonetiſch genaueren Heyſeſchen Schreibung den Vorzug vor der Gottſched-Adelungſchen gaben.

Die gegen das phonetiſche Prinzip vorgebrachten Gründe ſcheinen mir im ganzen nicht durchſchlagend zu ſein. Eiſen ſagt über diſes Prinzip S. 107: „Wir müssen bezweifeln, ob unſerer deutſchen Rechtſchreibung gegenüber von einem phonetiſchen Prinzip als ſolchem überhaupt die Rede ſein kann, weil eben diſe unſere Rechtſchreibung ſich von vorn herein und ganz von ſelbſt phonetiſch entwickelt hat und eben zum großen Teile in Folge der Umſtände, unter denen ſie ſich phonetiſch entwickelt hat, allerhand Schwankungen und missbräuchliches in ſich aufgenommen hat.“ Danach erkennt der Verfasser ſelbſt an, dass der Hauptgrund zu den Schwankungen und Mängeln nicht eigentlich in dem phonetiſchen Prinzipe ligt, ſondern in gewiſſen Nebenumſtänden, und es wäre ſeine Aufgabe geweſen, diſe näher zu erörtern, namentlich die Unzulänglichkeit des römiſchen Alphabetes für eine genaue Darſtellung unſerer Sprache, welche notwendig

Ergänzungen forderte. Darauf lässt er sich aber nicht ein. Der Ausgangspunkt kann bei jeder alphabetischen Schrift immer nur das phonetische Prinzip sein. Dass bei dem Streben nach Beseitigung der eingetretenen Schwankungen und Missbräuche das phonetische Prinzip in dem engen Zuschnitte wie er es auffasst, nicht ausreicht und dass darüber hinausgehende Erwägungen eintreten müssen, geben wir gern zu; aber dabei bleibt es doch immer die Hauptgrundlage für unsere Schreibung.

„Das etymologische Prinzip, sagt der Verf., in eine Regel zusammengefasst lautet: Schreib der Abstammung gemäß. Indem man in orthographisch ungewissen und streitigen Fällen dieser Regel folgt, bequemt man sich einem Prozesse an, der sich in unserer wie in jeder anderen Orthographie naturgemäß und von selbst vollzieht, denn es ist ein unverbrüchliches orthographisches Gesetz, dass abgeleitete Formen und Stammformen gleichartig sind." Gleichartigkeit ist aber noch nicht Gleichheit, und es haben sich viele, indem sie der Regel einseitig folgten, zu falschen Folgerungen verleiten lassen, indem sie die Lautgeschichte nicht genügend kannten, wie z. B. Held, welcher aus schlagen folgerte dass man statt Schlacht: Schlagt schreiben müsse, aus mögen, dass man nicht möchte, sondern mögte schreiben müsse u. dergl.

Der Verfasser sieht selbst ein und weist nach dass man in vielen Fällen mit diesem etymologischen Prinzip nicht durchkommt. „In allen diesen Fällen, sagt er, hilft das historische Prinzip leicht und sicher aus. Das historische Prinzip, in eine Regel gefasst, lautet: Schreib der geschichtlichen Entwicklung gemäß, d. h. schreib wie sich das eine oder das andere Wort dem Organismus der Sprache gemäß entwickelt haben muss... Wie sich das Nhd. geschichtlich entwickelt haben muss, steht ja seit Grimm so unerschütterlich fest, dass ein Zweifel darüber gar nicht aufkommen kann." — Aber gerade in der Hauptfrage, in der über die Schreibung der S-Laute. war Grimm (von 1822—32) in einen unhaltbaren Irrweg geraten, und Weinhold, der den Grundsatz so formulirt hat, wie ihn der Verfasser gibt, ist durch denselben in seiner Abhandlung von 1852 vielfach zu Konsequenzen geführt worden, welche der heutigen Sprache nicht entsprechen und die auch Eisen verwirft.

Führen wir die geschichtliche Entwicklung wie sie nicht bloß theoretisch stattfinden sollte, sondern wirklich stattgefunden hat, bis zur heutigen Sprache fort, so geht damit das historische Prinzip im großen ganzen wider in das phonetische über, von welchem es ausgegangen ist.

Gegen jene Abwege bin ich bereits 1854 in meinen Vereinfachungen der Deutschen Rechtschreibung aufgetreten und Raumer hat dann schon in seiner ersten die deutsche Rechtschreibung behandelnden Abhandlung vom Jan. 1855 (mit Ausname der Trennung von *ck* und *tz*) im wesentlichen denselben Weg eingeschlagen, der darauf in einer größeren Reihe von Abhandlungen und Kritiken weiter entwickelt ist. Auch sagt der Verfasser selbst: „Es versteht sich von selbst dass beide Prinzipien (das etymologische und das historische) nur da Anwendung finden, wo irgend eine Änderung notwendig geworden ist, besonders bei schwankendem Schreibgebrauch."

Derjenige Abschnitt, bei welchem der Gegensatz der beiden sich entgegenstehenden Hauptprinzipien am schärfsten in den Vordergrund tritt, ist der die Schreibung der S-Laute behandelnde, und so ist es natürlich dass dieser Abschnitt auch in der vorligenden Schrift den größten Raum, mer als 40 Seiten, einnimmt.

Der Verfasser verteidigt, ähnlich wie dis Manuel Raschke seiner Zeit getan hat, das sogenannte historische ß, d. h. die Schreibung von ß überall da, wo auf nd. Stufe t oder tt steht, mag heute dentales (marginales) ß oder alveolares s gesprochen werden. Er beklagt es tief, dass Grimm selbst, der zuerst das althistorische Prinzip für die Schreibung der S-Laute aufgestellt hat, nachdem er es etwa 10 Jare (1822—32) durchgeführt hat,

wider von ihm zurückgetreten ist. „Ein solcher Umschlag, sagt er S. 168, ist nur erklärlich, wenn man annimmt dass der über alles brave, aber bang gemachte Mann damit ein Zugeständnis gemacht habe an den allmächtigen *usus*.“ Gegen diese Deutung des Umschlages spricht aber der ganze Charakter Grimms, sowie seine eigenen Auslassungen, namentlich der von unserm Verfasser mehrfach erwänte Brief Grimms an die Weidmannsche Buchhandlung.

„Der zweite Abtrünnige, färt Eisen fort, ist des großen Meisters eifrigster und man kann wol sagen eingeweihtester Jünger Karl Aug. Jul. Hoffmann. . . Auch der treffliche Hoffmann hat, wiewol zögernd und nicht one sich an den Rockzipfel der historischen Schreibweise festzuhalten, in dem Gebrauche der S-Laute sein Knie gebeugt vor dem Tyrannen *usus*.“ Aber, abgesehen davon dass Hoffmann selbst, wenn er noch lebte, das ihm beigelegte Epitheton des eingeweihtesten Jüngers Grimms gewiss bescheiden ablenen würde, ist die Deutung seiner Bekerung ebenfalls nicht richtig. Die in Hanover im September 1854 abgehaltene orthographische Konferenz hatte das sogenannte historische ß angenommen; als man dises nun aber in die Schulen, zunächst in die Gymnasien, einfüren wollte, kam man zum Bewusstsein des Felgriffs, den man dort gemacht hatte; man überzeugte sich dass dises ß der ganzen Entwicklung unserer Sprache seit der Mitte des 13. Jarh. geradezu widerspreche und gab schon in der Bearbeitung für die Realschulen den gefassten Beschluss wider auf; auch Hoffmann konnte sich diser Einsicht nicht länger entziehen.

Über den Fortschritt, der in der sogenannten Heyseschen Schreibung gemacht ist, heißt es S. 149: „Nachdem Heyse in den ersten drei Ausgaben seiner deutschen Grammatik noch dem Gottsched-Adelungschen Systeme gehuldigt hatte, begann er in der vierten Ausgabe die wunderliche Fuldasche Schreibweise wider unter dem Schutt hervorzuziehen, die denn auch bei der weiten Verbreitung der Heysischen Grammatik geraume Zeit besonders vom Magdeburger Domgymnasium aus, ja selbst in namhaften Schriften, wie den Zerennerschen, grassirt hat, und noch heutzutage von ehemaligen Zöglingen jenes Gymnasiums befolgt wird.“ Namhaft macht er keinen derselben, vermutet aber einen solchen in dem jetzigen Redaktör der Berliner Volkszeitung. Zu denen, welche in der Provinz Sachsen die Heysesche Regel nach der älteren Weise angenommen haben, gehörte H. A. Pröhle, Pastor zu Hornhausen, wie verschidene Predigten desselben von 1843 und 1844 zeigen.

Eisen färt dann fort: „Aber schon in der 8. Ausgabe hat Heyse dise Schreibart widerum beseitigt, um zu der Radloffschen (ſs) überzugehen, die sich denn auch in allen folgenden Ausgaben seiner Grammatik bis auf den heutigen Tag behauptet und sogar die Ere gehabt hat, von der orthographischen Konferenz mit der kleinen Abänderung dass ſs für ſſ nicht bloß im Auslaute sondern auch vor Konsonanten angewendet werde, als normale Schreibung adoptirt zu werden.“

Die Differenz zwischen der älteren und neueren Heysischen Schreibung ist eine an sich fer unwichtige, rein äußerliche, doch hat die neuere immerhin einen wesentlichen Vorzug vor der älteren.

Der erste Germanist, welcher die Heysesche Schreibweise annam, war Maßmann, der 1819 Lerer am Gymnasium in Magdeburg gewesen war und 1824 in seinen Erläuterungen zu dem Wessobrunner Gebet die Heysesche Regel, die er wol in Magdeburg kennen gelernt hatte, anwandte. Doch hat er sie in spätern Schriften nicht überall festgehalten.

In Bezug auf seine eigene Stellung zu der Schreibung der S-Laute spricht Eisen sich S. 171 in folgender Weise aus: „Der Verfasser diser Schrift hält sich durch eigene langjärige Praxis für berechtigt sein Urteil über den Gebrauch der S-Laute vorzugsweise mit in die Wagschale zu legen. Er hat sich beinah 40 Jare mit deutscher Grammatik und insbeson-

dere mit deutſcher Orthographie beſchäftigt, mit lezterer, weil er ſah, wie ſie im argen lag. Eingehende Studien überzeugten ihn dass hier abſcheuliche Missbräuche ſich eingeſchlichen hatten. Aber nirgends fand er die Schreibung trostloſer als wo es ſich um die S-Laute handelt. Alles ſchwebte hier nach ſeinem Dafürhalten in der Luft; dabei lagen die verſchiedensten Schreibweiſen ſchon damals bunt durcheinander; beſonders waren in jener Zeit die Ungetüme daſſ, Faſſ, Haſſ u. ſ. w. von Magdeburg her im Schwange. Das Verlangen aus diſer bodenloſen Verwirrung herauszukommen trib den Verfasser mit warer Gir zu greifen nach der nhd. Grammatik von Hoffmann, die eben (1839) erſchinen war. Und Gott ſei Dank hier fand er was er ſuchte: eine einfache klare Regel, die auf feſtem wissenſchaftlichen Grunde ruht. Nun ward auch die Grimmſche Grammatik hergenommen, die Hoffmanns Regel beſtätigte. 37 Jare ſind vergangen, ſeit der Verfasser diſer Schrift die S-Laute nach dem hiſtoriſchen Prinzipe ſchreibt. Er hat in diſer Schreibung nie gewankt; nie ist die Verſuchung auch nur einen Augenblick an ihn herangetreten zu dem hergebrachten Wirrwarr zurückzukeren, am wenigsten ſeit Herr v. Raumer mit den „Pseudohiſtorikern“, wie er ſie zu nennen pflegt, eine ſpitze Lanze nach der andern gebrochen hat. Im Gegenteil fült er ſich bei diſem hiſtoriſchen Gebrauche der S-Laute ſo wol und ſo geborgen, dass es ihm ungefär zumute ist wie einem Schiffer, der nach langen Irrfarten endlich den ſichern Hafen gefunden hat.“

Dem Referenten ist es anders gegangen. Ich habe die Heyſeſche Regel ſchon, wenn ich nicht irre, i. J. 1824 von einem der Söne Heyſes, meinem damaligen Mitſchüler, kennen und ſchätzen gelernt; es ist dis eine meiner frühen Jugenderinnerungen, und ich habe es ſtets bedauert dass der Fortſchritt, der ſich hauptſächlich an Heyſes Namen knüpft, der erste Eck- und Fundamentalſtein für eine bessere Geſtaltung unſerer Schreibung, bei den Schulbehörden der Provinz Sachsen, bzw. meiner Vaterſtadt Magdeburg, nicht hinreichenden Schutz gefunden hat gegen allerhand Gegenbeſtrebungen ſolcher, die ſich nicht zu einem Verſtändnis diſes Fortſchrittes durchgearbeitet haben.

In den Magdeburger Schulen hat die Heyſeſche Regel vilfach Widerſtand gefunden: villeicht nirgends ſo wie dort haben ſich ſelbst Lerer derſelben Anſtalt auf diſem Gebiete bekämpft. Neben Hoffmanns Vorgehen hat namentlich auf einen Teil der Lererwelt verwirrend eingewikt, dass der einflussreiche Wilhelm Wackernagel in ſeinen in Fraktur gedruckten Büchern über Pompeji (1849), Sevilla (1854), deutſche Glasmalerei (1855) auf die äußerſt mangelhafte vorgottſchedſche Schreibung der S-Laute zurückgegangen ist. So lagen, abgeſehen von zuerſt durch Wolke angeregten Beſtrebungen, die ſpäter Rumpelt weiter entwickelte, fünf Schreibweiſen: die vorgottſchedſche, die Gottſched-Adelungſche, die altheyſeſche, die neuheyſeſche und die Grimms aus der Periode von 1822 bis 1832, fortwärend in Hader, und in vilen Familien hat der Streit lange eine eingreifende Rolle geſpilt, indem die Kinder je nach der Schule, die ſie beſuchten, oder der Klasse, in der ſie gerade ſaßen, immer wider eine andere Schreibung der S-Laute annemen ſollten.

So freudig wir die Erhaltung des ß nach der ſogenanten Heyſeſchen Regel, d. i. nach betontem langem Vokal oder Diphthongen, begrüßen, ſo wenig können wir der Aufrechterhaltung des ß in den übrigen Fällen, wo der Laut des dentalen (marginalen) ß bereits ſeit ca. 500 Jaren in den des alveolaren s übergegangen ist, zuſtimmen, und wir glauben nicht dass hier die Rekonſtrukzion des ß durchfürbar ist. Die Aufname der Heyſeſchen Regel wurde ſeit 1849 ein weſentlicher Fortſchritt der Stolzeſchen Stenographie.

Der Grund weshalb die ſog. Heyſeſche Regel ſo vilfachen Widerſpruch gefunden hat, ligt zum großen Teil wol darin, dass Heyſe ſelbst eine ſtreng wissenſchaftliche Erklarung für dieſelbe noch nicht zu geben vermochte.

Ich habe mich bemüht in meiner Abhandlung über die Phyſiologie der S-Laute 1862 (Herrigs Archiv Bd. 32) zum ersten Male eine ſolche zu geben.

Unſer ß iſt nahe gleich H. Sweets *outer s* (A Handbook of Phonetics § 112) = ſpan. c und z in parecer, ciudad, razon.

Dass Eiſen von den drei Bezeichnungen des Dentallautes: ß, ſs und sz dem ersteren den Vorzug gibt, müssen wir in jeder Beziehung billigen, und ſo hoffen wir dass auch diſe Schrift, trotz ires oppoſizionellen Inhaltes, dazu beitragen werde, dass uns das ß erhalten bleibe und dass in der ſchwirigen Aufgabe einer ſprachrichtigen Bezeichnung der S-Laute die richtige Einſicht werde gewonnen werden und dass das richtige den Sig erringen werde.

In Bezug auf die Entſtehung des Zeichens ß muss ich hier noch eine Bemerkung machen. Der Verfasser meint gegen Raumer, der es aus ſ und ʒ ableitet, dass es direkt aus ʒ entſtanden ſei. Das war Schmellers Anſicht; auch ich habe ſie eine Zeit lang geteilt; allein ein näheres Eingehen auf die Sache hat mir gezeigt, dass diſe Anſicht nicht haltbar ist. Es ist hierbei namentlich zu beachten, dass das Fraktur-ß und das lat. ß verſchidenen graphiſchen Urſprung haben: das erstere ist aus ſʒ, das leztere aus ſs entſtanden. Es bedeutete aber ß von vorn herein nicht eine lautliche Zuſammenſetzung von ſ und ʒ, ſondern es war nur ein Hilfsmittel, um einen neuen Laut, der weder ein ſ noch ein z war und für den das lat. Alphabet kein Zeichen bot, convenzionell zu bezeichnen.

Diſe Entſtehung des Zeichens ß hat ſelbst Wilh. Wackernagel, der noch am Schlusse ſeines Lebens den Laut des mhd. ʒ für unwiderfindbar erklärt hat, in ſeinen: Sechs Bruchſtücken einer Nibelungenhandſchrift, richtig ausgeſprochen. Wie ſchade dass er den Laut nicht zu finden vermocht hat!

Mit diſem ß wurde dann ſpäter für den Druck in lat. Lettern ß wegen der Aenlichkeit der Form identifizirt (Vgl. meine Ergebnisse der orthogr. Konferenz). So lange man diſen verſchidenen Urſprung von ß und ß nicht beachtete, war es unmöglich ſich eine richtige Vorſtellung von dem Entwicklungsgange unſerer Bezeichnung der S-Laute zu machen.

Eiſen ist der Anſicht dass unſere heutige Gottſched-Adelungſche Schreibung der S-Laute füglicher die Schottelſche genannt werde. Dem kann ich nicht zuſtimmen. Die Unterſcheidung von ß und ss im Inlaut zwiſchen Vokalen: große, aber possen, ſo natürlich ſie auch ist, war im 15. Jarh. ſchon fast vollſtändig abhanden gekommen. Nur ſer wenige Drucker verſtanden ſie noch gegen Ende des 15. Jarh. Von den Druckern Luthers hatte kein einziger mer eine Anung von dem Unterſchide der einfachen dentalen Spirans ß und der verdoppelten alveolaren Spirans ss. Wärend des 16. Jarh. ging diſe Kentnis immer weiter verloren, bis zuerst, ſo vil wir wissen, Philipp von Zeſen wider ausſprach, dass zwiſchen Wörtern wie große und possen zu unterſcheiden ſei, one es freilich in ſeinen zalreichen Schriften feſtgehalten zu haben. Schottel ſchrib nun zwar ab und zu einmal große, aber unmittelbar daneben groſſe, und dass er ſich von dem Prinzipe der Unterſcheidung irgend eine Vorſtellung gemacht habe, davon finden wir bei ihm auch nicht die leiſeſte Spur einer Andeutung. Im Gegenteil er bezeichnet ß ausdrücklich als verdoppeltes s. S. 216 ſeiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutſchen Haubtſprache“ heißt es:

S, ſ, ß, ß.

1. Am Ende des Wortes ſol allemahl das kleine ß gebrauchet werden, als Haus, los und nicht Hauſ, loſ, ꝛc.

2. Wann das Stammwort ſein endſtehendes, ß, verdoppelt als wird es alſo, ß, geſchrieben, als groß, ſtoß, bloß ꝛc. hier muß ein doppeltes ß ſtehen, weil man

ſagt groſſes, ſtoſſes, erblaſſen, und nicht groſes, ſtoſen, erblaſen, und gehört allen ſolchen Wörtern der doppelte, ſs, zu den Stammlettern.

Schottel hat danach offenbar abſolut keine Anung von dem eigentlichen Prinzipe gehabt, welches der Gottſched-Adelungſchen Schreibweiſe zugrunde ligt, und es kann daher durchaus nicht daran gedacht werden, diſe nach ihm zu benennen.

Nach diſer ausfürlichen Beſprechung der Schreibung der S-Laute, um welche ſich im weſentlichen die ganze Eiſenſche Schrift dreht, wollen wir, um nicht allzulang zu ſein, nur noch einige kurze Bemerkungen hinzufügen.

Die auch von der Berliner Gymnaſialorthographie und von der orthographiſchen Konferenz beſchlossene und von dem amtlichen baieriſchen Lerbüchlein angenommene Schreibung allmählich hat eine neue Sankzion dadurch erhalten, dass ſie uns im Reichsanzeiger in der Thronrede, mit welcher Kaiſer Wilhelm am 28. Oct. 1879 den Landtag eröffnet hat, entgegentritt. Auch die Vossiſche Zeitung ſchreibt jezt ſchon meist: allmählich.

Die Schreibung eichen, Eichamt, welche ſchon zur Zeit des norddeutſchen Bundes von dem Direktor der Eichamter, Prof. Förster, angenommen wurde, ist die einzig richtige. Das Wort geht eben nicht auf ahd. eichôn, ſondern auf îkôn zurück, vgl. Lexer.

Für die sogen. hiſtoriſche Trennung von i und ie, die auch wir dem jetzigen Zuſtande gegenüber als einen Fortſchritt anſehen, da ſie mit den Grundverhältnissen unſerer Sprache im innigsten Zuſammenhange ſteht, macht Eiſen geltend: 1) wird dadurch reinere Ausſprache des organiſchen ie in dienen, lieben, gießen u. ſ. w. gewonnen (Grimm Wörterb. I, Sp. LVIII), und 2) tritt das organiſche *ie* nun wider in ſeiner ſprachlichen Bedeutung hervor, die durch ſeine vierhundertjärige Vermengung mit den Wörtern, in denen *e* bloß die Denung anzeigt, völlig verwiſcht wird.

In dem angehängten Wörterverzeichnis ist danach das *ie* auf die Wörter mit altem *îu*, *iô*, *îa*, *ie* beſchränkt, änlich wie in meinem Wörterbuche von 1855, und in dem Anhange in Schleichers: Die deutſche Sprache, 1863. Störend ist es dass der Verf. ein parmal Wörter wie frieren, zieren, verlieren mit Wörtern mit der Fremdendung *iren* (*ieren*) zuſammenſtellt.

Jedesfalls ſollte auf eine möglichste Beſchränkung der nicht ſprachlich begründeten *ie* hingearbeitet werden, und vor allem ist zu wünſchen dass uns für die Formen gib, gibt, gibst, welche in der Ausſprache ſchwanken, die Schreibung mit einfachem *i* erhalten werde und dass inen auch ergibig, nachgibig ſich anſchließen.

Der Erſetzung des franz. j = ż durch ſch, z B. paſche für page, kann unmöglich zugeſtimmt werden. Hier beſteht noch eine empfindliche Lücke in unſerm Alphabet, auf deren Ausfüllung hinzuarbeiten keine Gelegenheit verpasst werden ſollte.

S. 13 werden zwei ältere Fremdwörterbücher von 1571 und 1620 erwänt. Die Namen irer Verfasser ſind in Simon Roth und Bernhard Heupold zu berichtigen. Davon an anderer Stelle.

Berlin, im Dec. 1879. G. Michaelis.

Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen, von Dr. Friedrich Brinkmann, Oberlehrer. I. Bd. Die Thierbilder der Sprache. Bonn, Marcus.

Im Jahre 1870 erschien das erste Kapitel dieses Werkes in diesem „Archiv“ und seitdem hat diese Zeitschrift in grösseren und kleineren Zwischenräumen die übrigen Kapitel gebracht bis zum zehnten, welches sich in dem zweiten Hefte des LVIII. Bandes (Jahrg. 1877) befindet.

Wenn der Verfasser darnach auch voraussetzen durfte, dass die Kreise der Fachgenossen, für welche zunächst die vorliegende Schrift bestimmt ist, mit der Tendenz derselben im Allgemeinen bekannt und vertraut sind, so hat er es um so mehr für zweckmässig gehalten, der systematischen Darstellung eine Einleitung voranzuschicken, um den Plan des gesammten Werkes im Einzelnen darzulegen. Er hat zugleich, um die Abschätzung und Beurtheilung dieses Gesammtplans zu erleichtern, in den Rahmen dieser allgemeinen Uebersicht die Special-Ausführung einzelner Abschnitte als praktische Beispiele eingefügt. So die Charakteristik des Landmanns in die Metaphernbilder der modernen Sprachen und des spanischen Volkstypus in die spanischen Sprüchwörter und Metaphern.

Dem entsprechend beabsichtigt der Verfasser den gesammten Bilderstoff der modernen Sprachen, d h. der deutschen, englischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache nach der folgenden Classification zur Darstellung zu bringen.

I. Metaphern, die sich auf den Menschen und das menschliche Leben beziehen.

In dem Spiegel derselben erscheinen Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst, die politische und Culturgeschichte, das sociale und Privatleben mit seinen Sitten und Gebräuchen, der Mensch mit seinem eigenthümlichen Charakter als Glied eines bestimmten Volkes und Staates, d. h. der Volkscharakter, und der Mensch als solcher, d. h. die Anthropologie.

Es werden hier folgende Themata zur Behandlung gelangen:

1. Das Bild des Menschen als geistig-sinnlichen Naturwesens oder die in der Sprache liegende Anthropologie.

2. Der Mensch als Glied einer Familie; a) das Haus, b) Ehe und Familie, c) Speise und Trank, d) Kleidung, e) Geräthe, f) geselliges Leben, Vergnügungen und Spiele.

3. Der Mensch als Mitglied einer Standes- und Berufsgenossenschaft; a) der Ackerbau, Bauer und Adel, b) Kaufleute und Industrielle, c) Handwerker, d) Künstler und Gelehrte, e) Beamte.

4. Der Mensch als Mitglied des Staates; a) Erinnerungen an das Lehns- und Ritterwesen, b) das Kriegswesen, c) das Rechtswesen, d) Verwaltung: Münzwesen, Post, Finanzen, Steuer, Zoll, Strassen u. s. w.

5. Der Mensch als Mitglied einer religiösen Genossenschaft.

Es werden hier die Metaphern in Betreff der Kirche, der kirchlichen Zustände in Handlungen des Glaubens und Aberglaubens zur Besprechung kommen.

Die Hauptfragen, welche hier zur Erledigung vorliegen, sind die folgenden:

Wie spricht sich in den Metaphern der Sprache die Natur des Menschen und das ganze so mannigfach gegliederte Leben des Menschen aus?

Wie zeichnet sich in den Metaphern der Volkscharakter?

Wie der Charakter des Schriftstellers in den ihm eigenthümlich und individuell angehörigen Metaphern?

Um nun zu zeigen, in welcher Weise die Ausführung dieses Abschnittes sich zu gestalten hat, giebt er die folgenden Beispiele, nämlich:

1. Eine Uebersicht der Metaphern, welche die verschiedenen Theile des menschlichen Körpers betreffen, also das Bild des leiblichen Menschen in den Metaphern der modernen Sprache enthalten. S. 180.

2. Das Charakterbild der spanischen Nation aus den Metaphern der spanischen Sprache. S. 130 und endlich

3. Eine übersichtliche Skizze über die Art und Weise, in welcher Calderon, Shakespeare und Byron die classischen und romantischen französischen Dichter, sowie Jean Paul und Goethe die Metaphern gebrauchen, um ihre dichterischen Intentionen zu verwirklichen. S. 121.

4. Ein Bild des Bauern, wie es sich in den Metaphern der erwähnten modernen Sprachen darstellt. S. 130.

II. Metaphern, welche sich auf die Aussenwelt beziehen.

1. Die Thierwelt.

2. Die Pflanzenwelt.

3. Die unorganische Natur: a) Metalle, Gesteine, Erde; b) Berg, Thal, Ebene; c) Wasser, Meer, Seen, Flüsse, Bäche, Quellen — Luft, Nebel, Wolken, Regen.

4. Naturerscheinungen: Wärme, Licht, Feuer (Sonne, Gestirne u. s. w.).

Es wird hier die Frage beantwortet werden: unter welchen Charakteren erscheinen die verschiedenen Theile der Aussenwelt in der Sprache? Die systematische Darstellung der Metaphern hat der Autor mit den Thierbildern der Sprache begonnen. In dem jetzt vorliegenden Band sind zunächst die Hausthiere behandelt. Derselbe giebt die sprachliche Charakteristik des Hundes, Pferdes, Esels, Maulthiers — des Rindes, Schafes, Schweines, der Ziege und Katze — des Hahns und Huhns, der Gans, Ente, Taube und Biene, des Truthahns, Pfaus und Schwans.

Den Schluss der systematischen Darstellung wird

IV. eine Phraseologie der Metaphern ausmachen. Dieselbe hat zur Aufgabe, die eigenthümlichen Redensarten des Griechischen, Lateinischen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Englischen und Deutschen, nach dem deutschen Ausdruck alphabetisch zusammenzustellen.

Diese Phraseologie bietet einen beträchtlichen Theil des systematisch gegebenen Stoffes, zusammengeordnet mit den wichtigeren metaphorischen Redensarten (geflügelten Worten), welche dort keinen Platz gefunden haben.

Neben der praktischen Bestimmung als Register, dient dieselbe vorzugsweise dazu, die Verschiedenheit und Aehnlichkeit der Bilder, welche die verschiedenen Sprachen zum Ausdruck eines und desselben Gedankens gebrauchen, hervorzuheben und nach ästhetischen, psychologischen und culturhistorischen Gesichtspunkten zu beleuchten.

Während in der systematischen Darstellung das einzelne, jedes Mal vorliegende Bild analysirt wird, um die Verbindungskette zwischen ihm und der Metapher aufzufinden, soll die „Phraseologie“ die dort behandelten Bilder der einzelnen Sprachen für denselben Gedanken zusammenstellen, — die eine Metapher mit der anderen vergleichen und nach dem Massstab der anderen beurtheilen.

Auf diese Weise ist das Gesammtgebiet der Metapher in zwiefacher Richtung durchforscht; nämlich von der Wurzel des sinnlichen Ausdrucks bis hinauf zu dem in die Metapher gehüllten geistigen Inhalt und sodann das gegenseitige Verhältniss, in welchem die nebeneinander vorhandenen Metaphern mit- oder gegeneinander stehen.

Ein besonderes Interesse und eine Bereicherung des betreffenden Gebietes der Sprachwissenschaft gewährt die Reihe der Untersuchungen, welche der Autor über das Wesen und die sprachliche Verbreitung der Metaphern angestellt hat.

Um das Wesen der Metapher zu erläutern, knüpft derselbe an die schon zu den Zeiten Cicero's und Quintilian's festgestellte und seitdem nur variirte Definition „des abgekürzten Gleichnisses“ an: er geht sodann dazu über, die Stellung der Metapher auf dem Gesammtgebiete der bildlichen Ausdrücke (Gleichniss oder Vergleich — Metapher — Allegorie) näher zu präcisiren.

Die allmälige Entwicklung und der Fortschritt der Sprache von der Bezeichnung sinnlicher Gegenstände zum Ausdruck des Uebersinnlichen und Geistigen wiederholt sich noch heute täglich in der Stufenfolge, in welcher die Kinder die schon fertige Sprache sich aneignen. Es sind dieselben Gesetze, welche die ursprüngliche Entstehung und Fortbildung der Sprache

sowie die Erlernung derselben durch die heranwachsenden Geschlechter regeln.

Von der Wahrnehmung und der Namengebung der sinnlichen Gegenstände der Erscheinungswelt, welche den ersten und Grundbestandtheil der Sprache bilden, geht, wie die Gesammtheit des Volkes, so auch der Einzelne aus. Erst bei fortschreitender Entwicklung eröffnet sich beiden das Gebiet des geistigen Lebens, und sie gelangen dazu, in sich gehend und sich zu ihrem eigenen Ich zurückwendend, die intellectuellen Erscheinungen mehr oder weniger deutlich zu erfassen.

Die Ausdehnung und Erweiterung des geistigen Lebens geschieht in und mit der Sprache zugleich, und zwar in so prägnanter Weise, dass die Armuth und der Reichthum an Worten wie für die Völker so für den Einzelnen den Massstab ihres Bildungsgrades bekundet.

In welchem Masse dies der Fall ist, darüber geben die von M. Müller in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache gemachten Angaben eine anschauliche Auskunft.

Nach denselben haben die Tagelöhner eines Kirchensprengels in England nicht mehr als 300 Wörter in ihrem Wörterbuch, während ein wohlerzogener Engländer, der die Universität besucht hat, seine Bibel, den Shakespeare und die „Times“ liest, im Gespräch 3000 bis 4000 Wörter anwendet. Wer als strenger Denker, sorgfältiger Stylist oder beredter Redner in der Wahl seiner Ausdrücke mit besonderer Umsicht zu Werke geht, wird über einen Schatz von 10,000 Wörtern gebieten. Shakespeare, welcher wahrscheinlich eine grössere Mannigfaltigkeit von Wörtern als irgend ein anderer Schriftsteller entfaltet, hat alle seine Dramen mit nicht mehr als 15,000 Worten verfasst.

Die Vermehrung des Wortvorraths hält jedoch mit der Steigerung des geistigen Lebens der Völker nicht gleichen Schritt. Nicht für jeden neuen Gedanken bildet die Sprache ein neues Wort; sie erhebt vielmehr die schon vorhandenen Worte aus dem niederen Gebiet des sinnlichen in das höhere des geistigen Lebens, und verfährt hierbei nach dem Gesetze der inneren Aehnlichkeit oder Verwandtschaft zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und der geistigen Anschauung. So entsteht der bildliche Charakter der Sprache.

Um den neuen Phänomenen seiner Erkenntniss und seiner Seele Ausdruck zu geben, führt die Analogie den menschlichen Geist dazu, die Zeichen, welche er schon besitzt, mit den Zeichen, welche er sucht, in Verbindung zu bringen. In diesem, stets sich von neuem reproducirenden Sprachprocess der Vergleichung bezeichnen die vorgenannten drei typischen Ausdrücke ebenso viele verschiedene Stationen, auf welchen der bildliche Ausdruck und der darunter vorgestellte Begriff jedesmal eine verschiedene Stellung zu einander haben.

Während die Vergleichung die verglichenen Gegenstände ausdrücklich nebeneinander stellt und in der Regel mit der vergleichenden Copula „so“ „wie“ oder „gleich“ verbindet, tritt bei der Metapher der sinnliche, für die Einbildungskraft anschaulichere Begriff für den minder anschaulicheren unmittelbar ein. Sie charakterisirt sich daher als eine abgekürzte, unmittelbare, concentrirte und zusammengezogene Vergleichung, eine auf Grund der Aehnlichkeit zweier Begriffe gemachte Uebertragung des Namens des einen auf den anderen. So Lorber für Ruhm, Scepter für Herrscher.

Die Metapher ist von dem Gleichniss dadurch unterschieden, dass ein Begriff nicht blos mit dem anderen verglichen, sondern geradezu nach ihm benannt und so durch ihn vertreten wird. Der metaphorische Ausdruck eines Gedankens ist daher nur zum Theil Bild, zum anderen Theil eigentlicher Ausdruck; er hat eine Doppelnatur und enthält die Verbindung eines geistigen und eines sinnlichen Elements — also ein Bild durch sich selbst.

Die Allegorie endlich unterscheidet sich von der Metapher dadurch,

dass dieselbe ein aus einem oder mehreren Sätzen bestehender, aber in allen seinen Theilen durchaus bildlicher Ausdruck ist. Ein Gedanke wird durch einen ähnlichen Gedanken als Bild ausgedrückt, ohne dass sich dieser durch seinen Ausdruck als Bild zu erkennen giebt. Die Worte sagen von Anfang an bis zu Ende etwas Anderes aus, als sie meinen.

Die Allegorie ist daher eine durch verschiedene Momente durchgeführte Metapher, welche in der Art versteckt ist, dass sie den verglichenen Gegenstand verschweigt und räthselartig errathen lässt.

Während also bei dem Gleichniss Bild und Gedanke nebeneinander gestellt, bei der Metapher beide Elemente zu einem Doppelausdruck in sich verbunden werden, unterdrückt das Bilderräthsel der Allegorie den Gedanken ganz und lässt ihn nur errathen.

Die Metapher ist deshalb die vollkommenste Gestalt der bildlichen Sprachformen.

In welcher Weise der metaphorische Ausdruck in der Sprache zur Anwendung gelangt, darüber giebt der Verfasser eine ebenso vollständige als durch Reihe von Beispielen veranschaulichte Auskunft. Nach der Natur und Beschaffenheit des Bildes und des darunter vorgestellten Begriffs theilt er die metaphorischen Ausdrücke in vier Hauptgruppen, indem beide materiell oder immateriell sein können. Es ergeben sich hieraus eine Reihe verschiedener Combinationen oder Arten, welche in dem nachfolgenden Schema präcisirt sind.

I. Beide — Begriff und Bild — gehören der Sinnenwelt an und zwar wird gesetzt a) Lebloses für Lebloses. (Er lässt der Flotte die Zügel schiessen.) b) Belebtes für Lebloses. Das Gerüst zum Aufziehen schwerer Güter wird nach der Aehnlichkeit mit dem Kranich mit dem Namen Krahn bezeichnet. c) Belebtes für Belebtes und d) Unbelebtes für Belebtes. So nennt Calderon den Garten ein Meer von Blumen, den Vogel eine befiederte Blume, den Fisch einen Kahn mit Schuppen, den Bach eine silberne Schlange.

II. Das Bild ist sinnlich, das darunter Vorgestellte unsinnlicher Natur; die versinnlichende Metapher a) abstrakte Begriffe (des Lebens Mai — für „Jugend“ — blüht einmal). b) Personen (Komm', du Blume der Ritterschaft).

III. Das Bild ist unsinnlich, das dadurch Vertretene sinnlicher Natur. Die vergeistigende Metapher, welche einem materiellen Gegenstand menschlicher Gedanken Empfindungen, Eigenschaften oder Handlungen beilegt.

Ein tödtliches Geschoss wird unbarmherzig, ein See lächelnd, zum Bade einladend genannt.

IV. Beide sind unsinnlicher Natur. Indem hier beide Begriffe immaterieller Natur sind, steht das Bild meistentheils der Sinnenwelt näher, als der eigentliche Begriff. Die Metapher hat daher wesentlich einen versinnlichenden Charakter.

Derselbe tritt in dem folgenden Gedicht besonders klar und abgerundet hervor:

Einsamkeit des Dichters Braut,
Mutter Natur ihn so gross anschaut,
Geschichte der Ahnfrau hebt ihn hinauf
Ueber des gemeinen Lebens Lauf.

An die vorstehende Uebersicht der verschiedenen Arten der Metaphern schliesst der Autor die Erörterung der sprachlichen Formen an, in denen dieselben sowohl als Bestandtheil des einfachen als des zusammengesetzten, mehrfach gegliederten Satzes auftreten. Es ergiebt sich aus der in alle Specialitäten eingehenden und stets durch Beispiele belegten Er-

örterung, dass von der einfachsten Wortfügung an bis zur complicirtesten Architektonik des mehrfachen Satzes es keinen Redetheil und kein syntaktisches Gebilde giebt, welches nicht als Form von Metaphern Anwendung findet. Die Metapher tritt in den verschiedensten Wandlungen auf: als Substantiv, Adjectiv, Verbum, Präposition und Adverbum — in den verschiedenen grammatischen Formen des Genitiv, als Apposition und Anrede, als Subject und Object, endlich als Relativ-, Conjunctional- und Comparativ-Satz.

Aber die Gestaltungskraft der Metapher ist nicht auf die einzelnen syntaktischen Gliederungen beschränkt; über dieselben hinaus erhebt sie sich in die Region der epischen Poesie selbst und tritt als Bildnerin auf dem Gebiet derjenigen epischen Dichtungsarten auf, welche als Träger bestimmter didaktischer Gedanken entstanden sind: der Fabel, Paramythie und Parabel.

Wenn es stets als die Aufgabe aller Kunst, so auch der Poesie betrachtet ist, das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln, so sind es gerade die Metaphern, welche in der Dichtung diese Mission erfüllen.

Ein Hauptreiz der Poesie liegt gerade in treffenden Vergleichen und glücklichen Beiwörtern, die mit wenigen hingeworfenen Pinselstrichen den ganzen Gegenstand malen und anschaulich vergegenwärtigen.

Die Fabel, Paramythie und Parabel stimmen darin überein, dass allen Dreien eine lehrhafte Absicht zu Grunde liegt: die erstere hüllt eine praktische Lebensregel in die aus der Thiersage entstandene Thiererzählung; die beiden letzteren bilden das Gewand für höhere Wahrheiten des religiösen und sittlichen Lebens.

Die Parabel entnimmt ihren Bildercyklus aus der Welt der menschlichen Thätigkeit, während in der von Herder neu geschaffenen Paramythie mythische oder Göttergestalten auftreten.

Keine lehrhafte Absicht hat endlich die dritte, oben erwähnte typische Gestaltung der Allegorie. Dieselbe malt Zustände und giebt aus bildlichen Ausdrücken bestehende Beschreibungen. Sie tritt namentlich als Personendichtung auf, indem sie nicht nur sinnlich wahrnehmbare Dinge und Naturerscheinungen, sondern auch abstracte Begriffe personificirt und redend wie handelnd einführt.

Indem wir uns vorbehalten auf Einzelheiten der von dem Autor gefundenen Resultate seiner Metapherstudien später einzugehen, schliessen wir dies Referat mit einer Uebersicht der in den Zeitungen darüber veröffentlichten Besprechungen.

Es liegen uns in dieser Beziehung die betreffenden Artikel aus der Kölnischen, Vossischen, Frankfurter und Norddeutschen Zeitung, sowie der Hamburger Reform, der Allg. lit. Correspondenz und dem Literarischen Centralblatt, der Deutschen Rundschau, der Rivista Europea und The Academy vor.

Alle diese Stimmen der Presse stimmen in der Wichtigkeit und Verdienstlichkeit des von dem Autor begonnenen sprachwissenschaftlichen Unternehmens überein und wünschen demselben einen gesicherten Fortgang, durchschlagenden Erfolg und allgemeine Verbreitung. Die Referate constatiren durch die Wärme ihrer Abfassung und die eingehende und ausführliche Darstellung des Inhalts das sachliche Interesse, welches die Referenten dem Werke zugewandt haben.

Wir gestatten uns in dieser Beziehung aus der Anzeige eines ausländischen Blattes, der „Rivista Europea“ 1878, S. 781—782, die folgende Stelle anzuführen:

„Dieses Buch, die Frucht eines umfangreichen und langen, ermüdenden Studiums, bildet den ersten Theil eines weitläufigen Werkes, welches wir gern fortgesetzt und bis zum Schluss geführt sehen würden, da es bestimmt ist, eine bedeutende Stellung in der Sprachliteratur unseres Jahrhun-

derts einzunehmen und unserer Schule einen Weg für die vergleichende Philosophie zu eröffnen. Schon seit langer Zeit klagen die Philologen, dass jener Theil, welcher von der Bedeutungslehre handelt, in unserer Grammatik und in unseren Wörterbüchern fehlt. Solche Klagen hörten wir wiederholt von Freund, Fuchs, Förstemann u. v. A. Der Professor Brinkmann nahm sich vor, solche Lücke auszufüllen, beobachtend, welch ein wichtiger Theil die Veränderungen der Bedeutungslehre sind. Er unternahm eine rationelle Darstellung der Metapher oder wie er sich anderswo ausdrückt, eine Philosophie der Metapher. Das Unternehmen ist in Wahrheit grossartig. Das Buch von Brinkmann ist nicht nur von höchster Wichtigkeit, sondern unerlässlich für jeden Philologen; auch jeder gebildete Leser, der nicht Philologe ist, wird darin Belehrung und Unterhaltung finden."

Wenn das Mass der Anerkennung und Würdigung, welches diese Zeitschrift dem vorliegenden Werke des Autors entgegenbringt, sich aus der Thatsache hinlänglich ergiebt, dass dieselbe die einzelnen Abschnitte desselben nach und nach veröffentlicht hat, so können wir uns in dieser Beziehung jeder weiteren Empfehlung enthalten. Um so mehr aber erachten wir es für unsere Pflicht die Fachblätter auf dies bahnbrechende und für die theoretische Erkenntniss wie die praktische Anwendung der modernen Sprachen gleich bedeutungsvolle Werk noch besonders aufmerksam zu machen und sie zu ersuchen, in dem gemeinsamen Interesse, dasselbe einer eingehenden Besprechung zu unterziehen und auf diesem Wege zu seiner Verbreitung und Kenntniss innerhalb der Kreise der Fachgenossen und berufenen Vertreter der modernen Philologie beizutragen. Denn nur durch eine derartige Mitwirkung wird es dem Autor möglich gemacht, das grosse Unternehmen, welchem er die Studien seines Lebens gewidmet hat, fortzuführen und zu Ende zu bringen. Aus diesem Grunde können wir auch nicht umhin, den mit der Pflege der modernen Sprachen betrauten höheren Verwaltungsbehörden gegenüber die Bitte auszusprechen, das vorliegende Werk auch Ihrerseits einer besonderen sachlichen Prüfung durch competente Autoritäten unterziehen zu lassen und nach deren Ausfall dem Verfasser die zur Vollendung desselben nöthige Förderung zu gewähren. C. Z.

Abriss der mittelhochdeutschen Laut- und Flexionslehre zum Schulgebrauche. Von E. Bernhardt, Professor am Gymnasium zu Erfurt. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1879. VI u. 30 Seiten kl. 8°.

Mit diesem Werkchen wird dem Lehrer wie dem Schüler ein Leitfaden von 49 Paragraphen in die Hand gegeben, welcher einen gedrängten Auszug aus Weinhold's mittelhochdeutscher Grammatik und aus Schleicher's Abhandlung über die deutsche Sprache enthält. Der durch seine Ulfilas-Forschungen bekannte Herausgeber (vgl. Wissenschaftl. Monatsblatt VI, p. 79) ist sich der Mängel der bereits vorhandenen ähnlichen Uebersichten wohl bewusst. Das Büchlein bietet insofern einen Fortschritt gegen seine Vorgänger, als es auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung steht und praktischer, übersichtlicher und knapper gehalten ist als Koberstein-Schade's 1878 in vierter Auflage erschienene Laut- und Flexionslehre der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprache. Ausser der Laut- und Flexionslehre wird von B. noch als werthvolle Beigabe im Anhange Seite 27—30 eine kurze Lehre vom mittelhochdeutschen Versbau und der Nibelungenstrophe gegeben. Kurz, der Abriss ist für praktische Schulzwecke sehr brauchbar und jedem Lehrer des Deutschen zu empfehlen. R.

Adolf Gaspary, Die sicilianische Dichterschule des dreizehnten Jahrhunderts. Berlin 1878. IV u. 232 S.

Den Stoff seiner Untersuchungen hat der Verf. in folgende vier Abschnitte getheilt: Entstehung und Charakter der ältesten italienischen Lyrik, Einfluss der provenzalischen Poesie, Befreiung vom provenzalischen Einfluss, die Sprache. Sicilianische Dichtung heisst jene alte vor Dante's Zeit entstandene italienische, wie Dante de vulg. el. I, 12 sagt, nicht anders sind seine Worte zu verstehen, und eben dieser sogenannten sicilianischen Dichtung wird von ihm purg. XXIV, 55 der stil nuovo als die seiner Zeit entgegen gesetzt. Nach dieser richtigen Umgrenzung seines Feldes, welches also keineswegs nur sicilische Dichter umfasst, zeigt der Verf. kurz, wie wenig Sicheres wir von den hierher gehörigen Verfassern wissen, um dann schon hier im ersten Abschnitte dem eigentlichen Gegenstande des zweiten, zum Theil auch dritten, sich zuzuwenden, nämlich von der grossen Abhängigkeit und Unselbständigkeit dieser Dichter den Provenzalen gegenüber und damit von ihrem geringen dichterischen Werthe zu reden. Mir sind solche Prüfungen und Zersetzungen mit fortwährender fleissigster Heranziehung von Stellen aus provenzalischen Dichtern als ein treffliches Mittel zum Verständniss der einzelnen Fälle wie der ganzen Zeit und Dichtungsart etwas äusserst Angenehmes und eine nicht unwürdige Fortsetzung von Nannucci's Betrachtungsweise, von dem wir heute noch viel zu lernen haben und über welchen geringschätzig zu reden, wo wir einmal über ihn hinausdringen, keinem wohl ansteht. Dass es aber sehr schwer ist bei einem solchen Unternehmen einer Dichtung gerecht zu werden, sie nicht ungerechter Weise als schwach und werthlos aufzufassen, das haben ähnliche Arbeiten wie z. B. auch an Vergil schon oft gezeigt, und mag ich in die hier sich findenden Tadel auf die von Anfang an greisenhafte klägliche Poesie durchaus nicht einstimmen. Dass gewisse Fälle von Uebereinstimmung durch die allgemeine damalige Bildung und Gelehrsamkeit sich erklären, ist dem Verf. selbst nicht ganz entgangen, und so bin ich gewiss, dass noch vieles als aus gemeinsamer Quelle stammend nachweisbar ist. Auch füge ich hinzu, dass, wenn ich einen solchen Beweis nicht antrete und wenn die Abhängigkeit wirklich überall richtig wäre, dann die Erbärmlichkeit des Ganzen durchaus noch nicht feststünde, da Dichtung, zumal Kunstdichtung, in wesentlichen Stücken auf Nachahmung und Studium hinauskommt und weiterdringende Forschung selbst für einen Dante immer neue Quellen entdeckt. In der guten Verwebung zum Ganzen liegt mehr als im Einzelnen der Werth einer Dichtung sowie in Handhabung der Sprach- und Satzform und des Versbaues. Auch in der Prüfung der sprachlichen Fragen ist dem Verf. treffliche Sachkenntniss, sorgfaltigste Heranziehung und Beleuchtung anderer Ansichten nachzurühmen, so dass manches bei ihm zu lernen ist. Dagegen fehlt meines Erachtens zum Theil abschliessendes Urtheil. So wird die Frage, ob wir hier sicilische oder toscanische oder gemachte Literarsprache haben, nicht deutlich gelöst, welche, denke ich, zu Gunsten Dante's zu entscheiden war. Der Grund, würde ich sagen, ist die sicilische, süditalische Sprache; sieht manches wie toscanisch aus, so kommt dies daher, dass die Dichter zur Veredelung derselben das Latein als Richtschnur anlegten und so Toscanisches herstellten. Daher, meine ich, die Seltenheit von echiù, ciumi, daher die Zurückdrängung der auslautenden i und u, da namentlich letzteres im classischen Latein selten ist. Für die Schätzung der schwierigen Formen und Reime wiederum, sieht man noch zu wenig, wird durch Heranziehung des Classischen nicht immer viel geleistet. So ist die Frage nach Länge und Kürze der Silben oft von zweifelhaftem Werthe, wie die Abweichungen in alterthümlichen und mittelalterlichen Versen zeigen. Unerwartetes Diphthongiren mit i wie in aigua mei tei (= me te) ist, wie ich öfter gezeigt, mit denselben Erscheinungen des Alterthums zusammenzubrin-

gen als Saeturnus für Saturnus. coiro coero für curo, oino oenus für unus, mehe oder mehi für me. Perfecta auf vi hält der Verf. mit Recht für sicilisch, will nur Dante's audivi inf. XXVI, 78 für Latinismus erklären, was aber gewiss auch auf Sicilien und Unteritalien zurückzuführen ist, so gut wie este für è lat. est bei ihm sicilisch oder vielleicht toscanisch ist. War der Verf. zu geneigt im Gedanken Abhängigkeit der Dichter von den Provenzalen anzunehmen, so ist ihm auf sprachlichem Gebiete dieser Vorwurf nicht zu machen. Mit Recht trägt er Bedenken, ob manto für molto französisch-provenzalischer Herkunft sei, wie Diez sagt (Et. Wb. II, 366), theils weil Guittone mehrfach tamanto für tanto und Ristoro d'Arezzo auch camanto für quanto hat. theils weil manto auch neutral und adverbial steht. Dass Nannucci mit seinem Haupterklärungsmittel von den Uebergängen der Verba in andere Conjugationsclassen (essere sere sire sare) manchmal zu viel macht, glaube ich wohl, doch möchte ich deshalb nicht geringschätzig von diesem Mittel gesprochen wissen. Es war dies vielmehr ein grosser Fortschritt über frühere, zum Theil noch heutige, wunderliche Annahmen von Vocalwechsel hinaus. So mag ich auch dies Mittelchen nicht gegen unseres Verfs. Erklärung vertauschen, dass man über Imperfecta in ia statt ea wie avia hinauskomme durch Vergleichung von Dio mio mia statt lat. Deus meus mea. Denn mius 'mein' ist auch lateinisch und schon recht alt, wie in jener Scipioneninschrift mieis moribus accumulavi, und Dio hat lat. divus divinus inschriftliches dius hinter sich. Und sollte dieser Einwurf nicht gelten, wo bleiben denn die vom Verf. übergangenen credavate sapavamcelo (s. m. Besprechung von Bozzo's Decamerone in der Jen. Litt. Z.)? Uebrigens dürfte es für die hier vom Verf. geführte Untersuchung wichtig gewesen sein, wenn er nicht immer nur von sicilianischer Mundart, sondern auch von sicilianischen Mundarten gesprochen und danach geschieden noch hätte. So ist (S. 148) zu ricevimo sic. ricivemu aber in den Chroniken des 14. Jahrh. ricivimu auf Avolio's Nachricht über die Mundart von Noto (Canti pop. di Noto p. 20) zu verweisen, nach welcher heute es heisst virimo facimo im Gebiete von Noto, nicht in Noto selbst, im 16. Jahrhundert aber wahrscheinlich noch in Noto selbst, da Pugliesi solche Formen hat.

H. Michaelis, Dizionario completo italiano-tedesco e tedesco-italiano, parte prima: italiano-tedesco. Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache, erster Theil: Italienisch-Deutsch. Leipzig 1879. X u. 640 S.

Das italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis ist das reiche Ergebniss von einem fleissigen Zusammentragen aus vielen und trefflichen Quellen. Die besten bisher vorliegenden Wörterbücher und lexicalischen Arbeiten sind frei und selbständig benutzt und eine reiche Sammlung aus eigener Forschung in Schriften der verschiedensten Art, als unter anderen auch Reisehandbüchern, Anweisungen für Farber, Bäcker u. s. w., Zeitungen, Parlamentsverhandlungen (diese letztere durch eine besondere Beihulfe von C. Goldbeck) machen das Werk zu einem gelungenen, zu dem was es sein soll und will. Der Zweck des Buches ist nämlich nicht sowohl dem Sprachforscher hülfreich zur Hand zu gehen durch Alterthumliches, durch Etymologisches, durch Untersuchungen von Untersuchungen der Gelehrten, sondern dem dringenden Nothstande einmal ernstlich Abhulfe zu schaffen, welchen jeder empfindet, der des Italienischen viel oder wenig kundig beim Lesen von in dieser reichen unerschöpflichen im vollsten Sinne des Wortes lebenden Sprache verfassten Schriften in die Lage kommt, ein Wörterbuch, Wörterbücher, eins nach dem anderen, zu Rathe zu ziehen, um schliesslich immer wieder zu gestehen, dass man auf manches, auf vieles, bis zu günstigeren Augenblicken verzichten muss. Wer also Dante und die älteste Literatur Italiens studiren will, etwa über Dante's s'inluia, uber abbento bei den

Alten Belehrung wünscht, für den ist dies Buch nicht gemacht, er würde z. B. die eben genannten Sachen hier vergebens suchen. Der eigentliche Zweck desselben ist vielmehr in der neuen und neuesten Literatur und im jetzigen Leben bei jeder Gelegenheit, wenn es möglich wäre, zu helfen, recht selten oder nie den Sucher in einem solchen Falle fortgehen zu lassen mit einem 'das Wort steht gar nicht drin'. Und dieser Zweck ist sehr schön erreicht: ich habe die Freude vieles, was ich erst seit wenigen Jahren kenne, hier zum ersten Male in einem ordentlichen Wörterbuche zu finden, manches auch, was ich noch gar nicht kannte. Den Anstrengungen, welche die Florentiner und Toscaner und die bei ihnen Lernenden in unserer Zeit gemacht haben, der Schriftsprache aus ihrer Quelle neuen Reichthum zuzuführen, ist gebührend Rechnung getragen: über die beceri und ciane u. dgl. findet man hier Aufschluss, freilich ohne Erinnerung an die Quelle oder Heimath. Gewundert habe ich mich daher, dass der hier zu Tage tretenden Emsigkeit das von mir in diesem Archiv LXI, S. 328 (1879) empfohlene Dizionario del vernacolo fiorentino von Pirro Giacchi, freilich ist es von 1878, entgangen ist, und führe zum Beweise, wie nutzbar das Büchelchen für eine zweite Auflage dieses Wörterbuches sein könnte, hier nur aus A an, dass Giacchi aggeggio betont haben will, dass er neben accordellato ein accordellinato kennt, ferner albino und albanese für trunken, alzare für stehlen, puticchia für Aerger, fare ammiccino für sachte essen, ao für ja, gewiss, appalucinato für halbschlafend, dämmernd, in dem ich Anderes, Unwichtigeres aus diesem Buchstaben und das ganze übrige Alphabet der Kürze halber übergehe. Nach den Erinnerungen meiner Reisen ferner und nach meinen Reisehandbüchern fehlt mir sehr corsa für eine bestimmte Fahrstrecke der Droschken und Omnibus; manches auch aus Fornari, Piccolo Carena, als corsello Raum zwischen Bett und Wand, coda und codino die Riemen ähnlichen Stückchen hinten an der Hose des Mannes, welche durch eine Schnalle verbunden werden. Auch G. B. Giuliani's lett. sul viv. linguaggio della Tosc. sollten benutzt sein. In Bezug auf Benutzung der in dem Buche selbst genannten Quellen ist mir als mangelhaft aufgefallen: 'sgherro Schläger Raufer Grosssprecher Eisenfresser', fertig. Ja so etwas steht auch nur bei dem trefflichen Gherardini, bei Jagemann und den kleinen, welche ich zur Hand habe. Nun lese man aber nur diese Stellen von Pellico's Prigioni: E da sorte sì gioconda balzare tra sgherri, passare di carcere in carcere (50); parliamoci a dispetto degli sgherri (62); queste chiavi — non possono d'un onesto caporale qual siete fare un malvagio sgherro (68). Wer merkt nicht, dass der Scherge, der schändliche Diener der Tyrannei gemeint ist und dass uns nur Rigutini Fanfani helfen können, welche sich ganz anders aussprechen: propr. satellite, ma oggi ha senso più ingiurioso: gli sgherri della tirannide del Duca di Modena. Auch berichten sie noch von einer anderen Verwendung desselben Wortes, auf welche ich hier nur als auch bemerkenswerth hingewiesen haben will. Macht man überhaupt mit diesem Wörterbuche in einzelnen Schriftstellern Versuche, so findet man auch noch hier und da Mängel. Ich nehme etwa Machiavelli's istorie fior., so vermisse ich pubblicare confisciren II, 10, capēre insieme sich vertragen, ruhig bei einander bleiben II, 12, publica camera Staatsschatz (jetzt depositeria, tesoro) III, 10, circostanze Gegenden VI, 5, porre Halt machen, von einem Heere, VI, 37. Ja es ist eine undankbare schwere Arbeit, ein italienisches Wörterbuch zu machen; zur Vollständigkeit kommt man wohl nie. Doch vergesse ich über solchen Mängeln, wie schon gesagt, den Werth und Reichthum des Buches nicht, empfehle dasselbe vielmehr bestens und erkenne seine Trefflichkeit auch für den an, welcher gerade im älteren Italien sich umsieht, da ja das Neueste und Alte sich recht oft, viel mehr als man glaubt, berührt. Ich brauche nur an das Beiwort rubesto zu erinnern, welches in Giuliani's lettere eine Mutter ihrem kleinen wilden Jungen, Dante dem Gebirgsflusse und dem Erdbeben giebt. Die Anordnung

ist treflich, so dass in wenigem viel gegeben wird, wozu auch noch der kleine und doch leserliche und hübsche Druck beiträgt.

Eduard Wölfflin, Lateinische und romanische Comparation. Erlangen 1879. VI u. 91 S.

Die Verbindung herzustellen zwischen der Erforschung des alten sowie des classischen Lateins und der romanischen Sprachen ist eine Hauptaufgabe unserer Zeit, und je mehr sie von vielen auf der einen und auf der anderen Seite Stehenden missgünstig und verächtlich angesehen wird, desto grösser muss die Freude über den männlichen Muth der Wenigen sein, welche hier arbeiten. Denn die Zukunft gehört eben dieser Bemühung, gerade wie auch sonst trotz aller Hochachtung vor der Beschränkung das Streben zum Ganzen etwas Hohes ist. Wie schon anderwärts in Artikeln 'über Vulgärlatein', mit welchem Ausdrucke er keineswegs nur spätes, sondern das der edlen Schriftsprache fehlende wenn auch alte meint, so wendet sich Wölfflin auch hier namentlich dem Syntaktischen zu. Der Gegenstand ist wesentlich die eigenthümliche Erscheinung, dass die neue Sprache, insonderheit das Italienische, in Verkleinerungs- und Vergrösserungsendungen stärker auftritt als das Latein, hingegen in dem hiermit doch einigermassen verwandten Compariren sehr arm ist und sich syntaktisch behilft. Die Bildung eines Elativs durch Zweimalsetzen desselben Wortes, piccolo piccolo sehr klein, bel bello ganz sachte, tutto tutto, tutti tutti, möchte der Verf. aus der Bibelsprache herleiten. Gegen diese Möglichkeit ist nichts einzuwenden, doch muss einer Sprache, welche quisquis quidquid quotquot ubiubi utut von Alters her besitzt, eine solche Steigerung und Verallgemeinerung wohl an sich möglich gewesen sein, sollte ich meinen, und scheint es mir gerathen noch auf Seitenstücke zu Commodians instr. 2, 24, 8, Largiri vis ut te quasi malum malum depurges, sowie einigem aus jüngeren Inschriften bei ihm Angeführten, zu warten. Die Fälle von steigernden und mässigenden Zusätzen als bene multum satis parum u. s. w. werden ihrer Art und ihrem Alter nach mit Sorgfalt geprüft. Der Ablativ der Vergleichung wie in me doctior gelehrter als ich wird gegen Reisig Gossrau Madvig Dräger nicht als instrumental, sondern als der des Ausganges (verglichen wird hebr. min = ex) gefasst, mit grosser Wahrscheinlichkeit, zumal so das ital. più ricco di me (von mir ab gerechnet), würde ich sagen, nicht als etwas ganz Neues erscheint. Der Verf., denke ich, tritt ohne Noth sich selbst etwas entgegen, wenn er dies nun auf die Bibelsprache zurückführen will. Gewiss mit Recht glaubt er ferner, dass sich von den Comparativ- und Superlativformen nur die erhielten, welche weniger in ihrem eigentlichen Sinne, sondern als Elative und Positive standen. Man sieht, für das Romanische ist vom Verf. etwas weniger getban als für das Lateinische, und er selbst sucht dies einigermassen auszugleichen, indem er für bastare eine neue Etymologie, nämlich von pastus vorschlägt mit Vergleichung von sp. harto und lat. fartus und indem er frz. aller auf ambulare zurückführt. Letzteres gefällt mir sehr wohl, obgleich die Sache vielleicht etwas feiner anzufassen ist als mit dem Verf., welcher sagt: ambulare wird amblare. Erstens nämlich glaube ich nicht mit ihm, dass in dem bekannten Ego nolo Florus esse, Ambulare per tabernas, Latitare per popinas, Culices pati rotundos um des Verses willen amblare zu lesen sei, sondern entsprechend plautinischen Messungen in pistrinum, und wird ambulare zu lesen sein, damit der ionische Anfang dieser Verse gewahrt werde: vgl. auch Ego nolo Caesar esse, Equitare per Britannos, Scythicas pati pruinas. Doch aber konnte ambulare in einer anderen Mundart wohl amlare und allare heissen, wenn, wie ich vermuthe, das Wort nur eine weitere Ausbildung von a(d)-am amb (vgl. adurere amburere und statt conurere comburere) durch Ansatz des pronominalen l und die Zeitwortsendungen ist. Man vergleiche

deutsches vor mit deutschem fördern und fordern, lat. traf trah (man setze zu lat. tran-s die umbrischen Formen) mit trahere. Ist dies richtig, so konnte die Präposition ebenso a als am amb und ambu (vgl. das nahe verwandte apu-d) heissen und das Zeitwort ebenso ambulare als amblare amlare allare. Finden wir aber auf anderem, besonders nominalen Gebiete t oder d mit s und l wechselnd, vgl. simul mit dem altlateinischen sinitu (mancher vergleicht vielleicht auch lacrima mit *δάκρυ*, calamitas mit cadamitas u. ä.), so konnte dasselbe Wort auch amdare andare, selbst ohne das d anare (prov. anar), sowie ambudare heissen. Man darf hierbei nicht vergessen, worauf ich schon hingewiesen habe, dass ab von und a(d) zu ursprünglich eins sind, dass der Unterschied der Verwendung ein gemachter ist, welchen die Sprache später einmal wieder aufzugeben ein Recht hatte.

Alart, Études sur l'histoire de quelques mots romans, rana ran ranar randa randar. Revue des langues romanes publiée par la société pour l'étude des langues romanes, troisième série, tome deuxième, no. 7—8. Juillet et août 1879, p. 15 bis 28.

Sagte ich unter Vorigem (Wölfflin, lateinische und romanische Comparation) ein Wort zu Gunsten der Verbindung des Aeltesten und Neuen in der Behandlung grammatischer und etymologischer Fragen, so kann ich schwerlich unterlassen noch ausdrücklich auf einen glänzenden Beleg jenes Wortes aus unseren Tagen aufmerksam zu machen, einen Fall nämlich, in welchem es einem Erforscher romanischer Sprachen geglückt ist, eine Stelle eines lateinischen Denkmals aus dem Alterthume aufzuhellen, welche den Anstrengungen der Alterthumsforschung unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hatte.

Es war keine geringe Freude für die Alterthums- und Geschichtsforscher und insbesondere für die Freunde von lateinischen Inschriften, als im Frühjahre 1876 bei Aljustrel in Portugal in verfallenen alten wieder in Betrieb gesetzten Erzgruben eine grosse Erztafel mit einem ansehnlichen Stücke von einem Gesetze für jenes Bergwerk, metallum Vipascense, nach ziemlich sicherer Schätzung aus dem Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, gefunden war und im Frühjahre 1877 in der Ephemeris epigraphica III, p. 165 ff. nebst aus Portugal durch Soromenho geschickter photographischer Abbildung und mit Besprechung und Deutung Hübner's und Mommsen's sowie auch noch Bücheler's und Anderer veröffentlicht werden konnte. Der Text zum grossen Theil doppelt, nämlich auf beiden Seiten der Platte, also ziemlich gut erhalten, nur mässig lückenhaft durch Verstümmelung der einen Seite, befriedigte in hohem Grade bis auf einige wenige barbarische Ausdrücke und eine Einzelheit in der Gesetzgebung für Bäder, denn auch dieser wird gedacht, welche bei sonstigen Beschreibungen von Bädern sich nicht findet. Es heisst nämlich von dem 'Conductor balinei', er habe für reichliches Wasser zu sorgen in folgenden Worten. Aquam in [balineum (oder alveum) usque ad] summam ranam hypocausti et in labrum tan (Rückseite tam) mulieribus quam viris profluentem recte praestare debeto. Dass die reichliche Fülle mit dem ad summam ranam angedeutet werde, sieht man wohl. Aber wie? Hübner begab sich ans Rathen und schlug vor anzunehmen, es müssten steinerne oder metallene Frösche in dem Becken ziemlich hoch angebracht gewesen sein und bis zu diesen müsste nach diesem Gesetze das Wasser reichen. Flach, welcher in der Revue hist. de droit français et étranger 1878. p. 269 ff. das Denkmal auch nebst Abbildung veröffentlichte, tat jener Erklärung noch hinzu, dass diese Frösche an den Oeffnungen der Einflussröhren gewesen sein möchten. Alart nun in seinem oben genannten Aufsatze erklärt uns, dass auch dies rana zu den in dieser

lex vorkommenden barbarischen Ausdrücken als pittaciarium rutramen umbertumbis zu stellen sei und nicht einen Frosch, sondern was der Sache nach jeder gleich merkt, auch der Form nach bedeute, nämlich den Rand: usque ad summum ranam bis zum oberen Rande. Du Cange und Raynouard kennen nur rana Frosch und rana Rand Umfang fehlt auch in den catalanischen Wörterbüchern. Doch fand es der Verf. in Archiven der Ostpyrenäen häufig und ist überzeugt, dass es dem Altcatalanischen und dem südlichen Frankreich einst eigen war. Er hat nicht wenige Belege, aus denen ich nur wenige hervorhebe. Erstens als Bezeichnung des Fassens flüssiger und schüttbarer Gegenstände. 'En 1371 à Vinçà, en Conflent: I. tineam de royre de rana XXX saumatarum (testament de Guill. Clarà, prêtre: archives de l'hôp. de Vinçà); "une grosse tonne de chêne de rana de trente charges"'. Das wäre also: ein eichenes Fass von der Fassbarkeit von dreissig Lasten. Und so andere Stellen mit vas oder tina oder vixellum, ferner rane oder de rana, ferner IIII saumatarum oder X saumatarum u. s w. Zweitens ähnlich für Flächenräume. 'En 1376 dans un marché pour la confection d'un rétable pour l'église Sainte-Marie-de-la-Réal de Perpignan: I. retaule aytal e de aytal forma e rana e obrage que es aqueyl de la glesa parroquial de sent Jacme de Perpenya (Arch. dép., notule de Jacq. Molines, 1376) "un rétable tel e de telle forme rana et oeuvre."' Also ein Altarblatt so und von solcher Form und solchem Flächeninhalt und solcher Arbeit als jenes u. s. w. Das Adverbium ferner ran, ran à ran ganz dicht, ganz voll findet sich in catalanischen Wörterbüchern. Und rain ora, vulgo bord hat Du Cange und Littré rain (rin) lisière d'un bois. Daran schliesst sich [Diez Et. Wb. 341] randar abstreichen (ein Mass), randa Rand; prov. a randa, bei Dante a randa a randa dicht daran. Endlich hat der Verf. noch ein ranar (Manuale curie XVI. Arch. dép. B. 420) oder vielmehr renar aus dem 16. Jahrh. als messen, die Ausdehnungen bestimmen.

So weit Alart. Dass dem gegenüber man in der lex metalli Vipascensis auf den Frosch verzichten und den Rand oder Umfang anerkennen muss, ist wohl zweifellos. Aber sehr schwierig dürfte es sein, die Thatsache zu begreifen. In rana Frosch glaubt man wohl den Naturlaut zu hören, wie Ant. de Trueba sagt rra rra rra cantan las ranas. Sollten wir ihn nun lieber nach seinem am Ufer sitzen, nach dem Rande benannt glauben und diese von Alart gezeigte Bedeutung für die älteste halten? Oder soll das Wort unabhängig von dem Froschnamen germanischer Herkunft sein? Unser Rand und Rain (Rand des Ackers) ist gewiss verwandt und Diez a. O. neigt hierzu. Aber hundert oder weniger Jahre nach Christus im Latein ein germanisches Wort? Keltische freilich giebt es auch früher. Sollten wir die irische Präposition rem. ren ante, das Adv. riam antea (Zeuss gr. celt.² 613, 641, O'Donovan ir. gr. 306, Windisch kurzgef. ir. Gr. § 242 s. unten) heranziehen und vergleichen ital. proda Ufer, lat. prora Schiffsvordertheil, beide von pro? Der Fundort ist keltischen Erinnerungen nicht fern, wie Hübner a. O. bemerkt. Auch die heutige Mundart von Verona kennt übrigens ein hierher gehöriges a rente dicht an, neben. Ich bringe diese schwierige Frage hier zur Sprache, obgleich ich der Lösung noch fern zu sein glaube.

Bartolomeo Malfatti, Degli idiomi parlati anticamente nel Trentino e dei dialetti odierni. Giornale di filologia romanza diretto da Ern. Monaci. Roma Aprile 1878. S. 119—189.

Den äusseren Anlass zu seinem Aufsatze über die Sprache Trento's nimmt Malfatti von einem Aufsatze Christ. Schneller's Deutsche und Romanen in Süd-Tirol und Venetien in Petermann's Mittheilungen XXIII, 10, 1877. In diesem hat nämlich der nun die romanischen Mundarten und

Sagen Welsch-Tirols verdiente Verf. behauptet, Trient sei eine erst in neuerer Zeit dem deutschen Sprachgebiete entrissene Stadt, wogegen nun unser Verf. Malfatti, selbst ein gegenwärtig in Rom weilender Trentiner, seine ausgezeichnete Kenntniss der Sprache und treffliche tiefe Forschung in alten Denkmälern ins Feld führt. Doch treten Streit und Widerlegung in dem Aufsatze derart zurück, dass man erkennt, derselbe ist die Frucht eines längeren Studiums. Die hervortretendsten Beweismittel des Verf. für die Herrschaft romanisch-italienischer und nicht deutscher Sprache in Trient sind folgende. Im codex Wangianus (ed. Rud. Kink, Wien 1852) ist das Latein voller Italianismen: 10 Seiten unseres Aufsatzes sind mit den anziehendsten Proben und Anmerkungen zu denselben angefüllt. Ich hebe hervor asium = agio, welches Du Cange, bemerkt der Verf., nicht hat, während es heute in Trento noch heisst: far el so asi, seinen Vortheil wahrnehmen. Zu vini colati bemerkt der Verf.: colare verbo non s'incontra nel latino letterario, il quale però conosce il sostantivo colatura Il verbo s'usa tuttodì nel Trentino. Aber das Zeitwort fehlt dem Latein doch nicht, da Columella es vom trockenen Durchsieben gebraucht, colatum cribro thymum VII, 8 und ebendort von flüssigem, primo quoque tempore serum percolari. Anziehend ist von Säcken auf einem Saumthiere 'Il bulcias', jenes Dante'sche bolgia und des Lucilius obscönes bulga wiederzufinden. Für des Verf. Sache sind ferner sehr werthvoll die Orts- und Personennamen. Das Statutum Tridentinum in deutscher Sprache im Archiv für österreichische Geschichtsquellen, Wien 1861 (XXVI) wird dann ziemlich glücklich als eine schwache Uebersetzung aus dem Latein, und zwar tridentinisch-romanisch gefärbten Latein, erwiesen. In der nachdem sich anschliessenden Betrachtung der Mundart und Mundarten von Trento wird zunächst Altlateinisches und Altitalisches hervorgehoben. So agrar lat. aggerare Steine aufhäufen, ambio oder ambi vom lat. ambio 'andatura o maniera acconcia', ameda lat. amita Tante, bena (Festus benna) 'grande cesta da condursi con buoi', boghe Klötze, ambogar in Klötze (Stock) legen: Fest. boiae genus vinculorum, Papias boiae torques damnatorum, delézer scegliere lat. deligere, meda Haufen, Plin. meta foeni [vgl. sard. meda viel], stropa Korbweide (struppus) [hiervon kommt wohl auch das berlinische Strippe Bindfaden?], zegar fordern, lat. ciere. Noch manches ist schön, was ich übergehe, und nur weniges erregt Bedenken. Zu 'giom gomitolo (glomus)' musste offenbar vielmehr lat. cubitus stehen. Bei ruar terminare steht lat. ruere nicht ganz falsch, aber näher liegt doch gewiss ruga Furche, romanisch Furche und Strasse (s. Diez Et. Wb.). Zu diesen meist landwirthschaftlichen Ausdrücken giebt, wie der Verf. weiter bemerkt, einen hübschen Anhang eine Durchsicht von Rönsch Itala und Vulgata mit Vergleichung aus Azzolini Vocab. pei distretti roveretano e trentino. Dass trentinisches ampò = nonostante ein uomo può sei, per quanto è nel potere d'uno und nicht vielmehr ein ampoi ad-post (wegen des m s. oben unter Wölfflin zu ambulare), scheint das ampódo piemontesischer Mundarten nicht zu beweisen, da po = poi wohl durch ein d do (vgl. e ed, ne ned) verlängert sein kann. Freude macht es auch zu erfahren, dass heute noch in Trento parlar siciliano für geziert, literarisch reden in Gebrauch ist. Höchst anziehend sind auch die Nachweise der Abweichungen des jetzigen Trentino von dem Ladinischen und wiederum der Uebereinstimmungen desselben mit dem Statuto di Riva, bestätigt im Jahre 1274, herausgegeben von Tomm. Gar, biblioteca Trentina, Trento 1861.

N. Caix, Sul perfetto debole romanzo. Giornale di filologia romanza, n. 3, Luglio 1878, p. 229—232.

Hatte sich Diez entschieden in ital. cantò 3 s. pf. aus cantao nicht cantav(it) wiederzuerkennen, sondern anzunehmen, dass dem cantà, welches

man erwarten sollte und welches wirklich vorkommt, ein o angesetzt sei, wie dies auch sonst geschehen ist als in cantano, so will Caix die erste verworfene Deutung retten, in dem o das zu u und zu o gewordene v des lat. Perfectums anerkennen. Er macht geltend, dass in spanischen Formen wie vindió partió mit Veränderung des Accentes dieselbe Erklärung passe, auch sei ja das Perfect-v lange genug erhalten, da es in süditalienischen Formen dieser Art noch jetzt fortlebe, so dass diese von ihm angenommene Verwandlung jung sein könne. Man müsse annehmen ein cantavt cantav cantau, was allerdings wohl ginge. Ich bemerke aber, dass hierbei nicht übergangen werden dürften nicht nur die alten 1. sing. pf. auf o (s. Nannucci anal. 162 und das oben besprochene Buch von Gaspary, S. 184) wie toccao perdeo udio = toccai perdei udii, welche sich dieser Erklärung fügen würden, sondern auch diese sicilischen Perfecta purtaju ripitiju finiju, welche sich nicht fügen, sondern dringend auf purtai mit vor i ausgefallenem v und zum Schluss angesetztes u hinweisen. Deshalb wird wohl Diez Recht behalten. Die italische Sprache setzte wie ein pronominales t s l, so auch ein pronominales o oder u öfter zur Vervollständigung der Formen hinten an. Was kann aber vollends deutlicher hierfür sprechen als wenn das lat. fui ich bin gewesen so vermehrt erscheint, nämlich als fuio? Imbr. c. mer. I, 235 beginnt ein Lied aus Reggio di Calabria so: Fuio amicu di tutti e veru amicu, Pi l'amici stimai la vita pocu. Sollen wir es etwa mit einem fuvi versuchen und das v hinter das i springen lassen? Da ist wohl nichts zu machen, und gerade so wird es bei aman amao sein.

Albert Stimming, Bertran de Born, sein Leben und seine Werke. Mit Anmerkungen und Glossar. Halle 1879. VII u. 370 S.

Dass ein so anziehender Gegenstand wie Bertrans de Born Leben, Biographien und Gedichte einmal mit rechter Gründlichkeit und Ausführlichkeit dargelegt wird, ist eine Freude und eine Genugthuung für die ausgezeichnetsten Kenner der Provenzalen sowie auch für die Anfänger. Ja selbst mancher dieser Sprache ganz Unkundige wird das Werk mit Eifer aufsuchen, um der vom Herausgeber als Eröffnung geschriebenen Lebensbeschreibung willen, da sie nach den provenzalischen Biographien, nach Bertrans Gedichten, nach den jene Zeit behandelnden Geschichtswerken sich richtet. Unter den neueren, welche der Verf. benutzt, ist zu nennen Lyttelton life of king Henry II, London 1767 und namentlich V. T. Laurens, le Tyrtée du moyen âge, Paris 1863, welchem letzteren er oft ohne Nachprüfung folgen muss, doch weiss er ihn auch zu berichtigen, besonders in Sachen, welche die hier herausgegebenen Texte ergeben. Vielfach mag hier freilich auch das Gras wachsen gehört werden, wo nichts Sicheres festzustellen ist; immerhin aber bleiben die dabei und dazu dargelegten Inhaltsangaben und Erklärungen der Gedichte werthvoll. Zu den hier sich findenden erklärenden Worten kommen dann noch treffliche Anmerkungen S. 229—301, ebenfalls zur Beförderung des Verständnisses und zur Aufhellung von Dunkelheiten im Wortsinne und im Zusammenhange zum Theil auch zur Einführung in die Lesung provenzalischer Dichter überhaupt. Ich begnüge mich hier wiederum auf die Vergeblichkeit des Bemühens hinzudeuten in dem Schluss-s eine bestimmte Regel nachzuweisen, wie der Verf. zu 1,6 thut, wo a drutz den Nominativ mit Präposition aufweise und er nun ein Mass in dergleichen Freiheiten zu bringen sucht und aufzählt, was man sich in dieser Hinsicht gestattet habe, als sich nennen mit Nominativ, was natürlich wäre, sich halten wofür mit Nominativ, was schwierig wäre, und dasselbe mit per oder a und Nominativ, was unsinnig wäre; auch wird wegen derselben Sache im Altfranzösischen auf Tobler zu li dis dou vrai aniel p. 26 verwiesen. Und doch wird eben hierdurch nur die Unmöglichkeit, die Form mit s schlechthin Nominativ zu nennen, ins hellste Licht ge-

setzt, ebenso wie durch solchen Nominativ bei Bertran de Born 42, 36 tal espaven (Reimwort) mi pren de vos. Der Herausgeber weiss hier nur zu sagen: 'die correcte Construction erfordert den Nominativ, also tals espavens'. Schön, Bertran hat also einen Bock geschossen. Ja, das hat er aus Reimnoth gethan, wird man sagen: ein solches Wort thut aber diesem sprach- und formstrengen Dichter schweres Unrecht. Man vgl. übrigens meine Anzeige von Gisi's vier Gedichten von Guillem Anelier in diesem Arch. LX, S. 456. Das Glossar, welches alles bringt, jede Stelle nennt, wenn das betreffende Wort nicht allzu gewöhnlich ist, muss ferner als eine äusserst sorgfältige Arbeit und werthvolle Zugabe gerühmt werden. Um des oben unter Alart von mir Besprochenen willen hebe ich hier aus demselben hervor randa [vielmehr a randa] vollständig, und würde ich 18, 12 ebenso randar als 'vervollständigen' fassen und nicht auf anbringen oder befestigen rathen. Reis que gran terra demanda par que fassa gas, quan caval non trai de pas ni chausa de fer non randa: 'ein König, welcher auf ein grosses Land Anspruch erhebt, scheint leeres Geschwätz zu machen, wenn er sein Pferd nicht aus dem Schritt bringt (sich nicht eifrig zeigt)' und den Schuh desselben mit Eisen vervollständigt. Chausa nämlich, ital. calza Strumpf, ist überhaupt Fussbekleidung, also ebenso der natürliche Hornschuh des Rosses, wie ich hier glaube, als, wie der Herausgeber meint, das Hufeisen. Ausserdem, dass so dieses randa leicht und natürlich jenem adverbialen a randa 'vollständig' entspricht, haben wir so ein kraftvolles deutliches Bild, während 'das Hufeisen mit Eisen befestigt' nichts Sonderliches ist.

Der Kern der Bemühung des Herausgebers ist aber, dass er uns einen vollständigen Text mit sorgfältiger Benutzung aller handschriftlichen Hülfsmittel gegeben hat. Die Vorrede giebt hierüber Rechenschaft und über jedem einzelnen Gedichte wiederum finden sich die Quellen aufgezeichnet, eine Schätzung derselben und unter dem Texte Nachrichten im Einzelnen. Die Rechtschreibung ist in der Regel der besten Quelle entlehnt, also nicht überall gleich. Sonst ist hier und da geändert, Ch bevorzugt u. ä. Die Gruppirung der Handschriften, der Versuch sehr oft einen Stammbaum herzustellen für die Ueberlieferung eines Gedichtes, ja nicht selten einer Strophe, ist eine schöne oft gewiss lohnende Bemühung, aber nicht selten wird wohl auch zu viel zu leisten versucht sein. Auch die Lebensbeschreibungen und einzelnen Nachrichten, welche zu mehreren Gedichten Bertran's vorhanden sind, findet man mit voller Nachricht über alle Quellen, und es macht Freude dieselben mit der nur einiges kritische Material bietenden und nicht überall alle Handschriften benutzenden zweiten Auflage von A. Mahn's Biographien der Troubadours, Berlin 1878, zu vergleichen und so, da letztere Ausgabe die Schreibung der Handschriften auch in Kleinigkeiten getreu wiedergiebt, der Vorstellung von den Hs. selbst sich zu nähern.

Hermann Suchier, Aucassin und Nicolete neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar. Paderborn 1878. VIII u. 118 S.

Es ist nicht übel, wenn ein gelehrter Herausgeber eines romanischen Textes einmal auf den Gedanken kommt, welcher früher unter Philologen nicht selten war, sich mit seinem Buche, sollte es auch zum Theil ganz fein und nagelneu Ausgesonnenes enthalten, doch wesentlich an die Anfänger zu wenden. So will H. Suchier (vgl. auch das eben besprochene Buch Stimmings) mit seiner Ausgabe dem Mangel einer praktischen Einführung in das Altfranzösische abhelfen. Aucassin und Nicolete erscheint hier abgesehen von dem Bruchstücke in Bartsch Chr. de l'ancien français zum siebenten, kritisch in Wahrheit zum dritten Male, da wie der Verf. bemerkt,

nur Méon 1808 und L. Moland et C. d'Héricault (Nouvelles françoises en prose du XIIIe siècle) den Text selbständig herausgaben, welchen die übrigen wiederholten. Die nicht im Texte beibehaltenen Formen der Handschrift finden sich unter dem Texte sowie auch Angabe der Urheber der Verbesserungen. Der Herausgeber hat für gut befunden nur Unverständliches, auch im Sinne des Schreibers Falsches, zu bessern; der schwierigen Entscheidung, was Mundartliches dem Dichter und nicht dem Schreiber zuzutrauen, entzieht er sich nicht in dem die Mundart betreffenden Theile seines Buches, S. 55—74, sucht aber den Text nur wie ihn die Hs. bietet oder bieten will uns zu geben, was gewiss lobenswerth ist, da so nicht zu viel des Unhaltbaren oder Strittigen das Denkmal entstellt. Die Jugend unseres Dichters denkt sich der Herausgeber noch im zwölften Jahrh., 'da ihm die Wirkungen des 1191 abgeschafften Strandrechtes (lagan) noch geläufig sind', die Schrift aber als kein Jugend- oder Anfängerwerk. In der Mundart des Gedichtes wird besonders picardische Eigenthümlichkeit nachgewiesen. Der Schreibung der Hs. ist hinzugefügt eine Unterscheidung von c, indem das blosse Zeichen = k, mit Acutus = 'tsh', und die Verbindung sç (mit Cédille) = scharfem s sein soll: woher dies im Einzelnen komme, ist nicht immer ersichtlich genug. Auf die Wunderlichkeit der Verwandlung von einzelnen Consonanten in is habe ich schon öfter hingewiesen: man vgl. auch oben zu Gaspary Sicil. Dichterschule. Dass x immer = us zu lesen sei, ist möglich, aber wohl nicht ausgemacht, wie der Herausgeber will, da das (meist einem lat. l entsprechende) u zu v und dann, wie bekanntlich lateinisch und romanisch nicht selten, zu g oder k (also x = gs oder ks) geworden sein kann. Wechseln beide Schreibungen, wie prous und prox (z. B. 39, 18, 8), so kann auch beiderlei Aussprache üblich gewesen sein. Dass ferner feis aus fekisti zu deuten sei, ist so unwahrscheinlich als dass ital. fare aus fakere herzuleiten, da vielmehr die Anerkennung eines einfachen und eines verstärkten Stammes fa und faci, fe und feci uns über solche Fälle weghelfen muss. Das Latein giebt die Proben hierzu, aber auch gerade unser hier in Rede stehendes Picardisches und Altfranzösisches giebt, wie der Herausg. selbst lehren könnte, in Formen wie ainç solche angesetzte Consonanten oder Silben. Auch Paradigmen und Glossar sind mit genauer Angabe der Stellen versehen, das Ganze durchaus geeignet für den Anfänger sowie auch für das gründlichste und tiefste Studium.

Ernst Windisch, Kurzgefasste irische Grammatik mit Lesestücken. Leipzig 1879. X u. 149 S.

Für die Schätzung der italischen Sprache alter und neuer Zeit kann nichts leicht so erfreulich sein als das Vorrücken der keltischen Studien, und Windischens kurzgefasste irische Grammatik, welche zugleich der Förderung hierher gehöriger Fragen und der leichten Weiterverbreitung des Irischen und Keltischen dient, ist als ein Kleinod der neueren grammatischen Literatur zu preisen. Das inhaltreiche Schriftchen, welches wesentlich das Altirische betrifft, soll ein Vorläufer von des Verfs. nächstens erscheinendem Buche 'Irische Texte mit Wörterbuch' sein, und zwar enthält es einiges an Texten, was jenes nicht enthalten wird, sowie von des Verfs. irischer Grammatik, welche für die Breitkopf-Härtel'sche Grammatikenbibliothek bestimmt ist. Soll letzteres Werk, nicht aber das vorliegende, sprachvergleichend sein, so findet sich doch auch hier in der Lautlehre und sonst manche dem Lernenden willkommene Berücksichtigung der verwandten Sprachen. Ob dabei aber nicht manchmal der irisch-keltischen Sprache zu wenig, den anderen zu viel Rechnung getragen wird, erlaube ich mir zu bezweifeln. So soll cechan cecinisti für cecanas stehen, weil wir griechisch *γέγονας* haben. Kann das Keltische nicht ohne das s fertig geworden sein so gut als ohne

das t der entsprechenden lateinischen Form? Warum soll asbera dicat mit Berufung auf die lateinische Form t verloren haben, wenn es altlateinisch und altitalisch ähnliche Formen ohne Schluss-t doch auch giebt? Dass túatha nom. pl. f. ein s verloren habe, ist so wenig nothwendig, glaube ich, als bei lat. totae multae, und dasselbe gilt von fiche zwanzig fichet, welches ein as eingebüsst haben soll. So dürfte auch die Ausdrucksform schwerlich zu billigen sein, wenn es von den Infinitiven auf end und enn heisst, sie 'scheinen ihren Ausgang vom lateinischen Gerundium genommen zu haben.' Umgekehrt habe ich nämlich irgendwo schon gezeigt, dass das Gerundium der Lateiner vom Infinitiv ausgeht und ursprünglich ein solcher ist, indem man der noch nicht durch re verlängerten Infinitivform wie lege legei und legebi oder legem legen eine Weiterbildung durch di und o und schliesslich in Declinationsformen gab, weil man darauf sann diese Infinitivform auf neue Art zu verwenden, so dass die älteren Italiener, welche amando sanando credendo für amare sanare credere setzten, in ihrem Rechte sind. Will man es mit Händen greifen, dass in Formen wie legendos oder legedos das erste Infinitiv ist, so sehe man ein staturudos statt statuendos einer Inschrift, welche Garrucci im Facsimile in der Civ. catt. X, 8 qu. 680 gab, welche Form so zu sagen als ein statuerendos oder statuerundos, so dass der Infinitiv auch die Silbe re hat, zu fassen ist, wie niemand bezweifeln kann, denke ich. Ich freue mich die von niemand bisher benutzte Form hier anzuführen. Wird vom Verf bei Gelegenheit der Verba substantiva von einer Wurzel as gesprochen, wo doch nur diese Formen vorliegen, welche dieselbe nicht zeigen, sing. 1 amm, am, im, 2 at, 3 is rel. as, plur. 1 ammi, 2 adib, 3 it, at, so bedaure ich, dass mein Nachweis von der pronominalen Herkunft des Verbum substantivum im Latein und den verwandten Sprachen, von dem Nichtvorhandensein einer solchen Wurzel, dem Verf. entgangen ist. Diese meine Ansichten hindern mich aber nicht, denke ich, dem Verf. durchaus beizustimmen, wenn er altirisches biáil Beil wie ahd. pîhal Beil als Lehnwort aus dem Romanischen herleitet, nämlich von ital. pialla Hobel, sard. piana und prana Hobel, Axt. Denn einmal hat das Irische in der Grammatik gewiss recht Altes und Eigenartiges, wenn es auch des Neuen genug geben mag, und dann sind ja Worte, Theile des Sprachschatzes, als unzusammenhängende Stücke der grössten Verschiedenheit unter einander fähig. Die elf Seiten mit Lesestücken bringen fast zur Hälfte bisher Ungedrucktes und das Wörterbuch S. 126—149 ist eine treffliche nie im Stiche lassende Hülfe.

Berlin. H. Buchholtz.

Altfranzösische Bibliothek, herausgegeben von Dr. Wendelin Förster, Professor der romanischen Philologie an der Universität Bonn. — Erster Band: Chardry's Josaphaz, Set Dormanz und Petit Plet. Zum ersten Mal vollständig mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von John Koch. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879. XLVII u. 226 Seiten kl. 8°.

Ziemlich gleichzeitig mit Suchier's normannischer Bibliothek ist der erste Band der Altfranzösischen Bibliothek Förster's erschienen, welche John Koch mit den drei Gedichten Chardry's, Josaphat, Set Dormanz und Petit Plet eröffnet. Trotz aller vortrefflichen Eigenschaften dieses Werkes ist — wir gestehen es offen — der Preis zu unverschämt theuer, dass wir kaum glauben, diese Bibliothek werde sich bei den Studirenden einbürgern,

für die sie besonders berechnet ist. J. Koch untersucht in der Einleitung zunächst die Handschriften der drei in anglonormannischem Dialekt geschriebenen Dichtungen, welche seit Beginn des 19. Jahrh. nur unvollkommen bekannt waren, und erörtert in zuweilen schwerfälligem Deutsch das Verhältniss der Cotton Hs. zu der Hs. 29 des Jesus College zu Oxford und der des Vatikanes sowie die sprachlichen Eigenthümlichkeiten derselben; aber kaum ist er in eine Materie eingedrungen, so bricht er plötzlich wieder ab. Zweitens geht er auf die Dichtungen und ihre Quellen ein und betrachtet zunächst das Leben des heil. Josaphat, der im Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielt. Doch sind hier K.'s Untersuchungen bei weitem nicht erschöpfend und abschliessend. Vgl. übrigens Dr. Gaster, Beiträge zur vergleichenden Sagen- und Märchenkunde in Grätz's Monatsschrift für Gesch. und Wissensch. des Judenthums. 29. Jahrgang. N. F. 12. Jahrg. Krotoschin. Januar 1880. p. 37 f. Die Bezeichnung p XII „Ebert's Jahrbücher" ist neu und falsch. Die Legende von den 7 Schläfern und das Verhältniss der einzelnen Bearbeitungen ist ebenfalls nur kurz behandelt. Das dialogische Lehrgedicht Petit Plet, den Streit zwischen dem Jüngling und dem Greise, ist auch für die dramatische Literatur von nicht geringer Bedeutung. Drittens sucht K. die Heimath, die Lebenszeit und den Stand des Dichters Chardry festzustellen und widerlegt klar den Irrthum de la Rue's, als ob Chardry in Glocestershire geboren wäre. Die Autorschaft des Dichters bleibt betreffs des Petit Plet unentschieden. An vierter Stelle folgt eine skizzenhafte Behandlung grammatischer Bemerkungen; endlich wird das Versmass in Betracht gezogen und als Zeit der Abfassung der Anfang des 13. Jahrhunderts festgestellt. Hier tadelt Koch Suchier's Fixirung der Abfassungszeit in der Vie de seint Auban, wo dieser mit ungenügendem Material gearbeitet hat und meist nur zu einem annähernd sicheren Resultat gelangen konnte. Nach der Einleitung folgen Seite 1—168 die Texte, denen sich Seite 169—224 Lesarten und Anmerkungen anschliessen. Eine Schlussbemerkung belehrt uns, dass der Herausgeber den Londoner Codex selbst copirt und collationirt, auch die Vatikanische Hs. verglichen hat; für die Oxforder Hs. wäre seine Zeit zu beschränkt gewesen. Daher wird eine Collation durch einen Fachkenner nöthig sein. Ferner hätten ihn einige geehrte (besser: gelehrte) Fachgenossen, so Vollmöller, Varnhagen, Suchier durch Nachweise unterstützt und Mussafia habe auf seine Prärogative verzichtet. Seite 225—226 bildet ein knappes Glossar. Untergelaufene Fehler sind kaum zu notiren: p. VIII steht nach beiden ein Punkt statt Komma; p. XX steht Gloucestershire für Glocestershire; p. XXIX Jubenal für Jubinal. Die Schreibung zitate, zitiert ist nicht empfehlenswerth.

Der zweite Band der Altfranzösischen Bibliothek enthält: Karl's des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. Ein altfranzösisches Gedicht des XI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Eduard Koschwitz. Als dritter Band ist in Vorbereitung, nun 1880 im Verlag der Gebruder Henninger zu erscheinen: Octavian. Altfranzösischer Roman nach der Handschrift Oxford Bodl. Hatton 100 mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Karl Vollmöller.

Altfranzösische Bibliothek, herausgegeben von Wendelin Förster. II. Band. Karl's des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. Ein altfranzösisches Gedicht des XI. Jahrhunderts, herausgegeben von Eduard Koschwitz. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. 113 Seiten 8°.

Wir erhalten hier eine brauchbare Ausgabe des Werkes, über welches Koschwitz bereits zwei ausführliche Abhandlungen veröffentlicht hat, nämlich: 1. Ueberlieferung und Sprache der Chanson du voyage de Charle-

magne à Jérusalem et à Constantinople. Eine kritische Untersuchung. 2. Sechs Bearbeitungen des altfranzösischen Gedichts von Karl's des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. K. beabsichtigte nicht, eine definitive Ausgabe dieses für den Philologen wie den Culturhistoriker gleich interessanten Gedichtes zu geben. In der That bleiben noch einige Lücken unausgefüllt, die erst mit der Zeit erledigt und beseitigt werden können. In der Einleitung, welche 37 Seiten umfasst, wird hier die einzige Hs. Royal 16 E VIII des British Museum zu London, die den Charlemagne enthält, nochmals mit den anderen Bearbeitungen aufgezählt; dieselbe wurde übrigens noch mehrfach von anderen Gelehrten als Fr. Michel, so von P. Meyer in der Romania, von E. Stengel in seinen Mittheilungen u. a. zu Rathe gezogen und kurz beschrieben. Ausserdem wird das Verhältniss der Bearbeitungen und Handschriften, die Heimath der Dichtung, der Dialekt und der ursprüngliche Text, die Quellen und die Entstehungszeit erörtert, und metrische Eigenthümlichkeiten werden berührt. K.'s Ausgabe, die Ed. Mall gewidmet ist, bildet einen bedeutenden Fortschritt gegen den 1836 von Fr. Michel unternommenen ungenauen Abdruck der Hs. Schon früher ist das kleine 870 Zeilen enthaltende Gedicht dem 11. Jahrh. mit Sicherheit zugewiesen worden; einen in dieser Zeit lebenden Spielmann, dessen Werk nicht im Original, sondern nur in der Bearbeitung eines Anglonormannen (oder Normannen) erhalten ist, nimmt der Herausgeber als Verfasser an. Besonders werthvoll sind die Excurse über die Uebersetzungen und späteren Bearbeitungen; so werden die folgenden näher besprochen: 1. Die altnordische Uebersetzung in der von Unger abgedruckten Karlamagnus Saga. 2. Eine poetische altnordische Bearbeitung in den Geiplurimur. 3. Die altschwedische Prosa-Uebertragung der Reise Karl's, die von Storm herausgegeben ist. 4. Eine dänische Uebertragung in der später in das Isländische übersetzten Keyser Karlls Magnus Krönicke. 5. Die färöische Geipa-tattur. 6. Die kymrische Uebersetzung im rothen Buche des Hergest. 7. Drei franz. abweichende Bearbeitungen aus dem 15. Jahrhundert im Prosaroman Galien Restoré. 8. Italienische Bearbeitungen. 9. Moderne Bearbeitungen von La Chaussée und Chénier. 10. Dramatische nachgelassene Bearbeitung von Uhland. — Alle Schwierigkeiten im Text sind noch nicht gehoben, weshalb Förster an einzelnen Stellen hat bessernde Hand anlegen müssen, und weitere Nachträge von anderer Seite stehen bevor. Das 19 Seiten zählende Wörterbuch ist eine dankenswerthe Beigabe.

R.

Rob. Reinsch, Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der romanischen und germanischen Literatur. Mit Mittheilungen aus Pariser und Londoner Handschriften. Halle, Max Niemeyer, 1879. 138 Seiten 8°.

Diese interessante Schrift, welche eine Fülle neuen Materials bringt, soll hier weniger einer erschöpfenden Beurtheilung unterzogen als vielmehr kurz angezeigt werden, und Referent begnügt sich, zunächst eine Generalübersicht über den reichhaltigen Inhalt zu geben. Gegenstand und Mittelpunct der Untersuchung ist die Kindheit der heiligen Jungfrau Maria und Jesu in der Volkssage, ein Stoff, den der Verfasser vollkommen beherrscht. Studien in den Bibliotheken Deutschlands, Englands und Frankreichs setzen ihn in den Stand, handschriftliche Schätze weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Verfasser, welcher bereits durch eine anziehende Publication in Gröber's Zeitschrift III, 2, p. 200–231 bekannt ist (vgl. die flüchtige Beurtheilung von Ad. Mussafia im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, hrsg. von Dr. Behaghel und Dr. Neumann Heilbronn,

Henninger. Februar 1880. Nr. 2, p. 61—63; ferner Gaston Paris in der Romania, Nr. 32. p. 625, 1879), unternimmt es hier, zum ersten Male die gesammten legendarischen Berichte von Jesu und Maria's Kindheit in ihrem gegenseitigen Verhältniss zu beleuchten. Mühsam werden einzelne Stoffe aus dem Staube der Bibliotheken hervorgeholt; neue Versionen einzelner Legenden werden zu Tage gefördert, wobei wir oft einen Einblick in die Werkstatt der Sagenbildung thun können. Strenggläubige Theologen werden sich von dem Stoffe abgestossen fühlen; aber die Wissenschaft fragt nichts danach, ob diese Erzeugnisse der Volksphantasie dem Glauben widerstreiten oder nicht: sie sind einmal vorhanden und müssen untersucht werden, zumal da die meisten dieser Legenden vom zartesten Hauche der Poesie durchweht sind. Welcher Abstand zwischen den Sagen weltlicher Helden — eines Alexander, eines Kaiser Karl — und den Sagen des geistlichen Helden Christus! Kurz wir gewinnen hier eine vollständige Uebersicht der Kindheitslegenden von ihrem Ursprunge an bis zu ihrem Fortleben in den Nationalliteraturen der neueuropäischen Völker, so dass wir das weite Sagengebiet mit einem Blick überschauen können, welches bisher von keinem frz. Literarhistoriker — von den Herausgebern der Histoire littéraire de la France an bis auf Ch. Aubertin — vollständig berücksichtigt worden war. Doch gehen wir zu dem Einzelnen über.

Seite 1—14, Abtheilung I bildend, enthält eine Untersuchung über die griechischen und lateinischen Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit, ihren Inhalt, ihre Entstehungszeit und ihre Verfasser, wobei von den syrischen und arabischen Aufzeichnungen abgesehen wird. Zuerst kommt in Betracht das griechische Protevangelium Jacobi aus der Mitte des 2. Jahrhunderts; Inhalt, Entstehungszeit, Verfasser, Handschriften, die Verbreitung im Abendlande, das Verbot der Kirche, Guillaume Postell's lateinische Uebersetzung, endlich die Textausgaben von der Neander's bis zu der C. von Tischendorf's werden kurz vorgeführt.

Als zweites Kindheitsevangelium wird das evangelium Thomae genannt, welches in zwei griechischen und zwei lateinischen Recensionen erhalten ist. Die Handschrift des Colleg. Merton. zu Oxford wird nach Tischendorf oder nach Coxe's Katalog citirt; ebenso nach Tischendorf das Wiener Palimpsest, welches in extenso abgedruckt zu werden verdient. Drittens folgt das Evangelium des Pseudo-Matthäus, dessen Text zuerst vollständig von Tischendorf, dann nach der besseren Stuttgarter Hs. von Oscar Schade herausgegeben worden ist; denn C. Thilo scheute sich, diese ganze Märchensammlung in seinen Codex apocryphus aufzunehmen, welche sein frommer Sinn verabscheute. Weiter wird das Verhältniss der Handschriften dieses Evangeliums erörtert; auch weist der Verf. noch zwei Cambridger Hss. hiervon nach, ebenso eine Oxforder, welche die Herausgeber der Apokryphen nicht gekannt haben. Zudem wird die Entstehungszeit des Pseudo-Matthäus-Evangeliums und dessen Abhängigkeitsverhältniss vom Protevangelium Jacobi und evangelium Thomae berührt. Viertens das evangelium de nativitate Mariae, dessen Entstehungszeit mit Recht später als das Evangelium des Pseudo-Matthäus gesetzt wird. Der Inhalt beginnt mit der Erzählung von den Eltern Maria's, Joachim und Anna, und reicht bis zur Geburt Jesu. Das Verhältniss dieses im Mittelalter so beliebten Evangeliums zu den kanonischen Evangelien wie zum Protevangelium und zu Pseudo-Matthäus springt in die Augen. Die Thatsache, dass der Compilator Vincentius von Beauvais und nach ihm Jacobus a Voragine das evangelium de nativitate ausgeschrieben und fast wörtlich in das Speculum historiale und in die Legenda aurea aufgenommen, war zu bekannt, kehrt auch im zweiten Theile an gehöriger Stelle unter Frankreich und Italien wieder, hätte also füglich wegbleiben können; ebenso die zahlreichen Ausgaben und der Nachweis einer Londoner Hs., die, wie wir glauben, kein hohes Alter haben dürfte. Fünftens reihen sich Nachrichten an über Legenden von der Flucht

der heiligen Familie nach Aegypten; zwei unveröffentlichte lat. Handschriften Tischendorf's werden genannt und eine der Bibliothek zu Troyes gehörige nachgewiesen. Weiter hat Verf. drei Londoner und zwei Pariser Handschriften gefunden, welche die Theologen nicht kennen; aus der wichtigsten derselben, Ms. lat. 11867 der Nationalbibliothek zu Paris — Léop. Delisle im Inventaire setzt sie in das 13. Jahrhundert — werden aphoristische Auszüge dieses Liber de infantia Salvatoris gegeben und daraus zwölf zum Theil eigenthümliche Züge enthaltende Legenden reproducirt: man beachte besonders die Legende von Jesu Spielgenossen, der von seinem Vater in einem festen Thurme eingekerkert, aber von Jesu, mit dem er nicht verkehren sollte, befreit und durch das Fenster gezogen wird. Derselbe pater familias Namens Joseph sucht aus Zorn, dass sein einziger Sohn Jesu nachfolgt, letzteren zu züchtigen, aber dieser, welcher bis auf einen Berg verfolgt wird, rettet sich durch einen Sprung von Bogenschussweite; die Kinder, die ein Gleiches thun wollen, zerbrechen sich die Glieder; doch als bei Joseph und Maria hierüber Beschwerde geführt wird, werden alle vom Jesuskinde wieder geheilt. Der Ort, wo Jesus diesen Sprung vollführt, heisst saltus domini. Ebenda findet sich die Legende von dem Landmanne, der zwischen Jerusalem und Bethlehem nahe dem Grabe Rahel's Steine sät statt Kichererbsen; ferner die Verwandlung des Stabes Jesu in einen Baum, welcher der von Tyrus und Sydon nach Nazareth reisenden heiligen Familie Schutz vor der Sonnenhitze gewährt; weiter: Jesus steigt im Winter im Hause Joseph's auf einen durch das Fenster scheinenden Sonnenstrahl, auf welchen er sich wie auf einen festen Balken setzt; seine Spielkameraden aber fallen herab, werden jedoch von Jesu geheilt; ferner: Der dreijährige Jesus in Aegypten, wo er im Hause einer Wittwe weilt, lässt einen trockenen Fisch ins Wasser; in Folge dieses Wunders wird die heil. Familie von der Wittwe aus dem Hause gejagt; endlich: Jesus wird von Maria zur Quelle Gabriel's geschickt, wo er die zerbrochenen Krüge der Knaben heilt. Die 3., 8., 9., 10. Legende kehrt auch in anderen lateinischen Texten wieder. — Hieran schliesst sich noch die Analyse einer Hs. der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig. Sechstens werden die Kindheitslegenden genannt, die in einer Giessener Hs. stehen und von O. Schade in seinen Narrationes 1870 publicirt sind. Endlich an siebenter Stelle folgen zwei alte lateinische Drucke aus dem 15. Jahrh., von denen W. Caxton's Infantia Salvatoris am wichtigsten ist und kurz nach dem einzig vorhandenen Exemplare der Göttinger Bibliothek beschrieben wird. Ein Neudruck dieses seltenen kleinen Werkes dürfte wohl am Platze sein, da darin sonst nicht nachweisbare Züge enthalten sind.

Soviel über den theologischen Theil I, welcher das Quellenmaterial zu den mittelalterlichen Bearbeitungen in den Volkssprachen übersichtlich darstellt.

Der II. Theil der Schrift handelt Seite 15—138 von der Verbreitung der Kindheitsevangelien in der romanischen und germanischen Literatur. Der Verf. hat das Verdienst, dass er besonders für das französische Sprachgebiet eine Reihe wichtiger nur handschriftlich vorhandener Denkmäler nachweist und analysirt, welche auf den apokryphen Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit beruhen. Eine kritische Bearbeitung und Veröffentlichung der einschlagenden Texte wird hierbei in Aussicht gestellt. In den vorläufig gegebenen Textproben sind leider einzelne Lese- und Druckfehler stehen geblieben, welche leicht hätten vermieden werden können. Doch hier möge nur eine kurze Uebersicht über die französischen poetischen Bearbeitungen der Kindheitsevangelien folgen. An erster Stelle wird das Werk des Herman von Valenciennes, geistlichem Dichter des 12. Jahrhunderts, aufgeführt, welcher sein Gedicht La vie nostre dame — die Bezeichnung Roman de Sapience, welche auf einem Lesefehler der mittelalterlichen Schreiber beruht, sollte endlich ganz verschwinden, was schon Gaston Paris

in der Romania rügt — nach dem evangelium de nativitate Mariae bearbeitete. Aus den zahlreichen Hss. folgen mehrere Textproben, welche nicht ausführlicher gegeben zu werden brauchten, zumal da Edm. Stengel unseres Wissens schon vor Jahren eine kritische Ausgabe versprochen hat. An zweiter Stelle wird Maistre Wace's Leben der heil. Jungfrau genannt, wozu die Quellen schon von Mancel und Trebutien ziemlich vollständig angegeben waren. Auch V. Luzarche's Text genügt strengeren Anforderungen nicht, so dass eine kritische Ausgabe nicht überflüssig ist. Der Beweis, ob Wace auch Verfasser des kleinen Gedichts Coment la nativité nostre dame fu trovée ist, ist nicht mit Sicherheit beigebracht; inhaltlich bietet das Gedicht wenig Interesse. Drittens folgt eine Stelle aus Robert's de Borron Roman vom heiligen Graal, in der Maria's Abkunft von Joachim und Anna berichtet wird, wo also eine deutliche Benutzung der Kindheitsüberlieferungen zu Tage tritt; vielleicht hätte ein blosser Hinweis auf Migne oder Furnivall genügt. — Viertens beginnt die Reihe der Gedichte aus dem 13. Jahrhundert, die ebenfalls auf Grundlage der Kindheitsevangelien gearbeitet sind. So die Joies nostre dame von dem Normannen Guillaume le Clerc, dem Dichter des Besant und des Bestiaire, aber auch der Treis moz, der Tobias- und Magdalenenlegende, wie Verf. behauptet. Von den altfranzösischen geistlichen Dichtungen ist dies eines der formvollendetsten Gedichte, und die Sprache ist gewandt und fliessend; nur am Schluss wird der Dichter etwas weitschweifig; aber dadurch wird der Eindruck des Ganzen nicht beeinträchtigt; in didaktisch-lyrischem Tone gehalten ist es nach verschiedenen Quellen bearbeitet. Die Textprobe ist überflüssig, da das Ganze in Gröber's Zeitschrift gedruckt vorliegt. Ob übrigens der angelsächsische Ausdruck Modreniest = Môdra nicht aus Beda entnommen ist, scheint Ref. mehr als zweifelhaft. Fünftens nennt Verf. ein Walther von Coinsy zugeschriebenes Gedicht betitelt: La nativité nostre dame. Eine ausführliche Textprobe gestattet ein Urtheil über das Ganze, welches in dem süsslich zerfliessenden Tone Walther's von Coinsy abgefasst ist. Das ganze Denken und Dichten des Dichters ist die Jungfrau Maria und die Liebe zu ihr; es mochte den Dichter der Miracles nostre dame reizen, auch die Geburt der Gottesmutter Wort für Wort in romanische Reime zu bringen; von ihr zu sprechen, ihr zu gefallen, ist sein Ziel. V. 34 nennt er die Champagne, schon eine Andeutung der Heimath dieses Denkmals. V. 73 fg. nennt die Briefe der Bischöfe Chromatius und Heliodorus an Hieronymus, die er in sein Gedicht mit verwebt. Von seiner Quelle scheint der Dichter nur in geringem Masse abzuweichen. Leider wird ausser dem Anfange nur noch der Schluss mitgetheilt, aus dem hervorgeht, dass das Gedicht mit Jesu Geburt zu Bethlehem schliesst.

Sechstens: La nativité nostre seigneur Jhesu Crist et ses enfances. Von diesem Gedicht folgt Anfang und Schluss. Diese contes dévots waren im Mittelalter das Entzücken frommer Zuhörer in und ausser den Kirchen. Sklavisch folgt der Dichter Walther von Coinsy seiner lateinischen Quelle; kaum dass seine Phantasie bei Beschreibung der Schönheit Maria's einen höheren Anflug nimmt.

Siebentes schliesst sich von demselben Dichter an die Legende vom heiligen Zahne, den Jesus in seiner Kindheit wechselte, der als Reliquie zu St. Médard bei Soissons aufbewahrt wird. Das kleine Gedicht umfasst ca. 500 Zeilen. Verfasser nennt keine Quelle. Irren wir nicht, so ist seine Autorität Leo IX.

Achtens wird ein an poetischem Gehalte weit bedeutenderes in vier Hss. vorhandenes Gedicht nach einer Pariser Hs. analysirt. Es ist im Predigttone, aber frisch und lebendig abgefasst, wie die Proben beweisen. Das Verweilen der heil. Jungfrau im Tempel, die Verkündigung, die Vermählung Maria's mit dem weissbärtigen 200 Jahre alten Joseph, das Wunder von Joseph's blühender Gerte, die Schatzung durch den König von

Bethlehem, die Reise der heil. Familie dorthin, welche vor der Stadt auf einem weissen Steine ausruht, während Joseph in der überfüllten Stadt Herberge sucht, bis er mit Maria endlich bei einem reichen Manne Aufnahme findet, dessen Tochter Anastasia bei der Geburt des Jesuskindes ihre Hände wieder gewinnt, alles wird in schöner, anschaulicher Darstellung geschildert. Höchst werthvoll ist hieraus die Mittheilung der Legende von den zwölf Räubern in der Schilderung der Flucht der heil. Familie nach Aegypten, wodurch Licht über die Quelle des deutschen Dichters Konrad von Fussesbrunn verbreitet wird, über deren Auffindung man sich lange vergeblich abgemüht hat. Also das frz. Gedicht muss in den ersten Jahren des 13. Jahrh. abgefasst sein. Auch die Schilderung, wie Joseph an dem von Dimas bewachten Stadtthor Einlass begehrt, das lebendige Wechselgespräch, die Begegnung mit dem Räuber, der die heil. Familie in sein Haus aufnimmt und zwei Tage bewirthet, die Gartenscene, wo die heil. Jungfrau das Jesuskind in einer Quelle badet, während das von diesem herabträufelnde und auf die Steine fallende Wasser sich in Rosen, Lilien und Veilchen verwandelt, während das Weib des Räubers, das sieben Jahre lang aussätzig gewesen, durch das Bad des Kindes wieder gesund wird (vgl. das altspan. Ged.), ferner wie aus diesen Blumen die Salbe bereitet wird, mit der Maria Magdalena, die Schwester des Räubers, die Füsse des Herrn salbte, wie die heil. Jungfrau das Kind des Räubers stillt, wie der Räuber Dismas seine Gäste sicher durch den Wald geleitet und die heil. Familie ihre Reise nach Aegypten weiter fortsetzt, endlich wie in der Winterszeit beim Eintritt Maria's in den Wald alle Bäume zu blühen, alle Vögel zu singen und alle wilden Thiere Jesum anzubeten beginnen, ein Wunder, welches den Sinn des Räubers ändert, alles ist in hellen Farben dargestellt. Die Seite 60 angeführte Legende vom Sämann, dem die heil. Familie auf dem Wege nach Aegypten begegnet, die Verfolgung durch die Mannen des Herodes, welche den Jesusknaben tödten wollen, erinnert deutlich an eine Scene bei Jubinal, Mystères inédits. Auch verdient noch besondere Beachtung die seltsame Erzählung von dem Räuber Yzacar, vom Schloss des Orion, wo die heil. Jungfrau bis zu Jesu siebentem Lebensjahre weilt, ferner die Legende, nach welcher die Judenkinder an einem Sabbath mit ihren Trinkgefässen zur Quelle gehen, wo Johannes seinen Becher zerbricht und von Jacobus in die Quelle gestossen wird, weiter wie der Jesusknabe zuletzt die 19 Krüge aus den Scherben wiederherstellt, endlich wie Jesus im Tempel zu Jerusalem mit den Juden disputirt und die Schrift auslegt, alles ist voll naiver Einzelnheiten. Der Einfluss dieses Werkes auf die frz. Literatur, so auf Ph. Mousket, wird S. 74—75 nachgewiesen.

Neuntens wird ein wohl irrthümlich Jean de Meun zugetheiltes Gedicht vom Leben Jesu ohne Angabe einer Hs. genannt.

Zehntens ein Gedicht betitelt „Les enfances nostre seigneur" der Cambridger Univ.-Bibliothek, das unseres Wissens auch von Stengel in seinen Mittheilungen aufgeführt ist.

Elftens werden von dem Oxforder Gedicht „Les enfances de Jhesu Christ" ebenfalls nur die Anfangszeilen mitgetheilt.

Zwölftens La vie de la s. Vierge Marie in Donaueschingen.

Dreizehntens La Conception Nostre Dame einer Hs. der Stadtbibliothek zu Chartres.

Vierzehntens La genealogie nostre dame.

Funfzehntens ein Gedicht einer Hs. des Lambeth Palace zu London.

Sechzehntens Le mariage Nostre Dame einer Pariser Hs. Da der Anfang dieses Gedichts schon bei P. Paris, Les mss. français steht, so konnte der Anfang wegbleiben. Eine Probe von mehr als 400 Zeilen giebt eine Vorstellung von der nicht hohen poetischen Begabung des unbekannten Dichters, dem auch Wace's Gedicht vorgelegen zu haben scheint, wie Verf. nachweist.

Soviel über die poetischen Bearbeitungen der Kindheitsevangelien in französischer Sprache. Es folgt der Nachweis, wie viel Vincentius von Beauvais in sein Speculum historiale aufgenommen hat; doch wird die Angabe über die vom Verf. benutzte Ausgabe vermisst. Hieran schliesst sich eine Musterung von französischen Prosabearbeitungen, alte Drucke und der Nachweis der Kindheitslegenden in der dramatischen frz. Literatur, der sich auf E. du Méril's, A. Jubinal's und G. Paris' Publicationen stützt, und bis in unser Jahrhundert werden Nachklänge an die Apokryphen nachgewiesen. An den Abschnitt über Frankreich reiht sich der Quellennachweis des provençalischen Gedichts von Jesu Kindheit auf Basis der Ausgabe von K. Bartsch. Die separate Stellung, die dies Werk im Verhältniss zu andern einnimmt, wird besonders hervorgehoben. Die Darstellung des Jesusknaben als Dämon, als Teufel, seine Rachsucht weist auf orientalischen Ursprung. Nach Aufführung der beiden Fragmente zu Paris und Neapel wird der Armuth der provenz. Literatur an dramatischen Erzeugnissen gedacht. Unter dem Abschnitt über Italien wird eine italienische „Infantia" oder „Fanciullezza del Salvatore" nach Fr. Zambrini, alte Drucke und Volksbücher angegeben und nach Ebert's, Palermo's, Giudici's Vorarbeiten dramatischer Stoffe gedacht. Auch in Spanien werden hochinteressante Christkindsagen nachgewiesen.

Soviel über den Theil, der die Literaturen der romanischen Völker in Betracht zieht. Es folgt die germanische Literatur. Hier können wir uns kürzer fassen, da O. Schade's Vorarbeit schon einen grossen Theil übersehen liess.

Im Heliand und in Otfried's von Weissenburg Evangelienharmonie werden die ältesten Spuren einer Kenntniss apokrypher Berichte von Jesu und Maria's Kindheit nachgewiesen. Auch das Werk der Hrodsvitha von Gandersheim, welche lateinisch schrieb, wird beiläufig eingehend untersucht und Gust. Freytag's, Barack's, Aschbach's, Thilo's, Tischendorf's Irrthum betreffs der Quelle wird berichtigt. Das in der Vorauer und Görlitzer Hs. vorhandene Gedicht vom Leben Jesu aus dem 12. Jahrh. verräth nur wenig Kenntniss der Apokryphen. Ausführlichere Benutzung zeigt sich bei Wernher, fälschlich von Tegernsee genannt, welcher im Jahre 1172 sein Marienleben schrieb und verschiedenen Quellen gefolgt ist. Nach Wernher schrieb Meister Heinrich sein liet, das verloren ist. Hieran schliesst sich das Gedicht von Jesu Kindheit von Konrad von Fussesbrunn, dessen beide Ausgaben Sprenger durch eine neue aus Pfeiffer's Nachlass ersetzen will. Die Kindheitswunder werden nach den Ausgaben von Hahn und Feifalik vorgeführt.

Es folgt das fragmentarische von Schade in einer Königsberger Hs. aufgefundene Gedicht von der Verkündigung und Geburt Maria's, sowie das von K. Bartsch die Erlösung betitelte Gedicht aus der Mitte des 13. Jahrh.; weiter das Passionale, das Marienleben des Karthäusermönchs Philipp, welches den Verfall dieser Dichtungsart einleitet, indem neue weitschweifigere lateinische Quellen von den deutschen Bearbeitern zu Grunde gelegt werden. So wird ein von A. Schönbach in der Zeitschrift für deutsches Alterthum herausgegebenes Werk, ferner Walther's von Rheinau Marienleben, endlich ein von Zingerle herausgegebenes Legendenwerk genannt. Endlich wird eine niederländische Bearbeitung des 13. Jahrh. analysirt, ein dänisches Volksbuch von 1508 nach Nyerup genannt und eine altschwedische Bearbeitung nach George Stephens sowie neuschwedische Volksbücher nach P. O. Bäckström aufgeführt

Unter dem Abschnitt über England, der den Schluss bildet, wird die älteste Spur apokrypher Kenntniss bei Kynewulf nachgewiesen; dann werden Horstmann's Publicationen der altenglischen Versionen verglichen und Verbesserungen nebst Nachträgen zu den Quellen hinzugefügt. Hieran wird eine Analyse des nordenglischen Cursor Mundi, ferner ein handschriftlich

vorhandenes Gedicht, Lydgate's Marienleben und die Mysterienspiele, Towneley Mysteries, Coventry Mysteries und Chester Plays angeschlossen; eine kurze Notiz fasst das Resultat der Untersuchung zusammen und bildet den Schluss. Soviel über die Verbreitung der Kindheitsüberlieferungen in der germanischen Literatur. Leider hat Verf. nicht ein Werk von W. Mannhardt gekannt, das 1864 erschienen und sehr selten ist; aus diesem würde er noch einiges haben lernen können. Um so dankenswerther ist ein Versuch von Oskar Schwebel, welcher in einer kleinen anziehenden Abhandlung: „Die Kindheit Jesu in der Volkssage" in der Magdeburgischen Zeitung vom 14., 16., 17. December 1879 genanntes Werk weiteren Kreisen näher bekannt macht; S. hat seiner Zeit die Schrift von Reinsch noch nicht gekannt, was nicht zu verwundern ist. Hat Reinsch die keltischen und altböhmischen Bearbeitungen der Kindheitsevangelien nicht berücksichtigt, so ersehen wir aus obigem Artikel, dass die Sage von Jesu und Maria's Kindheit auch in Indien, in Rumänien wie in dem Nationalepos der Finnländer Kalevala zu Hause ist. Von den rumänischen Liedern sind einzelne Züge grossartig, lieblich, ja erhaben zu nennen, gleichwie einzelne Sagen der Mohamedaner, so die Verkündigung der Geburt Isas durch Gabriel, welcher mit einem Finger den Obersaum des Gewandes Marjam's lüftet und ihren Busen anhaucht, ferner das Aufblühen der Dattelpalme zur Winterszeit, unter die sich Marjam geflüchtet und aus deren Wurzeln Wasser hervorsprudelt, tief empfunden sind und echt poetische Kraft in sich enthalten. Kurz, möge obige Schrift von R. hiermit bestens empfohlen sein und in weiteren Kreisen Anregung zur Erforschung dieses reichhaltigen Gebietes geben, gleichwie auf den genannten kurzen Artikel als eine Art Ergänzung hiermit hingewiesen sein mag. H.

Die Flexion im Cambridger Psalter. Grammatische Untersuchung von Emil Fichte, Dr. phil. Halle a. S., M. Niemeyer, 1879. 96 Seiten 8°.

Diese brauchbare Abhandlung soll hier nur kurz angezeigt werden. Dieselbe enthält nicht wenige neue und interessante Beobachtungen. Die Zusammenstellung der grammatischen Formen ist mit Fleiss und Sorgfalt angefertigt, doch in Folge von Druckversehen nicht überall zuverlässig. Die beiden Handschriften der Psalterübersetzung befinden sich, wie bekannt, in Cambridge und Paris. Nach einer Einleitung über das Alter, den Inhalt und das Verhältniss der Hss. geht der Verf. auf den anglonormannischen Dialekt des Cambridger Psalters näher ein. Ein Pendant zu Fichte's Arbeit ist Meister's Untersuchung über die Flexion im Oxforder Psalter, welche ihm als Muster vorschwebte. Die Verba theilt F. nach der lateinischen Formation ein, während er die Flexion der Substantive und Adjective nach romanischem Princip behandelt. Zuerst verzeichnet er dann die im Cambridger Psalter vorkommenden Verbalformen, giebt an zweiter Stelle Anmerkungen zu den Formentabellen und handelt drittens über die Declination im Cambridger Psalter. Der Schluss endlich enthält Beobachtungen über das Declinationszeichen *s*.

On the Language of the Proverbs of Alfred. — Dissertatio inauguralis, quam ad summos in philosophia honores ab amplissimo philosophorum ordine universitatis Halensis cum Wittenbergensi consociatae rite impetrandos scripsit auspi-

ciis et auctoritate illius ordinis Ernestus Gropp, Saxo-Borussus. Halis Saxonum, typis Ploetzianis MDCCCXXIX. 61 Seiten mit Titel und Dedication. 8°.

Obige Doctordissertation ist in Wirklichkeit jüngeren Datums als sie sich ausgiebt. Aber dass auf dem Titel des Buches ein Fehler statt MDCCCLXXIX stehen geblieben ist, erregt nicht gerade das Vertrauen des Lesers. Doch soll uns dies nicht abhalten, diese Arbeit näher anzusehen. Dieselbe ist unter der Anregung Zupitza's abgefasst, welchem sie auch gewidmet ist. Das Ganze zerfällt in 6 Abschnitte: der erste bildet die Einleitung und handelt von den Handschriften der Sprüche Alfreds in ihrem gegenseitigen Verhältniss, ihrem Verfasser und deren metrischen Besonderheiten; hieran schliesst sich eine Laut- und Flexionslehre, endlich Bemerkungen über fremde Worte und über den Text der Handschriften. Der Verfasser kennt die Arbeiten von Wülcker, Morris, Kemble, Warton, ten Brink, Pauli, Stratmann, Diez, Mätzner, Koch, Zupitza, scheint aber von dem Vorhandensein der Zeitschrift Anglia noch keine Ahnung zu haben. Die wörtlichen Citate aus Spelman, Vita Aelfredi waren überflüssig, sind auch nicht ganz correct; so steht p. 8 für *ψευδεπιγράφας ψευδεπίγραφας*; p 12: usurpatat für usurpabat; p. 55 steht für renders reuders etc. Diese Fehler jedoch sollen uns nicht abhalten, diese Dissertation, weil sie eine Förderung der Wissenschaft enthält, als eine brauchbare Arbeit zu bezeichnen und den Interessenten zu empfehlen.

Traité de la langue du poète écossais William Dunbar, précédé d'une esquisse de sa vie et de ses poèmes et d'un choix de ses poésies. Par Johannes Kaufmann, docteur en philosophie, à Elberfeld. Bonn, Weber, 1873. VI u. 107 p. in-8°.

Da es nicht immer möglich ist, alle neuen Publicationen aus dem Bereiche der neueren Sprachen bald nach dem Erscheinen einer Beurtheilung zu unterziehen und zur Kenntniss der Leser des Archives zu bringen, so beschränken wir uns darauf, über alle wichtigeren neuen Werke, falls die Verleger wie häufig eine rechtzeitige Zusendung ihrer Verlagsartikel nicht verabsäumen, stets möglichst bald kürzer gehaltene, lobende oder tadelnde Urtheile zu fällen und orientirende Nachrichten zu geben. So verdient obiges Werk, nachdem dasselbe schon vor Jahren erschienen, nähere Beachtung. In seiner ganzen Anlage ist es von den meisten Arbeiten dieser Art nicht sehr verschieden. Die Einleitung unterrichtet über die Lebens- und Blüthezeit des William Dunbar, welcher, obwohl er ohne erheblichen Einfluss auf die schottische Literatur gewesen, nach der voreingenommenen Meinung des Verfassers seinem Landsmanne Robert Burns nicht nachstehe; aus den Anspielungen auf seine Lebensverhältnisse in seinen Gedichten ergiebt sich, dass Dunbar um 1457 geboren ist; nach seiner Studienzeit in St. Andrews scheint er ein Wanderleben geführt zu haben, bis er an den Hof gezogen und zu diplomatischen Sendungen gebraucht ward; sein Todesjahr (zwischen 1513—1530?) ist ebenfalls nicht ganz sicher festzustellen. K. hat die betreffenden Stellen der Gedichte in seine Abhandlung eingeflochten, was bei der Seltenheit der Laing'schen Ausgabe des Dunbar nicht ganz überflüssig ist. Da es an einer historischen schottischen Grammatik fehlt, welche die Sprache von Barbour bis Burns darstellen musste, so sucht K. deren Principien kurz darzulegen. Weiterhin giebt der Verf. eine ausführliche Textgeschichte und stellt den reichhaltigen Stoff der Dichtungen Dunbar's übersichtlich zusammen. Hieran schliesst sich eine Auswahl aus

den Gedichten, nämlich 1. The Thrissil and the Rois. 2. The Goldyn Targe. 3. The Dance of the Sevin Deidly Synnis. 4. The Tod and the Lamb. 5. Lament for the Makaris. Den Rest der Abhandlung bildet eine Laut- und Flexionslehre. Einige Versehen sind mit untergelaufen: so S. VI Scotch statt Scottish; S. 1: non seulement statt non-s.; S. 107 actuell für actuel; S. 83 dissylabe statt dissyllabe; S. 65 serviyss statt servyiss u. a. Kurz, trotz einiger Mängel bildet diese Arbeit eine befriedigende Leistung.

The Frisian Language and Literature: A Historical Study. By W. T. Hewett. Ithaca, N. Y., Finch & Apgar, 1879. 60 p. 8°.

Der Verfasser dieser Schrift zeigt eingehende Sachkenntniss, indem er die Arbeiten von Heyne, Grimm, Müllenhoff, Eichhorn, Richthofen, Pertz, Volckmar, Falck, die Zeitschrift für deutsche Philologie, Wiarda, Rask, Wilda, Gaupp, Müller, Merkel, Gengler, Schmidt, Zöpfl, Bendsen u. a. benutzt hat, während auf die Untersuchung von Prof. Langhans, Ueber den Ursprung der Nordfriesen (Wien, Gerold, 1879) noch nicht Rücksicht genommen ist. Derselbe handelt zuerst über die alte Ausdehnung Frieslands und bringt Belegstellen aus Tacitus, Plinius und Ptolemaeus wie aus epischen Dichtungen des Mittelalters, so aus Beowulf, Gudrun, ferner aus Melis Stoke's Reimchronik und aus Maerlant bei, wo der Friesen Erwähnung geschieht, ohne jedoch die Sammlung zu erschöpfen. Der zweite Theil untersucht die Literaturdenkmäler des Friesischen, das zwar älter, aber zuerst in den Fuldaer Annalen von 882 als Frisica lingua nachgewiesen wird, während die ältesten friesischen Worte in der lat. lex Frisionum begegnen. Von den Gesetzen kommen diejenigen in Betracht, welche allgemein in Friesland und andererseits in einzelnen Gauen Geltung hatten. Zur Illustration sind in die Abhandlung Textproben eingeflochten. Möge dies Schriftchen in Deutschland weitere Verbreitung finden!

Ueber Sprache und Quellen des mittelenglischen Heldengedichts vom Sowdan of Babylon. Von Emil Hausknecht. Berlin 1879.

Das me. Gedicht vom Sowdan of Babylon bildet eine Nachahmung der Chanson de geste des Fierabras, welche in den Vulgärsprachen weit verbreitet und auch in England und Schottland nicht unbeliebt war. Es gab in England drei verschiedene Bearbeitungen des Fierabras, den Syr Ferumbras, die Destruction de Rome und den Sowdan of Babylon. Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Sprache und die Quellen dieser letzten Dichtung auf Grund des 1854 für den Roxburghe Club nach der einzigen Hs. veröffentlichten Textabdruckes mit Rücksichtnahme auf die beiden anderen Redactionen zu untersuchen. Eine neue Ausgabe des Sowdan of Babylon, seit längerer Zeit ein Desideratum, ist von Herrn Hausknecht für die Early English Text Society veranstaltet.

Der erste Theil der Abhandlung untersucht Dialekt und Sprache dieser Dichtung, welche dem östlichen Mittellande zugewiesen wird, ferner die Reinheit der Reime und den Strophenbau sowie die Entstehungszeit und die Autorschaft des Gedichtes. Aus der Untersuchung ergiebt sich als Abfassungszeit der Anfang des 15. Jahrhunderts, während über den Namen und Stand des Autors der Nachwelt keine Kunde erhalten geblieben ist.

Der zweite Theil enthält die Untersuchung über die Quellen des Sow-

dan und das Verhältniss der einzelnen Versionen, und es ergiebt sich das Resultat, dass der Dichter des Sowdan sowohl die Destruction de Rome als auch die Chanson de geste von Fierabras oder eine dieser ähnliche Fassung frei als Quelle benutzt hat, während Syr Ferumbras eine blosse Uebersetzung des französischen Fierabras ist, und die Destruction zur cyklischen Verbindung dienen sollte, nicht um den verloren gegangenen ersten Theil des Fierabras zu ersetzen.

Dieser ausführlichen klaren Darlegung, die bis Seite 29 reicht, schliesst sich Seite 30—40 der erste Excurs an über das Verhältniss des englischen Syr Ferumbras zum französischen Fierabras, deren Verhältniss durch vergleichende Analyse erörtert wird; und zwar wird eingehend beleuchtet, wie der englische Nachdichter dem Gedankengange wie dem Wortlaute nach sich möglichst eng an seine französische Vorlage hält, wiewohl sich auch unbedeutende Abweichungen vorfinden. Der zweite Excurs Seite 41 bis zum Schluss behandelt das Verhältniss der Destruction de Rome zum Fierabras und wendet sich gegen Gröber's Behauptung, dass die Destruction de Rome der verloren gegangene erste Theil des Fierabras oder eine Bearbeitung desselben sei. Aber dieser Ansicht steht entgegen, dass die Destruction de Rome von einem anderen Verfasser und in anglonormannischem Dialekt geschrieben ist, welchen ihr Herausgeber nicht erkannt hat, obschon er von Anglicismen im Gedicht spricht.

Zu der Voruntersuchung Gröber's werden hier eingehende Nachträge geliefert, welche diesem Excurse einen erhöhten Werth verleihen. Aber Seite 45 findet sich die falsche Angabe, Gaston Paris habe in seinen conférences vorgetragen, signe sei das griechische *συνδον* und gleichbedeutend mit suaire. Vielmehr lautet das Wort *σανδών*, im Vulgärlatein syndon (fem.) und in altfranzösischen Texten sindone, sydoine oder sindoine, das sich u. a. in Robert's de Borron Roman vom heil. Graal mehrfach vorfindet; vgl. Diez, Altroman. Glossare p. 32.

Von wenigen typographischen Ungenauigkeiten und unbedeutenden orthographischen Inconsequenzen abgesehen — Seite 46, Zeile 14 steht pue statt que, Zeile 15 douziéme statt douzième; bald ist ö, bald oe, ue etc. geschrieben — lässt Ausstattung und Druck des Werkchens nichts zu wunschen übrig. Kurz, wir haben es hier mit einer recht interessanten und gründlichen Erstlingsarbeit zu thun, deren Verfasser zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Ein spanisches Steinbuch. Mit Einleitung und Anmerkungen zum ersten Mal herausgegeben von Karl Vollmöller. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. VI u. 34 Seiten kl. 8°.

Der Abdruck dieses Prosa-Lapidärs erfolgt hier nach der einzig bekannten Hs. des 15. Jahrh., Addit. Ms. 21245 des British Museum zu London, welche von Gayangos beschrieben ist. Der Herausgeber behält sich weitere Mittheilungen aus dieser Hs. vor. Derselbe druckt nach Gallardo Auszüge aus einem anderen spanischen Lapidär unter dem Texte ab und nennt noch andere handschriftlich vorhandene spanische Steinbücher, ohne den Gegenstand zu erschöpfen. Die von Prof. Lemming in London besorgte Abschrift scheint überall sorgfältig angefertigt zu sein; Seite 15, Anmerkung 3 ist keine Lücke im eigentlichen Sinne, sondern in der Hs. ist nur ein leerer Raum gelassen. Die Quellen des unbekannten Uebersetzers, der aus Isidor und Marbod schöpfte, werden in den Anmerkungen besonders nach Migne's Patrologia und nach Beaugendre nachgewiesen; Beckmann's Ausgabe des Marbod, Göttingen 1799, hat der Herausgeber nicht benutzt, ist auch nicht näher auf die französischen und deutschen Steinbücher (vgl. Hans Lambel, Das Steinbuch. Ein altdeutsches Gedicht von Volmar. Heil-

bronn, Henninger, 1877) eingegangen. Zur Vergleichung möge hier eine Tabelle folgen, in welcher die Steine des altdeutschen Gedichts, des altspanischen und des ältesten französischen Lapidärs der Reihenfolge nach aufgezählt werden sollen.

A. Volmar's Gedicht: 1. Almendîn. 2. Topazius. 3. Smâragdus. 4. Karfunkelstein. 5. Saphirus. 6. Jâchant. 7. Cristal. 8. Achât. 9. Amatiste. 10. Crisolîte. 11. Onichînus. 12. Jaspis. 13. Diamant. 14. Kappenstein. 15. Corniol. 16. Coral. 17. Etîte. 18. Swalwenstein. 19. Cirîôn. 20. Elitrôpie. 21. Krotenstein. 22. Geracîte. 23. Calcofôn. 24. Berle. 25. Victres. 26. Optaljas. 27. Turkois. 28. Orîtes. 29. Çalcedôn. 30. Sardius. 31. Flammât. 32. Magnât. 33. Kâmahû. 34. Rubîn. 35. Balas. 36. Crisopras. 37. Grânât — rôter Jâchant. 38. Diacodâ.

Reihenfolge der Steine im spanischen Steinbuch Vollmöller's:

1. Diamante. 2. Achates. 3. Eletria. 4. Jaspe. 5. Çafir. 6. Calçedon. 7. Esmeralda. 8. Sardonice. 9. Oniz. 10. Sarda. 11. Crisolito. 12. Ueril. 13. Topaza. 14. Crisopasso. 15. Jaçinto. 16. Matista. 17. Çelidonia. 18. Gaçio. 19. Magnete. 20. Coral. 21. Alabanlina. 22. Cornerina. 23. Carbunculo. 24. Scandasiro. 25. Ligirio. 26. Echite. 27. Lingite. 28. Silenite. 29. Enites. 30. Astrion. 31. Gagatromeo. 32. Çeraunio. 33. Hismari. 34. Eliotropia. 35. Gerachite. 36. Dracontide. 37. Asterite. 38. Epistiçe. 39. Ematite. 40. Abeston. 41. Peanite. 42. Enfite.

Bei Philippe de Thaün finden sich nur folgende Steine: 1. Turrobolen. 2. Adamas. 3. Jaspe. 4. Saphire. 5. Castedoine. 6. Smaragde. 7. Sardonix. 8. Sardius. 9. Crisolite. 10. Beril. 11. Topacius. 12. Crisopassus. 13. Jacinctus. 14. Amatistus. 15. Union.

Bibliotheca Normannica. Denkmäler normannischer Literatur und Sprache herausgegeben von Hermann Suchier. I. Reimpredigt. Halle, M. Niemeyer, 1879. LVI u. 110 Seiten 8°. II. Der Judenknabe. 5 griechische, 14 lateinische und 8 französische Texte herausgegeben von Eugen Wolter. Halle, M. Niemeyer, 1879. 128 Seiten 8°.

Von dieser vortrefflichen Sammlung normannischer Denkmäler liegen bis jetzt zwei Bände vor; von diesen ist der erste von Suchier selbst, der zweite von dessen Schüler Wolter herausgegeben. Der erste Band ist vom Herausgeber seinem Lehrer ten Brink, der zweite Suchier gewidmet. Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, die ältesten Sprachdenkmäler, welche in der Normandie, „der Wiege der französischen Literatur", entstanden sind, in einer Sammlung wie die Bibliotheca Normannica ist, zu vereinigen. Dabei hat es Suchier der Einleitung zu Folge zunächst auf die ältesten und wichtigsten Texte abgesehen, die vor 1160 entstanden und meist in normannischem Dialekt erhalten sind; so soll bald das einer deutschen Kaiserin gewidmete Sibyllengedicht und Samson's von Nanteuil Commentar der Proverbia Salomonis nach der Londoner Hs. veröffentlicht werden. Die Reimpredigt, welche beginnt: Grant mal fist Adam, ist hier nach den von einander unabhängigen drei Handschriften veröffentlicht; sowohl die Pariser als auch die Cambridger und Oxforder Hs. ist in England geschrieben; doch ist die Hs. A, Ms. fr. 19525 zu Paris, auf der der kritische Text basirt, am meisten frei von anglo-normannischen Formen; aber das Gedicht selbst ist in Frankreich verfasst. Das Verfahren des Herausgebers bei Herstellung des Textes war, in möglichst conservativer Weise die ältesten Formen zu reconstruiren. Bei der Kritik der Sprachformen waren Gaston Paris' epochemachende Arbeit über das Gedicht vom heiligen Alexius und Mall's Ausgabe des Computus massgebende Muster, von Meister's und Fichte's Unter-

suchungen ganz abgesehen, wiewohl Suchier seine Aufgabe anders fasst als seine Vorgänger: nämlich die ursprünglichen Sprachformen herzustellen. Doch gilt ihm dies Ziel als nicht vollständig erreichbar. Deshalb construirt er den Text von A so, „wie ein Copist nach der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Normandie die Originalhandschrift abgeschrieben haben würde." Betreff's der Entstehungszeit und der Heimath der Reimpredigt kommt Suchier zu dem Resultat, dass der Dichter dem Continente angehört und vor Wace und dem Verfasser des Aeneas, also etwa im Anfange des 12. Jahrhunderts geschrieben haben muss. Die Strophe der Predigt, welche das älteste Denkmal mit vollem consonantischen Reime ist, besteht aus sechs Fünfsilblern mit dem Reime aabccb, seltener aabaab. Die Untersuchung über diese Versart und ihre Beliebtheit ist interessant, aber die Herleitung ihres Ursprungs dürfte Widerspruch finden. Dass diese Predigt, welche drei Abschnitte: Sündenfall, Erlösung und jüngstes Gericht enthält, von der Kanzel herab dem Volke vorgetragen wurde, geht aus mehreren Stellen des Gedichts selbst hervor. Suchier's Ausgabe nach dem gesammten vorhandenen Handschriftenmaterial ist um so freudiger zu begrüssen, als Achille Jubinal's fehlerhafter Abdruck der unvollständigen Pariser Hs. so gut wie nicht vorhanden war, weil dies Buch nur in beschränkter Anzahl gedruckt ist. Die 129 Strophen veröffentlicht Suchier so, dass dem kritischen Text auf der linken Seite gegenüber der Wortlaut der Handschriften B und C zum Abdruck kommt; zuletzt folgen Seite 66—80 Anmerkungen.

Als Anhang folgt Seite 81—110 der Text der Reimpredigt Deu le omnipotent, in anglo-normannischem Dialekt, welche 122 Strophen enthält und nur in einer Londoner Hs. Arundel 292 vorhanden ist. Der Dichter dieser jüngeren Predigt beruft sich Strophe 13, 48 auf St. Bernhard, der Strophe 57 nochmals mit le seint gemeint ist, während Strophe 59 den Propheten Jeremias nennt. Nicht alle Citate vermochte Suchier nachzuweisen. Derselbe verdankt Förderung seiner Studien dem früheren Cultusminister Dr. Falk, wie ihn die Prof. Jacobi und Hering in Halle mit ihrem Rathe unterstützten. Die Copie des Gedichts ist von Aug. Reinbrecht angefertigt, aber vom Herausgeber selbst mit der Hs. collationirt worden.

Falsche Lesarten sind folgende zu bemerken: Strophe 15, 1: Suchier: greinur, Hs.: greniur. 15, 3: eisil, Hs.: esil. Str. 22, 5 hat S. richtig greniur. 25, 2 enseine, Hs. ensenie. 27. 6 fert, Hs. feri; das Tempus ergiebt sich schon aus salgist, reprist, dist. 28, 4 stimmt seniur zu obigem greniur. 35, 1 ist der Strich über gupiz ausgekratzt. 78, 6 besser: sa fiance[e] aveit. 83, 4 ist erst roth durchstrichen, dann ausgeschrieben. 93, 6 li, Hs. si. Zuletzt folgen noch Seite 106—109 Anmerkungen und Seite 110 ein Verzeichniss der in beiden Reimpredigten vorkommenden Eigennamen.

Im II. Bande der Bibliotheca Normannica behandelt E. Wolter die bekannte Legende vom Judenknaben, der mit seinen christlichen Kameraden zur Communion geht, von seinem Vater mit dem Feuertode bestraft, aber von der heiligen Jungfrau Maria aus den Flammen gerettet wird. Der im Corrigiren noch ungeübte Herausgeber kennt hiervon 33 Fassungen in griechischer, lateinischer, französischer, spanischer, deutscher, arabischer und äthiopischer Sprache, die er einzeln durchgeht. Dabei zeigt er eine ausgedehnte Belesenheit in den verschiedenen Literaturen und giebt eine bequeme übersichtliche Zusammenstellung von 5 griechischen, 14 lateinischen und 8 französischen Bearbeitungen dieser Legende. Unterstützt wurde er bei seinen Recherchen durch Suchier, Monaci, Reinsch, Haupt, Neubauer, Stengel, Lucae, Meyer, Schipper, Zotenberg, Zacher, welche ihm einzelne seltene Stücke zugänglich machten. Gegenüber den französischen Texten erscheinen die griechischen und lateinischen Bearbeitungen zu ausführlich behandelt; von den griechischen diese Legende mit enthaltenden Schriftwerken wird genannt:

1. Euagrius scholasticus. 2. Das Leben des heiligen Menas, Erzbischofs

von Constantinopel 536—552. 3. Nicephorus Callistus (14. Jahrh.). 4. Agapios oder Athanasios Landos, Mönch auf dem Berge Athos (Mitte des 17. Jahrh.). 5. Text nach einer Wiener Hs.

Lateinische Bearbeitungen: 1. Gregor von Tours. 2. Sigibert von Gembloux. 3. Honorius von Autun. 4. Botho Prunveningensis. 5. Liber miraculorum Mariae nach einer Londoner Hs. 6. Text nach einer Hs. der Bibl. Alessandrina in Rom. 7. Vincenz von Beauvais. 8. Jacobus a Voragine. 9. Text nach einer Pariser Hs. 10—11 ebenfalls nach einer Pariser Hs. 12. Gedicht nach einer Pariser Hs. des 15. Jahrh. 13. Johannes Herold. 14. Petrus Rossetus, Gedicht.

Französische Texte: 1. Adgar Willame, leider nur 29 Zeilen. 2. Walther von Coincy, 142 Zeilen. 3. Vie des anciens peres, nach 15 Handschriften. 4. Le dit du petit Juitel. 5. Anglonormannisches Gedicht nach der Londoner Hs. royal 20 B 14. 6. Jean le Conte, Prosa. 7. Prosatext. 8. De Fleury (18. Jahrhundert).

Den französischen Texten Seite 77—125 schliessen sich jedesmal Lesarten anderer Handschriften und Anmerkungen an, welche Sachkenntniss zeigen, während Seite 126—128 Nachträge und Berichtigungen beigebracht werden. Dieses Début berechtigt zu der Hoffnung, dass sich der Herausgeber noch an schwierigere Aufgaben wagt und auf dem betretenen Wege weiter fortschreitet.

Histoire et théorie de la conjugaison française par Camille Chabaneau. Nouvelle édition revue et augmentée. Paris, F. Vieweg, 1878. II u. 133 Seiten 8°.

Die erste Ausgabe dieses Werkes ist im Jahre 1868 erschienen und in Frankreich wie in Deutschland hinreichend bekannt und verbreitet. Deshalb wird es genügen, auf den Unterschied der beiden Auflagen hinzuweisen. Bekanntlich hat der thätige Chabaneau (in Montpellier) für dies Werk von der Académie des inscriptions et belles lettres einen Preis erhalten. Der Verfasser hat durch die neue Auflage das Werk der ihm zu Theil gewordenen wohlwollenden Aufnahme würdiger machen wollen. Die Seitenzahl beider Auflagen ist dieselbe; aber die ersten vier Seiten der ersten Auflage sind weggeblieben; einzelne stilistische Ungenauigkeiten sind beseitigt; weitschweifige Partien sind gekürzt oder geändert und einzelne Anmerkungen neu hinzugefügt worden. Auf die bedeutenden Fortschritte der Forschung seit 1868 ist billig Rücksicht genommen, und der Verfasser kennt die Grammatiker des 16. Jahrhunderts ebenso gut wie bei ihm die Leistungen von Diez, G. Paris, Littré, Brachet, Darmesteter, Ayer, Burguy, Heyse, Tobler etc. Anerkennung finden. Besonders der letzte Theil von Seite 71 an ist mehrfach umgearbeitet worden, und an Stelle des Anhangs über die 3. Person des pluriel in den patois sind in der neuen Auflage p. 129—133 Zusätze getreten. Möge auch die neue Auflage, welche der Verfasser seinem Freunde A. Boucherie gewidmet hat, neue Anerkennung finden und weitere Anregungen geben.

L'art poétique de Boileau dans celui de Gottsched. Eine literarhistorische Studie von Dr. O. Wichmann, ord. Lehrer am Wilhelms-Gymnasium zu Eberswalde. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1879. 30 Seiten inclusive Titelseite, 8°.

Diese französisch geschriebene Abhandlung, deren doppelzüngiger halb französischer und halb deutscher Titel sich höchst sonderbar ausnimmt,

untersucht auf 28 Seiten das Verhältniss von Boileau's Art poétique zu Gottsched's „Versuch einer kritischen Dichtkunst", bietet aber durchaus nichts Neues dar. Ueberhaupt hätte das ganze Opus, welches den Eindruck einer erst deutsch aufgezeichneten Jugendarbeit macht, besser ungedruckt bleiben oder sich auf wenige Seiten reduciren lassen können; denn es war vollständig überflüssig, die Proben aus Boileau wörtlich abzudrucken, wo ein blosser Hinweis auf die betreffende Stelle des jedem Fachmanne zugänglichen Art poétique genügte. Herr W. will nicht die Bedeutung Gottsched's für die deutsche Literatur und den Einfluss seiner Dichtkunst untersuchen, sondern das Verhältniss, in wie weit sich der Dictator der deutschen Sprache die Lehren des Art poétique Boileau's zu eigen gemacht. Die Einleitung, welche W. giebt, holt zu weit aus, ehe der Leser in medias res versetzt wird. Dann, nachdem angegeben ist, in welcher Form die beiden Autoren ihre Gedanken ausgedrückt, geht es los mit Premièrement nous voulons considérer etc. und es werden die Lehren in Betracht gezogen, welche Boileau und Gottsched aufstellen, um das Ziel wahrer Poesie zu erreichen. Aber [illegible] zeigt Herr W. nur zu deutlich, dass er nicht im Stande ist, einen Que[illegible]achweis zu führen. Der ganze Ton der Arbeit ist nur analysirend und ästhetisirend, nicht kritisirend; rechnet man die wörtlich angeführten Stellen aus Boileau ab, so bleibt als Zuthat W.'s nur die Reproduction bereits bekannter Thatsachen, welche in französisches Gewand gehüllt sind und mehrfach deutschen Ursprung verrathen. Ueberhaupt ist der Grund nicht recht einzusehen, warum ein Deutscher, der noch nicht in die Feinheiten der fremden Ausdrucksweise eingedrungen ist, statt seiner lieben Muttersprache ein fremdes Idiom gebraucht, um sich dahin auszusprechen, dass — dies ist das ganze Endergebniss der weitschweifig ausgeführten Abhandlung — Gottsched sich das zu eigen gemacht, was Boileau gebilligt oder missbilligt hat, und dass man in dem französischen Muster keine Lehre fände, die sich nicht in der deutschen Nachbildung wiederfände. Aber diese oberflächliche Angabe ist zu apodictisch als dass wir ein genaues Urtheil über das Verhältniss Gottsched's zum Dictator des französischen Parnasses gewännen. Kurz, kein Leser wird diese Arbeit weder von der literarhistorischen noch von der sprachlichen Seite für beachtenswerth halten. Gegen das Ende hin sieht Herr W., dass die gehörige Seitenzahl herauskommt; deshalb unterlässt er es, die Stellen aus Boileau wörtlich anzuführen, und verweist einfach auf die bezüglichen Verse des betreffenden Gesanges. Endlich noch kurz einige stilistische Bemerkungen. Die pathetische Häufung des Ausdrucks ist zwecklos; z. B. Seite 3: ... parvint à germer, à prospérer, à fructifier; oder Seite 7: ... corrigeait, traduisait, admirait, s'efforçait, louait. Nicht immer ist der richtige Ausdruck getroffen, wiewohl die Worte des Dichters meist nur in Prosa umschrieben zu werden brauchten; die beschönigende Wendung pour ainsi dire kehrt zu oft wieder, so Seite 5, 8, 12 und 18. Mit dem Ausdrucke musste mehr gewechselt werden; so steht exhorter auf S. 6 zwei Mal. Die Bemerkung über das Französische S. 4 (— une langue qui avait en elle le principe de clarté et de simplicité plus que l'allemand —), die ihren Ursprung Voltaire verdankt, ist eine Phrase, die keine Berechtigung hat, aber immer und immer wiederholt wird. Seite 7 konnten die Worte toutefois on continua à travailler au Parnasse allemand ganz wegbleiben, da im Folgenden derselbe Gedanke correcter ausgedrückt wird. Seite 8 gehört der Ausdruck devient tel par son astre en naissant dem poetischen Stil an, musste deshalb nach heutiger Redeweise anders modulirt werden. Die Interpunction ist ebenfalls ungenau. Seite 10 fehlt in dem mit Quoi eingeleiteten Satze das Fragezeichen; Seite 14 und an zwei Stellen Seite 17 und Seite 22 fehlt vor mais das Komma. Auch fehlt in léger Seite 22 der Accent; ebenda steht sagit statt s'agit. Seite 21 lesen wir *ὠδί*, statt *ωδέ*, warum nicht ode? Doch kurz: die ganze Arbeit mit ihrer Leere des Inhalts gehört zu den über-

flüssigen Producten, und ein Franzose dürfte es kaum der Mühe für werth halten, dieses Machwerk aus der Feder eines deutschen Scribenten durchzulesen. R.

Les Unités d'Aristote avant le Cid de Corneille. Etude de littérature comparée par H. Breitinger, Prof. de littératures étrangères à l'université de Zurich. Genève, Georg, 1879. 74 Seiten 12.

In dieser jüngst erschienenen, äusserst klar geschriebenen, vergleichenden Studie gelangt Prof. Breitinger, der sich schon vielfach auf dem Gebiete der neueren Sprachen ausgezeichnet hat, zu ganz neuen und überraschenden Resultaten, welche die bis jetzt allgemeine Ansicht, als hätten die Franzosen um das Jahr 1630 unter dem Einfluss von Chapelain zuerst das sogenannte aristotelische Gesetz von den drei Einheiten festgestellt und angenommen, völlig umstossen. In einer 45 Seiten langen Untersuchung verfolgt Br. Schritt für Schritt die Entwicklung dieses fälschlich dem griechischen Philosophen zugeschriebenen Gesetzes, das er treffend eine „superstition littéraire" nennt, bei den Italienern, Spaniern und Engländern und beweist so die Unrichtigkeit der bisherigen Annahme. In Italien, das schon im Jahre 1529 eine Art „ars poetica" aufzuweisen hat in: La Poetica, Divisions quattro" von Trissino, finden wir dass bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Folge der Nachahmung des antiken Dramas die Dichter an das Gesetz der Einheiten sich hielten, wobei jedoch das von der Einheit des Ortes, dessen bei Aristoteles gar nicht Erwähnung geschieht, das jüngste ist. Zu den Spaniern übergehend beweist uns der Verfasser, dass auch dort der Streit der klassischen mit der romantischen Schule, der zwischen 1590 und 1624 sich abwickelte, damit endete, dass schliesslich die Einheiten, auch die des Ortes, als Gesetz anerkannt wurden. Hier ist zuerst von der Einheit des Ortes als von einem Gesetz bestimmt die Rede in den „Cigarrales de Toledo", einer Novellen- und Komödiensammlung des berühmten Tirso de Molina aus dem Jahre 1624, wo es heisst: „die dem Lustspiele von seinen ersten Erfindern gezogenen heilsamen Grenzen sind eine Handlung, deren Anfang, Mitte und Ende in höchstens 24 Stunden verlaufe ohne Verlassen eines Ortes" (una accion, cuyo principio, medio y fin acaezca a lo mas largo en veinte y quatro horas sin movernos de un lugar). Am frühesten aber und zugleich am schärfsten wird das Gesetz von den drei Einheiten ausgesprochen in England, wo fast 100 Jahre vor Boileau's Art poétique der bekannte Dichter Philip Sidney in seinem um 1581 bis 1585 abgefassten und 1595 erschienenen Buche: „An Apology for Poetry" sich folgendermassen auslässt über die Tragödie Gorboduck oder Ferrex und Porrex, welche 1562 vor der Königin Elisabeth aufgeführt wurde, und die er den vielen schlechten gegenüber lobt: „in den Einzelheiten aber ist sie sehr mangelhaft, und das bedaure ich, da sie nicht als mustergültig dasteht; denn sie ist fehlerhaft in Bezug auf Ort und Zeit, diese beiden nothwendigen Begleiter aller wirklichen Handlungen. — die Bühne sollte stets nur einen Ort darstellen. —" (yet it is very defectious in the circumstances; which grieves me, because it might not remain as an exact model of all tragedies. For it is faulty both in place and time, the two necessary companions of all corporal actions. — the stage should always represent but one place —).

In einem vierten Capitel beschäftigt sich der Verfasser mit den Arbeiten von Sainte-Beuve, Ebert und Demogeot und schliesst dann mit einer präcisen Zusammenstellung der gewonnenen Resultate. Die von Seite 47—71

gegebenen wörtlichen Citate mit den angehängten kurzen Notizen zu dem Streit über die Einheiten machen das ohnehin sehr belehrende Büchlein doppelt anziehend, und so möchte ich denn dessen Lectüre jedem Fachcollegen angelegentlichst empfehlen.

Französisches Lesebuch. Anfangs- und Mittelstufe. Von Alb. Benecke und Fr. d'Hargues. Potsdam, Stein, 1878.

Dies ist der Titel einer Sammlung von leichten Prosastücken und Gedichten, auf die ich die Herren Collegen aufmerksam machen möchte. Sämmtliche Stücke sind mit grosser Umsicht ausgewählt und geordnet; sie sind für den Anfang so kurz, dass sie leicht in einer oder höchstens zwei Lectürestunden genau durchgenommen werden können, während wir am Ende der II. Abtheilung einige längere Erzählungen finden. Rücksichtlich des Inhalts liessen sich die Verfasser offenbar von dem Gedanken leiten, vorzüglich Solches zu bieten, das den eigentlichen Zweck der Lectüre zu erfüllen vermöge: durch Reichthum der Sprache und der Ideen des Schülers Anschauungskreis zu erweitern, seine Phantasie zu wecken und zu veredeln, kurz Geist und Herz zu bilden; deshalb wurden unter Ausschluss von Anekdotenhaftem hauptsächlich Fabeln, sittlich anregende Erzählungen und Bilder aus dem Naturleben gewählt. Ein grosser Theil der Prosastücke wie auch der Gedichte finden sich zum ersten Mal in einem Lesebuch; bei den Letzteren wurde vor Allem darauf gesehen, dass sie ebenso gut zum Declamiren wie zum Lesen sich eignen. Die Anmerkungen beschränken sich auf das richtige Mass und sind besonders deshalb gut, weil sie den Schüler stets zu selbständigem Denken und Vergleichen anhalten, indem sie die grammatischen Erklärungen nur mittelbar geben. Noch ein Wort über die Angabe der Vocabeln; hierin zeigt sich allen mir bekannten franz. Lesebüchern gegenüber eine Neuerung und ein wesentlicher Fortschritt. Sie sind am Ende des Buches nicht in alphabetischer Reihenfolge, sondern für jedes Stück einzeln zusammengestellt, was meiner Ansicht nach für diese erste Stufe des Unterrichts das einzig Richtige ist; denn nur so kann dem Anfänger die Präparation erspart werden, die für ihn ja doch nur ein mechanisches Wörtersuchen sein kann und zum Mindesten als reiner Zeitverlust anzusehen ist. Manchem Lehrer dürften vielleicht auch die praktischen Winke, welche in der Einleitung über den Betrieb des Unterrichts gegeben sind, willkommen sein. Ich schliesse mit dem Wunsche, das Buch, das ich selbst im Unterricht erprobt und für gut befunden habe, möge vielseitige Würdigung erfahren.

Augsburg. ——— Wolpert.

Systematische Grammatik der englischen Sprache nebst zahlreichen Uebungs- und Lesestücken von Dr. W. Bischoff, Professor der englischen und französischen Sprache an der Universität Bonn. Berlin 1879, Wiegandt, Hempel & Parey.

Di unter disem titel erschinene englische grammatik unterscheidet sich dadurch von der merzal der englischen schulgrammatiken, dass si systematisch ist. Der erste teil gibt auf 25 seiten das wichtigste und notwendigste über di aussprache. Dass in den allgemeinen bemerkungen über di aussprache der consonanten (p. 2) nur regeln und keine worter sich finden, möchte wol nicht zu billigen sein. Zu den regeln über di aussprache der

vocale finden sich zalreiche wörter, jedoch vile seltene, und möchte es sich empfelen bei einer neuen auflage nur solche wörter als belege zu den wörtern zu setzen, di in den ersten lectionen, oder im pensum des ersten jares, auch wirklich vorkommen. Seltene wörter wie: mar, garb, mall (p. 4), stack, glebe (p. 5), verge, pert, curb, spirt (p. 6), gill, din (p. 7), lore, score, frock (p. 8), clog, shove, hoot, roost, loop (p. 9), glume, rooth, husk (p. 10) u. s. w. sind jedenfalls zu streichen. Was di deutschen wörter betrifft di ungefär di englischen laute darstellen sollen, so wird mancher villeicht anderer ansicht sein, der di angegebenen deutschen wörter anders auszusprechen gewont ist wi der verfasser. Dass di aussprache des h vor w, z. b. in where, eine gezwungene sei (p. 19), möchte wol nicht zuzugeben sein, da di besten englischen aussprachewörterbücher es so verlangen. Ein dem buche angehängtes, ser sorgfältig gearbeitetes wörterverzeichnis gibt über di aussprache der in den andern teilen der grammatik vorkommenden wörter auskunft; im texte selbst ist diselbe gänzlich unberücksichtigt gebliben. Der unterzeichnete hält es pädagogisch nicht für gut, di wörter zur bezeichnung der aussprache vollständig noch einmal zu drucken, wi es in dem anhang zur vorligenden grammatik geschehen ist, da dis leicht bewirkt, dass der schüler, der mer auf das zweite als auf das erste wortbild sit, sich ein verkertes wortbild einprägt. Einige einfache zeichen im texte, über oder unter den wörtern selbst, wi es in den englischen grammatiken von Kade, Gesenius, Im. Schmidt, Deutschbein und andern geschehen ist, scheinen im den vorzug zu verdinen.

Der zweite teil, di eigentliche grammatik, umfasst c. 250 seiten. In den ersten 20 lectionen ist auf c. 30 seiten das hülfsverb to be, to have und das wichtigste über di declination erledigt. Di beispile sind ser leicht, und so gewält, dass der anfänger ser bald über eine anzal leichter redensarten verfügt. In den lectionen, di von der pluralbildung handeln, ist der verfasser zu ser ins detail gegangen und gibt lange listen von wörtern, di für schulzwecke überflüssig sind (z. b. p. 38, 39 di vilen italienischen wörter, ferner fife, strife, safe, coif; di wörter auf ff; p. 40 brief, fief etc.; p. 43 der unterschid zwischen indexes und indices; p. 44—45 di aufzälung der fischnamen di im plural ein s annemen oder nicht annemen; di dreierlei zangen p. 46; di zalreichen wörter auf ies [p. 47]; di zalreichen wörter, di nur im plural vorkommen [p. 49]; di lange liste von wörtern [p. 50], von denen der grösste teil überflüssig ist, so wi der listen p. 57—61). Das meiste hirvon möchte wi l. 19, vom plural der fremdwörter, in den anhang zu verweisen sein.

Es folgen dann, l. 21—34, di pronomina, adjectiva, adverbia und zalwörter. p. 69 sind di anmerkungen über lesser und worser zu streichen; von den verbindungen mit most würden einige wenige genügen.

Zu l. 28 (zalwörter) sind einige beispile zu wünschen, in denen das verhältnis der englischen münzen und masse zu den deutschen klar gemacht würde; so wi einige beispile über di procentrechnung, eine englische „Multiplication Table".

Es folgen, von l. 34 an, das verbum, di pronomina und hülfsverba. Auch hir gibt der verfasser, nach der ansicht des unterzeichneten, in einzelheiten zu vil; so p. 89 di formen hoe ing, singe ing, springe ing, swinge ing; oder di formen parallel ing, traffick ing. Di anmerkung p. 112 it is me, statt it is I, ist durchaus zu streichen; es darf den schülern das, was anerkannter massen falsch ist, auch nicht einmal als durch den usus gerechtfertigt hingestellt werden. In englischen elementarbüchern (z. b. in Victoria spelling-book p. 119) wird besonders davor gewarnt. p. 137 ist di regel über di übersetzung von musste durchaus anders zu fassen. p. 139 gehört das, was über will als selbständiges verbum gesagt ist, nicht in eine schulgrammatik. Abgesehen von disen ausstellungen gehört der abschnitt über di verba, besonders di hülfsverba, wo der verfasser vile idiomatische redens-

arten angibt, mit zu den besten des ganzen buches, und findet der lerer des englischen manches dankenswerte, das er in ausfürlicheren grammatiken vergebens sucht.

Bei den unregelmässigen verbis wäre zu wünschen, dass der unterschid zwischen beheld und beholden, zwischen worked und wrought, zwischen awaked und awoke auseinandergesetzt würde, so wi dass eine anzal jetzt nur regelmässiger verba (wi light, spell, smell, crow u. s. w.) oder seltener (wi quit, shred, heave, freight, rive, smite, stride, writhe, wax u. s. w.) gestrichen würde; dass zu make und do einige redensarten angegeben würden, in denen „do" und „make" unterschidlich vom deutschen „tun" und „machen" gebraucht werden: ebenso zu sagen: say und tell; I am said, I am told; bringen: bring, take; tragen: carry, bear, wear; treffen: hit, meet; schlagen: beat, strike, fight; erschlagen slay u. s. w.

In das alphabetische verzeichnis könnten ja alle unregelmässigen verba, auch di seltneren, aufgenommen werden. Es folgen di abschnitte über das adverbium, die präpositionen und conjunctionen.

Aus den langen listen bei der präposition from p. 212—214, of p. 221 bis 222, on p. 225—226, with p. 229—232 würden nur einige wenige, oft vorkommende verbindungen hervorzuheben und di listen selbst in den anhang zu verweisen sein. Dagegen felen einige oft vorkommende verba, nach denen „at" auf di frage wohin? stet; es felt di präposition to (einige verba, nach denen immer to stet, finden sich in l. 39).

Als anhang zu den präpositionen ist eine zusammenstellung zu wünschen, änlich der in Plötz französischer schulgrammatik l. 37—39, di vom deutschen ausginge und einige wichtige fälle zusammenstellte, in denen di englische sprache ganz verschiden von der deutschen ausdrückt, und di verschidenen präpositionen, di zur übersetzung gebraucht werden, unterschiden würden; z. b. deutsch

von: of, by, from,
nach: after, at, for,
über: over, across, above, at, on, of,
unter: under, below, between, of, among u. s. w.

Es folgt dann ein abschnitt, überschriben „syntax", der auf etwa 30 seiten di wichtigsten syntactischen regeln, so weit si für di schulzwecke nötig sind, zusammenstellt. Der verfasser hat sich in disem abschnitte so kurz fassen können, weil er auf ser geschickte weise das wesentlichste aus der syntax mit der formenlere verbunden und in di andern teile der grammatik hineinverwoben hat. Der dritte teil umfasst ein lesebuch und eine anzal von gedichten, auf etwa 50 seiten.

Da one zweifel an den anstalten, an denen di Bischoff'sche grammatik eingefürt wird, von ober III, jedenfalls von unter II an, ein eigenes lesebuch, sei es chrestomathie, oder ein einzelnes werk eines autors gelesen werden wird, so würden statt No. 12, 13, 14, 15, 17 villeicht besser leichte historische abschnitte aufzunemen sein. Bei den gedichten würde es sich empfelen di namen der dichter darunter zu setzen und an stelle einiger (wi: daffodils, loss of George, wish, solitude of A Selkirk, the green linnet, ode to duty, stanzas written in dejection, to the cuckoo) leichtere und interessantere gedichte zu setzen.

Den schluss bildet ein alphabetisches register zur grammatik, eine ser dankenswerte zugabe, di man leider in vilen andern grammatiken vermisst.

Der verfasser sagt in der vorrede, das buch sei für den englischen unterricht in III und II höherer leranstalten bestimmt. Man könnte also annemen, dass di Bischoff'sche grammatik nicht für alle classen ausreichend, und dass von I an noch eine ausfürlichere grammatik durchzunemen sei.

Der unterzeichnete glaubt, dass di vorligende grammatik für jede unterrichtsanstalt, auch für di realschule I. O., grammatischen stoff genug bitet, wenn bei einer zweiten auflage zu manchen capiteln, namentlich zu dem ab-

schnitt syntax (l. 80—86) noch einige zusätze hinzukämen, und als anhang noch eine anzal zusammenhängender übersetzungsstücke zum übersetzen aus dem deutschen ins englische hinzugefügt würde. Namentlich für solche leranstalten, di nur 3—4 jare auf den englischen unterricht verwenden können, oder weniger englische stunden haben als di realschule I. O., dürfte di vorligende grammatik vor vilen andern wegen der beschränkung in bezug auf den grammatischen stoff den vorzug verdinen.

Cöln. K. Hottenrott, Oberl.

Englische Studien. Organ für englische Philologie unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts auf höheren Schulen. Herausgegeben von Dr. Eugen Kölbing, Docenten an der Universität Breslau. III. Band, 2. Heft. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1880.

Es regt sich gewaltig in Deutschland auf dem Gebiete der modernen Philologie, besonders auf dem der englischen Disciplin. Schon vor der „Anglia“ nämlich, irre ich nicht, erschien das erste Heft dieser Studien und wurde mit allgemeinem Beifall in Deutschland und England begrüsst. Durch eine unangenehme Zufälligkeit kommt unsere Anzeige dieser Zeitschrift so verspätet. Ihre Gediegenheit wird ihr jedoch wahrscheinlich im Kreise unserer Leser Bahn gebrochen haben. Wie das Archiv bringt auch sie ausser grösseren wissenschaftlichen Abhandlungen Besprechungen streng wissenschaftlicher so wie mehr elementarer Lehrbücher und Miscellen, worunter eine Zeitschriftenschau sich befindet, die sich auf die germanistischen überhaupt erstreckt, nicht speciell auf die englischen. Das neueste, hier angezeigte Heft enthält: Chaucer's „House of Fame“ in seinem Verhältniss zu Dante's „Divina Commedia“ von A. Rambeau; Verbesserungen zu altengl. Schriftstellern von F. H. Stratmann; Ueber die bestimmte (schwache) Form der Adjectiva im Altenglischen von demselben; Altengl. -ere (-ære, -are) von demselben; kleine Beiträge zur Erklärung und Textkritik engl. Dichter, II. von E. Kölbing; zur engl. Balladenpoesie von Felix Liebrecht und Ueber die Wahl des Lehrstoffes im engl. Unterricht auf der Realschule erster Ordnung von Hugo Ottmann; dann unter „Literatur“ eine Reihe von längeren und kürzeren Bücherbesprechungen; ferner Berichte über engl. Gesellschaft-Publicationen, I. die Publ. der Shakspere Society von O. S. Seemann, Literarische Notizen und Miscellen, darunter ein Nekrolog des leider zu früh heimgegangenen verdienstvollen Wilhelm Hertzberg von W. Sattler, Vorlesungen über engl. Philologie an den Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz im Wintersemester 1879—1880 u. s. w. Möchte sich diese Zeitschrift der Unterstützung, geistigen und pekuniären, erfreuen, die sie und deren wackerer Redacteur so reichlich verdient.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Unter Mitwirkung von Professor Dr. Karl Bartsch herausgegeben von Dr. Otto Behaghel, Docenten der germanischen Philologie, und Dr. Fritz Neumann, Docenten der romanischen und engl. Philologie an der Universität Heidelberg. Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn. Erscheint monatlich. Preis halbjährlich Mk. 5. Nr. 1—3. Januar—März 1880.

Seit Anfang dieses Jahres ins Leben getreten, liegen uns nun die ersten drei Nummern dieses neuen Unternehmens der auf sprachlichem Gebiete so

rührigen Verlagshandlung vor und begrüssen wir es mit um so mehr Genugthuung, als bei den in nur längeren Zwischenräumen erscheinenden Vorgängern und Zeitgenossen dieses Literaturblattes, als da sind das „Archiv“ selbst, „Englische Studien“ von E. Kölbing und „Anglia“ von Wülcker und Trautmann etc, den Bücherbesprechungen weniger Raum vergönnt ist und hier oft nur erst lange nach dem Erscheinen der betr. Werke ans Licht treten. Den nächsten Vergleich mit dem Literaturblatt bietet jedoch eigentlich nur das „Archiv“, da auch dieses der germanischen und romanischen Philologie zugleich gewidmet ist, während die anderen genannten Zeitschriften ausschliesslich die englische und andere hier nicht genannte entweder nur die germanische oder nur die romanische in sich fassen. Mit Recht sagen die Herausgeber im Vorwort, es sei ausserordentlich wichtig und wünschenswerth, dass ein enger Zusammenhalt bestehen bleibe zwischen den beiden Disciplinen, die ja fort und fort Berührungspunkte bieten und in der Erforschung der englischen Sprache, wie in dem Studium der mittelalterlichen Literaturen sich vereinigen müssen. Als Hauptbestandtheil des Blattes werden nun angegeben: Besprechungen der neueren literarischen Erscheinungen auf beiden Gebieten, und zwar nicht nur selbständiger Bücher, sondern auch grösserer Abhandlungen in Zeitschriften, und nicht blos rein wissenschaftliche Werke, sondern auch Schulbücher sollen dabei berücksichtigt werden. Den Kritiken schliessen sich — denn wir können bereits das Präsens statt des Futuri anwenden, da das Versprechen in den vorliegenden Nummern gehalten ist — Verzeichnisse von neu erschienenen Büchern und Recensionen, ferner Inhaltsangabe der Zeitschriften, Nachrichten über Werke, die in Vorbereitung begriffen sind, sowie Mittheilungen über germanistische und romanistische Vorlesungen an deutschen und ausserdeutschen Hochschulen an. Endlich sollen die Spalten des Literaturbl. auch für Anfragen aller Art stets offen gehalten werden. Nr. 1 bringt ein Verzeichniss der Mitarbeiter, welches durch Zahl und Bedeutung eine genügende Gewährleistung für die erfolgreiche Fortsetzung des Unternehmens ist. Eine solche Gewährleistung bieten aber auch schon die Namen der Herausgeber und die Verlagshandlung, die denn auch wirklich in den bereits erschienenen Nummern sich bemüht haben, die erstere, die Leser über alles Bedeutendere auf den beiden Gebieten auf dem Laufenden zu erhalten, und die letztere, für gute Ausstattung und Correctheit des Druckes zu sorgen. Dass die Mitwirkung von Prof. Dr. Karl Bartsch noch eine ganz besondere Garantie für Gediegenheit des Blattes gewährt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Somit empfehlen wir das Literaturblatt den Lesern des Archivs aufs beste.

Leipzig. Dr. David Asher.

Erwiederung auf Herrn Dr. Sonnenburg's Vorwort zum Englischen Uebungsbuche.

Obschon es mein fester Vorsatz war nicht auf die in dem Archiv veröffentlichte Entgegnung gegen meine Kritik der Grammatik von Dr. Sonnenburg weiter einzugehen, sehe ich mich doch in Folge der in dem Vorworte zu dem Uebungsbuche des Herrn Dr. S. Besprechung meiner Kritik gedrungen, diese Entgegnung zu beleuchten und nicht unbeantwortet zu lassen. Herr Dr. S. sagt in dem erwähnten Vorworte: „Es ist wohl selten vorgekommen, dass Jemand mit solchen Irrthumern in solcher Weise hervorgetreten ist, wie es der Angreifer im Archiv gethan hat.“

Ich überlasse die Entscheidung über diese Irrthümer dem unbefangenen Urtheile derer, die sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die 8 Seiten

lange Kritik mit Aufmerksamkeit durchzugehen. Ich meinestheils erkläre, dass ich alles darin Gesagte aufrecht erhalte und ganz erstaunt bin, dass Herr Dr. S. in seinen beiden Entgegnungen keinen von diesen gewaltigen vermeintlichen Irrthümern aufführt, sondern einige unwesentliche, geringfügige Punkte, in denen ich anderer Ansicht bin, bespricht. So lange mir diese groben Irrthümer nicht evident nachgewiesen werden, kann ich von dem Gesagten kein Jota zurücknehmen. Die Entgegnung des Vorwortes, welche im Wesentlichen dasselbe enthält, wie die im Archiv, werde ich, um nicht den Vorwurf zu verdienen, mit allgemeinen Phrasen ohne Begründung meinen Gegner abzufertigen, Punkt für Punkt hier besprechen.

1) Herr Dr. S. sagt: „Die Aussprache des Englischen beruht auf denselben Grundsätzen wie die des Deutschen.“ Meine Widerlegung dieses Satzes besteht darin, dass es im Deutschen weder stumme Consonanten noch stumme Vokale giebt und dass die Vokale im Englischen ganz verschieden ausgesprochen werden. — Dass ich unter stummen Buchstaben beispielsweise k vor n, l vor d, k, f, m; g in sign, night u. s. w., w vor h, und in sword, answer, b vor t (doubt), b nach m (lamb), das stumme e am Ende, wo es auch nicht Dehnungszeichen ist, die verschiedene Aussprache der einfachen sowohl, wie der Doppelvokale (ous, ea, ie) u. s. w. meine, ist selbstverständlich. Herr Dr. S. rechtfertigt seine Ansicht, indem er als analoge Beispiele im Deutschen Doppelconsonanten und blosse Dehnungszeichen wie h, e nach i aufführt und folgende Wörter als Beleg für seine Behauptung angiebt: „todt, mehr, kann, Herrscher, miethen.“ Auf welcher Seite ist hier der Irrthum?

2) Ob die Wörter auf o oder die auf oe die Mehrzahl sind, ist sehr unwesentlich; um jedoch in diesem unbedeutenden Punkte, der von mir nur der Vollständigkeit wegen aufgeführt, auch recht zu haben, führt Herr Dr. S. eine Reihe von Wörtern auf wie moe, poe etc., die gar nicht mehr gebräuchlich sind. Hätte Herr Dr. S. unter den vielen von mir besprochenen Fehlern wichtigeres zurückweisen können, so würde er dies gewiss vorgezogen haben.

3) In meiner Kritik habe ich getadelt, dass die Lehre von dem Demonstrativ mit yonder beginnt Dass yonder, welches sogar mehr als Adverb (dort) gebraucht wird, als Demonstrativ nicht sehr gebräuchlich ist, wird wohl nicht bezweifelt werden. Dass das selbst von dem Herrn Verfasser als gewöhnlichere, wenn auch vulgäre yon gar nicht erwähnt ist, habe ich nur in Parenthese bemerkt.

4) Cattle und riches. Bei cattle heisst es in der Grammatik: „Cattle ist Plural.“ „Riches Reichthum ist eigentlich Singular, wird aber als ein Plural angesehen.“ Ich tadelte beide Erklärungen, indem cattle eigentlich Singular (capital) ist, als Collectiv aber mit dem Plural gebraucht wird. Ob riches eigentlich Singular ist, ist unentschieden, obschon der ältere Sprachgebrauch dafür zu sprechen scheint; jedenfalls ist es aber jetzt ein Plurale tantum. Für die Behauptung, dass es Plural ist, spricht die Form richness, welches allerdings in einer nüancirten Bedeutung gebraucht wird. Uebrigens räume ich gerne in diesem Falle ein, dass Herr Verfasser der Grammatik das Richtigere getroffen hat.

5) Der Unterschied zwischen Formenlehre und Grammatik! ist, wie leicht ersichtlich, ein blosser Lapsus entweder in dem Manuscripte oder in dem Drucke meiner Kritik. Zur Erläuterung diene Folgendes:

In der Grammatik des Herrn Dr. S. beginnt die Syntax § 48: „der unbestimmte Artikel hat zwei „Formen a und an.“ Indem ich in meiner Kritik bemerke, dass dieses nicht in die Syntax, sondern in die Formenlehre gehört, heisst es: „Soll eine Trennung zwischen Formenlehre und Grammatik (soll heissen: Syntax in der Grammatik) sein, so ist u. s. w. Ob a oder an gesetzt wird, gehört nicht in die Syntax, sondern in die Formenlehre.“

Dass dem Verfasser der Grammatik dieser so auffällige Lapsus entgehen konnte, geht aus dem widersprechenden Urtheile seiner beiden Entgegnungen hervor. In der Entgegnung im Archiv folgert er aus diesem Satze, dass mein Verständniss der Grammatik so beschaffen sei, dass ich einen Unterschied mache zwischen Formenlehre und Grammatik, in seinem Vorwort aber, dass ich ihm einen solchen Unterschied andichte, dass ich überhaupt sein Buch nicht genau angesehen, was jedenfalls meiner eingehenden Kritik gegenüber eine kühne Behauptung ist. Dabei spricht der Herr Verfasser der Grammatik von meinen falschen Behauptungen, Entstellungen und Verdrehungen, indessen ohne ein einziges Beispiel ausser den hier besprochenen Punkten aufzuführen. Auch von Dingen, die ich als fehlend in der Grammatik angegeben, die aber seiner Behauptung nach nicht fehlten, macht er keins namhaft.

6) Dass die Schüler, welche englisch erlernen, etwa so viel französisch wissen, dass sie die Wörter heure, honneur kennen, ist wohl selbst auf der Elementarstufe vorauszusetzen, und daher scheint es uns keine so grosse Zumuthung an den Schüler, dass er z. B. wisse, dass hand, house germanische und hour, honour romanische Wörter sind. Der Herr Verfasser sagt darüber: „Der Kritiker hat offenbar kein Verständniss dafür, wie eine Elementargrammatik beschaffen sein muss, „„h in romanischen Wörtern gewöhnlich stumm““ (so heisst es in meiner Kritik), was soll ein Anfänger mit solchen Regeln machen?“

7) Dass the good, die Guten, als ein Pluralis Masculinum bezeichnet, ist dasselbe, wie wenn ich im Deutschen die Guten, die Armen, die Reichen als Masculina bezeichnen wollte, wo wir doch im Allgemeinen ohne Geschlechtsunterschied sprechen und wo nicht, wie der Verfasser in dem Vorwort zur Rechtfertigung seiner Behauptung boni in Klammer setzt, durch die Endung das Geschlecht gekennzeichnet ist. Auch ist ja dieses im Englischen alleinstehende Adjektiv, welches die ganze Gattung umfasst, immer so aufzufassen, dass ein Substantiv, etwa people oder Aehnliches zu ergänzen ist. So ist z. B. the fair (die Schönen) bekanntlich immer in Beziehung auf das weibliche Geschlecht gesagt.

Wir glauben hiermit alle die Punkte erschöpft zu haben, die Herr Dr. S. in dem Vorworte zu seinem in diesem Jahre erschienenen Englischen Uebungsbuche gegen mich vorbringt.

Da eine Entgegnung in dem Vorworte eines Buches eine weitere Verbreitung hat, als diejenige in einer Zeitschrift, welche nur von Fachmännern gelesen wird, so konnte ich nicht umhin wider meinen anfänglichen Vorsatz nochmals auf den Gegenstand zurückzukommen und hoffe hiermit, dass dies das letzte Wort in dieser Angelegenheit ist.

Frankfurt a. M., Mai 1880. Dr. Bernhard Lehmann.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. H. Sayce, Introduction to the science of language. 2 vols. (London, C. Keyan Paul.) 25 s.

A. Steger, Gehört Geschichte der deutschen Literatur in die mehrklassige Bürgerschule? (Vortrag.) (Halle, Hendel.) 75 Pf.

Cobham Brewer, The reader's handbook of allusions, references, plots, and stories. (London, Chatto & Windus.) 12 s. 6 d.

G. H. v. Meyer, Unsere Sprachwerkzeuge u. ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute. (Leipzig, Brockhaus.) 6 M.

Wernecke, Ueber den Unterricht im Englischen. (Berlin, Mode.) 60 Pf.

Th. Möbius, Verzeichniss der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Literatur von 1855 bis 1879 erschienenen Schriften. (Leipzig, Engelmann.) 3 M. 50 Pf.

Grammatik.

H. v. Wolzogen, Geschichte und Gesetze der deutschen Rechtschreibung. (Leipzig, Schlömp.) 1 M.

E. v. Hagen, Deutsche Sprachweisheit. Etymologische Aphorismen. (Hannover, Schüssler.) 1 M.

C. W. M. Grein, Kurzgefasste angelsächs. Grammatik. (Kassel, Wigand.) 2 M.

A. Salisbury, Phonology and Orthoepy: Elementary treatise of Pronunciation. (Wisconsin, Madison.) 3 s.

A. Hagemann, Ist es ratsam die sogenannte deutsche schrift und die groszen anfangsbuchstaben der nomina appellativa aus unsern schulen allmählich zu entfernen? II. Die majuskeltheorie der grammatiker. Zwei abhandlungen. (Berlin, Mode.) 1 M. 60 Pf.

A. Bieling, Das Princip der deutschen Interpunktion, nebst einer übersichtl. Darstellung ihrer Geschichte. (Berlin, Weidmann.) 1 M. 60 Pf.

K. Kärger, Die orthographische Frage. (Berlin, Hermann.) 50 Pf.

C. Nostitz, Anleitung zur schnellen und sicheren Erlernung der neuen deutschen Rechtschreibung. (Siegen, Montanus.) 20 Pf.

K. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) 5 M.

A. Maresch, Etude comparative de l'emploi du subjonctif en français et en allemand. (Neuhaus in Böhmen, Holtsche.) 75 Pf.

E. Le Hériche r, Histoire de deux préfixes à travers le vieux français et les patois. (Paris, Maisonneuve.) 2 fr.
A. Löffler, Untersuchungen über den Article partitif. (Berlin, Mode.) 60 Pf.

Lexicographie.

A. de Cihac, Dictionnaire d'étymologie daco-romaine. (Frankfurt a. M., St. Goar.) 20 M.
J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. VI. Bd., 5. Lfrg., bearbeitet von M. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 M.
K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 28. Heft. (Bremen, Kühtmann.) 2 M. 50 Pf.
H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 9. Heft. (Brandenburg, Müller.) 1 M. 50 Pf.
D. Sanders, Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache. 3. u. 4. Lfrg. (Stuttgart, Abenheim.) à 1 M. 25 Pf.
J. Kelle. Glossar zu Otfried's Evangelienbuch. 2. u. 3. Heft. (Regensburg, Manz.) à 2 M. 80 Pf.
F. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle. Tome I, fasc. I. (Paris, Vieweg.) 5 fr.
Sachs, Encyclopädisches Wörterbuch der französ. und deutschen Sprache. II. Bd., Schlusslieferung. (Berlin, Langenscheidt.) 1 M. 20 Pf.
J. F. Minssen, Dictionnaire des sciences militaires (allemand-français). (Paris, Dumaine.) 7 fr. 50 c.
The student's Engl. Dictionary by J. Ogilvie. (London, Blackie.) 7 s. 6 d.
K. Klöpper, Englische Synonymik. 2. Lfrg. (Rostock, Werther.) 2 M.
W. Skeat, An etymological Dictionary of the English language, arranged on an historical basis. (London, Macmillan.) 10 s. 6 d.
R. S. Charnock, Glossary of the Essex Dialect. (London, Trübner.) 3 s. 6 d.

Literatur.

K. Domanig, Parzival-Studien. II. Heft. Der Gral des Perzival. Paderborn, Schöningh.) 1 M. 50 Pf.
Joh. Kottenkamp, Zur Kritik und Erklärung des Tristan Gottfried's von Strassburg. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 M.
R. Werner, Drei Farcen des 15. Jahrhunderts. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 M. 10 Pf.
R. Rischka, Verhältnis der polnischen Sage von Walgierz Wdaly zu der deutschen Sage von Walther von Aquitanien. (Brody, Rosenheim.) 1 M.
R. v. Muth. Heinrich v. Veldeke und die Genesis der romantischen und heroischen Epik um 1190. (Wien. Gerold.) 1 M.
R. Nötel, Ueber Lessing's Minna v. Barnhelm. (Kottbus, Differt) 35 Pf.
C. Humbert, Ein verschollenes Werk von Carl Fr. Becker: Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet. (Berlin, Mode.) 60 Pf.
L. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 3. u. 4. Lfrg. (Stuttgart, Levy & Muller.) à 1 M.
W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 1. Lfrg. (Berlin, Weidmann.) 1 M.
M. Koch, Das Quellenverhältniss zu Wieland's Oberon. (Marburg, Elwert.) 1 M. 20 Pf.

P. Döring, Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Literaturbriefe. (Sonderburg, La Motte.) 75 Pf.
G. Böttieher, Die Wolfram-Literatur mit kritischen Anmerkungen. (Berlin, Weber.) 1 M. 60 Pf.
H. Düntzer, Goethe's Leben. (Leipzig, Fues.) 8 M.
A. v. Oettinger, Goethe's Faust 1. u. 2. Theil. Text und Erläuterungen in Vorlesungen. 2 Thle. (Erlangen, Deichert.) 6 M.
B. Taylor, Studies in German Literature. (London, Low.) 10 s. 6 d.
C. H. Schneider, Biographie des écrivains français. Un abrégé de la littérature franç. du 16e siècle jusqu'à nos jours. (Edinburgh, Thin.) 3 s.
Mahn, Die Werke der Troubadours. III. Bd., 2. Lfrg. (Berlin, Dümmler.) 1 M. 50 Pf.
E. Dönges, Die Baligantepisode im Rolandsliede. (Heilbronn, Henninger.) 1 M. 50 Pf.
F. Godefroy, Histoire de la littérature française depuis le XVIe siècle jusqu'à nos jours. 2e éd. I. Prosateurs. (Paris, Gaume.) 5 fr. 50 ct.
N. Quellien: Annaïk, Poésies bretonnes (texte breton-français en regard). (Paris, Fischbacher.) 2 fr.
A. Tobler, Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. (Leipzig, Hirzel.) 2 M. 40 Pf.
F. Brunetière, Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
Ch. Formentin, Essai sur les origines du drame moderne en France. (Paris, Pedone Lauriel.) 3 fr. 50 c.
F. Mistral, Mireille, poème provençal; traduit en vers français par E. Rigaud. (Paris, Hachette.) 5 fr.
E. Scherer, Diderot; étude. (Paris, Levy.) 3 fr. 50 c.
H. Ligier, La politique de Rabelais. (Paris, Fischbacher.) 3 fr.
J. H. Glimore, The English language and its early literature. (New-York.) 3 s.
L. Botkine, La chanson des runes. Texte anglo-saxon. Traduction et notes. (Le Hâvre, Baer.) 3 fr.
A. C. Swinburne, A study of Shakespeare. (London, Chatto & Windus.) 8 s.
A. H. Elliot, The witty and humorous side of the English poets. (London, Low.) 10 s. 6 d.
J. Hadley, A brief history of the English language. (London, Bell & Sons.) 1 s.
T. Higginson, Short studies of American authors. (Boston.) 4 s.
Tennyson's Harald, deutsch von Albr. Graf Wickenburg. (Hamburg, Grüning.) 2 M.
F. Winkel Horn, Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens. 5. u. 6. (Schluss-) Lfrg. (Leipzig, Schlicke.) à 1 M. 80 Pf.
P. Stapfer, Shakespeare et l'antiquité. (Paris, Fischbacher.) 2 vols. 8 fr.
Shakespeare, Hamlet, prince de Danemark, tragédie, traduite en prose et en vers avec un commentaire critique et explicatif par Th. Reinach. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
Bunyan, by J. A. Froude (English Men of letters). (London, Macmillan.) 2 s. 6 d.
Chaucer, by Prof. A. W. Ward. (Ibidem.) 2 s. 6 d.
H. Taine, Geschichte der englischen Literatur. Deutsch bearbeitet von G. Gerth. Schluss-Lfrg. 19—21. à 1 M. 50 Pf.
Ugo Foscolo's Gedicht von den Gräbern, übers. von P. Heyse. (Leipzig, Friedrich.) 1 M.
E. Hallberg, Histoire des littératures étrangères. II. Littératures anglaise, slave. (Paris, Lemerre.) 6 fr.
Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen von

L. Katscher. 1.—3. Bd. (Goldsmith, Defoe, Thackeray.) (Leipzig, Wartig.) à 3 M.

H. Normann, Classische Dichterwerke aus allen Literaturen, auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert. 2 Bde. (Stuttgart, Levy & Müller.) 5 M. 40 Pf.

Hilfsbücher.

Regeln der deutschen Rechtschreibung, hrsgg. vom Verein „Mittelschule". (Wien, Hölder.) 50 Pf.

K. Schiller, Deutsche Unterrichtsbriefe. 1. u. 2. Lfrg. (Wien, Hartleben.) à 50 Pf.

D. Sanders, Kurzgefasstes Hilfsbuch der Rechtschreibung. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 50 Pf.

W. Wackernagel, Kleines altdeutsches Lesebuch. 2. Auflage. (Basel, Schweighauser.) 6 M.

C. Nachtigall, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den oberen Classen. (Remscheid, Schmidt.) 1 M.

J. A. Griesmann, Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun. (Leipzig, Weber.) 1 M. 50 Pf.

F. Verstraeten et E. Doms, Cours complet de langue flamande. Ie Partie. (Köln, Du Mont-Schauberg.) 1 M. 60 Pf.

J. Baranowski, Vade-mecum de la langue française, rédigé d'après les dictionnaires classiques, avec les exemples de bonnes locutions que donne l'Académie française. (Londres; Paris, Leroux.) 3 fr.

M. Mass, La prononciation française. Die Kunst elegant und richtig französisch zu sprechen. (Berlin, Horrwitz.) 1 M. 80 Pf.

G. Lücking, Französ. Schulgrammatik. (Berlin, Weidmann.) 3 M. 60 Pf.

Lucrèce, tragédie en 5 actes, erklärt von H. Rehrmann. (Berlin, Weidmann.) 1 M. 20 Pf.

L. Herrig, Premières lectures françaises. Franz. Lesebuch für mittlere Classen. 17. umgearb. Aufl. (Braunschweig, Westermann.) 1 M. 80 Pf.

Elementarbuch der französ. Sprache. 1. u. 2. Thl. (Stuttgart, Metzler.) 1 M.

E. Gerlach, Elementarbuch d. franz. Sprache. (Leipzig, Veit.) 1 M. 20 Pf.

R. Degenhardt, Lectures choisies. (Bremen, Kühtmann.) 4 M.

Auswahl deutscher Bühnenstücke zum Uebers. in das Französische: Doctor Wespe von Benedix, bearb. von Peschier. (Dresden, Ehlermann.) 80 Pf.

E. Tellering, A new french grammar, or, the study of the french language made popular colloquially. (Frankfurt a. M., Jügel.) 2 M. 70 Pf.

R. Rosenthal, Das Meisterschafts-System zur praktischen und naturgemässen Erlernung der französischen und englischen Geschäfts- und Umgangs-Sprache. (Leipzig, Rosenthal.) 1 M. 50 Pf.

H. Röttsches, Schulgrammatik der englischen Sprache. II. Thl. (Rostock, Werther.) 2 M. 25 Pf.

Macaulay's ausgewählte Reden mit Anmerkungen von Dr. Bendan. (Berlin, Mode.) 1 M.

A. Walter, Handbuch der Gespräche, der Sprachlehre und des Briefstils ungarisch, englisch, französisch u. italienisch. (Budapest, Grimm.) 8 Hefte à 60 Pf.

R. Wilcke, Materialien z. Uebers. aus dem Deutschen ins Englische. (Berlin, Weidmann.) 2 M.

H. Keller, Vocabular und Conversationsbuch der italienischen Sprache. (Leipzig, Teubner.) 1 M. 50 Pf.

G. Lardelli, Letture scelte ad uso degli studiosi della lingua italiana. (Zürich, Orell & Füssli.) 3 M.

F. Werder, Lehrbuch der italienischen Sprache. 2. Auflage. (Leipzig, Weber.) 2 M.

T. D. Hall, Manual of English composition. (London, Murray.) 3 s. 6 d.

T. M. Maguire, Test Questions on selected portions of English literature and history. (London, Rivingtons.) 2 s. 6 d.

Wershoven und Becker, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. (Köthen, Schulze.) 2 M.

E. Lorenzen, German declensions with exercises, after Dr. Hoffmann's Neuhochd. Elementargrammatik. (Hamburg, Boyson.) 1 M. 20 Pf.

W. Keller, Russisches Sprachbuch. Ein Versuch in genetischer Methode. (Riga, Kymmel.) 2 M. 40 Pf.

Biola, A graduated Russian Reader, with a vocabulary. (London, Trübner.) 10 s. 6 d.

J. Gall, Kurzgefasste praktische Grammatik der kroatischen Sprache. (Agram, Senftleben.) 1 M. 20 Pf.

Verzeichniss der Vorlesungen

an der Berliner Akademie für moderne Philologie.

Sommersemester 1880.

Ueber die Celtischen Sprachen, Charakteristik und verwandtschaftliches Verhältniss derselben, sowie über deren Einfluss auf die deutsche, englische, französische und die übrigen romanischen Sprachen. Dienstag von 7—8 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Grammatik des Altfranzösischen, mit Erklärung des Rolands-Epos. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Celto-irische Grammatik. Grammatik mit Erklärung von altirischen Texten (nach Windisch, irische Grammatik mit Lesestücken. 1879.) Mittwoch von 7—8 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Provenzalische Grammatik wird Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr vortragen Prof. Dr. Mahn.

Provenzalische lyrische und epische Gedichte wird Freitag von 7 bis 8 Uhr erklären Prof. Dr. Mahn.

Rumänische Grammatik. Mittwoch von 5—6 Uhr. Prof. Demeter Boghean.

Ausgewählte Stücke aus der rumänischen Literatur erläutert Sonnabend von 5—6 Uhr Prof. D. Boghean.

Uebungen in der Interpretation des Rabelais. Montag von 3—4 Uhr. Prof. Dr. Herrig.

Geschichte der französischen Literatur seit Corneille. Donnerstag und Sonnabend von 6—7 Uhr. Dr. Chr. Rauch.

Exercices de style français. Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr. Prof. Pariselle.

Uebungen in freien französ. Vorträgen. Donnerstag von 5—6 Uhr. Dr. Burtin.

Praktische Uebungen in der französischen Aussprache, nebst Lehre des franz. Versbaues. Dienstag von 6—7 Uhr. Dir. Dr. Benecke.

Angelsächsische Uebungen mit Zugrundelegung von Zupitza's Lesebuch. Montag und Donnerstag von 5—6 Uhr. Dr. Zernial.

Ausgewählte Abschnitte aus den Canterbury Tales von G. Chaucer wird am Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr erklären Dr. Vatke.

Ch. Dickens' Cricket on the Hearth (unter Zugrundelegung seiner Ausgabe) wird Montag und Donnerstag von 5—6 Uhr erklären Prof. Dr. A. Hoppe.

Uebungen im Text-Emendiren des Shakespeare. Dienstag und Freitag in zu verabredenden Stunden. Prof. Dr. Leo.

Die Syntax der englischen Sprache wird Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr vortragen Prof. Dr. I. Schmidt.

English Literature under Queen Anne. Montag und Donnerstag von 7—8 Uhr. Prof. G. Boyle.

Exercises in English style. Montag von 2—3 Uhr. Mr. W. Wright.

Uebungen in freien englischen Vorträgen. Mittwoch von 5—6 Uhr. Mr. W. Wright.

Erklärung von Ariosto's Orlando Furioso. Dienstag von 5—6 Uhr. Dr. Buchholtz.

Calderon, el principe constante, mit kurzer literarischer Einleitung, verbunden mit praktischen Uebungen. Freitag von 5—7 Uhr. Dr. P. Förster.

Schwedische Grammatik. Montag und Donnerstag von 2—3 Uhr. Prof. Dr. Leo.

PB
3
A5
Bd.63

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY